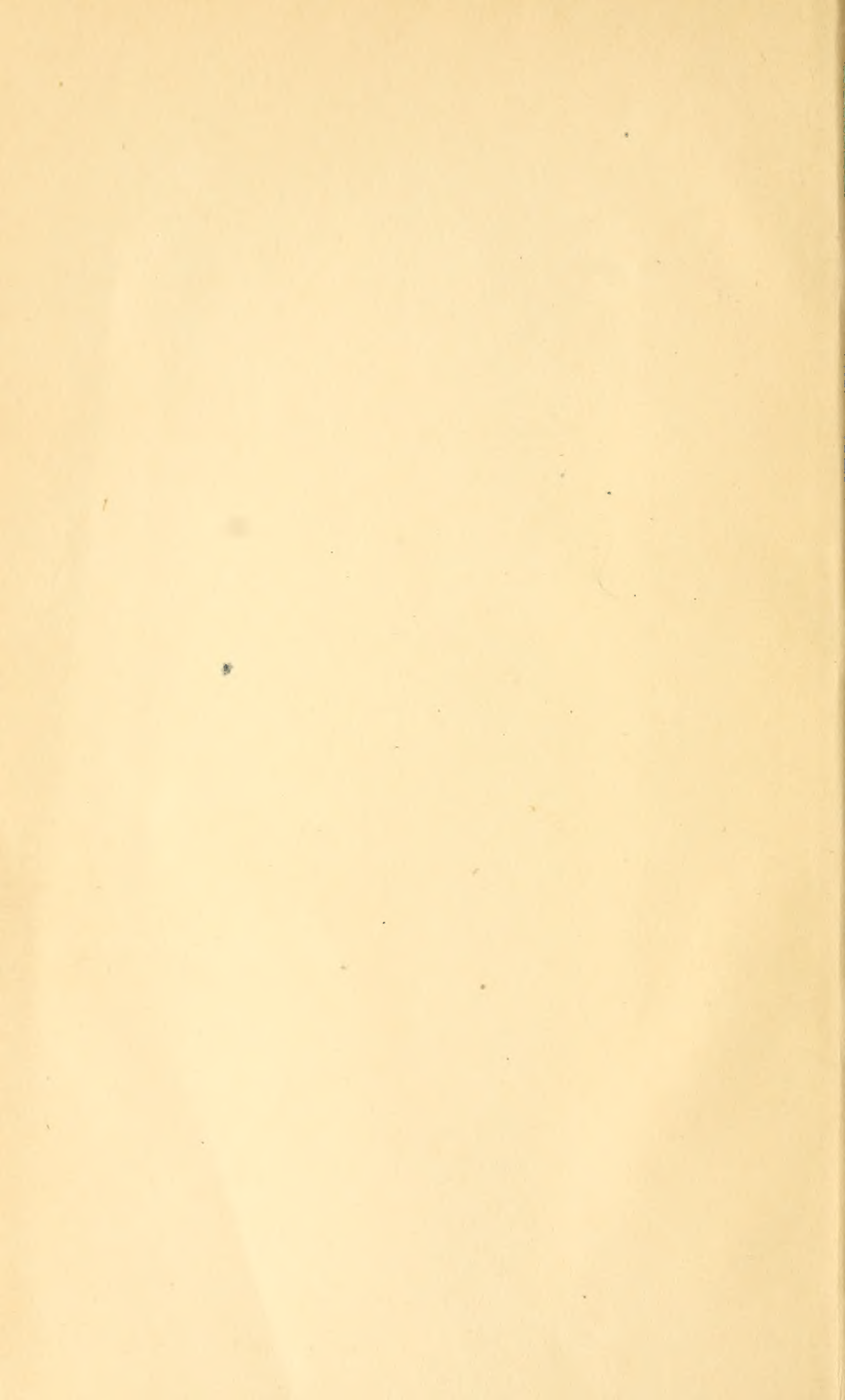












ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

ZWEIUNDFÜNFZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE VIERZIGSTER BAND

BERLIN 1910
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94

INHALT.

BRUCHSTÜCK EINES GEISTLICHEN SCHAUSPIELS VON MARIEN HIMMELFAHRT.

I.

Im jahre 1896 *wurden bei der ordnung des fürstl. Leiningischen archivs in Amorbach von h. archivar dr Krebs von dem rücken eines actensammelbandes* 2 *kleine fragmente beschriebenen pergaments abgelöst. wie eine vorläufige prüfung ergab, gehörten die beiden stücke einer und derselben handschrift an und enthielten lateinische stellen, z. t. mit neumen versehen, und verse in mhd. sprache. sie wurden mir zur näheren untersuchung überlassen. dabei ergab sich, dass die beiden stücke sich zu einem vollständigen blatte ergänzten, das in der mitte gebrochen war, und dass sie auch das mittelste blatt einer lage gebildet haben müssen. es findet sich nämlich am ende der seite* 2 *die eine zeile eines reimpaares, die zweite oben auf seite* 3*: ferner ist etwas was auf seite* 3 *ausgelassen worden war, auf seite* 2 *am unteren rande nachgetragen.*

Das bruchstück stammt aus einem geistlichen schauspiel, das halb lateinisch, halb deutsch die himmelfahrt Mariae behandelte.

Es hat durch seine verwendung zum einbinden sehr gelitten; nicht nur, dass es durch den leim so angegriffen wurde, dass teilweise die schrift bei der entfernung des leimes mitverschwunden ist, es hat auch an den besonders der reibung ausgesetzten stellen mehrere löcher erhalten.

Die hs. hatte ein sehr kleines format, das sich von dem der übrigen uns erhaltenen schauspielhandschriften auffällig unterscheidet. die höhe beträgt 130 *mm, die breite des ganzen blattes* 171 *mm, die columnenhöhe* 102 *mm, die zeilenlänge* 72 *mm. seite* 1 *enthält* 28 *oder* 29 *zeilen, s.* 2: 36, *s.* 3: 37 *und seite* 4: 34 *zeilen. die spielanweisungen sind zuweilen nicht fortlaufend in die zeilen des textes eingefügt, sondern bilden neben diesen, die dann kürzer sind als sonst, besondere zeilen. der obere teil zeigt auf der einen seite einen größeren riss, der untere ist mehr beschädigt, da er auf beiden seiten einrisse und auch in der mitte* 2 *größere (längliche) und* 5 *kleinere (runde) löcher hat.*

Das fragment ist in fortlaufenden zeilen geschrieben: in den deutschen teilen sind die einzelnen verse meist durch puncte und kleine gekrümmte über der zeile stehnde striche unterschieden. die anfangsbuchstaben der einzelnen reden sind rot übermalt. in den lateinischen teilen stehn die zeilen weiter auseinander, um für darübergeschriebene neumen platz zu schaffen: auch sind manchmal die einzelnen silben der wörter durch mehr oder minder große zwischenräume voneinander getrennt, wenn die melodie es erforderte. die neumen sind erst später eingeschrieben: auf der ersten seite finden sich z. b. die größeren abstände der zeilen und die zwischenräume zwischen den silben, aber die notenzeichen fehlen. so hat das fragment etwas unfertiges an sich.

Die schrift ist die minuskel; sie ist sehr klein. abkürzungen sind häufig, namentlich im lat. ordo, selten in den gesungenen partien. im deutschen text finden sich dreierlei abkürzungen: 1) der wagerechte strich über der zeile zur bezeichnung von m und n, sowie bei vñ; 2) ˢ = er; 3) ⟨ = as oder az. schrift und neumen gehören ihrem charakter nach etwa dem ausgehenden 13, höchstens dem beginnenden 14 jh. an.

Zwei verschiedene hände haben das was uns vorligt geschrieben. schon der äußere eindruck der beiden schriften ist ein ganz verschiedener. der erste schreiber hat eine wenig gleichmäßige schrift: weder die höhe der buchstaben noch die richtung ihrer verticalen striche ist gleich. manche buchstaben erscheinen etwas nach links geneigt, die meisten stehn senkrecht. die schrift gewinnt dadurch ein krauses aussehen. der zweite schreiber dagegen schreibt gleichmäßig, sauber und deutlich. auch einzelne buchstaben weisen charakteristische verschiedenheiten auf. bei dem ersten schreiber ist der rechte grundstrich des a über die linke schleife aufwärts verlängert und oben nach links umgebogen, beim zweiten sind beide meist gleich hoch. in dem w des ersten schreibers erhebt sich der mittlere strich über die beiden andern und die zwei vordern sind stark nach links geneigt: auch stehn sie eng aneinander. beim zweiten schreiber ist auch hier die höhe der einzelnen striche gleichmäßiger, ebenso die abstände des ersten, zweiten und dritten striches. der zweite grundstrich des h hat beim ersten schreiber die form eines nach links geöffneten bogens, beim zweiten die einer leichten wellenlinie. beim ſ macht nur der erste den oberen querstrich oft so, dass seine spitze halb rechts

nach unten zeigt, auch ist bei ihm der querstrich länger als beim zweiten. bei dem e *des ersten schreibers ist die schleife meist rund und so groß, dass innerhalb ein fleck von tinte frei bleibt; beim zweiten ist die schleife gebrochen und zuweilen nicht ganz ausgeführt, so dass das* e *einem* c *ähnlich wird; manchmal ist sie auch so klein, dass die striche einander berühren und im innern kein fleck frei von tinte bleibt.*

Ferner unterscheiden sich die beiden auch in der orthographie voneinander. so schreibt der erste den harten gutturalen oder palatalen spiranten im auslaut stets ch [1]. *der zweite schreiber hat nur die beiden ersten male* ch, *sonst stets* h [2].

Dem ersten schreiber gehören auf der ersten seite die obersten 2½ *zeilen, dann setzt der zweite ein mit den worten:* quam pulchra es *und schreibt bis auf die zweite zeile der dritten seite; mit den worten:* hie vō in dinē miñen *beginnt der erste wider und schreibt bis etwas über die mitte der seite: die letzten worte die ihm gehören sind:* vñ mich ȯch gehuldete dir. *danach hat der zweite schreiber wider angefangen, aber er hat etwas ausgelassen, denn er trägt am untern rande, durch ein kleines kreuz bezeichnet, 5 verszeilen nach. von hier an gehört alles folgende dem zweiten schreiber.*

Wir haben also augenscheinlich nicht das original der dichtung vor uns, sondern eine abschrift.

Ich lasse nun den text des fragments folgen; hiebei hab ich die deutschen stellen mit römischen ziffern, die lateinischen mit buchstaben bezeichnet. nicht deutlich lesbare buchstaben sind durch daruntergesetzte puncte kenntlich gemacht, durch conjectur ergänzte in eckige klammern eingeschlossen. die enden der zeilen in der hs. sind durch senkrechte striche bezeichnet.

[1] I 3 ich, mich, 4 dich; VI 6 ich, 12 rich, 13 mich, 15 mich, 16 dich; VII 1 dich, 2 sich, 6 dich, 8 nach, 10 vluch, 12 ich, 13 ich (?), 14 mich, 15 mich, ȯch; *ebenso die lat. formen* michi *in C u. F; eine ausnahme würde nur* VII 2 ah *bilden, das aber nicht genau lesbar ist.*

[2] II, 5 sich, 7 dich; III 11 ih, 17 mih, 18 sprah dih ih, 20 ih, 27 ih, 31 mih, 32 mih; IV 2 ih, 10 ih; V 3 rih, mineclih, 4 lobelih, 5 sih, 7 ih, nah, 8 gah, 9 ih, 10 dih, 12 ih dih, 14 sih dih; VI 4 dih; VII 19 ih; IX 4 ih, 5 ih, 7 mih, 8 dih, 9 dih, 11 ih, 12 dih, 15 mih; X 3 dih, 4 ih, 5 dih, 15 solih, 19 dih, 20 ih, himelrih; XI 5 sih, 6 nah, 7 noh, 9 ih, 10 mih; XII 9 ih, 10 mih, 11 ih.

I. 1. Iſt vnſ' hvſ gemaket wol.
d‹ an ende w'n ſol
ze dím h'zē [wil] ich | legen mích.
vnd vf dín arn wā ích dvr dích.
5. zē tode bereit | w‹ ze all' zit.
Mit vro . . . . . e ane wid' ſtrit.

dn̄ſ aſſvm r eā | ſp ulna : amp | eā dicēſ.

A. **Q**uā pulchra eſ . . . . ora | cariſſima mea in deliciiſ tuiſ ſtat . . . tua aſimilata | eſt palme et odo . ori . tui ſicut ma lorū granato . . | guttur tuū ſicut vi nū optimum

M s . . . .

B. **S**icut m . . . . 36 . . . . | int' ſilioſ ſub umbra illiuſ . . . deſidera bam ſedi et | uox illiuſ dulciſ gutturi meo in troduxit me . . . in | cellam vinariū ordinauit in me caritatē fulcite me | floribuſ ſtipate me maliſ quia a more langueo | leua eiuſ ſub capite meo et dextera illiuſ am | plexa bitur me.

Eccl'ia de dn̄o. |

C. **C**um eſſet rex i acubitu ſuo narduſ mea dedit o dorem | ſuū

I. *in der lücke haben zwei worte gestanden.*

A. *die spielanweisung vor* A *steht in* 3 *zeilen neben zeile* 3 *u.* 4 *des textes.*

A. = *Canticum canticorum* VII 6, 7 *und* 9 (*teilweise*). *nach* pulchra eſ *sind* 2 *oder* 3 *silben geschwärzt, dann vielleicht* ꝛq, *nachher eine lücke dadurch entstanden, dass die oberste haut des pergaments ein stückchen abgestreift ist; dann folgt* ora.
granatorum *steht nicht im vulgatatext; weggelassen ist hier dagegen der schluss von v.* 9: dignum dilecto meo ad potandum. vinariū *irrtümlich statt* vinariam.

B. = *Cant. cant.* II 3—6. *im vulgatatext steht an stelle von* uox *vielmehr* fructus. uox *ist hier anscheinend irrtümlich gesetzt, denn die deutsche paraphrase hat an der entsprechenden stelle* (III 13)*:* sin **fruct** sam honegis sůzekeit . . .

Sicut malus inter ligna — inter filios *findet sich als antiphone der assumptionsfeier in einem antiphonale des* 13 *oder* 14 *jhs.* (*German. Mus. no.* 4984).

Fulcite me floribus — langueo: *responsorium in nativitate in clm.* 23083 f. 97, *clm.* 23046.

C. Cum esset rex . . . = *C. c.* I 12 u. 13, (*es findet sich auch als antiphone in einem Bamberger antiphonar, ausc. lit.* 30, XV *jh. pghs.*) C *ist links aus der zeile herausgerückt,* rex *über der zeile eingefügt.*

II. *Was in der spielanweisung* dthnico *heissen soll, darüber nur eine*

faſciculuſ mirre dilectuſ meuſ michi ĩ tˢ vbera mea com morabi tur

Dñſ Me ãplexe adhuc | dthnico . . . . |

II. 1. Wie húbſch du biſt eín vríndín mín.
Maria magt vñ min | vſerweltú brut.
wie ſchon dv bist ĩ den vrode din.
Mín | liebv mvtˢ vñ mínſ hˢzen trut.
5. Dìn geſchaft gelikit ſich |
Dˢ palme ſundˢlike.
ſuſ hat du kraft dˢ tugenden dich |
[e]rhôhit wnderlike.
din tuginde nieman gezellen mak |
10. alſam ein granat iſt din ſmak
Din kele iſt alſ dˢ beste wín. |
dv ſolt . . . . mir ſin.
. . . . ſſ . . .

III. 1. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .
5. . . . .
. . . . |
ein wruht der er hat.

vermutung. man könnte an dicit hymnico (modo) *denken. die folgende deutsche stelle ist die einzige in form einer strophe gebaute. das wort* hymnicus *fehlt allerdings bei Du Cange; dagegen finde ich dort s. v.* 'hymnidicus', *folgende stelle angegeben: 'Placidi Diaconi Supplem. virorum illustr. Cassin. cap.* 8*:* Extant quoque libri duo, in quibus celeberrima nonnulla Sanctorum et Sanctarum sacra vario describuntur metro eorumque gesta Hymnidicis proferuntur modulis'.

II 2, vñ *über der zeile eingefügt (hs.)*

II 3, *l.* vroden [*der nasalstrich über dem* e *scheint nur verwischt. E.S.*]

II 8, e *durch einen kleinen klex verdeckt.*

II 12, mir sin *halb durch ein loch zerstört.*

III. *der ordo vor* III *ist fast unlesbar, ebenso die folgenden* 3 *zeilen des textes, die jedesfalls* 6 *deutsche verse enthalten haben. hiemit endet die erste seite des fragments. am unteren rande sind noch spuren roter schrift sichtbar.*

III 6. *vielleicht ist doch* vruht *zu lesen; der erste strich des* w *scheint mir jetzt nur eine falte des pergaments zu sein.*

dar vnd^s vil d^s meren gat.
In gelik^s | wiſ gezieret ist.
10. wr alle ſvnemín ihſ kriſt.
an ſinē | ſchatẹ. ih geſaz.
nah im mín girde w‹ nít l‹.
Sín fruct | ſam hoṇegiſ ſv̊zekeít.
w‹ [mir] ịn mínē munde bereit.
15. Do kam d^s kúníg ſalomon.
vf ſínem hovbete ẉ‹ dv́ krö.
In ſín win zellun vůrtte er mih.
er ſprah nv wil ih leren | dih.
trẉe mínne ſolt du han.
20. Ih bín dir liep vur alle man. |
Dar[um]be ịṛ ṭọḥṭ^sẹ von ſyon.
ſigēt wol den ſv̊zen don.
vn̄ | . . . . en mínē thron.
Mit apheln vn̄ mít blv̊men | ſchon.
25. So wirt v́ ſund^slike lon.
d^s iem^s w^st vf c̣ịtaron. |
wand ih von mínnī v^swvndit bín.
ſín mínne kren | kīt mir den ſin.
Sin hant vf rekit d‹ ȟobit min.
30. vn̄ tv̊t | ṃir ſiner helfe ſchín.
Sin zeſewe ṃịḥ al vmbevat.

III 15, *vor* kunig *ein klex; der schreiber scheint einen irrtümlich geschriebenen wortanfang getilgt zu haben; denn der zwischenraum zwischen dem klex und den beiden worten auf beiden seiten ist gleich den sonstigen zwischenräumen der einzelnen worte.*

III 19, *über dem* w *von* trwe *sind spuren eines* i *sichtbar.*

III 23, *hinter* min *ein loch, darüber aber der nasalstrich sichtbar.*

III 26, *die beiden ersten buchstaben von* citaron *sind nicht deutlich lesbar. vielleicht ligt hier eine reminiscenz an eine Tristanstelle vor v.* 4804 ff: wie si ir sanc wandelieret!
(ich meine ab in dem dône
dâher von Zithêrône,
dâ diu gotinne Minne
gebiutet ûf und inne),
wo übrigens die Florentiner hs. Cytarone *hat.*

III 28, *nach* minne *hat der schreiber fälschlich* mih *geschrieben und dann ausgestrichen.*

In | vovden er mih iemer hat.

Eccl^s ia dc dn̄o c̄ eēt rex exponít. |

IV. 1. **Do** d^s kúnig in ſin^s wonuge w‹.
Ih v . . lik zv ím geſaz.
Mín | ſ . . . gab ir ſ‹zen ſmak.
d‹ iſt d^s ſynagoga ein ſlak.
5. vnz | . . . . vnſern beiden torn.
D . . w‹ v . . lſche gar verkorn. |
S zen ſmak gab mín [r]òch
rechte ſoſe mírren vn̄ wieroch. |
. . . . wern . . nd^s . einbýſchellín
10. bin ih . . . . . . ben liebe | min.
vn̄ [zwu]ſchen minē bruſten.
wo . . t er deſ geluſten. |
w‹ diſv rede betúte.
Deſ wiſſen nít tumbe lvte.

dn̄ſ āplec|tit eccl'iam maría dímiſſa.
Eccl'ia reſpōdet. |

D. **Wlneraſti** cor meū ſoror mea ſponſa wlneraſti cor meū. |

E. **In** carita te perpetua dilexiſti me ideo atraxiſti me | mi ſer tuſ mei.

Dn̄ſ eccl'ie

V. 1. **frowe** mín trut frun | dīne.
ſweſt^s vn̄ kvnígínne.
So ſelden rih ſo mīneklih.
So | ſchon ſo gvt ſo lobelih.

IV. c̄ eēt rex *ist der anfang von C, dessen inhalt* IV *in deutscher sprache widergibt.*

IV 2. *im anfange des zweiten wortes könnte auch* w *gestanden haben.*

3. *vielleicht* salbe?

6. *vielleicht* da was velsche gar verkorn.

D. *hinter* āplectit *ein undeutliches abkürzungszeichen. vor* Eccl'ia respondet *stehn* 2 *dünne schräge striche, die sich vor dem anfang von E widerholen; sie deuten an, dass diese worte als spielanweisung vor E gehören. dass mit den worten* in caritate *eine neue rede beginnt, zeigt auch der umstand, dass der anfangsbuchstabe* I *rot geschrieben ist.* I *ist links aus der zeile herausgerückt.*

D = C. c. IV 9; *dort folgt nach* cor meum *noch* in uno oculorum tuorum et in uno crine colli tui.

E ist für die liturgie umgestaltet aus Jerem. 31,3, *wo es statt* dilexisti me *und* attraxisti me *heisst:* dilexi te *und* attraxi te; *am schluss* tui *statt* mei.

5. Sih von din^s mine.
v^s wundit ſint | mine ſinne
ih han dir vil geſtrikin nah.
mír w‹ her nah | dir ſo gah.
D‹ ih mit erbeit zeliken ſitten.
10. vil kumb^s ſ han | dur dih erlitten.
Dv ſolt eſ w[ol] ſehen an.
wie gar ih dih ge|[m]init han.
Ih wil dur di . . . . [24]
. . . . |de ſih dur dih.
15. Dv ſolt wízzen d‹ min tot.
[dih] loſte von d^s | helle not.
Dv ſolt mít mír erbe ſ[i]n.
Mineſ rikeſ dohter | min.

Eccl'ia dc dño.

VI. 1. **h**erre d[u bi]ſt mílt vñ gnadē ri[ke] |
Dv erkandeſt gettelike.
Min geben vñ mín gir.
vñ gebe | dih ze erkēnenne mír.
5. hie vō ín dínē minen.
begv̄d ich ſere | brīnen.
Dv tete an mir gnadē ſchín.
Dv ſanteſt an d‹ h^s ze mī. |
Dineſ heiligē geiſteſ gv̂te.
10. da vō wirt mín gemv̂te.
vō tu|gendē alſe gemeít.
vñ rich mít ſo mãg^s ſelikeít.
D‹ dv mich | woldeſt mīnen.
Mit dínē gotlichē ſínnē.
15. alſe haſt dv mich ge | wūnē dir.
Dv ſolt dich ſelbē gebē mír.

Ecc' erigit ſe et venit ſynagg | ad pedeſ dñi flexiſ genib'.

V 11. *die worte* wol sehen an *sind nur in ihrem oberen teile lesbar.*

V 16. *möglicherweise hat über* o *in* loste *ein* e *gestanden, schwache spuren sind sichtbar.*

VI 1. *am ende des verses ist die oberste schicht des pergaments abgerissen, daher der schluss von* rike *unlesbar.*

mit VI 1 *schliesst die 2 seite; unten am rande ist mit roter schrift die spielanweisung nachgetragen, welche, wie das dort widerholte auslassungszeichen andeutet, zu* IX *gehört und daher von mir an dieser stelle in den text eingesetzt ist.* (Jud'i veniēt *etc.*).

F. **Q**uiſ michi det tẹ fratrem ſugentē | ubera matriſ mee ⁊ ut
oſculer te ne quiſquam mẹ deſpiciat.
Dnſ āplectitᵘ ſynagog: de ſibi |
G. **O**rtuſ ocluſuſ eſ ſoror meạ ſponſa | ortuſ ocluſuſ fonſ ſignat⁹
ſurge ꝑpera amica mea
ſynagˢ. |

VII. 1. herre alle geſchaft ſuln dich loben.
vnd dir ze dienſte gebē | ſich.
wā dv biſt ír ſchephere.
Dv got ananeg[en]ge ie were. |
5. hˢre dv ſolt gemāt ſin.
wie dich erete dv́ mv̊tˢ mín.
. . . . | ir e dv́ jv́deſcheit.
Nach dinˢ geſezede rechtekeit.
. . . . | ſoldiſ abˢ ſvgē ir brvſt.
10. vlv̂ch dˢ kriſtēheít akvſt.
. . . vgēt . . | dinˢ mēſcheheít.
Ich zewifel andˢ irrekeít.
ah mech . . . ch einen | vrv́nt gewīnē.
Dˢ mich dˢ warheít brechte īnen.
15. vn̄ mịch | ǒch gehvldete dir.

F. *die erste zeile der spielanweisung steht neben* VI 16, *die zweite neben den ersten worten von F. F = Cant. cant.* VIII 1. *nach C Marbach Carmina scripturarum* 6 *Resp. sept. dolorum B. V. M.* me deſpiciat *durch ein loch beschädigt.*

G. *die zu* G *gehörende spielanweisung steht rechts von den ersten worten von* G, *in der spielanweisung ist bei* sibi *vom letzten* i *nur der i-strich sichtbar.*

ortus — signatus *aus Cant. cant.* IV 12; **surge — mea** = *C. c.* II 10, *ebenso* II 13. *im assumptionsofficium des clm.* 23083 (12 *jh.) findet sich die antiphone:* 'Ortus conclusus es dei genitrix ortus conclusus fons signatus surge propera amica mea et ueni.' *bis* signatus *auch im Antiphonale des Germ. museums nr* 4984.

ferner in Bamberg (msc. lit. nr 24. *antiphonar d.* 12 *jhs.)*

VII 1*: lis* „loben dich."

h *in* herre *ist nicht rot ausgefüllt.*

VII 6 min*; von* i *ist der i-strich sichtbar.*

7 *über* e *scheint ein zweites* e *zu stehn; dahinter ein punct.*

15. *mit v.* 15 *bricht der erste schreiber ab; es folgt dann von der hand des zweiten die nächste spielanweisung* **Dn̄s marie** *mit einem dreiteiligen zeichen am schluss; die beiden ersten elemente des zeichens stehn auch vor dem texte K u. M. ich kann sie nicht deuten; auf eine aus-*

D‹ du genedeg wurdeſt [mir]
vn mír dıſ kuſſeſ ſ‹zekeit. |
Gebeſt mít deſ vr[v̄]deſ edelkeit
hʼre ih gar vʼſmakt bin. |
20. d‹ wer danne alleſ dahín.

Dn̄ſ maríe ˜?ʒc

VIII. 1. **M**v̊tˢ ſw‹ du haſt gegert. |
Deſ ſolt tu iemʼ ſin gewʼt.

poſt hʼ M̈ ſurgēſ accipʳ dn̄m ad man⁹ z exibt ōſ pſone p̄tˢ ſynagogā maria canete. |

H. **E**gredimini filie ſyon et vitete regem ſalomonē in diadema|te quo corouauit eun mater ſua in die deſpoſacioniſ illiuſ | ? in die leticie cor diſ vrī.

poſt hʼ maria recūb. | **ī gᵉmio dn̄i ? cātabit.**

I. **I**n pace inidipſū.

quo fínito | **occūb; ? mouetᵘ ī fʼetᵐ ponetᵘ**
oībuſ cātātibuſ | ?ʒ

K. **f**elix nanq eſ **v**ˢ. ora pro ppulo ín . tˢ v.

9 fʼ vʼſū poſtea |
deportabitur. ōſ pſone |

L. **I**n exitu iſrahel ex egypto.

qū īportabitᵘ ī monaſtʼū . . | ?ʒ

M. **S**alue nobiliſ virga Yeſſe **9 f**ˢ **v**ˢ

laſſung aber oder eine störung der richtigen ordnung scheinen sie mir nicht hinzuweisen, da sie nicht vor dem ordo stehn und der text in der überlieferten form einen guten sinn gibt. übrigens hab ich in einem graduale s. XI/XII. *aus Andechs (clm.* 3008*) fol.* 59 *ein ganz ähnliches zeichen hinter dem rot geschriebenen* dominica *u. vor dem text gefunden. es scheint also eine bedeutung für die liturgie zu haben. — am ende des verses* 15 *steht ein kleines schwarzes kreuz. mit demselben zeichen sind die letzten* 5 *verse am untern rande vom* 2 *schreiber nachgetragen.*

VIII 1. haſt *über der zeile eingefügt.*

H. = *Cant. cant.* III 11. **E** *links aus der zeile herausgerückt.* corouauit *verschrieben für* coronauit, *ebenso* eun *statt* eum. *der vulgatatext hat statt* vestri*:* sui *oder* eius.

I. = *ps.* 4, 9*; im vulgatatext fehlt* id.

K. *ein responsorium, an Marienfesten gebraucht; text z. B. bei Jod. Clichtoveus Elucidatorium ecclesiasticum fol.* 94.

L. = *ps.* 113,1. *(nach der zählung der vulgata.)*

M. *die letzten buchstaben von* monasterium *sind beschädigt. M entweder anfang der sequenz, deren text wir bei Kehrein Lat. sequ. d. m-a., nr* 320 *finden, oder wahrscheinlicher ein responsorium der assumptions-*

N. . . . . çunc . . . .

9 feſſorib9 ī cipiētib 9 . 2 . . . . ſn . . . . |

Iud'i veniēt ad ſ'etrn z vn9 exeiſ wlt d ic'ē corp9 M̈ cui ad h'ebit man9 ſ'eto ipe aīt pet' dic'

IX. 1. **P**ete. [lieb' h']re [mi]n
[tv̊] mir din' gnaden ſchin
. . . m[ir] | eſ ſtat [a]n der not.
Ald ih mv̊ſ leid' geligen tot.
5. ih weiſ d‹ | du tůſt zeiken groz.
du biſt vf erde angelikin genoz.
Dv ſolt mih deſ genizen lan.
do dih die iuden vahten an.
vn̄ | Dih wolden vahen.
10. mít dime meiſt' hahen.
D‹ ih dir do hel|fe bot
v di h lôſte vō d' not.
alſe lôſe och mir min hant.
ād' | bare vn̄ make mir ze hant
15. min hant geſūt v . . . . e mih |
. . . ini . . iſt . . . .

dn̄ſ ſynag lieb' . . . .

X. 1. **L**iebý doht' vn̄ | ſweſt' [z]ar[t]
. . . . 9 . . . . minē gart . .
ob du dih wilt bekerē. |
Ih wil din [ere] meren

feier. so kenn ich es aus einem Bamberger antiphonar d. 12 *jhs. (msc. lit.* 24*) und einem ebensolchen des* 11 *jhs. (msc. lit.* 23*).*

IX. **confessoribus incipientibus** *durch einen riss beschädigt. neben den letzten zeilen der seite ist am rechten rande rote schrift sichtbar doch ist nur wenig zu entziffern:* . . . **h' p** . . .

mit v. 6 *schliesst die seite. über die spielanweisung* Judei venient etc. *s. zu* VI 1.

IX 13ff. *die ungeschickte häufung des wortes „hant" lässt mir die richtigkeit der lesung von v.* 14 *(letzte hälfte) verdächtig erscheinen.*

IX 15. *vielleicht:* vn̄ ledege mih, *vgl. Konr. v. Heimesfurt v.* 689.
16. *vielleicht:* wā einic ist mir heil dur dih.

Im anfang von X hat sich der schreiber verschrieben. er hatte wol noch den anfang der vorigen rede im sinn, wo doch jedesfalls petre, lieber herre min *gestanden hat. nach X* 5 *einige zeilen unlesbar, sie werden etwa* 6 *verse enthalten haben.*

v. 11 *vielleicht:* vn̄ ein brunne iſt dar inne.

5. in minen garten [wil ih] dih wren. |
Den han . . . . . (*ca* 30 *buchst.*)
. . . . aden mag. |
. . . . . . 12 . . . . . . ndl . .
. . . . 29 . . . .
10. vñ . . . .
. . . . 49 . . . . ne. |
von dem mugen dine ſinne
gewinnnen ewig vrǒde | groz.
bezeikit han deſ brunen vloz.
15. Solih dvgende der | brūnne bírt.
ſwˢ dar ínne getòfit wirt.
D‹ dˢ wírt gar rei | ne.
vri vor allem meíne.
kum ze mir dohtˢ bekere dih. |
20. So gib ih dir d‹ hímelríh.
ſynagoga
O. **L**eua eiuſ ſub capite | meo et dextera illiuſ amplexabitur me
dñſ eccl'ie d' ſynagḡ |
P. **V**i nea mea co ram me eſt |
ſynagoga d' dño.
XI. 1. **I**r tohteran von ih'm.
ir mugent alle | nu wol ſen.
D‹ got iſt mílt vñ dabi gv̊t.
Sín gnaden tor er | vf tv̊t.
5. Sundˢn die ſih ím ergebent.
ob ſý dar nah in recte | lebent.
Sin genade ſínt mír noh vnvˢſeít.
ſín hant het er | mir vndˢ geleít.
vf genade bín ih zv̊zím gegangen.
Sín | zeſᵉwe hat mih vmbe vangen.
dñſ eccl'ie d' ſynagḡ |
XII. 1. **V**ròwe ein mv̊tˢ dˢ kriſtenheit.

X 17. dˢ *über der zeile nachgetragen.*

O. = *Cant. c.* II 6 *und* VIII 3. *hinter* dextera *steht in der hs fälschlich* mea, *ist aber durchgestrichen.*

P. = *C. c.* VIII 12.

XI 1. *vor* ih'm *stehn* 2 *schräge striche und am rande mit demselben zeichen* irlˢm, *d. i.* Jerusalem *(denn* ih'm *ist abkürzung für* Jhesum*).*

XII. *am linken rande steht neben den* 3 *letzten zeilen von* XI *mit roter schrift:*

lah dir d‹ nít wezen leít.
Mín | wíngarte komín iſt ze mír.
d[s] mír gar leip w‹ vor dir. |
5. Nu begonde er ab˘ b n wín.
Der trūken makete d‹ volk | mín.
San d‹ eſ mín nít erkennen wil.
ſin[s] bitt[s]keit iſt | alſe vil.
Do ih ín allererſt getrank.
10. Deſ todeſ ſlaf mih | ſlafen tvwank.
Da mít ih dinv kínt erloſte.
von deſ | [altē vin]deſ roſte.
[d][s] ſínagoga kint ein mikil teil.
w' | . . . . 22 . . . .

Eccl'ia dn̄o . . . .

Q. lecte mi . . . . 18 . . . . | uor ſuper mont . . . . .
. . . . . 26 . . . . |

R. adiuro uos filie . . . . . . 26 . . . .

post h'
ī g[e]mio
. . **ū ob**
V *rowe ein mrt . . . (den anfang von* XII.*)*
. . **rmíe**

XII 6. volk *aus* wolk *gebessert.*

Q. *ist offenbar C. c.* II 17 *entnommen:* revertere. **similis esto, dilecte mi**, capreae hinnuloque cervorum super montes Bether, *oder* **VIII 14: fuge, dilecte mi.**

hinter uor *ein abkürzungszeichen, das jedenfalls die silbe* -um *bedeutet.*

R. = *C. c.* II 7 *und* III 5 *und* VIII 4, *die fast denselben wortlaut haben, oder = c. c.* V 8.

c. c. V 8 *findet sich auch als versus eines responsoriums im officium zu Mariae geburt, clm.* 23083, *fol.* 100b.

am linken rande neben den letzten 3 *zeilen:*
nis . . **it** *(vielleicht auch* **ie** *oder* **ir***)*
. . . **sib**.
. . . **abus** *(vielleicht* filiabuſ*).*

II.

Woher stammt unser fragment? das Amorbacher archiv enthält verschiedenartige bestandteile[1]: zunächst die archivalien des hauses Leiningen und seiner verschiedenen zweige aus der zeit ihrer herschaft links des Rheines, dann diejenigen die sich auf die 1803 erworbenen gebiete rechts des Rheines beziehen, alle diese soweit sie nicht verloren oder an andere regierungen ausgeliefert sind; schliefslich ziemlich vollständig die archivalien der ehemaligen benedictinerabtei Amorbach. der actenband an dem sich das fragment fand, gehört der ersten gruppe an; es war entweder ein altes repertorium oder eine Falkenberger rechnung; er mag im 17 jh. zusammengeheftet worden sein.

In der Pfalz, jedesfalls in der gegend von Dürkheim hat sich demnach die hs. vor ihrer zerstörung befunden: vielleicht gehörte sie einstmals der bibliothek des benedictinerklosters Limburg an. die kirche von kl. Limburg war der hl. Maria geweiht (W. Manchot, Kloster Limburg a. d. Hardt, Mannheim 1892, s. 7 a. 2), u. 1130 wird von bischof Siegfried v. Speier eine Mariencapelle, anstofsend an den chor, geweiht, die abt Rupert erbaut hatte (Manchot s. 15). damit ist nun freilich nicht gesagt, dass die dichtung selbst dort entstanden sei; sie kann auch von einem andern ort, vielleicht ebenfalls einem kloster, dorthin gebracht worden sein. entscheidend würde hiefür der dialekt des fragments sein, wobei natürlich in erster linie der reim zu beachten ist. zu diesem zwecke stehn uns aber nur 83 reimpaare zur verfügung, von denen überdies noch 6 unsicher sind, weil ein reimwort ganz oder teilweise ergänzt ist.

â : *a* reimt in 3 fällen, III 19 *hân* : *man*, V 11 *an* : *hân* und IX 7 *lân* : *an*. dass *hân* auf worte mit kurzen *a* reimt, finden wir sogar bei H v Aue, der dagegen *lân* nur mit langem *â* bindet.

Aufserdem reimt in unserm fragm. X 19 *dîh* : *himelrîh*. demnach dürfte wol auch V 3 *minneklîh* : *lobelîh* mit kurzem *i* anzusetzen sein. das findet sich meist im alem. und rheinfränkischen (s. Zwierzina Zs. 45, 81 ff). sonst ist die quantität der vocale beachtet, und auch qualitativ unreine reime fehlen: *e* : *ę* kommt nicht vor, freilich überhaupt kein umlauts-*e* im reime, und altes *e* nur 2 mal (VIII 1 u. XI 5 f). *s* und *z* sind im allgemeinen im

[1] R. Krebs Archivgeschichte des hauses Leiningen, Speier 1898 (auch abgedruckt in den Mitteilg. des hist. ver. für die Pfalz h. XXII).

reime unterschieden, doch einmal reimt bereits *was* (3 p. sg): *gesaz* (IV 1); ferner finden wir einmal *m : n* gereimt in XI 1 *Jêrusalêm:sên.* das ist besonders häufig im alem., der reim *s : z* widerspricht nicht.

Da die reime uns also nicht genügend auskunft geben, können wir bei der dialektbestimmung auf den übrigen text nicht verzichten. hiebei ergibt sich aber die frage: wie haben sich die beiden abschreiber ihrer vorlage gegenüber verhalten? in diesem ihrem verhalten können wir einige charakteristische unterschiede feststellen. wenn wir die zahl und art der offensichtlichen fehler vergleichen, die ihnen beim abschreiben untergelaufen sind, so ergibt sich folgendes. der erste schreiber schrieb VII 1 *dich loben* statt *loben dich,* sonst können wir keinen fehler feststellen. gröfser ist ihre zahl beim zweiten: B *vinariv* statt *vinaria*, C *rex* ausgelassen und übergeschrieben; II 2 *vn* ausgelassen und übergeschrieben: III 15 scheint ein fälschlich geschriebener wortanfang getilgt zu sein, III 22 *siget* für *sigêt*; III 28 *mih* fälschlich geschrieben und ausgestrichen; bei D und E sind die spielanweisungen zusammengeschrieben; von VII die letzten 5 verse ausgelassen (jedesfalls noch mehr; VIII 1 *hast* ausgelassen und übergeschrieben; H *corouauit* für *coronauit*, *eun* für *eum*, *vri* für *eius* oder *sui;* vor IX ist ein teil der spielanweisung ausgelassen und auf der andern seite nachgetragen; vor X ist der anfang des deutschen textes zuerst versehentlich falsch geschrieben; X 15 *brūnne* also mit 3 *n* geschrieben; X 17 *d*ˢ ausgelassen und übergeschrieben; O. (*dextera*) *mea* statt *illius*. *mea* ist ausgestrichen und *illius* dahintergeschrieben, der schreiber hat also seinen fehler gleich gemerkt. XI 1 *i'l'm* für *irl'm*, XI 10 in *zesewe* das mittlere e übergeschrieben (III 21 steht *zesewe* richtig); XII 6 zuerst *wolk* statt *volk*, nachträglich verbessert. vielleicht sind auch noch hieher zu ziehen *vrindin* (II 1) und *leip* für *liep* (XII 4). aufserdem sind am rande neben IX und XII spuren roter schrift sichtbar, die ebenfalls auf anfängliche auslassungen hindeuten.

Das wären also jedesfalls 20 fehler, die dem zweiten abschreiber zur last fallen; dazu kämen vielleicht noch vier. da ihm nun ungefähr sieben achtel des uns vorliegenden textes gehören, so dürften wir bei gleicher genauigkeit der beiden abschreiber nur etwa 7 fehler bei ihm erwarten. wir finden aber bedeutend mehr, die freilich meist nachträglich, teilweise sofort, verbessert

sind; es ergibt sich demnach, dass auch der zweite schreiber genauigkeit beim abschreiben erstrebte, dass er aber öfter, entweder seiner vorlage vorauseilend oder eigner combination folgend, sich versehen zu schulden kommen liefs, während der erste sich ängstlicher an seine vorlage hielt.

Was nun die abweichungen in der orthographie betrifft, so sind vor allem zu beachten die schreibung des harten gutturalen spiranten im auslaut und die anwendung des -*i* in nachsilben. wie schon oben erwähnt, schreibt der erste schreiber stets -*ch*, der zweite am anfang zweimal -*ch*, sonst immer -*h*. charakteristisch hiebei ist, dass er auch *mih* schreibt an der stelle, wo er es fälschlich setzt und nachher wider ausstreicht (III 28); es lag also vermutlich in seiner gewohnheit, diesen laut mit *h* zu bezeichnen. da aber der erste schreiber immer, der zweite wenigstens zweimal am anfange, wo er seiner vorlage noch genauer folgte, *ch* setzt, so dürfen wir annehmen, dass *ch* in der vorlage stand.

In den bildungssilben mit unbetontem *e* schreibt der erste schreiber immer *e*, nur einmal finden wir das enklitisch an *sold*(*e*) angelehnte *es* mit *i* geschrieben. anders ist es beim zweiten schreiber. er hat zwar auch meist *e*; es finden sich aber mit *i* folgende formen: *minnin* III 27, *gestrikin* V 7, *angelikin* IX 6, *komin* XII 3, dazu *tuginde* II 9 (dem stehn 49 -*en* gegenüber); *krenkint* III 28, *bezeikint* X 14 (4 mal -*ent*); *konegis* III 13 (5 mal -*es*); *mikil* XII 13 (1 mal -*el*); *gelikit* II 5, *erhoehit* II 8, *verwundit* III 27, *rekit* III 29, *horbit* III 29, *verwundit* V 6, *geminnit* V 12, *getorfit* X 16 (2 mal -*et*). im ganzen haben wir also 17 mal *i*; das ist ein bedeutend gröfserer procentsatz als beim ersten schreiber; besonders aber fällt die häufigkeit von -*it* gegenüber -*et* auf. auch hier deuten die tatsachen darauf hin, dass in der vorlage *e* in den unbetonten bildungssilben stand. demgegenüber waren jedesfalls beide schreiber gewohnt, *i* abwechselnd mit *e* zu gebrauchen, der zweite hauptsächlich in der silbe -*et*. ebenso wie im oben behandelten falle folgte er seiner schreibgewohnheit in solchen dingen, bei denen es auf die form weniger ankam; der erste dagegen schrieb treuer ab.

Unter diesen umständen werden wir wol nicht fehl gehn, wenn wir folgendes feststellen: der erste schreiber war, wie schon seine schrift zeigt, weniger gewant als der zweite, hielt sich aber

mit ziemlicher genauigkeit an seine vorlage. der zweite war gewanter; er folgte in dingen die ihm unwichtig schienen, seiner schreibgewohnheit, übersprang auch öfter worte oder ganze sätze indem seine gedanken seiner feder vorauseilten, war aber, wie die zahlreichen verbesserungen beweisen, bestrebt, ebenfalls das original getreu widerzugeben. es ist also anzunehmen, dass in den fällen in denen beide schreiber übereinstimmen, die abschrift der vorlage entspricht; wo sie abweichen, kommt dagegen dem ersten schreiber die gröfsere glaubwürdigkeit zu.

Der vocalismus weist nun in alemannisches sprachgebiet. einerseits sind *î*, *û* und *iu* nicht diphthongiert, anderseits sind *ie* und *uo* als diphthonge erhalten. ebensowenig findet sich der umlaut von *uo* als monophthong. statt *iu* erscheint freilich im nom. sg. fem. oder n. acc. pl. ntr. *disv rede* IV 13, *dinv kint* XII 11, aber dem gegenüber steht 7 mal *v́*, davon 2 mal beim ersten schreiber. anderseits treffen wir die form *sv́* (n. pl. m.) XI 6; vermutlich wuste der schreiber mit der ihm fremden endung nicht recht bescheid und machte deshalb beim abschreiben fehler; in der vorlage wird wol meist *iu* anzunehmen sein, was ebenfalls nach Alemannien weisen würde. die schreibung *genizen* IX 7 neben zahlreichen *ie* dürfte wol auch eine entgleisung des zweiten schreibers sein, andernfalls würde sie nach Mitteldeutschland weisen. umgekehrt schreibt derselbe IV 8 *wierorch*. als parallele hiezu kann ich aufser den bei Weinhold, Al. gr. § 63 102 und 135 angegebenen beispielen noch anführen: S. Trudperter H-lied 40, z. 17 *wierovche*, während s. 56, 21 *weirouch* u. s. 56, 26 *wirouch* steht.

Das wort 'freund' erscheint beim ersten schreiber als *vrv́n* (VII 13), der zweite hat VII 18 den genetiv, doch ist gerade hier nicht zu ermitteln, ob über dem *v* ein *ⁱ* gestanden hat, da der buchstabe stark verwischt ist, sonst finden wir bei ihm die form *frundinne* (V 1) und *vrindin* II 1; wir können also auch hier wider ein schwanken in der schreibung feststellen. *frundinne* ist die gewöhnlichste md. form. *vrindin* kann ein schreibfehler sein, dann würde es vielleicht auf *iu* in der vorlage hinweisen. jedesfalls dürfen wir in der vorlage *iu* in diesem worte voraussetzen.

Der umlaut ist nicht ganz regelmäfsig graphisch ausgedrückt. *a* ⟩ *e*. beim ersten schreiber finden sich nur die umgelauteten

formen. der zweite hat auch meist den umlaut. unter andern auch die md. häufige form *erbeit*, daneben auch ein unumgelautetes beispiel. nämlich *apheln* (d. pl.). vielleicht hat hier ebenfalls *e* in der vorlage gestanden. doch ist die form auch im alemannischen immerhin möglich.

o > *ö*. der umlaut kommt nicht vor. es finden sich folgende formen. die mhd. auch schon umgelautetes *o* haben: *tohtere* III 21. *tohteran* XI 1. *gotlichen* VI 14; davon gehören die beiden ersten dem zweiten, die letzte dem ersten schreiber. ein kriterium für die herkunft des stücks lässt sich jedoch hieraus nicht gewinnen.

u > *ü*. der umlaut von *u* findet sich in unserm fragment 8 mal: *hübsch* II 1. *ür süne* III 10, *künig* III 15. IV 1. *küniginne* V 2. *büschellin* IV 9, *jüdescheit* VII 7. nicht umgelautete formen sind die folgenden: *vur* III 20, im selben stück steht *ür*, s. oben *wurdest* (2. p. s. conj. praet.), *brusten* : *gelusten* IV 11. auch hieraus können wir nichts für den dialekt entnehmen.

â > *æ*. dieser umlaut ist vollständig durchgeführt, wird aber nicht von dem umlaut des *a* unterschieden. sondern consequent *e* geschrieben.

ô > *œ*. wie die reime *thron* : *schon* und *erloste* : *roste* (d. sg.) beweisen, gehört hier das fehlen des umlautes schon der vorlage an. aufserdem kommen noch 2 mal die formen *schon* vor II 3. V 4, ferner *loste* V 16. während sonst II 8 *erhöhit*. IX 12 u. 13 *löste* und *löse* steht. der normale reim *lôste* : *rôste* kommt auch bei Hartmann vor. Iw. 7871, *lôste* überhaupt im reim 11 mal. auch *schôn* ist häufig.

û > *iu* kommt nicht vor.

ou > *öu*. das wort 'freude' finden wir 3 mal mit unumgelautetem vocal: II 3, III 32. X 13. das ist sowol alem. wie md. möglich.

uo > *üe*. *uo* wird regelmäfsig durch *v̊* (*ů*) ausgedrückt; nur in *vlůch* VII 10 beim ersten schreiber steht *u* mit einem zeichen, das einem circumflex ähnelt. es sieht nicht aus, als ob etwa der untere teil eines *o* verwischt und nur der obere übrig geblieben sei. sollte es langes *u* bedeuten, so würde es wol ein irrtum des md. schreibers sein. der umlaut von *v̆* ist durch *v* ausgedrückt in *sv̈zen*. III 20, IV 2, IV 7 *sv̈* VII 17, *eitzek* dagegen finden wir *sv̈zekeit* III 11. *vren* X 5. *vv̆rtte* III, 15, alle diese formen beim zweiten schreiber. der erste bietet den reim

gûte: gemûete VI 9 : 10. der reim ist sicher als rein zu betrachten, und es ligt bei dem einen reimworte ein irrtum des schreibers vor. die ganze sachlage zeigt, dass in der gewöhnung der schreiber der umlaut nicht scharf von dem unumgelauteten vocal geschieden wurde. das ist vorwiegend md. eigentümlichkeit; die vorlage enthielt jedenfalls den umlaut, und die unumgelauteten formen sind auf rechnung der md. schreiber zu setzen.

Auf dem gebiete des vocalismus mag noch folgendes erwähnt werden. es finden sich nur die formen *sol* und *solt*, und zwar bei beiden schreibern, niemals *sal* und *salt*, wie das wort in md. mundarten meist lautet.

Was die vocale der endsilben betrifft, so ist oben schon hingewiesen auf die anwendung von *i* für tonloses *e*. besonders häufig ist dies im md., wenn es auch im alemannischen durchaus nicht fehlt, vgl. Weinhold Al. gr. § 22 u. 145. beim ersten schreiber finden wir nur einmal *-is* (*-es* in der enklise), der zweite schreiber hat 15 mal *i*; charakteristisch ist, dass er 2 mal *int* schreibt, aber nicht in der zweiten pers. plur., die immer *ent* lautet. das weist im verein mit dem verhalten des ersten schreibers darauf hin, dass in der vorlage *e* stand und dass *i* in der schreibgewohnheit der beiden md. schreiber seine erklärung findet.

Die formen *zellun* und *tohteran* sind obd., vgl. Al. gr. § 408 und 409.

Secundärvocale finden wir 4 mal: 2 mal *zesewe*; davon ist einmal das mittlere *e* ausgelassen und dann darübergeschrieben, das zeigt deutlich, dass es in der vorlage gestanden hat. ferner steht *tuwank* XII 10 und *zewifel* VII 12. (vielleicht käme noch *vuruht* III 7 in betracht, wenn es sich hier nicht um einen schreib- oder lesefehler handelt.) die verhältnismäfsige häufigkeit der secundärvocale weist auf Oberdeutschland hin.

C o n s o n a n t e n. auch hier geb ich nur das was nach irgend einer richtung hin auffällt.

n am wortende statt *m* ist im alemannischen häufig (Whd. Mhd. gr. § 215, Al. gr. § 172 und 203); in unserm fragment begegnen wir dem reim *Jêrusalêm : sên* XI 1 : 2, ferner im text *arn* I 4.

Das *n* der inf.-endung *-en* ist überall wol erhalten, während es im md. (thür. ostfränk.) leicht verschwindet.

mb ist erhalten und nicht wie im md. in *mm* übergegangen.

In der gutturalreihe fällt die verwendung des *k* für *ch, ch* auf. es finden sich folgende formen: *gemakit* I 1, *gelikit* II 5, *sunderlike* : *wunderlike* II 6 : 8, *geliker* III 9, *sunderlike* III 25, *gestrikin* V 7, *rikes* V 18, *rike* : *getteliko* VI 1 : 2, *versmakt* VII 19, *zeiken* IX 5, *angelikin* IX 6, *make* IX 14, *bezeikint* X 14, *makete* XII 6, *mikil* XII 13.

Dazu kommen *fruct* III 13 und *recte* XI 6, in denen *c* an stelle von *k* tritt. demgegenüber finden wir *ch* oder *h* in folgenden formen: *tohtere* III 21, *dohter* V 18, X 1, 19, *tohteran* XI 1, *rechte* IV 8, *rechtekeit* VII 8, *mechte* VII 13, *brechte* VII 14, *vahten* IX 8, *vruht* III 6.

Da beide schreiber dieses *k* schreiben, so dürfte es der vorlage angehören. auch das ist eine vorwiegend alemannische erscheinung: vgl. Al. gr. § 208. ebenso ist alemannisch das *c* wie in *fruct* und *recte*, die allerdings nur bei dem zweiten schreiber vorkommen. interessant ist, dass dieses *k* auch in eine silbe eingedrungen ist, in der es gar keine berechtigung hat nämlich in *erbeitzeliken*, wo eigentlich *g* stehn müste. es ist offenbar durch falsche analogie entstanden. ob es aber der vorlage oder dem zweiten schreiber unseres fragments zur last zu legen ist, lässt sich nicht mit sicherheit entscheiden.

Über das auslautende *ch* und *h* ist schon oben gehandelt worden. hier wäre nur die form *lah* XII 2 (2 p. sg. imper.) nachzutragen, die nur alemannisch belegt ist; vgl. Al. gr. s. 191. Whd. Mhd. gr.[2] § 234.

Dentale. anlautend steht in unserm bruchstücke entsprechend dem westgerm. *d* abwechselnd *t* und *d*: *tode* I 5, *tot* V 65, *todes* XII 10, *tot* IX 4, *tugenden* II 7, *tuginde* II 9, *dugende* X 15, *tohtere* III 21, *tohteran* XI 1, *dohter* V 18, X 1 und 19, *v̊t* III 30, XI 4, *tv̊st* IX, 5, *tete* VI 7 *tor* XI 4, *torn* IV 5, *tumbe* IV 14, *getorfit* X 16, *trunken* XII 6, *getrank* XII 9, *teil* XII 13, ferner für germ. *t* in der verbindung *tr* *truwe* III 19, *trut* II 4, V 1. in dem lehnworte *thron* steht *th* (III 23) und in *don* (III 22) *d*. statt des germ. *þ* steht anlautend meist *d*, einigemale jedoch auch *t*. hieher gehören die öfters widerkehrenden formen *du*, *dir*, *dich*, *din* usw., *der* und die übrigen formen dieses pronomens, *dar*, *do*, *danne*, *disr*; dagegen *betúte* IV 13, *tu* VIII 2 und *túwank* XII 10.

In bezug auf inlautendes *t* und *d* sind zu erwähnen die formen *santest* VI 6, *woltest* VI 13, gegenüber *erkandest* VI 2, *soldis* VII 9 und *wolden* IX 9.

In der anwendung von *t* und *d* herscht also ziemliche willkür. oberdeutsch ist wenigstens im anlaut *d* entsprechend dem westgerm. *d* verhältnismäfsig selten; es würde also diese willkür wider auf md. eigenart des schreibers hinweisen. sie ist aber nicht unbedingt beweisend, da auch obd. das gleiche sich findet, s. Al. gr. § 179, 169 und 180.

germ. *t*: bei dem zur affricata verschobenen *t* ist im anlaut nichts zu bemerken; bei dem im inlaut stehnden *t* ist nur *gesezede* mit einfachem consonanten zu erwähnen.

Das zum spiranten verschobene germ. *t* muss im dialekt des fragments dem germ. *s* schon sehr ähnlich geklungen haben. das beweist der reim *was* (3. p. sg. praet.): *gesaz* IV 1 : 2, während sonst regelrecht gereimt wird *gesaz* : *laz* III 11 : 12, *groz* : *genoz* IX 5 : 6, *groz* : *vloz* X 13 : 14. das zeichen *ʓ* steht unterschiedslos für *as* und *az*; 17 mal *dʓ* für *daz*, 1 mal *lʓ* für *laz*, 1 mal *wʓ* für *waz* (acc. sg.), 7 mal *wʓ* für *was* (praet.) auch sonst steht auslautend *s* öfter für *z*: *us* II 2, *des* (acc. sg? für *daz*) IV 14, *es* (acc. sg.) V 11, *soldis* (n. sg.?) VII 9, *alles* (n. sg.) VII 20, *muos* IX 4, *weis* IX 5, *es* (n. sg.) XII 7. im inlaut finden wir meist *z* richtig verwant, nur einmal steht *wissen* mit *ss*, IV 14, während das wort in V 15 noch richtig mit *zz* geschrieben ist. umgekehrt steht je einmal im anlaut und im inlaut *z* für *s*: *erbeitzeliken* V 9, *wezen* XII 2.

Die vertauschung von *s* und *z* gehört offenbar schon der quelle an, gibt jedoch kein sicheres kriterium für die herkunft des fragments. reime zwischen auslautendem *z* und *s* sind seit mitte des 13 jhs. oberdeutsch zahlreich zu belegen, finden sich aber auch im mitteldeutschen nicht selten (Whd. Al. gr. § 188; Whd. Mhd. gr.² § 204 u. 205).

Als dialektische form kommt in betracht die 2 p. pl. auf *-ent*: *sigent* (imper.) III 22 und *mugent* IX 2. als dialektisches wort die conjunction *ald* IX 4 (Whd. Mhd. gr.² § 331). beides weist wieder auf Alemannien hin.

Man darf also das ergebnis dieser untersuchung dahin zusammenfassen, dass wichtige und entscheidende gründe dafür sprechen, als den ursprünglichen dialekt der dramatischen dich-

tung den alemannischen anzunehmen. dagegen können alle mitteldeutschen eigentümlichkeiten des uns vorliegenden textes als rückfälle mitteldeutscher schreiber in ihre schreibgewohnheit erklärt werden. daneben verbleiben eine anzahl von schreibungen, die sowol obd. wie md. möglich sind, also für die dialektbestimmung nicht verwendet werden können.

Zum reimgebrauch des vf.s möcht ich aufser dem schon oben gesagten noch folgendes bemerken. den reim handhabt der dichter mit leichtigkeit, wenn auch ohne besondere kunst. was die häufigkeit der reimvocale betrifft, so fällt mir auf, dass *i* weitaus am meisten im reim erscheint. für 86 reimpaare steht der vocal der reimtragenden silbe fest; hievon haben 24 *i*, also ca. 28%, 12 *î* (ca. 14%), 12 *a* (ca. 14%), 10 *ô* (11, 6%), 9 *ei* (10, 4%); auf diese 5 vocale entfallen also 78% aller reime, während der rest sich auf die übrigen verteilt. gar nicht finden sich *ę, ie, ö, œ, öu, ü*.

Wir haben hier also ein ganz anderes verhältnis, als zb. bei Hartm. v. Aue, bei dem die reime mit *a* ungefähr doppelt so häufig vorkommen wie die reime mit *i*. die häufigkeit des *i* in unserm fragment hat natürlich z. t. ihren grund darin, dass in der wechselrede des dramas reime auf *mir* und *mich*, *dir* und *dich* besonders nahe liegen. diese kommen denn auch im reime aufeinander vor an folgenden stellen I 3 *mich : dich*, II 5 : 7 *sich : dich*, III 17 *mich : dich*, VII 1 *dich : sich*, IX 15 *mich : (dich)* VI 15 *dir : mir*, VI 3 *mir : dir*, VII 15 *dir : mir*, im reime auf andere worte: X 19 *dich : himelrich*, VI 3 *gir : mir*, ferner unsicher, auf welches wort V 14 . . . . . : *dih*. das sind also von 24 reimen 11; es bleiben aber noch immer mehr reime mit *i* übrig als mit *a*. auch die reime auf *î* betragen bei Hartm. nur etwas über ein drittel der zahl derjenigen auf *ā*; in unserm fragment sind sie ebenso zahlreich wie diese.

Hiebei ist bemerkenswert, dass das nachgestellte possessivum *min* und *dîn* ziemlich häufig im reime verwant wird, *min* 8 mal (II 1, III 29, IV 10, IV 18, VI 8, VII 6, IX 1, XII 6), *dîn* 1 mal (II 3); *sîn* kommt nicht vor. es schliefsen also mehr als 5% aller verse mit einem dieser worte, während bei den von Zwierzina verglichenen dichtern mit einer ausnahme (Rudolf) sich noch nicht 1% findet; auch Rudolf hat nur 1,7% (s. Zs. 45, 258 ff.). in unserm fragment reimt sogar 1 mal *min : dîn* (II 1 : 3). das

ist eine bindung, die von den höfischen dichtern ebenfalls gemieden oder wenigstens nur zu bestimmten zwecken angewendet wird. hier ist eine besondere künstlerische absicht nicht erkennbar, anderseits wird die härte des reimes dadurch gemildert, dass die beiden reimzeilen durch eine anders reimende getrennt werden.

Auch das des reimes wegen nachgestellte unflectierte adject. findet sich in unserm fragment; es kommt 4 mal vor und zwar niemals prädicativ gebraucht: *zart* X 1, *schon* III 24, *grôz* IX 5 und X 13. wir sehen demnach, dass sich der dichter gerne formelhafter wendungen für den reim bediente (auch *âne widerstrît* I 6 ist eine solche, vgl. Zs. 45, 263), um sich aus der verlegenheit zu helfen. dazu kommt, dass auch der rührende reim recht häufig verwendet wird: *hant : hant* IX 13, *süezekeit : edelkeit* VII 17, *minneklich : lobelich* V 3, *sunderlike : wunderlike* II 6 : 8 [1], *rouch : wierouch* IV 7. das sind also beinahe 6 % aller reime, und dabei sind noch gar nicht mitgerechnet die reime *jüdescheit : rechtekeit* VII 7 und *menscheheit : irrekeit* VII 11, die der dichter jedesfalls gar nicht mehr als rührende empfand, die aber doch sonst gemieden werden. Hartmann reimt z. b. ein wort mit der endsilbe *heit* nie mit einem gleichartigen [2]. sonst ist in den Hartmannschen epen das verhältnis der rührenden reime zur gesamtzahl im Erec 1,14 %, im Gregor 0,55 %, im a. H. 0,46 %, im Iwein 0,37 %.

In den eben besprochenen eigentümlichkeiten berührt sich der dichter unseres fragments eher mit dem von Milchsack (P. Br. Beitr. 5, 193) herausgegebenen gedicht 'Unser vrouwen klage' und zwar hauptsächlich mit den von dem zweiten bearbeiter hinzugefügten teilen (hss. G, H, I, K, L u. M). während bei dem ersten bearbeiter die reime mit *â* 21,92 % betragen, machen sie beim zweiten nur 10,84 % aus. dafür sind bei diesem 16,26 % reime mit *i* vorhanden und ebensoviel mit *î*, beim ersten bearbeiter nur 12,8 % und 10,88 %, immer noch verhältnismäsig viel. das umlauts-ẹ kommt beim zweiten bearbeiter unter 203 verspaaren gar nicht vor, beim ersten allerdings auch selten, nämlich unter 828 reimpaaren nur 6 mal. reime mit *ei* finden sich

[1] hier scheint allerdings eine absicht vorzuliegen, da auch der erste bestandteil der beiden worte mitreimt.

[2] vgl. die ausführungen Zwierzinas über den rührenden reim, Zs. 45, 286 ff.

beim ersten bearbeiter 6,58 %, beim zweiten 9,36 %, solche mit *o* beim ersten 7,78 %, beim zweiten 7,98 %. die reime auf diese 5 vocale machen also beim ersten bearbeiter 59,96, beim zweiten 61,70 % aller reime aus (im fragment 78 %). reime auf *ö* und *öu* kommen bei keinem von beiden vor; der zweite hat aufserdem keinen auf *ę*, *ü* und *üe*; bei beiden bleiben die procentzahlen in den reimen mit *ae*, *ou*, *oe*, *û*, *ü*, *iu* und *üe* unter 1 %. reime von *a : â* kommen beim ersten bearbeiter 14 mal vor (2,24 %), beim zweiten 6 mal (2,98 %); nur beim ersten finden sich *î : i* (2 mal) *ë : ę* (2 mal), *î : ie* (1 mal), *a : o* (1 mal).

Das nachgestellte personalpronomen *mîn*, *dîn*, *sîn* findet sich beim ersten bearbeiter 30 mal = 2,4 %, beim zweiten 6 mal, in nahezu 1,5 % aller verse. der erste bearbeiter hat 13 rührende reime, davon 3 auf *-keit*, außerdem 2 mal *-heit : -keit*, die der dichter vermutlich nicht mehr als rührende empfand. der procentsatz der würklichen rührenden reime ist also 1,04, das sind nicht übermäfsig viele, und die reime auf *-keit : -keit* nehmen keine bevorzugte stelle ein. der zweite bearbeiter hat 6 rührende reime, darunter 5 mal *-keit : -keit*, das sind beinahe 3 % aller reime, dazu kommen noch vier reime von *-keit : -heit*.

Wir bemerken demnach, dass unser dichter mit dem zweiten bearbeiter in der reimtechnik mancherlei ähnlichkeiten aufweist, doch war er noch weniger sorgfältig als dieser; er bemüht sich zwar, rein zu reimen, legt aber im übrigen kein grofses gewicht auf abwechslung und auswahl der reime und begnügt sich sehr oft mit dem nächstliegenden.

III.

Die kirchliche tradition berichtet über den tod und die himmelfahrt Mariae in den hauptzügen folgendes[1]:

Nach der himmelfahrt ihres sohnes lebt Maria in Jerusalem. über die dauer ihres lebens schwanken die angaben. drei tage vor ihrem tode erscheint ihr ein engel, der ihr einen palmenzweig aus dem paradiese bringt und ihr bevorstehndes ende verkündigt. am tage ihres todes werden alle apostel, die weit in der welt zerstreut sind, plötzlich bei Maria versammelt; Johannes erscheint zuerst. Maria bittet sie bei ihr zu wachen

[1] s. Tischendorf, Apocalypses apocryphae, Leipzig 1866.

und mit ihr zu beten. zur vorher bestimmten zeit kommt Christus und nimmt die seele seiner mutter in den himmel. in einigen bearbeitungen geht ein zwiegespräch zwischen dem Herrn und Maria voraus. die apostel tragen dann Maria zu grabe in das tal Josaphat. unterwegs wird der zug von Juden überfallen, die den leichnam der mutter Christi verbrennen wollen. einer von ihnen will die bahre oder den leichnam selbst zur erde werfen, aber er bleibt daran hängen, während der übrige haufe mit blindheit geschlagen wird (so wenigstens in der bekanntesten recension, bei Tischendorf: Transitus Mariae [TM] B. cap. XII [XI cod. Ven.]). er bittet die apostel oder Petrus allein (T M. B.) um hilfe, bekennt seinen glauben an Christus und dessen jungfräuliche mutter und wird geheilt. auch das erblindete volk wird wieder sehend, bis auf einige die im unglauben verharren (T M. B.). es erfolgt dann die beisetzung der leiche. am dritten tage aber erscheint der Herr abermals und nimmt auch den körper seiner mutter zu sich in den himmel.

Das Amorbacher bruchstück bietet uns die scenen beim tode der Maria und bei ihrem begräbnis. es treten auf 1. Dominus, 2. Maria, 3. Judaei, 4. Petrus, der einmal angeredet wird, und andere confessores (s. im ordo vor IX: *confessoribus*). das sind dieselben die wir in sämtlichen bearbeitungen dieses gegenstandes finden. es kommen ferner hinzu die töchter Syon, die zwar im ordo, soweit er sicher lesbar ist, nirgend genannt, aber im text verschiedene male angeredet werden: III 21 *Darumbe ir tohtere von syon*: H. *Egredimini filie Sion*; XI 1 *Ir tohteran von Jherusalem*. eingeführt sind sie, wenn sie überhaupt würklich auftraten und die anrede an sie nicht blofs conventionell ist, offenbar im anschluss an das Hohelied: mit den 3 jungfrauen, die nach T M. A. bei der mutter des Herrn sind, möcht ich sie nicht zusammenbringen.

Aufserdem aber treten hier ganz abweichend von den sonstigen bearbeitungen noch auf Ecclesia und Synagoga.

In bezug auf den gang der handlung ist nicht alles klar, da manche stellen des textes und namentlich der lateinische ordo nicht überall lesbar sind. die handlung setzt ein mit den dem tode der Maria vorausgehnden scenen. der gröfseren übersichtlichkeit wegen, und weil meines erachtens in der hs. die anordnung erheblich gestört ist, widerhol ich hier den text und

zwar so, dass ich die entsprechenden lateinischen und deutschen stellen neben einander setze.

1. Das bruchstück beginnt mit 6 deutschen versen, zu denen aber die spielanweisung fehlt. sie lauten:

> *I. Ist vnser hvs gemaket wol,*
> *daz an ende wern sol,*
> *ze dim herzen [wil] ich legen mich*
> *vnd vf din arn, wan ich dvr dich*
> 5. *zem tode bereit was ze aller zit*
> *Mit* [viell.: *vrovden] ane widerstrit.*

die worte gehören offenbar Maria und sind an den Herrn gerichtet, denn dieser antwortet darauf mit einer anrede an Maria, (vgl. ordo vor A und II). er hat ihr jedesfalls vorher seine absicht verkündet, sie aus diesem leben abzurufen und in sein himmlisches haus zu führen, wo sie nach der seit dem 11 jh. gang und gäbe gewordenen anschauung mit ihm in liebe verbunden als mächtige himmelbeherrscherin thronen soll (vgl. die entsprechenden stellen in dem Innsbrucker Marienhimmelfahrtsspiel: Mone Altteutsche Schauspiele nr 1 v. 1473 ff, ferner Konr v. Heimesfurt v. 445 ff, MH. Zs. 5 v. 1101 ff u. ö.). Maria antwortet darauf, dass sie bereit sei, ihrem himmlischen bräutigam in sein haus zu folgen und den irdischen tod zu erleiden. die worte

> *ze dim herzen wil ich legen mich*
> *vnd vf din arn . . . .*

beziehen sich m. e. nicht auf die situation in ihrem zukünftigen haus, sondern auf die stellung, die sie zu ihrem abscheiden einnehmen will; denn es heißt dann vor A[1]: *Dominus assumit eam super ulnas (ulnam?)*, und sie stirbt *in gremio domini* (ordo vor J).

2. Es folgt dann eine aus A, B, C und II, III, IV bestehnde scene. der ordo vor A lautet: *Dominus assumit eam super ulnas et amplectitur eam dicens*, und vor II steht: *Dominus Marie amplexe adhuc dthnico . . . .* der Herr

[1] Zu dem ausdruck *super ulnas* vgl. Kehrein Lat. Sequenzen nr. 221, 3 n. Daniel Thesaur. hymnologicus V 240, 3:

> *Senex vero videns lumen*
> *Susceptum in ulnis Numen*
> *Benedicens iubilat.*

nimmt also Maria in seine arme und hält sie darin während der reden B, C, II, III, IV bis zum anfang der nächsten scene. vor D steht nämlich *Maria dimissa.* in seinen worten preist er mit einer stelle des Hohenliedes die schönheit seiner geliebten und deutet in der entsprechenden deutschen stelle die körperlichen reize in sittliche vorzüge um.

A. *Quam pulchra es [et quam dec]ora, carissima mea,*	II.	*Wie húbsch du bist.*
		ein vrindin min,
		Maria magt vnd
		min vserweltú brut;
in deliciis tuis.		*wie schon dv bist in den*
		vrovden dín,
		min liebv́ mŭter vnd
		mins herzen trut.
stat[ura] tua asimilata est palme	5.	*Din geschaft gelikit sich*
		der palme sunderlike,
		sus hat dú kraft der
		tugenden dich
		erhôhit wunderlike.
		din tuginde nieman
		gezellen mak,
et odo[r oris] tui sicut malorum granato[rum] guttur tuum sicut vinum optimum.	10.	*alsam ein granat*
		ist din smak,
		din kele ist als der beste win:
		dv solt [iemer bi] mir sin.

Die deutsche paraphrase hält sich ziemlich eng an den lat. wortlaut. nur ist *carissima mea* weiter ausgeführt; hinzugefügt sind die begründenden verse 7 und 8 und v. 12, der, an sich ziemlich inhaltlos, den fehlenden reimvers bildet. die von mir vorgenommene ergänzung des letzten verses ligt sehr nahe, und die zahl der eingefügten buchstaben tenspricht ungefähr der größe der lücke.

B. und III. Von der spielanweisung vor B ist nur lesbar: *M(aria) s* . . . und bei III . . . *s s* . . . (sollte hier vielleicht *Maria filiabus syon* gestanden haben?). die worte sind offenbar Maria zuzuweisen; nach dem wortlaut von III sind sie an die töchter Sion gerichtet; sie bilden aber indirect eine antwort auf die rede des Herrn.

B. *Sicut m[alus inter ligna silvarum.*	III.	— — — — —
		— — — — —
		— — — — —
		— — — — —

	5. — — — — —
	— — — — —
	ein vruht, der er hat,
	dar vnder vil der meren(?)gat,
sic dilectus meus] inter filios.	*in geliker wis gezieret ist,*
	10. *vür alle svne min*
	ihesus krist.
sub umbra illius, [quem] desi-	*an sinem schaten ih gesaz,*
derabam, sedi: et vox (richtig:	*nah im min girde*
fructus) illius dulcis gutturi meo.	*was nit laz;*
	sin fruct sam honegis
	svezekeit
	was [mir] in minem
	munde bereit.
	15. *do kam der künig Salomon,*
	vf sinem hovbete was dv kron,
int[ro]duxit me in cellam,	*in sin winzellun vvortte*
vinariam, ordinavit in me cari-	*er mih;*
tatem.	*er sprah: nv wil ih leren dih,*
	trv́we minne solt du han,
	20. *ih bin dir liep vúr alle man.*
	dar[um]be ir tohtere
	von syon,
	singent wol den svezen don
fulcite me floribus, stipate me	*vnd [zieret d]en minen thron*
malis,	*mit apheln vnd mit*
	blvomen schon:
	25. *so wirt v́ svnderlike lon,*
	der iemer wert uf citaron,
quia amore langueo.	*wand ih von minnin*
	verwvndit bin;
	sin minne krenkint
	mir den sin.
leva eius sub capite meo	*sin hant vf rekit daz*
	hovbit min
	30. *vnd tvot mir siner*
	helfe schin;
et dextera illius amplexabitur	*sin zesewe mih al vmbevat,*
me.	*in vrovden er mih iemer hat*[1].

Die deutschen worte schließen sich ebenfalls eng an die lateinischen an. die ersten 6 verse sind verloren gegangen

[1] v. 30 ist ein formelhafter vers, der mit geringen veränderungen unserem dichter immer wider in die feder fließt:

IX 2: *tvo mir diner gnaden schin*

VI 7: *Du tete an mir gnaden schin*

auch sonst wird die wendung in der geistlichen dichtung häufig gebraucht.

und auch v. 7 und 8 sind mir nicht ganz verständlich. *ordinavit in me caritatem* ist hier in directer rede ausgeführt. hinzugefügt ist die erwähnung des thrones, ferner v. 22 und v. 25 und 26, eine verheißung an die töchter Zion. v. 28, eine widerholung des gedankens von v. 27, ist des reimes wegen eingefügt, ebenso v. 30 und 32.

Die rede Marias enthält einen preis des Herrn und eine seligpreisung ihrer selbst, wobei sie die töchter Zion auffordert, sie zum äußeren zeichen ihres glückes zu schmücken. eine seligpreisung vor dem tode findet sich auch in dem Innsbrucker schauspiel von Marien himmelfahrt, bei Mone Altt. schausp. v. 1512 ff. Maria stirbt nun aber nicht gleich, sondern an dieser stelle ist ein gespräch zwischen Ecclesia, Synagoga und dem Herrn eingeschoben. während das gespräch zwischen Maria und ihrem sohn mit etwas anderem inhalt auch im Trans. Mar. B, in d. Vita rhythmica, bei Mone, Konr. v. Heimesfurt und Zs. f. d. a. 5 sich findet, ist von einem dialog der zweiten art weder in den quellen noch in den genannten bearbeitungen eine spur. erst mit VIII wendet sich der Herr wider zu Maria und gewährt ihr eine bitte, die allerdings in dem uns überlieferten texte fehlt.

C. **und** IV. Der ordo vor C sagt: *ecclesia dicit domino.* vor IV steht die spielanweisung: *ecclesia dicit domino cum esset rex exponit.* hier ist also mit deutlichen worten gesagt, dass die deutsche übertragung bestimmt ist, die lateinischen stellen zu erläutern, denn '*cum esset rex*' ist der anfang des verses aus dem Hohenlied, der unter C der Ecclesia in den mund gelegt wird. Ecclesia spricht also zum Herrn:

C. *Cum esset rex in acubitu suo, nardus mea dedit odorem suum.*	IV. *Do der kúnig in siner wonunge was,* *ih v . . lik zvo im gesaz,* *min [salbe] gab ir svezen smak,* *daz ist der synagoga ein slak.* 5. *vnz[wuschen?] vnsern beiden torn* *d[a] was v[elsch]e gar verkorn.* *svozen smak gab min [r]ovch* *rechte sose mirren vnd wierovch.*
fasciculus mirre dilectus meus michi;	*. . . wern svnder . . . bv́schellin*

inter ubera mea commorabitur.	10. *bin ih . . . ben liebe min* *vnd [zwu]schen minen brusten* *wo . . t er des gelusten.* *waz disv rede betúte,* *des wissen nit tumbe lúte.*

Die einführung der Ecclesia wie nachher der Synagoga unterbricht die eigentliche handlung. was den inhalt der rede betrifft, so rühmt sich Ecclesia ebenfalls ihrer vertrauten gemeinschaft mit dem Herrn und preist ihn als ihren geliebten, in der deutschen stelle nicht ohne höhnischen ausfall (v. 4) gegen die vom Herrn verschmähte Synagoga. v. 1 u. 3 entsprechen dem lateinischen, v. 2 ist ein eingeschobener vers, der die situation weiter ausmalt. v. 4 ist der oben erwähnte zusatz; ebenso sind v. 5 u. 6 zusätze. v. 7—12 entsprechen jedesfalls dem lateinischen text, doch läßt sich wegen ihrer unvollständigen erhaltung nichts genaueres sagen. v. 13 u. 14 bilden einen merkwürdigen zusatz, in dem der verfasser darauf hinweist daß die ganze stelle als allegorie verstanden werden wolle, wozu freilich nur leute mit theologischer bildung befähigt seien.

3. D. E. V. VI.

D u. E sind von dem schreiber ohne unterbrechung durch eine spielanweisung geschrieben, doch ist der anfang von E durch einen roten anfangsbuchstaben gekennzeichnet. auch die beiden spielanweisungen stehn ungetrennt vor D. vor der zweiten finden sich ebenso wie vor der zweiten hälfte des textes als zeichen der zusammengehörigkeit zwei rote parallele schräge striche. D u. V sind worte des Herrn, gerichtet an Ecclesia. der ordo vor D ist ausführlicher: *dominus amplectitur ecclesiam Maria dimissa;* im zweiten heißt es bloß: *dominus ecclesiae* die gruppe schließt sich ganz eng an die vorhergehnde an; die worte des Herrn bilden eine antwort auf die letzte rede der Ecclesia. er versichert sie seiner liebe. die deutsche umschreibung zeigt hier, wie nachher öfter, sehr die neigung auszumalen.

D. [vgl. nachher: *soror mea sponsa.*]	V. *frovwe, min trut frundinne,* *swester vnde kviginne,* *so selden rih, so minneklih,* *so schon, so gvot, so lobelih,*
Vulnerasti cor meum, soror mea sponsa,	5. *sih, von diner minne* *verwundit sint min sinne;* *ih han dir vil gestrikin nah,*

vulnerasti cor meum.

mir was her nah dir
so gah,
daz ih mit erbeit
zeliken sitten
10. *vil kumbers han dur*
dih erlitten.
dv solt es w[ol] sehen an,
wie gar ich dih
[gem]innit han.
. . . *dur di* . . . [24 buchst.]
. . . *daz sih dur dih*
15. *dv solt wizzen daz min tot*
[dih] loste von der helle not.
dv solt mit mir erbe sin
mines rikes, dohter min.

In der deutschen stelle ist also die anrede erweitert und vorangestellt; *vulnerasti cor meum* ist frei widergegeben, hinzugefügt ist die erwähnung der arbeit und der leiden, die der Herr für die Ecclesia auf sich nehmen mußte, ferner sein tod und dessen bedeutung für die christliche menschheit. E u. VI gehören der Ecclesia; die worte sind an den Herrn gerichtet. die spielanweisung vor E heißt: *ecclesia respondet,* die vor VI: *ecclesia dicit domino.*

E.

In caritate perpetua dilexisti me; ideo attraxisti me, misertus mei.

VI. *herre d[v b]ist milt*
vnd gnaden ri[ke],
dv erkandest gettelike[1]
min geben vnd min gir
vnd gebe dih zu
erkennenne mir.
5. *hie von in dinen minnen*
begvnd ich sere brinnen.
du tete an mir gnaden schin;
du santest an daz herze min
dines heiligen geistes gůte,
10. *da von wirt min gemvete*
von tugenden alse gemeit
vnd rich mit so
manger selikeit,
daz dv mich woldest minnen
mit dinen gotlichen sinnen.

[1] die form *gettelike* könnte immerhin für *goteliche* stehn, aber es wird sich hier doch um das bei Lexer I 943 und ausführlich im DWB. IV, 1 a, 1490 s v. *gätlich* behandelte wort handeln.

15. *alse hast dv mich*
gewunnen dir:
dv solt dich selben geben mir.

Die übertragung ins deutsche ist wider erweitert und sehr frei. v. 1—4 sind hinzugefügt (*min geben und min gir* = die liebe, die ich dir gebe, meine hingabe und meine sehnsucht nach dir). als beweis der liebe des Herrn für die Ecclesia wird angeführt die sendung des heiligen geistes. v. 10—16 sind ebenfalls hinzugefügt; Ecclesia preist die würkungen des heiligen geistes und schließt mit der bitte um vollständige gemeinschaft mit dem Herrn.

4. F. G. VII. VIII oder X.

Als neue person tritt die Synagoga auf. auch diese gruppe schließt sich eng an die vorhergehnde an. F und VII sind worte der Synagoga; der ordo vor F lautet: *ecclesia erigit se et venit synagoga ad pedes domini flexis genibus:* vor VII steht Synagoga. hatte vorher Ecclesia höhnisch über die zurücksetzung der Synagoga ihr gegenüber gesprochen, so kommt jetzt diese und erinnert in klagendem tone an die alten versprechungen des Herrn.

F.	VII.
	herre, alle geschaft suln loben dich
	vnd dir ze dienste geben sich,
	wan du bist ir schephere;
	du got an ane[ge]nge ie were.
	5. *herre, du solt gemant sin,*
Quis michi det te fratrem	*wie dich erete dv mvter min.*
	. . . ir ê dv̓ jvdescheit
	nach diner gesezede rechtekeit
sugentem ubera matris mee,	*. . . soldis aber svgen ir brvst*
	10. *vluch der kristenheit akvst.*
	. . . gent . . diner menscheheit
	ich zewifel an der irrekeit.
	ah mech[te i]ch einen vrv̓nt gewinnen,
	der mich der warheit brechte innen

	15. *vnd mich ouch gehel lete dir.*
	daz du genedeg
	wurdest [mir]
et ut osculer te.	*vnd mir dins kusses*
	sůzekeit
	gebest mit des vr[v́]ndes
	edelkeit.
ne quisquam me despiciat.	*herre* (viell. statt *here*)
	ich gar versmakt bin,
	daz wer danne alles dahin.

Die übertragung ist hier ganz frei und sehr erweitert. der dichter hat eigentlich nur die begriffe *sugere, ubera, mater, osculari* und *despicere* herausgegriffen und zueinander in beziehung gesetzt. Synagoga verspricht zunächst dem Herrn als dem schöpfer aller dinge lob und gehorsam; dann mahnt sie ihn an die alte ê (hier sind verschiedene stellen des textes unlesbar, und der sinn der verse 7—12 ist mir dunkel); sie wirft der christenheit *akust* vor. zuletzt betont sie, dass sie ebenfalls nach der wahrheit strebe und das wohlwollen des Herrn widergewinnen wolle.

G. Der ordo vor G heißt: *dominus amplectitur synagogam et dicit sibi.* die fassung der spielanweisung wie die folgende lateinische stelle lassen meines erachtens nur die deutung zu, dass der Herr geneigt ist, Synagoga seine gnade zu schenken; er erkennt ihr verhalten an (*ortus occlusus es, fons signatus*), nennt sie mit zärtlichen namen (*soror mea sponsa, amica mea*) und fordert sie auf, sich wider zu ihm zu wenden (*surge, propera, amica mea*).

Wo ist aber die entsprechende deutsche stelle? VIII, das im texte des bruchstücks auf VII folgt und also eigentlich die übertragung von G darstellen müste, kann es nicht sein: denn erstens steht darüber: *dominus Mariae*, und zweitens spricht, selbst wenn man im ordo einen irrtum des schreibers annehmen wollte, auch der inhalt dagegen. die anrede '*muoter*' passt nicht auf die Synagoga, wol aber auf Maria. ferner wäre hier eine vollständige umkehrung des sonstigen verhältnisses zwischen deutschem und lateinischem text festzustellen: der deutsche, der sonst dem in seinen beziehungen vielfach schwer verständlichen lateinischen erst fleisch und blut gibt, wäre hier kürzer und inhaltsleerer als dieser. wir müssen also annehmen, dass etwas ausgefallen ist.

Mit v. 15 von VII bricht der erste schreiber ab, der zweite beginnt mit dem ordo zu VIII, hat aber dann die verse 16—20 von VII am unteren rande nachgetragen. dass es sich nicht um eine interpolation handelt, sieht man daraus, dass oben im fortlaufenden text der reimvers zu v. 15 fehlt. es war also sicher etwas ausgelassen worden; und als der schreiber das nachher merkte, hat er den nachtrag am unteren rande der seite gemacht; es fragt sich nur, ob er auch alles nachgetragen hat was er ausgelassen hatte, oder ob er dies aus mangel an raum nicht konnte. es ligt nahe, die auslassung auf folgende weise zu erklären. die nächste spielanweisung fieng jedesfalls mit *dominus* an, da doch der Herr eine antwort auf die rede der Synagoga geben muß und im lateinischen text auch gibt. die spielanweisung vor VIII beginnt aber ebenfalls mit *dominus*: der schreiber könnte also von der fehlenden zu dieser über gesprungen sein. doch ist es möglich, dass die sache hier anders zusammenhängt. die eben erwähnte erklärung würde voraussetzen, dass in der vorlage VIII in der nähe von VII gestanden habe. es scheint aber nicht bloß eine rede zu fehlen. da nämlich nicht anzunehmen ist, dass zweimal hintereinander worte des Herrn gestanden haben, und da außerdem die gewährenden worte des Herrn in VIII bittende der Maria voraussetzen, so müssen wir daraus schließen, dass außer den 5 versen von VII noch mindestens 2 reden fehlen, von denen die erste dem Herrn, die zweite Maria zuzuweisen sein wird. haben sich, wie zu vermuten ist, auch hier lateinische gesänge und deutsche reden entsprochen, so erhöht sich die zahl auf mindestens 4. es will mir nun erscheinen, als ob das fehlende auf seite 4 unseres fragmentes nachgetragen wäre, allerdings ohne ein zeichen, so dass man es äußerlich nicht als nachtrag anerkennen kann. dabei nimmt der nachtrag mindestens die letzten 5 sechstel der seite ein und geht auch hier noch nicht zu ende, denn es fehlt immer noch zum wenigsten eine deutsche umschreibung der mit Q u. R bezeichneten verse aus dem Hohenlied und die vor VIII vorauszusetzenden bittenden worte der Maria. das ausgelassene stück würde dann erheblich mehr als eine seite unseres bruchstücks betragen. da nun hier auf einer seite recht viel zusammengedrängt ist, so ist es nicht ausgeschlossen, dass es in der vorlage gerade 2 seiten ausge-

macht hat, und dass die auslassung durch überschlagen dieser 2 seiten zu erklären ist.

Die G entsprechende deutsche paraphrase scheint mir nämlich in X zu suchen zu sein. X steht offenbar nicht an seinem platz. während die vorhergehnde rede IX worte des Juden enthält, der den angriff auf den leichnam der Gottesmutter gemacht hat — er bittet den apostel Petrus um gnade —, so antwortet in X nicht Petrus, wie man erwarten sollte, wenn der zusammenhang nicht gestört wäre, sondern der Herr, und die rede hat weder beziehung auf den bittenden Juden — sie beginnt vielmehr: *Liebv̈ dohter vnd swester zart* — noch auch auf den inhalt seiner bitte. mit G aber stimmt X überein erstens darin, dass es worte des Herrn sind, gerichtet an die Synagoga (der ordo heißt: *dominus synag*[*ogae*]); zweitens finden wir auch im wortlaut starke anklänge an den lateinischen gesang, und zwar in ganz ähnlicher weise, wie bei F u. VII; es sind nämlich die hauptbegriffe des lateinischen textes herausgegriffen und in beziehung zueinander gesetzt, ohne dass diese beziehung dem sinne des lateinischen spruches genau entspräche. diese hauptbegriffe sind '*soror mea*', '*ortus*' (vermutlich auch '*occlusus*', doch sind hier die deutschen verse nur zum geringsten teile lesbar), '*fons signatus*'; während '*surge, propera, amica mea*' dem v. 19 genauer entspricht.

Wie es kam, dass VII u. X den lateinischen gesängen so wenig entsprechen, ist leicht zu erklären; die stellen des Hohenliedes paßten eben schlecht auf die Synagoga und musten umgedeutet werden, was natürlich nicht ohne gezwungene wendungen abgehn konnte.

G. *Ortus oclusus es, soror mea sponsa,*	X. *Liebv̈ dohter vnd swester zart,*
	[*ih wil dih vůren in*] *minen gart,*
	ob dr dih wilt bekeren.
	ih wil din [*ere*] *meren*
ortus oclusus,	5. *in minen garten* [*wil ih*] *dih vůren,*
	Den han . . .
	. . [*im niht gesch*]*aden mag*
	. . . . *ndll* . . .
	. . . .

10. . . . .
[*vnd ein brunne ist*
dar in|*ne,*
von dem mugen dine sinne
gewinnen ewig vrovde groz.
bezeikint han des
fons signatus, — *brunnen vloz;*
15. *solih dvgende der*
brunne birt
swer dar inne getovfit wirt
daz der wirt gar reine,
vri vor allem meine.
kum ze mir, dohter,
surge, propera, amica mea. — *bekere dih,*
20. *so gib ih dir daz himelrih.*

Die erste hälfte des lateinischen gesanges=C. c. IV 12 wird sonst häufig auf Maria angewant, auf die der text im hinblick auf ihre ewige jungfrauschaft auch gut paßt; hier auf die Synagoga bezogen, erscheint er auffallend. die deutsche übertragung deutet denn auch den lateinischen text um. in der anrede stimmt zwar *swester* mit *soror* überein, *dohter* aber nicht mit *sponsa.* dann ist hier nicht Synagoga der '*ortus occlusus*' oder der '*fons signatus*'. sondern sie soll in den garten (das himmelreich) geführt werden, falls sie sich bekehrt und sich im brunnen der göttlichen gnade taufen läßt.

5. Es schließen sich dem sinne nach unmittelbar an O. P. XI und XII.

O sind worte der Synagoga, ebenso XI; auch sie können in keine beziehung zu den bittenden worten des Juden (in IX) gesetzt werden; die scene zwischen Dominus und Synagoga wird vielmehr fortgesponnen.

Vor O steht nur *Synagoga.* an wen die worte gerichtet sind, ist also nicht erkennbar; vor XI steht *synagoga d' dño.* *d'* ist hier offenbar nicht abkürzung für *dicit*, sondern für *de.* ebenso nachher vor P u. XII. denn die worte sind nicht an den Herrn gerichtet, sondern in O wird von ihm in der dritten person geredet, und in XI werden die *tohteran von Jerusalem* angeredet; sie handeln aber von dem Herrn. ebenso ist P u. XII, wo beidemal die spielanweisung lautet: *dos eccl'ie d' synagg.*, nicht an die Synagoga gerichtet, sondern an die Ecclesia, was ja hier auch durch den dativ *ecclesiae* zum ausdruck gebracht wird; die worte reden aber von der Synagoga.

O.

XI. *Ir tohteran von ierusalem,*
ir mugent alle nu wol sen,
daz got ist milt vnd dabi gvot;
sin gnaden tor er vf tvot
5. *sundern die sih im ergebent,*
ob sv dar nah in recte lebent.
sin genade sint mir noh vnverseit,

Leua eius sub capite meo

sin hant het er mir vndergeleit;
vf genade bin ih zvozim gegangen,

et dextera illius amplexabitur me.

10. *sin zesewe hat mih vmbevangen.*

Auf die gewährung verheißende antwort des Herrn folgt hier eine jubelnde danksagung der Synagoga. v. 1—7 sind im deutschen frei hinzugefügt.

Nunmehr wendet sich der Herr an die Ecclesia, die bisher schweigend das zwiegespräch zwischen dem Herrn und der Synagoga mit angehört hat, und bittet sie gewissermaßen um entschuldigung, dass er auch die Synagoga wider zu gnaden angenommen habe.

P.

XII. *Vrowe, ein mvoter der kristenheit,*
lah dir daz nit wezen leit:

Vinea mea coram me est.

min wingarte komin ist ze mir,
der mir gar leip was vor dir.
5. *nu begonde er aber bern win,*
der trunken makete daz volk min,
san daz es min nit erkennen wil.
sin bitterkeit ist alse vil,
do ih in allererst getrank,
10. *des todes slaf mih slafen twank,*
da mit ih dinv kint erloste
von des [alten vin]des roste.
der sinagoga kint ein mikel teil
wer . . . .

Das deutsche ist also sehr erweitert; natürlich. denn es muss doch das sonst in seiner beziehung unverständliche *vinea mea coram me est* verdeutlichen. gerade das was für den gedankengang des gespräches zwischen Dominus, Ecclesia und Synagoga wichtig ist, muste im deutschen unabhängig vom lateinischen texte ausgesprochen werden, also namentlich v. 1 u. 2. hinzugefügt ist eine begründung dafür, warum der Herr seine gunst von der Synagoga abgewant habe[1].

6. Es folgen am unteren rande noch etwa 4 zeilen. die aber so geschwärzt sind, dass außer der nächsten spielanweisung nur ein paar bruchstücke lesbar bleiben. die spielanweisung vor Q lautet: *ecclesia domino.* Q ist entweder Cant. cant. II 17 entnommen, wo es nach der Vulgata heißt: *revertere: similis esto, dilecte mi, capreae hinulorum cervorum super montes Bether.* oder C. c. VIII 14, wo statt *revertere: fuge* steht. es ist demnach annzunehmen, dass wir hier die antwort der Ecclesia auf die letzten worte des Herrn vor uns haben. sie fordert diesen auf, zu ihr zurückzukehren oder vor der Synagoga zu fliehen; sie will jedesfalls auch ferner seine liebe allein besitzen und verspricht ihm für die gewährung ihrer bitte besondere ehre.

Dann ist weiter lesbar: *adiuro vos filie.* mit diesen worten beginnen im Hohenlied mehrere verse:

1. C. c. II 7: *Adiuro vos, filiae Jerusalem per capreas et cervas camporum, ne suscitetis neque evigilare faciatis dilectum, quo ad usque ipsa velit,*

oder C. c. VIII 4 mit demselben wortlaut; nur steht *donec* statt *quo ad usque.*

2. C. c. V 8: *Adiuro vos, filiae Jerusalem, si inveneritis dilectum meum, ut nuncietis ei, quia amore langueo.*

Es fragt sich, ob das eine fortsetzung der rede der Ecclesia ist oder eine neue. ist es eine fortsetzung, so müste es der unter 2 angeführten stelle des Hohenliedes entsprechen. dem sinne nach würde es recht gut passen. Ecclesia würde dann auch die töchter Jerusalems auffordern, ihr bei ihrem liebeswerben um den Herrn beistand zu leisten. hat aber der

[1] zu v. 14. im reim auf *teil* hat vielleicht *heil* gestanden, u. der Herr hat gesagt, dafs auch ein grofser teil der Juden ihrer seele heil finden werden. im Transitus Mariae B werden ja nach dem angriff auf die leiche und nach der sofortigen bestrafung die meisten Juden gläubig.

unter 1 erwähnte vers dagestanden, so können die worte nicht der Ecclesia angehören, sondern nur dem Herrn, denn es ist darin von einer 'dilecta' die rede. am linken rande der hs. steht aber neben den 3 letzten zeilen mit roter schrift:

nis . . . it
. . . sib
. . . abus (?)

man könnte daran denken, dass *abus* die endung von *pilabus* sei. dann würde der ordo gut zu C. c. II 7 oder VIII 1 stimmen. in welchem sinne freilich dieser vers gedeutet worden sei, um in den zusammenhang zu passen, darüber wage ich keine vermutung. auch ist es nicht sicher, ob die mit roter tinte geschriebenen bruchstücke von worten wirklich als spielanweisung zu unserer stelle gehören; ferner ist der anfangsbuchstabe von *adiuro* nicht rot, sondern schwarz geschrieben, so dass es mir wahrscheinlich ist, dass die zuerst geäußerte vermutung den vorzug verdient.

Dies alles (von X bis R) und noch mehr ist also in die lücke einzusetzen, die nach VII anzunehmen ist. wie weit die scene noch ausgesponnen war, ist nicht mit sicherheit festzustellen; es läßt sich aber annehmen, dass nicht all zu viel mehr fehlt und dass das ende dieser scene eine bedingte einigung zwischen dem Herrn, der Ecclesia und der Synagoga gewesen ist.

7. VIII. H. I. K. L. M. N. IX.

Wenden wir uns nun zurück zu VIII. mit der auf VIII folgenden lateinischen antiphone H beginnt eine neue phase der handlung, die uns nunmehr den tod und die bestattung Marias vorführt. aber auch VIII steht damit im engen zusammenhang: schon diese worte sind an Maria gerichtet. zugleich geht aus der auf VIII folgenden spielanweisung (*post hoc Maria surgens accipiet dominum ad manus et exibunt omnes persone praeter synagogam Maria canente*) hervor, dass VIII der schluss der scene gewesen sein muss, in die das gespräch zwischen Dominus und Synagoga eingeschoben war. während nun bisher jeder lateinischen stelle — von I u. Q R seh ich hier ab — eine deutsche entsprochen hat, so ist dies hier nicht der fall. nur deutsch ist vorhanden VIII; doch kann in der lücke noch die entsprechende lateinische stelle gestanden haben; dann folgen nur lateinisch H, I, K, L, M u. N, sowie nur deutsch IX.

Der ordo vor VIII heißt: *dominus Mariae*; die rede selbst umfasst nur 2 verse und enthält die gewährung einer bitte, die Maria an den Herrn gerichtet haben muss. welchen inhalt diese bitte gehabt haben mag, kann man nur vermuten. im Transitus Mariae B. c. VIII (VII cod. Ven.) spricht Maria unmittelbar vor ihrem tode ihrem sohn ebenfalls eine bitte aus; hier heißt es: *Tunc Maria prostravit se in pavimento adorans deum et dixit: '. . . memor igitur esto mei, rex gloriae . . . suscipe me itaque famulam tuam et libera me a potestate tenebrarum, ut nullus Satanae impetus occurrat mihi nec videam tetros spiritus obviantes mihi'.* diese bitte wird allerdings nicht vollständig gewährt: Christus weist seine mutter darauf hin, dass ihm selbst der anblick des fürsten der finsternis nicht erspart geblieben sei; ebensowenig könne ihr dieser anblick erspart bleiben, aber schaden werde sie nicht davon gewinnen, da er sie schützen werde. ähnlich ist die sache bei Konr. v. Heimesf. v. 460 ff und M. H. Zs. 5, v. 1057 ff, im mfr. legendar Zs. f. d. ph. 10. v. 277 ff. im Innsbrucker spiel findet sich eine ähnliche bitte, jedoch in einer früheren scene, nämlich in der zwischen dem erzengel Gabriel und Maria (Mone Altt. schausp. I, v. 1055 ff). hier ist die bitte an Gabriel gerichtet und findet auch nicht völlige gewährung. dagegen wird in der Breslauer Marienhimmelfahrt (Zs. 50, v. 172 ff) diese bitte mit den worten gewährt:

v. 25 *du allirlipste mutter mein,*
allis das du willt das sal seyn.

möglicherweise hat also eine solche bitte in der lücke gestanden.

Von hier an schreitet die handlung rasch vorwärts. die nächste spielanweisung lautet: *post hoc Maria surgens accipit dominum ad manus et exibunt omnes personae praeter synagogam maria canente: 'Egredimini, filie syon, et [vi]dete regem salomonem in diademate, quo coronavit eum mater sua in die desponsationis illius et in die leticie cordis vestri'.* diese stelle aus dem Hohenlied, von der kirche als antiphone verwant, enthält einen preis der herlichkeit des Herrn. dann heißt es weiter: *post hoc maria recumbet in gremio domini et cantabit:* (1) *in pace in*

[1] dieselbe antiphone findet sich auch in den Fragmenta Burana (W. Meyer tafel XII u. XIII, p. 137, no 34). der vers wird ferner sehr weitläufig commentiert in der 2. bearbeitung 'Von unser vrouwen klage'.

id ipsum: dormiam et requiescam (ich habe den psalmvers (IV 9) von dem, wie es in liturgischen hss. vielfach üblich ist, nur die anfangsworte angegeben sind, vollständig hergesetzt). sie legt sich also in den schoß des Herrn und will in frieden schlafen und ausruhen. nach beendigung des gesanges stirbt sie: *quo finito occumbit et mouetur in feretrum ponetur omnibus cantantibus.* der allgemeine gesang, der nun folgt, ist ein bei mehreren Marienfesten gebrauchtes responsorium, das 7 des noch heute gebräuchlichen Marienofficiums. der vollständige text lautet: *felix namque es, sacra virgo Maria: et omni laude dignissima. quia ex te ortus est sol iustitiae, Christus deus noster.* Versus. *Ora pro populo, interveni pro clero, intercede pro devoto femineo sexu. sentiant omnes tuum iuvamen, quicumque celebrant tuam sanctam festivitatem.* (im Innsbrucker spiel wird dieses resp. von den engeln gesungen, als der Herr bei Maria erscheint, um ihre seele zu sich zu nehmen.) nachdem nach dem ordo bereits vor dem gesange des *felix namque* die vorbereitungen zu der bestattung getroffen worden sind — Maria wird auf die bahre gelegt —, wird sie jetzt herabgetragen: *postea deportabitur.* dabei singen alle personen: *in exitu israhel ex egypto.* es ist der anfang des 113 psalmes (nach der zählung der vulgata). dieser gesang findet sich bei derselben gelegenheit bereits im Transitus Mariae B, cap. XI (X cod. Ven.) und ist daraus in zahlreiche bearbeitungen der legende übergegangen.[1] welchen hinweis die worte *confer versum*, die im ordo vor *deportabitur* stehn, geben sollen, ist nicht recht zu erkennen. es folgt dann die spielanweisung: *quum importabitur in monasterium* (scil. *cantetur*): *salve nobilis virga Yesse,* dann steht wieder *confer versum,* und von dem folgenden text ist nur *tunc* oder *cunc* lesbar. auch *salve nobilis* ist jedesfalls ein responsorium, das allerdings heute nicht mehr gebräuchlich ist. es findet sich aber in der feier in assumptione s. Mariae in zwei Bamberger antiphonarien (msc. lit. 23, 11 jh. u. msc. lit. 24, 12 jh.), während in den antiphonarien msc. lit. 22 (12 13 jh.), 25 (13 jh.) u. 26 (13 jh.) dieses responsorium in der im übrigen ziemlich gleichlautenden assumptions-

[1] Mone Altt. schausp. vor v. 1624. Konr. v. Heimesfurt v. 578 ff. Vita rhythmica v. 7342 ff.

feier fehlt. der text lautet nach msc. lit. 21, bl. 75 a; Rm. *Salue nobilis uirga iesse. salue flos campi maria. ex te ortum est lylium conuallium ṽ. Odor tuus super cuncta preciosa ungenta fauus distillans labia tua mel et lac sub lingua tua. Ex te ortum.*

M u. N unseres fragmentes sind also gleich diesem responsorium nebst dem dazugehörigen versus. die von N lesbaren 4 buchstaben werden wol das vierte wort des versus *cuncta* begonnen haben.

Von der nächsten spielanweisung ist lesbar: *confessoribus incipientibus et* (raum für ca. 7 buchstaben) *su* . . . vielleicht hat dagestanden *catatib9 r'su.* dazu gehört dann ferner die auf seite 2 am unteren rande nachgetragene spielanweisung: *Iudei venient ad feretrum et unus ex eis vult deicere corpus Marie, cui adherebit manus feretro: ipse autem petro dicet* während also die bekenner Christi anfangen (vermutlich zu singen), kommen die Juden, und einer von ihnen will den körper der Maria herabwerfen. jedoch die hand bleibt ihm an der bahre haften, so dass er sich mit der bitte um hilfe an Petrus wendet:

Pete[r], [lieber her]re [mi[n,
[tvo] mir diner gnaden schin,
[wan] m[ir] es stat an der not,
ald ih muos leider geligen tot.
5. *ih weis, daz du tuost zeiken groz,*
du bist uf erde angelikin genoz;
du solt mih des genizen lan,
do dih die iuden vahten an
vnd dih wolden vahen,
10. *mit dime meister hahen,*
daz ih dir do helfe bot
vnd dih læste von der not,
alse læse ovch mir min hant
an der bare vnd make mir ze hant
15. *min hant gesunt [vnd ledege] mih,*
[wàn e]ini[c] ist [mir heil dur dih].

Der sinn dieser stelle ist klar. die bitte ist wie im TM B cap. XIII (XII cod. Ven.) an Petrus gerichtet, während sich im TM. A der Jude an alle apostel wendet. auch die berufung auf seine verdienste um Petrus, als die magd an der türe des

praetoriums ihn als genossen Jesu bezeichnet hatte, findet sich im Trans. B (nicht in A). hiemit bricht diese scene ab, die antwort des apostels ist nicht erhalten. wenn die bearbeitung weiter dem TM. B gefolgt ist, so muss der Jude nach annahme des christenglaubens verzeihung und heilung gefunden haben. dann wird das begräbnis seinen weitern verlauf genommen haben.

IV.

Man sieht, dass in dem fragment zwei verschiedene handlungen miteinander verschmolzen sind:

1) die bekannte legende von der himmelfahrt Mariae und

2) eine art kampfgespräch zwischen Ecclesia und Synagoga. der ersten gehören an I, A, B II, III, VIII, H, J, K, L, M, N, IX, der zweiten C, IV, D, E, V, VI, F, G, VII, X, O, P, XI, XII und Q (R ?). hiebei fällt auf, dass bei der zweiten handlung ein regelmäßiger wechsel von gesungenen lateinischen und gesprochenen deutschen stellen stattfindet, so dass einer lateinischen allemal eine deutsche entspricht. nur bei Q läßt sich das nicht mit sicherheit behaupten, weil mit diesem gesange das bruchstück schließt. bei der ersten findet sich allerdings im anfang [1]) (A, B, II, III) dasselbe verhältnis, allein H, J, K, L, M, N werden nur lateinisch gesungen, und IX ist ohne lateinische unterlage. woran ligt das? fand der dichter keine bibelstelle, die er der bitte des Juden zu grunde legen konnte? das erscheint nicht recht glaublich; eine bitte um Gottes gnade oder um rettung würde sich doch sicherlich gefunden haben, die in ihrem gedanken so gut zu jener gestimmt hätte, wie etwa F zu VII oder O zu XI. oder ist die lateinische stelle ausgefallen? das würde bei dem zustande unseres fragments durchaus nicht unmöglich sein. oder hat aus einem andern grund von anfang an kein lateinischer gesang an dieser stelle gestanden? waren ferner H bis N ohne deutsche übersetzung? das zu entscheiden scheint mir eher möglich zu sein. der ausfall dieser deutschen stellen würde nur erklärlich sein, wenn sie nach N unmittelbar aufeinander gefolgt wären. dann hätte aber die ganze, gerade hier rasch fortschreitende handlung noch einmal widerholt werden müssen; Maria hätte noch einmal sterben, auf die bahre gelegt und zu grabe getragen werden

[1] I u. VIII muss ich mangels der nötigen unterlagen hier bei seite lassen

müssen. das ist unmöglich. sieht man schärfer zu, so bemerkt man überhaupt unterschiede zwischen diesen nur lateinisch gesungenen partieen und den übrigen teilen. abgesehen davon dass sonst die deutsche umschreibung einen größern raum einnimmt als die lateinische grundlage, so entwickelt sich hier die handlung rasch, dort ist rede und gegenrede lang ausgesponnen, und die handlung steht fast still; hier haben wir verschiedene elemente der liturgie vor uns, dort außer der Jeremiasstelle nur verse aus dem Hohenlied; hier werden mit ausnahme von '*egredimini*'[1]) nur die anfangsworte der gesänge angegeben, dort die ganzen bibelstellen.

Ich möchte deshalb vermuten, dass wir es in unserm bruchstück mit der bearbeitung eines ursprünglich lateinischen spieles zu tun haben. dieses lateinische spiel war der liturgie entnommen, worauf ja schon die gesangsnoten hinweisen, und war für den gottesdienst bestimmt, vielleicht für den in einer klosterkirche, vgl. den ausdruck *monasterium*. es entsteht nun die rage: gab es überhaupt solche in lateinischer sprache abgefasste unmittelbar für den gottesdienst des 15 august bestimmte feiern? eine solche dramatischen charakters ist mir bisher nicht bekannt; trotzdem ist die möglichkeit nicht abzuweisen, dass so etwas existiert hat. das fest 'Mariae himmelfahrt' nimmt unter den Marienfesten einen hervorragenden platz ein, es heißt in vielen gegenden der große Marientag. da konnte man leicht auf den gedanken kommen, wie an den andern festen den gegenstand der feier durch handlung den gläubigen laien nahe zu bringen. es ergaben sich dann leicht 3 scenen, die dramatisch dargestellt werden konnten: 1) das erscheinen der apostel und des Herrn bei Maria, ihr tod und die auffahrt ihrer seele in den himmel, 2) die grabtragung und 3) die aufnahme auch des körpers in den himmel. für die dramatische darstellung von scene 1 oder 3 kann ich ein modernes zeugnis beibringen. wie mir herr schulrat Rockstroh in Saalfeld mitteilt, hat er selbst in Niederdorf oder Innichen im Pustertale am 15 august in der kirche eine solche dramatische feier mit angesehen, bei der die seele der

[1] ähnlich ist es in der fortsetzung des spiels von den 3 erscheinungen Christi auf s. 12 u. 13 der Fragmenta Burana. auch hier ist der vers '*egredimini*' ganz angegeben, während von den folgenden antiphonen außer bei nr 35 nur die anfangsworte dastehn (W. Meyer, Fragm. Burana s. 137).

Gottesmutter sichtbar in den himmel schwebte, begrüßt von dem chore der engel. es wird schwerlich anzunehmen sein, dass dieser brauch erst in der neuesten zeit entstanden ist, vielmehr wird er wol bis auf das mittelalter zurückgehn.

Scene 2 konnte sich sehr wol an eine procession anschließen, wie sie innerhalb der kirche am assumptionstage hie und da stattgefunden haben. für die existenz einer solchen procession habe ich ein zeugnis des 16 jh. s. nach dem Rituale et Processionale monasterii s. Michaelis prope Bambergam o. s. Benedicti (Bamberg. msc. lit. 124 und 126, beide pghss. 16 jh.) fand dort gelegentlich der assumptionsfeier eine procession statt; von wo sie ausgieng, ist nicht gesagt. sie begann mit absingung des responsoriums: *Beata es virgo Maria dei genitrix*, dann heißt es: *in capella antiphona*: *virgo prudentissima* (mit einem versus). beim verlassen der capella wird das responsorium gesungen (*erceundo de capella sequens canitur responsorium*): *vidi speciosam sicut columbam ascendentem desuper rivos aquarum*, an das sich ohne weiteres der hymnus: *O gloriosa domina* (Wackernagel Kirchenl. I, nr 81 v. 6—8) anschließt. beim eintritt in den chor wird die antiphone gesungen: *Hodie Maria virgo celos ascendit*. Auch dieser kirchliche gebrauch wird älter sein als die hss. in denen er überliefert ist, und wird sich auch in andern kirchen gefunden haben, nicht bloß auf dem Michaelsberg in Bamberg[1]. er selbst weist keine spur einer dramatischen darstellung auf.

In diesem zusammenhang möcht ich nun auch einmal die lateinischen gesänge des Innsbrucker spiels von Marien himmelfahrt (Mone Altt. schausp., nr I) betrachten, und zwar nur die des teiles der den tod und die assumptio der Gottes-

[1] in einem Graduale des 12 jhs. aus Regensburg (clm 13125) fol. 78 steht eine kurze assumptionsfeier, überschrieben: **In ass. sce. Marie ad processionem R** *Vidi speciosā etc.*

Auch in Frankreich fanden, wie aus dem Graduel de l'église Cathédrale de Rouen au XIIIe siècle (facsimileausgabe 1907) hervorgeht, zur assumptionsfeier solche processionen statt. in der vorausgeschickten einleitg. (Etude historique et liturgique sur le manuscrit 904 du fonds latin de la bibliothèque nationale par Henri Loriquet) heifst es bei besprechung der assumptio: 'Procession après vêpres et après laudes comme à la purification. à la messe, procession, de la châsse de Notre-Dame autour de l'église, en sortant de la porte de la Calende. on y chante notamment l'Inviolata'.

mutter behandelt (v. 767—2513). dabei erkennt man zuerst, dass diese lat. gesänge zumeist der liturgie und zwar dem assumptionsofficium entstammen. ich vergleiche sie hier mit dem Bamberger, wie es sich in den früher erwähnten antiphonarien findet. dabei ist zu bemerken, dass der text der feier in andern kirchen und kirchensprengeln teilweise ein anderer war, sodass auch stellen die nicht in dem Bamberger officium vorkommen, trotzdem dem Marienofficium entlehnt sein können.

1. *Ibo nunc.* woher das stammt, ist mir unbekannt. Mone bemerkt dazu: *I. n.* bezieht sich nicht auf eine bibelstelle, sondern ist vielleicht der anfang eines kirchentextes oder einer lateinischen abfassung des stückes.

2. *Anima mea* = 4 antiphone des Bamberger assumptionsofficiums (B. O.)

3. *Christi virgo*; anfang eines hymnus auf die hl. Katharina; das passt hier natürlich nicht, doch steht in einem graduale des 12 jh. s. aus Regensburg (clm. 13 125) fol. 22 bei der feier zu Mariae verkündigung: **In chorum.** *χρicti uirgo dilectissima uirtutum operatrix magnifica opem fer miseris subueni domina clamantibus ad te iugiter.* bei dem allgemeinen inhalt des gesangs könnte dieser auch in einer assumptionsfeier vorkommen.

4. *Beati mortui* = Apocal. 14, 13, ohne beziehung zur Marienliturgie; es ist der text über den der apostel Johannes predigt, als er von dem engel nach Jerusalem zu Maria entrückt wird. das ist wol erst eingeschoben, als die ganze apostelscene vor vers 767 an das assumptionsspiel angefügt wurde.

5. *Congregabo illi sanctos eius* (nach ps. 49,5). ob eine beziehung zur Marienliturgie vorhanden ist, weiß ich nicht; die veränderung des biblischen *congregate mihi* in *congregabo illi* weist auf ein responsorium oder eine antiphone hin.

6. *Gaude Maria* = 12 antiphone B. O.

7. *Felix namque es* = 3 responsorium des noch heute gebräuchlichen Marienofficiums, in B. O. nicht vorhanden.

8. *Veni electa mea*, nach C Marbach Carmina scripturarum: Ant. 2. ad mat. S. Elisabeth. Reg. Portugalliae, Viduae. V. in R. 1. *Veni Sponsa Christi* in Com. Virg. et Mart. (psalm. 44,12).

9. *Beatam me dicent omnes* = resp. 4 a[1]) B. O.

10. *Veni electa mea, veni, coronaberis*, s. nr 8.

11. *Beata es virgo Maria dei genitrix* = 5 responsorium B. O.

12. *Surge virgo vel in exitu Israhel de Aegypto.* das erste ist mir unbekannt, das zweite = ps. 113,1.

13. *Alma redemptoris*, eine marianische antiphone, die zu verschiedenen festen des kirchenjahres mit wechselndem text gesungen wird (Daniel Thes. hymnol. II, s. 318).

14. *Super salutem* = 14 antiph. B. O., oder = 10 resp. ebda.

15. *Ornatum cum monilibus* (*ornatum* wol verschrieben für *ornatam*) = 8 respons. B. O. (*ornatam in monilibus*).

16. *Solem iustitiae*, mir unbekannt.

17. *Surge propera amica mea* = schluss der 5 antiphone B. O. und schluss der 31. ant. B. O.

18. *Virgo prudentissima.* in B. O. unbezeichnet. (findet sich übrigens in den erwähnten processionalien mon. S. Michaelis O. S. B. u. als antiphone in clm. 23083 bei der assumptionsfeier.

19. *Vidi speciosam* = 2 respons. B. O. (ebenso in den beiden processionalien).

20. *Quae est ista quae processit sicut sol* = 4 respons. B. O.

21. *Ista est speciosa inter filias Jherusalem* = 9 resp. B. O. (8 resp. in der kürzeren fassung.)

22. *Quae est ista quae ascendit per desertum* = versus zum 2 und 4 responsorium B. O.

23. *Quae est ista quae ascendit sicut aurora* = 21. ant. B. O.

24. *Ista est speciosa inter filias Jerusalem* = nr 21.

25. *Veni in hortum meum* = C. c. 5,1. in einem antiphonarium des 13 jhs. (clm. 23083, herkunft unbekannt.) findet sich diese antiphone beim officium zu Mariae himmelfahrt.

26. *Ave regina coelorum.* s. Daniel Thes. hymnol. II s. 319, nr X. D. bemerkt dazu: cantatur post purificationem i. e. a fine completorii illius diei II febr. incl. etiam quando transfertur festum purificationis usque ad feriam V in coena domini eccl.

[1] In msc. lit. 24 nicht bezeichnet; da es aber einen versus hat, ist es wol für ein responsorium zu halten.

27. *Transite ad me omnes* = Ecclesiast. 24, 26. auch als predigttext über Maria gebraucht (s. Mone Altt. sch. s. 182). nach C Marbach Carmina scripturarum R. 2. immac. conceptionis B. M. V.

28. *Tota pulcra es amica mea* = 5 antiphone B. O.

29. *Qui sunt hi qui ut nubes volant.* hymnus de apostolis et evangelistis (Mone Lat. hymnen II 65, nr 668). dieser hymnus ist ohne beziehung zur Marienliturgie, doch gilt von ihm dasselbe was von nr 4 gesagt worden ist.

Von den 29 lat. gesängen sind also die meisten dem Marienofficium entlehnt, und von diesen findet sich widerum die große mehrzahl in einem im 12 jh. bei der feier von Mariae himmelfahrt gebrauchten officium. von den stellen die ich aus der liturgie nicht nachweisen kann, können ebenfalls dem Marienofficium angehört haben nrr 5. 8 und 10. 12. 16. wenig wahrscheinlich ist dies bei nrr 1. 4 und 29; mit diesen hat es jedoch seine eigene bewantnis; sie gehörten wahrscheinlich nicht zum alten bestand.

Es entsteht nun die frage: würden diese lateinischen gesänge genügen, um eine dramatische vorführung der vorgänge bei Marien himmelfahrt zu begleiten? das ist sehr wol möglich.

Maria besucht die stationen der passion ihres sohnes und singt dazu: *ibo nunc* . . . am schlusse klagt sie: *anima mea liquefacta est, ut dilectus locutus est; quesivi et non inveni illum, uocari et non respondit mihi. invenerunt me custodes civitatis, percusserunt me et vulneraverunt me: tulerunt pallium meum custodes murorum. filie Jerusalem, nuntiate dilecto, quia amore langueo.* das ist also ein ausdruck ihrer sehnsucht nach ihrem sohn und bräutigam. darauf erscheint der engel bei Maria und begrüßt sie mit dem gesang: *Christi virgo* . . . dann versammeln sich die apostel bei ihr, während der chor singt: *congregabo illi sanctos ejus* . . . die apostel begrüßen die Gottesmutter mit der antiphone: *Gaude Maria virgo, cunctas hereses sola interemisti in uniuerso mundo.* der Herr kommt vom himmel mit den engeln, und diese (oder der Herr selbst) singen: *felix namque es* . . . der Herr ruft Maria: *veni electa mea,* und nachdem diese mit einer seligpreisung geantwortet hat (*beatam me dicent omnes generationes, quia fecit michi dominus magna, quia potens est et sanctum nomen eius*), widerholt der Herr den

ruf: *veni, electa mea, veni, coronaberis.* Maria stirbt, der Herr trägt ihre seele zum himmel und singt: *beata virgo Maria dei genitrix que credidisti domino. perfecta sunt in te que dicta sunt tibi. ecce exaltata es super choros angelorum.* (*intercede pro nobis ad dominum ihesum christum.*)

Der körper wird auf die bahre gelegt und zu grabe getragen; hiebei wird gesungen: *surge virgo* oder *in exitu Israhel de Aegypto,* ferner *alma redemptoris mater* und schließlich *super salutem et omnem pulchritudinem dilecta es a domino. et regina celorum uocari digna es; gaudent chori angelorum consortes et conciues tui.* darauf begräbt man den leichnam und singt dazu: *Ornatam cum monilibus filiam ierusalem dominus concupivit, et videntes eam filie syon beatissimam predicaverunt dicentes ungentum effusum nomen tuum.* dann erscheint der Herr beim grabe und singt: *solem justitiae* . . . zum schluss heißt er den körper seiner mutter aufstehn mit den worten: *surge propera, amica mea.* Maria steht auf und wird zum himmel emporgetragen unter dem gesange der apostel: *virgo prudentissima, quo progredieris* (in msc. lit. 124 und 126 *que progrederis*) *quasi aurora ualde rutilans; filia syon tota formosa et suauis est* (124 u. 126: *es*). *pulcra ut luna, electa ut sol.* im himmel wird sie von den chören der engel mit wechselgesängen empfangen. es werden nacheinander gesungen: 1. *vidi speciosam sicut columbam descendentem desuper riuos aquarum, cuius inestimabilis odor erat nimis in uestimentis eius, et sicut dies uerni circumdabant eam flores rosarum et lylia convallium.* 2. *que est ista que processit sicut sol et formosa tamquam iherusalem; viderunt eam filie syon et beatam dixerunt, et regine laudauerunt eam.* 3. *ista est speciosa inter filias iherusalem, sicut uidistis eam plenam caritate et dilectione in cubilibus et in ortis aromatum.* 4. *que est ista que ascendit per desertum sicut uirgula fumi ex aromatibus mirre et thuris.* 5. *que est ista que ascendit sicut aurora consurgens pulchra ut luna, electa ut sol, terribilis ut castrorum acies ordinata.* 6. *ista est speciosa* = 3.

Darauf führt sie der Herr zu ihrem sitz im himmel mit den worten: *veni in hortum meum, soror mea sponsa, messui mirram meam cum aromatibus meis* (clm. 23083.) dann singen die engel: *Ave regina coelorum.* Maria selbst übernimmt ihr neues amt als fürsprecherin der sünder mit dem gesange: *transite ad me omnes.*

qui concupiscitis me, et a generationibus meis implemini. endlich schließt der Herr mit der antiphone: *tota pulchra es, amica mea, et macula non est in te: fauus distillans labia tua, mel et lac sub lingua tua, odor ungentorum tuorum super omnia aromata· iam enim yemps transiit, imber abiit et recessit, flores apparuerunt: uinee florentes odorem dederunt et uox turturis audita est in terra nostra. surge, propera, amica mea, ueni de lybano, ueni, coronaberis.*

Man sieht, die lateinischen gesänge stellen ein vollständiges spiel dar, das die 3 oben erwähnten scenen enthält. es fehlt vollkommen der angriff der juden auf die leiche Marias. erinnern wir uns daran, daß auch im Amorbacher bruchstück kein lateinischer gesang auf diesen angriff und seine weitern folgen sich bezieht, so muss das immerhin auffallen, und es mag mit als stütze für die vermutung dienen, dass eben nur jene 3 scenen, die sich leicht an gottesdienstliche gebräuche anschließen konnten, sich auch würklich an sie angeschlossen haben.

Vielleicht haben wir noch eine spur eines lateinisch abgefassten Marienhimmelfahrtsspieles in den Fragmenta Burana (Meyer A bei Wilhelm tafel XII und XIII, dazu s. 137). auf tafel XII und XIII steht ein aus lauter antiphonen zusammengesetztes spiel von den 3 erscheinungen Christi, dessen schluss aber gänzlich aus dem zusammenhang herausfällt. nach der erscheinung Jesu vor Thomas heißt es nämlich:

32. *Tunc apostoli simul cantent ymnum: Jesu nostra redemptio etc.*

33. *Hoc finito producatur mater domini, cum ea duo angeli portantes sceptra et cum ea Maria Jacobi et Maria Salome:*

34. *Egredimini et videte, filie syon, regem Salomonem in dijademate, quo coronavit eum mater sua in die desponsationis sue et in die leticie cordis eius. alleluia alleluia.*

35. *Vox turturis audita est in turribus Jerusalem. veni, amica mea. surge, aquilo: et veni, auster, perfla ortum meum et fluent aromata illius.*

36. *Respondet Maria: Veniat dilectus.*

Dominus Commedi.

Mar. Talis est dilectus.

Dominus Tota pulcra.

Dieses stückchen gibt eine reihe von rätseln auf, zumal da nrr 33 und 34 noch von derselben hand geschrieben sind, die

das ganze spiel geschrieben hat, während nrr 35 und 36 von einer andern, aber wol nicht viel spätern hand geschrieben sind (WMeyer s. 138). WMeyer meint, das erscheinungsspiel schließe mit nr 32. ist nun nrr 33—36 eine unmittelbare fortsetzung des erscheinungsspieles? einen befriedigenden zusammenhang zwischen beiden kann ich nicht finden. auch der herausgeber hat dasselbe gefühlt und spricht zuletzt und nur mit großen bedenken die vermutung aus, dass Christus hier vielleicht den s. 66 besprochenen besuch bei seiner mutter mache. allerdings findet er, dass die liturgische ausgestaltung etwas überschwänglich wäre. wenn also nr 33—36 nicht zum erscheinungsspiel gehören, bilden sie dann eine einheit oder nicht? dem sinne und zusammenhang nach könnten sie wol eine einheit bilden. W Meyer meint auch, daß die antiphonen (nrr 35 und 36) am ehesten zu Marien himmelfahrt passen; sie finden sich auch im St. Galler antiphonar Hartkers s. 309 und 310, leider gibt M. nicht an, bei welcher feier, vermutlich aber doch beim assumptionsofficium. *tota pulcra* ist außerdem = 5 antiph. B. O. und *commedi* steht in der assumptionsfeier des antiph. Cisterciense (a. kl. Langheim) 15 jh. (Bamb. msc. lit. 30). außerdem ist es eine antiphone im assumptionsofficium des antiphonariums clm. 23083. (13 jh.). dass die himmelfahrt Mariae ganz außer zusammenhang mit dem erscheinungsspiel hier steht, erscheint freilich sicher, dass sie aber auch nicht zu nr 33 passe, wie Meyer wil, möcht ich nicht so ohne weiteres zugeben.

Nrr 34 und 35 stehn ohne angabe der sprecher. wenn 33—36 eine einheit bilden, so ist ganz gewis nr 34 Maria und nr 35 dem Herrn zuzuweisen. für das erste spricht auch, daß im Amorbacher bruchstück die antiphone *egredimini* ebenfalls von Maria und zwar kurz vor ihrem abscheiden gesungen wird. dann wäre es doch nicht unmöglich, daß nr 33 die spielanweisung zu nrr 34 sein soll.

Könnte sich die handlung nicht so entwickelt haben? der Herr kommt mit seinen engeln, um Maria abzurufen. auch im Innsbrucker spiel steht vor v. 1485: *Et sic dominica persona vadit cum angelis ad palatium Mariae et cantant: felix namque es. et cum venerit ad palatium, Raphael dicit. . .*?

Zwei engel treten ihr zur seite, es folgen ihr beim auftreten die beiden Marien. sonst ist Maria wol von drei jungfrauen begleitet, an deren stelle hier die beiden Marien getreten

sein könnten, die wir ja öfter in entscheidenden stunden ihres lebens an Marias seite finden. diese singt die antiphone *egredimini* zur begrüßung des Herrn. darauf folgt das liebesgespräch zwischen Dominus und Maria, das der auffassung der liturgie ganz entspricht. geschlossen könnte die scene damit haben, dass der Herr die seele seiner mutter in empfang nimmt und sie durch engel in den himmel tragen läßt (vgl. Innsbr. sp. v. 1537 ff).

Hiegegen ist auch der umstand nicht von ausschlaggebender bedeutung, dass nrr 35 und 36 von einer andern hand hinzugefügt sind, als der die das vorhergehnde geschrieben hat. der sie hinzufügte, muste doch wol beabsichtigen, eine ergänzung zu dem vorausgegangenen zu bieten, und wollte schwerlich nur ein paar zusammenhangslose notizen machen. wir dürfen also hier wol einen zusammenhang annehmen.

Unter diesen umständen haben wir vielleicht sogar die berechtigung, für unsere scene auch noch nr 32 in anspruch zu nehmen. in der sterbestunde Marias sind bekanntlich nach der überlieferung die apostel um sie versammelt. nr 32 könnte ganz wol ein begrüßungsgesang der jünger an den niedersteigenden Herrn sein. und hier haben wir vielleicht auch den schlüssel für die sonst unverständliche anfügung jener so ganz andersartigen stücke an das erscheinungsspiel. dieses konnte sehr wol mit einem hymnus der apostel auf den auferstandenen Herrn schließen (deshalb weist ja der herausgeber nr 32 noch dem erscheinungsspiel zu), und der abschreiber irrte von dieser spielanweisung ab auf eine andere, die in der vorlage einem anderen, jedenfalls dem folgenden spiele angehörte. als er dann sein versehen merkte, hörte er auf zu schreiben. ein anderer schreiber hat dann das angefangene stück entweder aus der vorlage oder aus dem gedächtnis ergänzt.

Wir dürfen also annehmen, dass es seit dem 12 jahrhundert lateinische spiele zu Marien himmelfahrt gab. spuren davon kennen wir bisher wenig, und auch deutsche bearbeitungen dieses stoffes sind selten. trotzdem dürften diese dramatischen darstellungen eine größere verbreitung gehabt haben, als man nach dem umfang des erhaltenen anzunehmen geneigt ist[1]. es wäre

[1] Auch in Frankreich gab es spiele zu Marien himmelfahrt. den inhalt eines solchen gibt Petit de Julleville Les mystères II 470. in Rouen bestand gleichfalls eine dramatische feier, wie aus folgender be-

wenigstens sonderbar, wenn eine so häufig von malerei und plastik dargestellte legende (s. O Sinding Mariae tod und himmelfahrt; ein beitrag zur kenntnis der frühmittelalterlichen denkmäler. Christiania 1903) nicht auch häufiger dramatisch bearbeitet worden wäre. dabei ist zu beachten, dass bis zum beginn des 13 jh.s, so grenzt Sinding seine arbeit ab, am häufigsten die erste und dritte der oben angeführten scenen abgebildet werden; scene 2 findet sich nur einmal auf einem glasgemälde-medaillon der kathedrale von Angers, wobei auch das strafwunder mit dargestellt ist. und zwar nach dem griechischen bericht, denn die hände des frevelnden Juden hängen nicht bloß an dem feretrum fest, wie in den lateinischen bearbeitungen, sondern sind von dem unsichtbaren erzengel abgeschlagen (Sinding s. 90 f). von einer einwürkung dieses berichtes aber auf die anschauung des abendlandes ist im allgemeinen wenig zu spüren, obwol auch eine lat. übersetzung des büchleins vorhanden ist.

Doch kehren wir zu unserem bruchstück zurück. ich bin also der ansicht, dass ihm ein ursprüngliches lateinisches, sich eng an die liturgie anschließendes, also wahrscheinlich unmittelbar für den gottesdienst bestimmtes spiel zu grunde gelegen hat. dieses spiel hat vermutlich den angriff der Juden auf den leichnam der Gottesmutter nicht enthalten. der bearbeiter der die deutschen umschreibungen hinzufügte, führte jedenfalls auch Ecclesia und Synagoga in die handlung ein. dabei hatte er auch das bedürfnis, neue lateinische gesänge einzulegen, und diese entnahm er ebenfalls der liturgie, wie die ausstattung mit neumen zeigt. sie gehören möglicherweise auch zur feier des assumptionsfestes, denn sie passen auf das verhältnis zwischen Maria und dem Herrn; es will mir aber wenig wahrscheinlich vorkommen, dass in dem zu grunde liegenden lateinischen spiele, dessen handlung sonst rasch fortschreitet, ein so lang aus-

merkung bei Henri Loriquet (a. a. o. s. 128) hervorgeht: 'Dom Pommeraye nous apprend que, le 21. août 1460, on supprima une procession qu' organisaient les maitres de la confrérie de Notre-Dame, où figuraient les apôtres assez singulièrement costumés, mais qu' on laissa subsister la réprésentation de l'assomption de la Vierge, 'qu' ils faisoient voir dans la chapelle dite Jardin, à condition qu' elle se faisoit à une heure qui n'empescheroit point le service de l'église et qu'il ne s'y commettroit aucune indécence, tumulte ou taquelle qui fussent indignes du lieu'.

gesponnenes liebesgespräch zwischen dem Herrn und Maria stattgefunden haben sollte. außerdem können zweimal zwei aufeinanderfolgende stellen, nämlich B und C, sowie E und F, nur einer weiblichen person in den mund gelegt werden. da nun Ecclesia und Synagoga sicher dem ursprünglichen spiel fremd waren, so müssen auch einige von diesen lateinischen stellen eingeschoben sein. welche das sind, ist allerdings schwer, wenn nicht unmöglich zu bestimmen. vielleicht gehört die Jeremiasstelle und eine oder die andere stelle aus dem Hohenliede zum alten bestand, und der bearbeiter hat dann die andern stellen aus dem Hohenlied hinzugefügt. doch ist das nur eine höchst unsichere vermutung.

Wie kam aber der bearbeiter dazu, überhaupt die beiden personen einzuführen? sie stören ganz entschieden den zusammenhang und sind hier noch weniger am platze als in den übrigen spielen, in denen sie vorkommen. freilich war die gegenüberstellung von Ecclesia und Synagoga im M.A. beliebt. (P.Weber Geistl. schauspiel und kirchliche kunst usw.)

Aber meist streiten beide um die richtigkeit ihrer lehre und um ihre geltung und herschaft; das ende, das in der kirchlichen kunst häufig dargestellt wird, ist die niederlage der Synagoga, die ihres herscherschmuckes beraubt und geblendet wird. in den verschiedenen spielen wo die Synagoga auftritt, hat sie eine ganz verschiedene bedeutung. im Innsbrucker Marienhimmelfahrtsspiel heißt es einmal vor v. 573: *Ad laudem vel synagoga cantat.* hier ist sie nur die gesamtheit der zum gottesdienste versammelten Juden; in der Frankfurter dirigierrolle ist sie die führerin der gesamtheit der Juden, eine ähnliche rolle spielt sie im Alsfelder passionsspiel. beide schauspiele enthalten ein kampfgespräch zwischen Ecclesia und Synagoga; das des Frankfurter spiels schloss sich wenigstens in seinem äußeren verlaufe an die gewöhnliche vorstellung an; die spielanweisung am schlusse heißt: *Hic Synagoge cadat pallium de humeris et corona de capite:* die disputation hat also den zweck, den sieg der kirche über das judentum darzustellen. im Alsfelder Passionsspiel hat das kampfgespräch einen andern zweck: es soll vor dem großen frevel der Juden noch einmal deren ganze verstocktheit deutlich zeigen. Ecclesia sucht die Synagoga zu bekehren, diese aber antwortet verstockt und abweisend, sie

wolle bei der alten *ee* bleiben, und Ecclesia gibt die absicht zu erkennen, die *alde ee* zu *verblynden* (v. 4042). auch im Tegernseer Ludus de Antichristo treten Synagoga und Ecclesia auf, daneben auch noch Gentilitas. diese drei gestalten sind hier vollkommene personificationen des judentums, christentums und heidentums. am anfange des stückes lassen sie sich ebenfalls in ein kurzes kampfgespräch ein; alle drei verteidigen ihre lehren. am schluss dagegen spielt die Synagoga eine eigentümliche rolle. sie ist nach dem erscheinen des Enoch und Elias die erste die von dem Antichrist abfällt, und büßt dieses nach einem glaubensmutigen bekenntnis mit dem tode; sie wird hingerichtet. in diesem allerdings auch sonst ganz allein für sich stehnden drama ist also der gegensatz zwischen Ecclesia und Synagoga nicht so schroff wie in den obengenannten dramen.

Man sieht, es besteht ein bedeutender unterschied zwischen jenen andern kampfgesprächen und dem wettstreit zwischen Ecclesia und Synagoga im Amorb. bruchstück. es handelt sich hier nicht um einen meinungsstreit wegen der richtigkeit ihrer lehren, sondern um den streit zweier liebenden frauen, deren jede die gunst des gemeinsamen geliebten besitzen will. die auffassung des verhältnisses steht also ganz unter dem einfluß mystischer anschauungsweise. der streit wird auch nicht bloß zwischen den beiden ausgefochten, sondern sie wenden sich an den Herrn, damit er ihren streit entscheide, und dieser zeigt neigung, die vorher verschmähte Synagoga wieder zu gnaden anzunehmen.

Anknüpfung um diese scene einzufügen bot einerseits das verhältnis zwischen dem Herrn und Maria, das hier wie das zwischen Christus und seiner kirche unter dem einfluss der mystik ganz als liebesverhältnis erscheint, anderseits die in der überlieferung der legende vorgefundene tatsache, daß die Juden nach dem versuchten frevel an dem leichnam der Gottesmutter wider geheilt und bekehrt werden. damit ist ihnen also auch anteil am himmelreich gegeben. das hat vermutlich auch den anlass geboten, das verhalten des Herrn gegenüber der Synagoga so zu gestalten, wie es hier ganz abweichend von den andern dramen geschieht. nur im Tegernseer spiel könnte man eine entfernte ähnlichkeit finden, da auch hier am schlusse alles in den schoß der Ecclesia zurückkehrt.

Der dichter der deutschen paraphrase war offenbar ein geistlicher, vielleich ein mönch, der sich auf seine theologische bildung nicht wenig zu gut tat, der stark von der mystik beeinflußt war und es liebte, sich mit den geheimnisvollen beziehungen zu bebefassen, die zwischen dem verhältnis Christi zur kirche und dem Hohenlied bestanden. hieraus erklären sich die beiden auffallenden verse am ende von IV unseres bruchstückes:

waz disv rede betůte,
des wissen nit tvmbe lůte.

Wenn ich in dieser arbeit über inhalt, zusammenhang und entstehung des Amorbacher bruchstückes eine reihe von vermutungen geäufsert habe, so hoffe ich stütze oder widerlegung von weiterer durchsicht liturgischer handschriften. anderseits wäre es auch nicht unmöglich, dass noch andere teile unseres spieles zum vorschein kommen. im Amorbacher archiv allerdings scheint nichts derartiges mehr vorhanden zu sein. teile des alten Leining. archivs aber, die früheren besitzungen auf dem linken Rheinufer betreffend, sind 1805, 1806 u. 1807 an die generalpräfectur und das generalconsistorium zu Mainz und an das departement der Meurthe zu Nancy abgegeben worden[1]. auf dem rücken des einen oder andern sammelbandes dieser archivalien könnten sich vielleicht noch streifen von blättern unserer handschrift finden. vorläufig ist mir über das weitere schicksal dieser archivalien nichts bekannt.

Saalfeld a. S. **Rudolf Heym.**

'DIU MAZE'.

Gustav Rosenhagen hat uns mit der ausgabe der Heidelberger hs. 341 (Deutsche texte d. ma.s bd XVII) ein um so wertvolleres geschenk gemacht, als er selbst in der einleitung mit energischem einsetzen den ausblick auf mancherlei arbeit eröffnet, welche der geschichte der altdeutschen litteratur und der geschichte des mittelalterlichen buchwesens zu gute kommen wird. ich habe gegenwärtig nicht die zeit und es war nicht meine absicht, in die discussion über das verhältnis der grofsen novellenhandschriften, insbesondere der Heidelberger (P) und der Kalocsaer

[1] R. Krebs Archivgeschichte des Hauses Leiningen s. 33 u. 34.

(K) einzugreifen, ich wollte hier nur einspruch erheben gegen eine bemerkung auf s. 103, wodurch das zuerst von Bartsch (Germ. 8, 97 ff) als product der frühzeit herausgehobene gedicht von der 'Mafse' als ein relativ spätes erzeugnis verdächtigt wird — denn unsere überlieferung für das 12 jh. ist nicht reich genug, und wir glaubten das stück seit Scherer (QF. 12, 89) zu gut in den historischen zusammenhang eingefügt zu haben, als dass wir jetzt leichten kaufes darauf verzichten könnten. nun haben sich mir aber wider erwarten bei der beschäftigung mit dem kurzen gedicht auch neue gesichtspuncte für das verhältnis von P zu K ergeben, und zwar gründe ich diese auf eine textvergleichung der 'Mafse', welche mir auf meine bitte der erzbischöfliche bibliothekar in Kalocsa herr Paul Winkler übermittelt hat; ich sage ihm für seine liebenswürdigkeit hier verbindlichsten dank.

Aus herrn Winklers collation lass ich das rein orthographische, das sich beständig widerholt (*i* für *ei*, *u* für *ou*, *ou* für *au*, *ie* für *i*: *ht* für *cht*: *do* für *da*, *unde*, *umbe* für *unt*, *umb* u. ä.), fort, schalte wichtige übereinstimmungen, auf die ich mich nachher ausdrücklich beziehen will, in klammern ein und hebe die bedeutsamen abweichungen durch sperrdruck heraus: (3 *so genant*) — 28 *werst du* — 58 *mecht*] *mohte* — (*gewerren dem*) — 66 *lebet* — 67 *beide* — 69 *zu lob*] *ze lob wol* — 70/71 *geren: zu eren*] *gerne: zu erne* — 80 *sol niht liegen* — (85 *ist liep*) — (90 *sinen sanfte haben*) — 95 *desn sol* — 111 *zallen* — 121 *desn* — 127 *minne*] *minnen* — 135 *gehaben*] *betragen* — (153 *sele sere*) — 159 *riche* — 170 *siten* — 177 *izn darf* — 192 *gemechid zeimale* — 193 *ane zemale* — 202 *irn* — 208 *beidev*.

Das gedicht gehört zu Rosenhagens IV gruppe und steht in P wie K hinter dem 'Borten' des Dietrich von Glatz und vor Konrads von Würzburg 'Weltlohn'. danach hat es den anschein, als sei es schon in einer der kleineren sammelhss., welche den beiden in der gleichen schreibstube entstandenen codices als vorlagen dienten, zwischen diese zwei versnovellen aus der zweiten hälfte des 13 jh.s eingekapselt gewesen. auch die vorlage von K hatte die meisten verderbnisse welche wir aus P kannten: einmal im versinnern solche wie in 3. 85. 90: dann aber namentlich im versausgang: a) mechanische glättung des reimbildes, wie

durch hinzufügung des *-n* in *trewen* v. 7 (l. *triuwe: geriuwen*), durch dessen fortlassung in *lantmanne* v. 106 (l. *dinen lantmannen : schande*); weiter die ausgleichung *gerne: gewerren* v. 82f zu *gern: gewern*, und ferner *gerne: êren* v. 70f, wo freilich beide hss. verschiedene wege gehn: P *geren: zu eren*, K *gerne: zu erne*. — b) gewaltsame beseitigung der assonanz durch rohe hinzufügung eines neuen reimwörtchens: 58 *gewerren den (ne): erkennen*, 153 *lere: sele sere*. — c) geschicktern ersatz des reimwortes bietet v. 161 *(ez zimet wol guoten wiben:) daz si allen zorn vertrîben*, wo gewis ursprünglich *vermiden* stand[1]. eine verderbnis vermut ich auch in v. 3f *Maze ist so* (l. *si*) *genant: da von sit gemant*, wo das reimbild verdächtig und die versmelodie gestört ist, es ist wol zu lesen: *Mâze ist sie genennet, dâ von* (oder *dar an) ir sie erkennet*. — die schlusszeilen v. 218f sind schreiberzusatz, reimtechnisch unmöglich und obendrein widersinnig.

Nun zeigt sich aber in K die eigentümliche erscheinung, dass es über diese änderungen der vorlage noch hinausgeht, und zwar in genau der gleichen richtung: a) der rein mechanischen änderung von PK 7 (*trewen*) entspricht die in K 127 (*minnen*); b) die gleichen rohen anhängsel wie PK 58. 153 erlaubt sich K 69. 193; schliefslich c) hat K einen guten reimausgleich gefunden v. 135 *betragen* (st. *gehaben*): *sagen*. diese vier lesarten allein schon genügen, um K als vorlage für P auszuschliefsen, ob K aus P abgeschrieben hat, würde eine confrontierung der handschriften gewis entscheiden, die mir zur verfügung stehnde collation genügt dafür nicht. dass der schreiber von K nicht zugleich der schreiber von P sein kann, beweist schon die orthographie. da es nun immerhin unwahrscheinlich ist, dass zwei verschiedene schreiber dieser zeit, K und dessen vorlage, einem texte gegenüber so ganz das gleiche verhältnis zeigen, so scheidet zunächst die annahme aus, dass P, falls es die vorlage für K bildete, die änderungen selbst vorgenommen habe, wir müssen diese vielmehr in die vorlage zurückverlegen. und so drängt sich uns die vermutung auf, dass der schreiber von K (zunächst für

[1] einen weitern unreinen reim vermutet Roethe v. 138, wo überliefert ist *ir zimet wol guot genende und ouch ein guot ende* und er vielmehr *anegenge: ende* vorschlägt. aber so sinnlos *genende* 'person' *(< ganemnida)* wäre, so vortrefflich ist *genende* 'unternehmung' *(< ganendida)*, und darum möcht ich doch lieber bei der überlieferung bleiben.

unser gedicht) zugleich der schreiber von *KP ist. das ist eine möglichkeit die man bisher gar nicht erwogen hat, mit der man aber durchaus rechnen muss, sobald man erst bei der tatsache der gleichen schreibstube angelangt ist. ich betone aber weiter: diese annahme schliefst die möglichkeit keineswegs aus, dass K aus P copiert ist: die hs. *KP konnte längst verkauft und nur die abschrift P zurückgeblieben sein, als der schreiber K einen neuen auftrag erhielt, für den ihm nun nicht mehr die eigene arbeit, sondern eine fremde abschrift als vorlage dienen muste.

Unter allen umständen ist K eine spätere stufe als P, und diese hs. bleibt die grundlage für die recension des gedichtes. mit den zurückhaltenden änderungen die ich oben an ihrem text vorgenommen habe (Bartschs behandlung von v. 11f lehn ich mit Rosenhagen ab), erhalten wir von 109 reimpaaren (wovon eines, v. 11, unvollständig ist) bei strenger beurteilung, d. h. unter ausschaltung des unsichern mundartlichen moments, 41 unreine bindungen, also 37,5 %. das ist ein sehr hoher procentsatz, denn Heinrich von Melk in der 'Erinnerung' hat nur 21 %, Hartmann im 'Glauben' 24 %; während freilich Wernhers 'Marienleben' in der ursprünglichen fassung noch bei 33 1/3 % stehn mag (QF. 44, 21) und man den gleichen procentsatz wol auch dem 'Anegenge' zusprechen darf (ich berechnete aao. 20 nur 31 %), wenn man den einen und andern der von Bartsch Beitr. 8, 494 ff gebotenen vorschläge acceptiert. die hohe zahl der unreinen bindungen hängt natürlich zusammen mit dem starken bruchteil welchen die klingenden reime darstellen: es sind 52, d. h. 48 %, eine zahl die über das Anegenge (kaum 42 %) hinausgeht und nur von Wernhers Maria (58 %) bedeutend übertroffen wird. die grofse zahl der klingenden reime, von denen genau die hälfte (26) consonantisch unrein sind, schliefst jede möglichkeit aus, das gedicht in die zeit des verfalles zu setzen. die typen dieser unreinen reime sind genau die gleichen, wie wir sie in den obengenannten und andern gedichten des 12 jh.s finden, nur fehlen bereits ganz die bindungen aus der zeit, wo die endsilbe noch träger des reims war (*guote : hête*, *wâre: chôre*, *handen : sunden*); einen deutlichen übergangsreim, der eben nur im 12 jh. möglich ist, bietet aber v. 34f *zwâre: wære*.

Gewis, das 14 jh. bringt auch wider gedichte mit unreinen reimen, und es lohnte sich wol, einmal den unterschied der technik

an charakteristischen producten aus der zeit des aufstiegs und des verfalls nachzuweisen; dazu aber ist die wenig umfangreiche 'Maſse' nicht so geeignet wie 'Erinnerung' und 'Priesterleben', deren alter man ja auch angefochten hat. dass unser kleines lehrgedicht nur der frühzeit angehören kann, ergibt aber auch die prüfung des wortschatzes und der phraseologie. das hat schon Scherer richtig herausgefühlt, als er (QF. 12, 89) die 'Maſse' zwischen Meinloh v. Söflingen und '*Tougen minne*' einerseits und die 'Ratschläge für Liebende' anderseits stellte. ich will nur eine beobachtung herausheben, die völlig ausreicht, dem gedicht seinen platz in der zweiten hälfte des 12 jh.s anzuweisen. widerholt werden mit nachdruck die erstrebenswerten prädicate der vornehmen dame genannt, v. 178f = 194f:

swelch frouwe ditze tuot,
diu ist biderbe unde guot.

diese ausdrücke finden wir von der frau nur in dichtungen der mhd. frühzeit gebraucht: Kchr. 12097f (Crescentia) *Diu frowe was biderbe unde guot. harte kûske gemuot. êrhaft und milte:* Dietmar v. Aist. MFr. 33, 34 (vgl. 33, 31) '*frouwe biderbe unde guot!*': Meinloh v. Söflingen, MFr. 15, 1f *Vil schœne und biderbe darzuo edel unde guot. sô weiz ich eine frouwen.* später tritt die formel überhaupt zurück (vgl. etwa noch Nib. 1287,3 *manic rîter edele biderbe unde guot*), und der gebrauch von *biderbe* schränkt sich mehr und mehr auf die männer ein — wenn Hartmann einmal im Iwein 3860. 62 sagt *ein vrumer man . . . sîn biderbez wîp.* so hat das seine ganz bestimmte farbe. schon Walther kennt *biderbe* nur als prädicat von männern. auch die 6—7 fälle der Nibelungen und die mindestens 18 belege der Kudrun (s. Martin zu 189, 4) gelten ausschlieſslich ihnen. Wolfram scheint das wort direct zu meiden, der formel *biderbe unde guot* aber hat sich, wie es scheint, überhaupt kein höfischer dichter mehr bedient. und den gebrauch welchen das 16 jh. von 'biderb' und 'frumb' machte, wird man für die 'Maſse' gewis nicht ins feld führen wollen. E. S.

ZU GOTTFRIEDS TRISTAN

Marke der tugenderîche.

tugent s. 61. — *hövesch* s. 66. — *guot* s. 69. — *wert* s. 71. — *edel* s. 73 — die zusammensetzungen mit *-rich* bei Hartmann und Gottfried s. 76. — die zusammensetzungen mit *-bære* bei Hartmann und Gottfried s. 78. — *Marke der tugenderiche* s. 80. — grenzen innerhalb des Tristan s. 81.

Der formelhaft charakterisierende vers *Marke der tugenderîche* findet sich im Tristan zuerst 483, ein zweites mal 3381, dann aber im ganzen weitern verlauf des umfangreichen werkes nur noch einmal 13 189. auch *Tristan der tugende-*(bzw. *tugent-*)*rîche* lesen wir zweimal 2226 und 5746, später nicht wider. fügen wir noch hinzu 4527 *Rûal der tugende erkande* (: *Tristande*), so fallen von diesen sechs belegen in das erste drittel des gedichts fünf, in die beiden übrigen drittel nur ein einziger. ohne hinzusetzung des eigennamens steht *der tugenderîche* von Marke 4019, von Tristan 3621, beidemal am versende. dazu kommt noch 2268 *der tugentrîche jungelinc, der wol gezogene Tristan* und 2043 *diu tugentrîche marschalkîn* (Floräte). endlich steht *tugenderîch* noch einmal 4082 (im stumpfen reim) mit beziehung auf Rual, so dass also von insgesamt zehn belegen für *tugenderîch* dem ersten drittel des gedichtes neun, den beiden letzten dritteln nur ein einziger angehören.

Neben *tugenderîch* ist im Tristan *tugenthaft*[1] mit gleichfalls zehn belegen vertreten. die verteilung der belege zeigt zunächst nichts auffallendes; indessen hat es doch mit den fünf letzten belegen eine besondere bewantnis. ganz für sich steht der letzte beleg 15 739 *der vil tugenthafte Krist.* die vier vorangehenden belege drängen sich in noch nicht tausend versen zusammen und gehören auch sachlich zueinander: 14 538 *diu getriuwe Isôt, diu tugenthaftiu künigin*, sind worte Melots im gespräch mit Tristan, als er diesem eine falle zu stellen versucht: und *tugenthaftiu künigîn* wird Isolde 15 433 auf dem concil zu Lunders von dem wortführenden alten bischof angeredet, ebenso aber auch von Tristan, als dieser bei dem verratenen und belauschten stelldichein verstellung üben muss. 14 809 *tugenthaftiu*

[1] über *tugentrich* und *tugenthaft* bei Hartmann vgl. s. 76 und s. 77 anm.

küniginne und 14 903 *vil tugenthaftiu künigin.* diese vier beispiele sind mithin belege eher für den sprachgebrauch der höflinge als des dichters. von den fünf belegen, die für die vergleichung mit *tugenderiche* bleiben, fallen wider vier in das erste fünftel des gedichts: 155 will Riwalin von Marke *werden tugenthaft*; 513 *der tugenthafte Riwalin*; 3264 *als man dem tugenthaften sol*; 3287 *er* [Tristan] *ist sô tugenthaft*; 10 777 sagt Tristan von Kurvenal, *daz disiu sunne nie beschein tugenthafter herze kein.*

Dagegen gehört ein drittes adjectivum ganz dem ersten fünftel (oder sechstel) des gedichtes an: *tugentlich* wird 2267, 3104, 3129 als beiwort zu *dinc, muot, kint* gefügt mit unmittelbarer beziehung auf den wunderknaben Tristan, seinen erzieher Kurvenal und seinen „vater“ Rual. auch der einzige beleg für *tugentsam* steht 3277, wo diese eigenschaft an Tristan gerühmt wird. von sechs belegen für das adverbium *tugentlîche(n)* stehn vier widerum im ersten fünftel des werkes 484, 2140, 3263, 3382, der fünfte 7479, der sechste 11 639. im gleichen zusammenhang wie dieser letzte beleg findet sich mit beziehung auf den truchsessen, der Isoldes hand beansprucht hatte, der einzige beleg für *tugendelôs* 11 631 und der eine der beiden belege für *untugent* 11 633, das schon 2146 zum erstenmal gebraucht wurde. auch ein verbum *tugenden* bildet Gottfried 175 in transitiver, 17 975 in intransitiver bedeutung, und zu der ersteren bedeutung 10 032 das participium *getugendet.* dass von den drei belegen für diese bildung einer in der vielfach gekünstelten einleitung, die beiden andern erst in der zweiten hälfte des werkes stehn, wird leicht verständlich. fassen wir nun aber noch das grundwort selber ins auge, so kommen von 43 belegen für das substantivum *tugent* auf die ersten 6000 verse allein 30, auf die übrigen 13 500 verse nur 13; und wenn wir schliefslich alles zusammennehmen, so zählen wir für *tugent* und seine sämtlichen ableitungen in den ersten 6000 versen 54, von da an aber nur noch 26 belege. Gottfried braucht also *tugent* mit seinen ableitungen in den letzten 13 500 versen vier- bis fünfmal seltener als in den ersten 6000 versen[1].

[1] die sämtlichen 80 belegstellen für *tugent* und seine ableitungen sind der reihe nach 37. 175. 176. 180. 190. 192. 258. 294. 455. 483. 484. 497. 513. 521. 638. 1032. 1146. 1150. 1681. 2043. 2140. 2145. 2146. 2188. 2226.

Man könnte vermuten wollen, dass es sich hier um die abstreifung eines aus der tradition übernommenen motivs handele, das Gottfrieds besonderer art, zumal in ihrer späteren reineren ausbildung nicht mehr gemäfs war. indessen, so zweifellos auch gerade hier der zusammenhang mit der tradition ist, so zweifellos ist es auch, dass wir es mit einem durchaus wesentlichen und dauernd lebendigen bestandteil aus der welt Gottfriedischer vorstellungen zu tun haben. das ist nach der bedeutung von *tugent* und nach Gottfrieds genugsam bekannter art ja beinahe selbstverständlich, wird zudem durch die grofse zahl der belege und mehr noch durch die ungewöhnlich grofse zahl verschiedenartiger ableitungen bezeugt und ergibt sich auch u. a. einerseits aus der stelle der einleitung 172—192 und dann wider gelegentlich der allegorischen ausdeutung der *fossiure* 16947—66. in der erzählung aber wird dies motiv gleich zu anfang kräftig angeschlagen, wenn es von Riwalin heifst: *an ime brast al der tugende niht, der hêrre*[1] *haben solde.* nun ist diese stelle allerdings deutlich genug von Hartmann beeinflusst (aH. 32—35). aber für die sache ist diese abhängigkeit bedeutungslos. höchstens ergibt sich dadurch eine kleine unebenheit, wenn nun *tugent* geradezu zum ersten bewegenden moment der ganzen erzählung gemacht wird. Riwalin hat (418—420) *vil gehœret sagen, wie hövesch und wie êrbære der junge künic* [Marke] *wære* (wo die paarung *hövesch und êrbære* wol reminiscenz aus Iw. 116 ist) und möchte nun von Marke *werden tugenthaft und lernen niuwe ritterschaft und ebenen sîne site baz* (455—457, vgl. auch 458—462). dieser wunsch ist es, der Riwalin an Markes hof führt und somit alle weitere entwicklung erst möglich macht. es ist also auch nicht zufall und nicht blofs formelhaft, wenn es

2264. 2267. 2268. 2276. 3072. 3104. 3125. 3129. 3263. 3264. 3277. 3287. 3381. 3382. 3621. 4019. 4039. 4055. 4082. 4089. 4420. 4508. 4527. 4531. 4538. 5004. 5256. 5746. 5783. — 7479. 8460. 10032. 10778. 11164. 11631. 33. 39. 47. 13189. 14539. 14801. 14809. 14903. 15433. 15621. 15739. 16397. 16947. 50. 59. 66. 17125. 17975. 18706. 18790. besondere hervorhebung verdient noch, dass die reimbindung *jugent: tugent* (*jugende: tugende* fehlt im Tristan) nach acht belegen 293. 1149. 2275. 3126. 4040. 4419. 4507. 4537 in den letzten 15000 versen nicht ein einziges mal mehr verwant wird.

[1] vgl. *hêrren tugent* 294. 1150. 1681, das später nicht widerkehrt (*hêrren muot* 4477).

von Riwalins aufnahme heifst *Marke der tugenderîche der enpfienc in tugentliche* (483 f, vgl. 3381 f); vielmehr wird gleich hinterher von Riwalin selber bestätigt, dass er gefunden habe, was er suchte: 497 *swaz ich von Markes tugenden ie gehòrte sagen, deist allez hie.* dass der aufenthalt an Markes hofe den gewünschten erfolg hat, soll wohl 518—521 ausgedrückt sein; und solange Riwalin im vordergrunde der erzählung steht, bleibt *tugent* vorzugsweise für ihn typisch.

Erst recht typisch wird dann (2140 usw.) *tugent* für den wunderknaben Tristan, dessen *tugende* freilich weder mit dem mangel alles kindlichen oder knabenhaften wesens, noch mit seiner virtuosität im erfinden von lügengeschichten versöhnen können. aber nicht nur bei Marke, Riwalin und Tristan, sondern auch für jede andere hauptperson der vorgeschichte wird uns ihre *tugent* bez. *tugende* mehr oder minder nachdrücklich bezeugt: für Rual 3104, 4039 ff, 4527 ff, für Floräte 2043 und 5256, für Kurvenal 2264—67. nur Blanscheflurs *tugende* werden uns mit einer gewissen feinheit 634—638 mehr angedeutet, als vorgerechnet, was der würkung dieser gestalt zu gute kommt.

Hat man die 54 belege für *tugent* aus den ersten 6000 versen nicht nur gezählt, sondern auch einzeln verglichen und gewogen, so tritt das entgegengesetzte verhalten der folgenden grofsen hauptmasse des gedichts erst in voller schärfe hervor. die nächsten 6000 verse bieten gerade neun belege. in diese 6000 verse fällt aber die einführung der Isolde, des weiblichen gegenstücks zu dem wunderknaben Tristan. aber an keiner der stellen, an denen uns Gottfried dies unglaublich seelenlose gegeschöpf als ein musterbild weiblicher vollkommenheit aufreden möchte, braucht er von ihr das wort *tugent*, obwohl die sache und der begriff gerade nach des dichters auffassung in höchster vollendung vorhanden sind [1]. und wie mit Isolde, so ist es von nun an mit allen übrigen personen, mit den älteren nicht minder, wie mit den neuauftretenden. weder die sache, noch der begriff, noch auch das wort *tugent* verschwinden. es verschwindet nur

[1] man vgl zb 3620 (von Tristan) *und als ez ie ze staten kam, sô lie der tugenderîche suoze unde wunneclîche sîne schanzûne fliegen în. er sanc diu leichnotelîn . . . so suoze mit dem munde, daz . . .* mit 8000 (von Isolde) *ouch sanc diu sældenrîche* [nicht *diu tugenderîche*] *suoze unde wol von munde.*

die dem anfang des werkes eigentümliche geflissentliche hervorkehrung gerade dieses begriffs von seiten des dichters. bezeichnend hierfür ist, dass in den späteren partieen *tugent* überwiegend in den reden der auftretenden personen, und auch in diesen nicht ohne würkliche sachliche, durch die handlung gegebene veranlassung erscheint. indessen ist die veränderung auch nicht lediglich als ein fortschritt zu einer weniger vordringlichen und mehr objectiven haltung des erzählers zu begreifen. Gottfried übt in den späteren partieen noch darüber hinaus eine unverkennbare enthaltsamkeit im gebrauche des wortes *tugent*, die nur als reaction auf den etwas übertriebenen gebrauch der ersten 6000 verse verständlich wird.

Dies an den einzelnen stellen zu zeigen, würde hier zu weit führen. statt dessen mag noch auf einige mehr stilistische wandlungen hingewiesen werden, die doch auch das verschiedene gewicht, welches *tugent* in den früheren und in den späteren teilen des Tristan hat, erkennen lassen. warum gerade von den zehn belegen für *tugenderich* neun den ersten 6000 versen angehören, wird uns noch weiterhin beschäftigen. hier beachten wir, dass die spielende widerholung desselben wortes oder wortstammes, worin Gottfried virtuos ist, sich für *tugent* nur aus den ersten 4000 versen belegen lässt: 483 *Marke der tugenderîche der enphienc in tugentlîche*; 3381 *Marke der tugenderîche der gewarp vil tugentlîche*[1]; 3262 *die danketen dem kinde vil tugentlîchen unde wol, als man dem tugenthaften sol* (vgl. 4097 f); 2145 *des muot niwan ze tugenden stât der alle untugende unmære hât*; 174 *ez liebet liebe und edelet muot, ez stætet triuwe und tugendet leben, ez kan wol lebene tugende geben*; vgl. auch 2267 f. anderseits zeigt das substantivum *tugent* in den späteren partieen mehr als in den früheren die neigung, formelhafte verbindungen mit anderen stammfremden abstracten einzugehn, wobei es an selbständiger bedeutung verliert. die paarung *tugent und êre* steht unter den dreifsig belegen der ersten 6000 verse zweimal (190. 2188), unter den dreizehn belegen der übrigen 13500 verse aber dreimal (11801. 18790 und in dreigliederiger formel 11647 *guot unde tugent und êre*).

[1] aber 13189 *Marke der tugenderîche der bat in offenlîche.* vgl. auch 5685 *Tristan der sinnerîche der kam vil sinneclîche sînes willen über ein;* und 10855 f.

die paarung *an tugenden unde an lîbe* steht 18706 und in dreigliedriger formel 8160 *an gebürt, an tugent, an lîbe.* dazu kommt noch 15621 *ze tugenden und ze hövescheit,* sodass also von den dreizehn beispielen, die die letzten 13500 verse des Tristan für das substantivum *tugent* bieten, fast die hälfte uns *tugent* als glied einer innerhalb desselben verses enggeschürzten formel zeigen. dem lassen sich von den 30 belegen der ersten 6000 verse aufser den bereits angeführten beispielen (190. 2188) unmittelbar nur noch vergleichen 5256 *ir tugenden unde ir fuogen* und 4120 *ûf werdekeit unde ûf tugent*; denn 638 *wîp unde tugende* gehört nicht eigentlich hierher. nur der vollständigkeit halber sei noch verwiesen auf 5003 f. 1680 f und zur vergleichung auf 3263. 7478 f. 3276 f. im übrigen bringt es der besondere gebrauch der ersten 6000 verse mit sich, dass wir gerade hier *tugent* am häufigsten neben andern, teils verwanten teils entgegengesetzten, begriffen genannt finden, und dies führt uns zu einer erweiterung der bisherigen beobachtungen.

Mit *tugent* und seiner sippe berührt sich im Tristan nach bedeutung, gebrauch und schicksalen am nächsten das adjectivum *hövesch* und die davon abgeleiteteten oder verwanten bildungen. *hövesch* selbst ist im Tristan mit 46 belegen vertreten [1]; davon stehn in den ersten 6000 versen allein 28, von da bis 13942 weitere 15, nachher nur noch 18695. 18742. 19215. die adjectiva *höveschlich* (3727. 3917. 5904), *hovelîch* (3051. 5745), *hovebære* (2285. 2732. 2866. 3978. 13188), *unhovebære* (4027) und das adverbium *hovelîche* (2271. 4020. 4097) lassen sich aus den letzten 13500 versen mit nur einem einzigen von insgesamt 14 beispielen belegen. für das adverbium *höveschlîche* (592. 2671. 3398. 3699. 4328. 5183. 5358. 5382. 10458. 10947. 14817) stellen die ersten 6000 verse acht, der rest des gedichtes nur noch drei belege. für die sämtlichen erwähnten adjectiva und adverbia ist die zahl der belege in den ersten 6000 versen 49, von da bis 14817 nur 19, später folgen überhaupt nur noch die drei schon angeführten belege für *hövesch.* aber die substantiva *hövescheit* (2260. 2967. 3344. 5718. 7566. 7709.

[1] Paul R. Pope, Die anwendung der epitheta im Tristan Gottfrieds von Strafsburg, diss. Leipzig 1903 s. 18. 65.

7986. 8087. 13161. 14816. 15556. 15621. 19186 = 19338) und *unhövescheit* (13172. 13614) gehn ihren eigenen weg.

Im einzelnen wäre zunächst *hovebære* zu beachten, das sich mit *tugenderîch* in parallele stellen lässt. dreimal heifst es von Tristan 2732 *Tristan der hovebære*. 2866 *der hovebære*. 2285 *der hövesche hovebære*. anderer art sind die beiden stellen 3978 und 4027 (*unhovebære*). nach diesen fünf anwendungen, die sich in noch nicht 2000 aufeinanderfolgenden versen zusammendrängen, wird das wort ebenso wie *tugenderîch* offensichtlich gemieden bis auf die eine stelle, die gleichzeitig auch den einzigen rückfall für *tugenderîch* bringt 13188 *der küene der hovebære, Marke der tugenderîche*. wie *hovebære* wird eineinmal auch *hovelich* gebraucht: 5745 *Kurvenal der hoveliche* (: *Tristan der tugenderîche*). da *hövesch* von der reimstellung ausgeschlossen ist, so findet es sich mit dem artikel dem eigennamen nachgestellt nur in der von Gottfried nach Hartmanns vorgang mit vorliebe gebrauchten aneinanderreihung mehrerer adjectiva: 625 *Marke der guote, der hövesche hôhgemuote* (vgl. 499), 1164 *sîn Blanscheflûr diu reine, diu hövesche diu guote*. 3981 *Rûal der hövesche guote*. 10781 *mîn frou Brangæne, diu hövesche und diu wol gesite*. ohne beigefügten eigennamen 2285 *der hövesche hovebære* (Tristan), 1075 *diu hövesche guote* (Blanscheflur), 5235 *diu hövesche diu guote, diu guote gemuote, diu werdeste diu beste* (Floräte), 10469 *die höveschen süezen* (die beiden Isolden und Brangäne), dem eigennamen vorangestellt *der hövesche Riwalîn* 693. 751, *Tristan* 2791. 3425. 4551. 6362. 13942, *Kurvenal* 5267. *Kâedîn* 18742, *diu hövesche marschalkîn* 1977.

Bei dem substantivum *(un)hövescheit* macht sich wie schon oben (s. 65) bei *tugent* Gottfrieds wachsende neigung zu formelhafter wortpaarung bemerklich. das gespann *ze tugenden und ze hövescheit* (15621) haben wir schon oben kennen gelernt. wie 5256 *ir tugenden unde ir fuogen* verbunden ist, so lesen wir 7564 *ich was ein hövescher spilman und kunde genuoge hövescheit unde fuoge: sprechen unde swigen, lîren unde gîgen, harphen unde rotten, schimpfen unde spotten*. 7709 *an fuoge unde an hövescheit hæte er gewendet unde geleit sîne tage und sîne sinne*. 7985 *si* [Isolde] *kunde ê schœne fuoge und hövescheit genuoge mit handen und mit munde*. 13172 *unhövescheit unde unfuoge*

(vgl. 3916 f *manege fuoge und manege höreschlichiu dinc* und 2830 ff.). dazu kommt 8087 *von scharne und von hörescheit*, 13159 *er frâgte in aller hande von liute und von lande, von frouwen und von hörescheit.* von den zwölf beispielen, welche die letzten 13500 verse für *(un)hörescheit* bieten, waren nicht weniger als sieben hier anzuführen, denen sich von den vier beispielen der ersten 6000 verse nur eines vergleichen lässt, das aber von formelhafter geschlossenheit weit entfernt bleibt: 2260 *daz knappe nie von hörescheit und von edeles herzen art baz noch schôner gedelt wart.*

Die entsprechung zwischen den beiden sippen *tugent* und *höresch* liefse sich im einzelnen noch weiter verfolgen, als hier geschehen ist. doch dürfen die beiden darum nicht vorbehaltlos durcheinandergeworfen werden. das beiwort *höresch* erhält neben den andern personen der vorgeschichte auch Blanscheflur (1075. 1165), und auch Isoldens *hörescheit* wird ausdrücklicher als ihre *tugende* hervorgehoben (7986. 8087 vgl. 8460). in den späteren partieen tritt *tugent* mit seinem anhang verhältnismäfsig stärker zurück als *höresch* und dessen sippe. man könnte das umgekehrte erwarten, weil *tugent* doch wol das poetischere wort ist. indessen könnte gerade dieser umstand wegen der dem wort *tugent* aus der älteren epik anhängenden ideenassociationen die ursache der verschiedenheit sein, wenn ich das auch nicht für sicher ausgeben möchte. auch in des dichters eigenem gebrauche konnte sich das allgemeinere wort leichter abnutzen als das speciellere. dafür hätte sich aber auch das allgemeine wort *tugent* leichter und häufiger anbringen lassen, als das weit speciellere wort *höresch.* und so übertrifft denn auch tatsächlich der rückgang bei *tugent* den rückgang von *höresch* weit mehr, als in den blofsen häufigkeitszahlen zum ausdruck kommt. der rückgang von *höresch* ist mehr als der von *tugent* eine folge des wechselnden inhalts. selbstverständlich ist es nicht meine meinung, als müsten eigentlich die worte *tugent* und *höresch* in beliebigen 6000 aufeinanderfolgenden versen des Tristan ebenso oft vorkommen wie in den ersten 6000 versen. vergleicht man etwa die drei partieen 1—6000, 6000—12000, 12000—18000, so liegen schon von seiten des inhalts die dinge keineswegs gleich. in der dritten partie hat der rückgang im gebrauch der beiden sippen *tugent* und *höresch* an sich nichts auffälliges.

auch ein geringer rückgang schon in der zweiten partie könnte nicht wunder nehmen. aber der rückgang vollzieht sich nicht in einer solchen entsprechung mit dem inhalte; auch nicht so, dass der dichter mit der zeit darauf verzichtete, die an ihrem orte nach gebühr gerühmten und allmählich selbstverständlich gewordenen *tugende* und *hövescheit* seiner personen immer von neuem wider zu betonen. dieser letztere gesichtspunct würde allenfalls den rückgang in der dritten partie erklären, nicht aber den in der zweiten. der rückgang nach den ersten 6000 versen ist so stark, dass er nur als reaction auf den überwuchernden gebrauch der ersten 6000 verse erklärbar scheint [1].

Neben *hövesch* erscheint besonders gern *guot*, allerdings fast nur in den ersten 6000 versen (vgl. die beispiele s. 67). von den 214 belegen die Pope (Epitheta s. 63, vgl. s. 15 f) für das adjectivum *guot* [2] verzeichnet, stehn in den ersten 5000 versen allein 82. dieses übergewicht ist fast lediglich die folge

[1] zu beachten ist noch, dass auch die fremdworte *cûrtois* (2395. 3237. 3276. 3362. 3614) und *cûrtôsie* (2294) nur in der partie 2000—4000 vorkommen. — als ein interessantes gegenbeispiel aus dem gebiet der formelhaften paarungen sei das gespann *hof unde lant* erwähnt, welches immer in dieser reihenfolge, meist im reim und mit besonderer vorliebe in versfüllender wendung gebraucht wird. das einfache *hof unde lant* steht nur 16608 und 18957, dagegen schon 1145 *in dem hove und in dem lande.* aber dies ist auch in den ersten 7000 versen das einzige beispiel, es folgt 7458 *in den hof und in daz lant.* aber wiedr gehn fast 4000 verse vorbei, ehe sich das dritte beispiel findet: 11431 *ze hove und in dem lande*, ausnahmsweise nicht im reim. die nächsten 2000 verse bleiben wider ohne beleg, dann kommen die beispiele reichlicher: 13457 = 17664 *ze hove und in dem lande* (aus vers 11431 widerholt, aber jetzt beidemal den vers füllend); 14090 = 14945 = 18395 = 19077 *über hof und über lant;* 15487 *beide über hof und über lant;* 15451 *von hove und von lande;* 18954 *dâ ze hove und dâ ze lande.* endlich ist noch zu vergleichen 14999 *und lâzet in mit êren von iuwerm hove kêren und von dem lande scheiden.* von insgesamt 15 belegstellen bietet die erste hälfte des gedichts nur zwei (in wendungen die später nicht widerholt werden), die ersten zwei drittel des gedichts erst drei, die hauptmasse von zwölf belegen drängt sich im letzten drittel des werkes zusammen. man vergleiche auch *hof und gesinde* 8330 f. 14065 (*von hove und von gesinde*). 17712.

[2] für *wol* hab ich aus Bechsteins text in allen seinen verwendungen insgesamt 599 belege (einschl. Tr. 13052) in der folgenden bemerkenswerten verteilung von 1000 zu 1000 versen der üblichen zählung

der bis etwa 5500 ziemlich häufigen, nachher weit selteneren anwendung dieses beiworts auf personen. so führt Pope für *guot* als epitheta von *liute* und *man* je fünf stellen an, die sämtlich dem ersten viertel des gedichts angehören. hier interessieren besonders diejenigen fälle, in denen *guot* als schmückendes beiwort von den personen der erzählung gebraucht wird. es kommen dafür die folgenden vierzig stellen in betracht 625. 719. 1075. 1165. 1679. 1702. 1903. 1929. 1953. 2783. 3041. 3392. 3484. 3608. 3981. 3998. 4060. 4105. 4153. 4169. 4219. 4231. 4268. 4284. 4288. 4321. 4376. 5228. 5235. 6525. — 10008. 10241. 10375. 10641. 10738. 12094. 12105. 15444. 15647. 15658. der unterschied zwischen dem ersten und den übrigen dritteln des gedichts springt in die augen und wird noch auffallender, wenn wir auf die art des gebrauchs im einzelnen achten. wir haben 625 *Marke der guote, der hövesche hôhgemuote:* 719 *Blanscheflûr diu guote:* 1679 *Kanêlengres der guote:* 3392 *Tristan der guote;* 3981 *Rûal der hövesche guote;* 4105. 4231. 4284 *Rûal der guote;* 4268 *Rûal der guote man;* ferner 1164 *sîn Blanscheflûr diu reine, diu hövesche, diu guote:* und ebenfalls von Bl. 1075 *diu hövesche guote:* 1902 *diu sælige marschalkîn, diu guote, diu stæte, diu reine Floræte:* und von derselben 5235 *diu hövesche, diu guote, diu guote gemuote, diu werdeste, diu beste*[1]; von Isolde 10008 *diu schœne guote:* 10241 *diu süeze, diu guote;* 15658 *diu wîse, diu guote.* es schliefsen sich an 4288 *der guote und der gewære Marke:* 4153. 4321 *der guote Marke:* 1702 *der guote Riwalîn:* 2783. 3041. 3484 *der guote Tristan:* 4169 *der guote Rûal:* 15647 *diu guote künigin Îsolt:* 4219. 6525 *der guote künic Marke:* sodann von Marke 3608. 4060 *der guote künic:* von Rual 3998 *der guote man:* 4376 *der guote marschalc:* von Floräte 1929. 1953. 5228 *diu guote marschalkinne* (1953 *-în*) von der älteren

36 31 48 45 — 160; 50 26 49 41 — 166; 26 25 36 24 — 111
24 24 28 27 — 103; 16 20 16 7 — 59

ich hebe hervor, dass die allitterierende paarung *wol — wê* (Eilh. Tristr. 4122. 7066. 7338. 8504. a.Heinr. 714) von Gottfried erst ganz am schluss zweimal gebraucht wird (18993. 19484), und dass die zweite stelle zugleich die erste und einzige ist, an der *wol* substantiviert erscheint.

[1] 13656 *der getriuweste unde der beste, der einvalte Marke.*

Isolde 10375. 10641. 10738 *diu guote künigin*; endlich wird Isolde von dem bischof angeredet 15444 *sæligiu guotiu künigin*, und Brangäne von Tristan 12094 *sæligiu guotiu*, 12105 *getriuwiu guotiu*. diese beispiele sind nun unter sich keineswegs gleichartig; die drei letzten sind überhaupt nur mit rücksicht auf die häufung der epitheta hergesetzt. achtet man auf die verschiedenheit des gebrauchs im einzelnen, so wird man finden, dass beispiele einer bestimmten art im allgemeinen um so früher verschwinden, je mehr sie einen überlieferten oder formelhaften charakter haben. beispiele wie *Tristan der guote* (3392) fehlen den letzten 15000 versen ganz. aber auch in den ersten 4500 versen sind die früheren beispiele ziemlich nichtssagend, während dem mehrfach widerholten *Rûal der guote* in seinem zusammenhange eine ungleich gröfsere charakterisierende kraft innewohnt. der einwand dass Gottfried eben je länger je weniger veranlassung gefunden habe, den personen seiner erzählung das epitheton *guot*, sei es in unbestimmt lobendem sinne, sei es in prägnanterer bedeutung, beizulegen, hat wol einige berechtigung, erklärt aber im ganzen bei nicht blofs oberflächlicher vergleichung so wenig, dass er ohne allzu grofsen schaden vernachlässigt werden kann [1].

Zu denjenigen adjectiven, die innerhalb des Tristan frühzeitig veralten, gehört *wert*, das ingesamt an den folgenden 23 stellen belegt ist: 17. 191. 451. (490 adv.) 510. 652. 654. 685.

1) wer der sache noch weiter nachgehn will, sei noch auf die von Kraus in der Festgabe für Heinzel s. 169 aufgereihten belege für den reimtypus *-uote* verwiesen (vgl. auch Zs. 51, 137 f). die geschichte dieses reims hat im Tristan zwei wendepuncte: den einen nach 6049, wo der reimtypus *-uote* oder eigentlich die reimformel *guote: muote* oder *muote: guote* die gunst des dichters derart einbüfst, dass er nach 35 bezw. 32 belegen für die nächsten mehr als 3000 verse einfach verschwindet und es später nur noch auf 24, die reimformel gar nur noch auf 13 belege bringt; den andern schon etwa bei 4300, wo die folge *guote: muote* die vorherschaft an die umgekehrte reihenfolge *muote: guote* abgeben muss. es sind nämlich die zahlen für

	-uote	*guote: muote*	*muote: guote*
Tr. 141—4231	19	14	4
4441—6049	16	6	8
9453—18179	24	5	8

1133. 2180. 3793. 3914. 4329. 4380. 4590. 4979. 5008. 5237. 6006. 6581. 9195. 9841. 12777. 19207. also in den ersten 700 versen sieben, in den ersten 7000 versen neunzehn, in der ganzen zweiten hälfte nur zwei beispiele. in eigentlicher bedeutung ist das adjectivum selten: preisangaben verschmäht Gottfried (man sehe die charakteristische stelle 6577—81). mit dem genetiv steht *wert* nur 9841 (anklingend an Greg. 869). häufiger ist *wert* in der bedeutung 'geschätzt, schätzenswert in wendungen wie einen *werden hân* schätzen, einem *wert sîn* geschätzt werden (*liep unde wert* 510. 19207. Erec 4950; *tiur unde wert* 17). von hier aus führen in der bedeutungsentwickelung weiter die stellen 9194 *ich bin gefriunt unde geman, sô wert und sô genœme* . . . (meint der truchsess von sich); 4379 (Rual zu Tristan) *jâ bistu von der künfte mîn werder dan du wændest sîn*; und die stelle aus der einleitung 191 *sô manc wert leben, sô liebe frumet, sô vil sô tugende von ir kumet.* hieran schliefst sich nun durchaus organisch die verwendung von *wert* im sinne eines lediglich schmückenden beiworts, die bis 6006 elfmal, nachher nur noch einmal (12777) belegt ist: 654 *der werde Marke;* 1133 *der werde Riwalîn;* 3793 *der werde dan Rûalt;* 6006 *die werden Rôme, ir frouwen;* 12777 (von Brangäne) *die getriuwen und die werden* (: *zer erden*); 685 *Blanscheflûr diu werde, ein wunder ûf der erde*, was 4329 f wörtlich auf Rual übertragen wird; 652 *die werdesten und die besten* (plur.) und dieselbe verbindung der beiden epitheta an der schon zweimal angeführten stelle 5237 von Floräte; endlich noch von Tristan 4979 *den werden man:* 4590. 5008 *der werde houbetman.* im zusammenhang der ersten 6000 verse des Tristan wird dieser letzte gebrauch kaum als altertümlich empfunden: natürlich ist aber kein zweifel, dass sich Gottfrieds spätere abneigung in erster linie gegen ihn, und — wenn überhaupt — dann erst mittelbar gegen die sonstige verwendung des adjectivums *wert* richtet. unter der gleichen abneigung hat auch das abstractum *werdekeit* zu leiden, das sich bis 6579

im reimtypus *-uot* schafft aufser dem stumpfen ausgang schon das reimwort *tuot* von vornherein andere bedingungen; doch wird auch hier die reimformel *muot: guot* (meist in dieser reihenfolge) nach 13013 sehr entschieden zurückgedrängt.

neunmal, nachher nur noch dreimal findet: 518. 1612. 1761. 4409. 4420. 5085. 5101. 5663. 6579. 8329. 15326. 18011[1].

Den sonderbarsten schicksalswechsel von gröster bevorzugung bis zu fast gänzlicher vernachlässigung erfährt im Tristan das wort *edel*. dieses adjectivum findet sich allein in der einleitung neunmal, in den ersten 1000 versen der erzählung (243 ff) achtmal, in den ersten 6000 versen des werkes 36 mal, dagegen in den letzten 6000 versen gerade zweimal, in den ersten 9000 versen 54 mal, in den letzten 9000 versen 6 mal, und überhaupt nach vers 9000 nur noch 9 mal. das verhältnis verschärft sich noch, wenn wir die ableitungen berücksichtigen: *edelîch* 2855. 4032. 6660. 15350; *edelkeit* 5025. 6051. 9657; *edelen* 174. 2262[2].

Im einzelnen zeigt sich mancherlei bemerkenswertes. für die grundbedeutung ('aus edlem geschlecht') scheint der bürgerliche dichter kein sehr lebendiges verständnis zu besitzen. in den ersten 5000 versen herscht die uneigentliche bedeutung durchaus vor, erst von vers 6000 an macht sich die grundbedeutung mehr geltend. das bedeutet aber, dass der rückgang im gebrauch des wortes in voller schärfe gerade die Gottfried besonders eigentümliche übertragene bedeutung trifft. einmal und zwar in der anrede übersetzt Gottfried durch *edel* das französische *gentil*: 3353 *gentil rois, edeler künec Kurneralois!* so steht noch 16191 *gentil Tristan!* 13302 *gentil scheraliers!* 7745 *edeliu künigìn!* 8189 *edeliu künigìnne!* und sogar 2228 und 2323 *edelen koufman!* jedesmal in der anrede. als formel-

[1] *wirde* 5737. 8403. 8405. 15439. 18745; *wirden, werden* 1650. 4468. 4995. 5031. 7802. 8401. 18045. 18059. 18671; *mit unwerde (:erde)* 12345. *ûz grôzem unwerde er sprach* 13346. *unwerdlîch er im nâch (:zuo) sprach* 13414. 15984 (vgl. Erec 6911). *unwert* (adj.) 1481. 12294.

[2] die sämtlichen belege für *edel* und seine ableitungen sind der reihe nach 47. 117. 121. 126. 141. 170. 174. 201. 216. 233. 458. 551. 583. 642. 667. 1025. 1072. 1157. 1709. 2176. 2199. 2224. 2228. 2261. 2262. 2323. 2543. 2855. 3123. 3354. 4032. 4077. 4087. 4092. 4680. 4767. 4993. 5025. 5435. 5702. 5721. 6039. 6051. 6070. 6083. 6147. 6148. 6325. 6479. 6545. 6551. 6660. 6723. 6793. 7745. 7880. 7946. 8018. 8131. 8189. 8917. 9657. 10454. 10511. 10515 11914. 12616. 13111. 13466. 15350. 15805. 19205. zum folgenden vergleiche man die zusammenstellungen Popes, Epitheta s. 59 (wo 2176 und 10454 fehlen).

hatt schmückendes beiwort von personen kommt *edel* kaum vor. ein einziges mal lesen wir 2176 *der edele Rual*, niemals *Tristan der edele man* oder ähnliches. auch 10515 *ein ritter edel und uz erkorn* (von Marke) bleibt vereinzelt. überhaupt steht *edel* besonders in der übertragenen oder in der dieser sich nähernden bedeutung auffallend wenig mit bestimmter beziehung auf die hauptpersonen der erzählung, verhältnismäfsig häufiger mit beziehung auf die bei Gottfried meist doch recht schattenhaft bleibenden statisten und in noch allgemeinerer anwendung, in der es dann besonders gern auf das publicum des werkes erstreckt wird. dieser letzte gebrauch steht aber innerhalb des Tristan nicht am ende, sondern am anfang der entwickelung. die eigentliche bedeutung des wortes tritt dabei naturgemäfs ganz zurück, und damit hängt es zusammen, dass in dem zu anfang fast allein herschenden übertragenen gebrauch in der regel nicht die leser oder allgemeiner die personen selbst das beiwort *edel* erhalten, sondern ihr *herze, muot, zunge, ôre, hant*. ein lieblingsausdruck Gottfrieds ist das *edele herze*, das uns sofort in vers 47 fertig ausgebildet entgegentritt: *edelen herzen zeiner hage* will Gottfried sein werk abfassen. 167 *was aber mîn lesen dô wære von disem senemære, daz lege ich mîner willekür allen edelen herzen vür* . . . 232 *ir* [Tr. u. Is.] *herzeliep, ir herzeleit deist aller edelen herzen brôt*. aber Wolframs Parzival kann *edelen herzen* nicht gefallen: 4679 *ir rede ist niht alsô gevar, daz edele herze iht lache dar*, was Wolfram mit gutem humor ertragen haben dürfte. 8012 *morâliteit daz süeze lesen . . . ist edelen herzen allen zeiner ammen gegeben*. gelegentlich des maifestes 549 *bluomen gras loup unde bluot und swaz dem ouge sanfte tuot und edele herze erfröuwen sol, des was diu sumerouwe vol*; 578 *diu sælige nahtegal, daz liebe süeze vogelîn . . . daz kallete ûz der blüete mit solher übermüete, daz dâ manc edele herze van fröude und hôhen muot gewan*; 639 *diu sælege ougenweide* (Blanscheflur) *diu machete ûf der heide . . . manec edel herze hohgemuot*. Blanscheflur sinnt 1071 *der süeze herzesmerze, der vil manec edele herze quelt mit süezem smerzen, der lît in mînem herzen*. hervorgehoben sei noch aus der für Gottfrieds weichliche und oberflächliche art so ungemein bezeichnenden stelle 1702 ff. *er ist tôt der guote Riwalîn . . . man sol und muoz sich sîn bewegen, und sol sîn got von himele*

pflegen, der edeler herzen nie vergaz. im ganzen erscheint das *edele herze* nicht weniger als 18 mal: allein 5 mal in der einleitung, bis 4767 noch 10 mal, dann nur noch 8018. 8131. 11914, von da an bleibt es verschwunden. viel früher schon verschwindet nach sechs belegen der *edele muot* (zuletzt 6723, man sehe besonders 4993. 5702, vgl. auch 1740). daneben haben wir noch 6477 *dâ rief an der stunde von herzen und von munde manc edeliu zunge hin ze gote:* 6791 *hie wart sîn lîp und ouch sîn leben von manegem munde gote ergeben. im wart von maneger edelen hant manec süezer segen nâch gesant:* 7946 *in edelen ôren lûtet baz ein wort, daz schône gezimt, dan daz man ûz der bühsen nimt.* für *edel* als epitheton von *herze, muot, zunge, ôre, hant* zählen wir bis 8131 insgesamt 26 belege, nachher nur noch einen einzigen (11914), die letzten 7500 verse des gedichts kennen diesen gebrauch überhaupt nicht[1].

Wir haben zu anfang gesehen, dass *tugenderîch* im Tristan bis vers 5746 neunmal, in den übrigen mehr als 13000 versen des gedichts nur noch einmal (13189) gebraucht wird. zur erklärung dieser erscheinung vermag nicht nur der erste, sondern auch der zweite bestandteil des wortes einen beitrag zu liefern. neben *tugenderîch* finden sich im Tristan noch sieben andere zusammensetzungen mit *-rîch*. schon in vers 925, aber auch nur an dieser einen stelle erscheint *fröuderîch: den fröuderîchen ôstertac, der lachende in ir ougen lac* (vgl. 17559 *dâ der ôsterlîche tac aller sîner fröuden lac*). zweimal findet sich das ungewöhnlichere *rederîch*[2], das erste mal in der litterarischen stelle: 4722 *ir ist und ist genuoc gewesen vil sinnec und vil*

[1] erst nachdem das obige geschrieben war, kam mir Friedrich Vogts rectoratsrede Der bedeutungswandel des wortes *edel* (Marburg 1909) zur hand. es wird dem leser nicht entgehn, dass ich das Gottfriedische *edele herze* mit anderen augen ansehe als Vogt s. 11 f. dass Gottfried auf dies requisit mit der zeit immer mehr und schliefslich ganz verzichtet, scheint Vogt entgangen zu sein. in der anmerkung zu s. 11 hätte Vogt den oben zuletzt angeführten versen 7946 ff nicht wider die so unnötige wie unwahrscheinliche beziehung auf Wolfram geben sollen (Lachmann zu Iwein 1533; Bechstein zu Tristan 7939, dem sich FPiquet, L'originalité de Gottfried de Strasbourg, Lille 1905, s. 177 anschliesst).

[2] will man 4834 *ein rederîcher man* lesen, so ändert das für das folgende aufser der zahl der belege nichts.

rederich. und ein zweites mal von dem zwerg Melot: 14253 *listic unde rederich.* Tristans schwertleite bringt 4998 *der muotrîche der êrengire Tristan:* 5010 *der muotriche, der voget von Parmenie:* womit verglichen werden mag 5676 *er* [Tristan] *sol an êren richen und stigen an dem muote.* in diesem letzten zusammenhang erhält Tristan zum ersten und einzigen male das epitheton *sinnerich*, das weiterhin viermal der älteren Isolde beigelegt wird: 5685 *Tristan der sinnerîche der kam vil sinnecliche sines willen über ein:* 7188 *diu sinnerîche, diu wise küniginne:* 7303 *diu sinneriche künigin:* 9470 *diu sinnerîche Îsôt:* 10416 *Îsôt diu sinnerîche.* in derselben partie erhält die jüngere Isolde dreimal, an der dritten stelle zugleich mit ihrer mutter und Brangäne das epitheton *sældenrîch*: 8000 *ouch sanc diu sældenrîche suoze unde wol von munde;* 8090 *die schœnen sældenrîchen;* 10856 *die drî sældenrîche.* zu den bisher aufgezählten beispielen kommen in den übrigen 7500 versen nur noch zwei: 16511 [*ir gesihte*] *daz was sô rehte minnecliche, sô süeze und alsô senerich, daz . . .:* 16735 *esterîcher linden drî.*

Auf grund der verteilung der zusammensetzungen mit *-rich* ergeben sich innerhalb des Tristan drei merkwürdig scharf geschiedene teile. in den ersten 6000 versen (483—5746) haben wir *tugenderich, fröuderich, rederich, muotrich, sinnerîch* mit 9 + 1 + 1 + 2 + 1 belegen; in der folgenden partie und zwar von 7188—10856 nur *sinnerich* und *sældenrich*, das erste als epitheton der älteren, das zweite als epitheton der jüngeren Isolde, mit 4 + 3 belegen; nach 10856, also in einer partie von annähernd 8000 versen haben wir zwar vier verschiedene zusammensetzungen mit *-rich* (*tugenderich, rederich, senerich, esterich*) aber jede nur ein einziges mal (13189. 14253. 16512. 16735), mithin gegenüber den 14 belegen der ersten 6000, bezw. gegenüber den 21 belegen der ersten 11000 verse nur vier belege[1].

Der eben dargelegte tatbestand gewinnt an interesse dadurch dass Gottfried hier eine entwickelung widerholt, die sich — mit überraschenden übereinstimmungen in den einzelheiten — schon bei Hartmann von Aue feststellen lässt. Hartmann braucht *tugentrich* nur im Erec: 1806 (*do gedâht der tugentriche Erec vil ritterliche*), 4629?, 4898 (*Gâwein der tugentriche gruozte*

[1] vgl. Zs. 51, 135 anm. 1 über den reimtypus *-iche* im Tristan.

in minneclîche), 5712 (*der tugentrîche Êrec . . . suohte den wec*), 5933 (von Erec), 6795 (von Enite), 8116 (von Erec). zwei andere zusammenfügungen sind Erec und Greg. gemein: Er. 9793 *ez wart nie man sô freudenrîch;* Greg. 1971 *daz er sich duhte freudenrîch;* Er. 8562 und Greg. 2061 *sô wirde (bin) ich eren rîche.* sonst ist aus dem Erec noch zu vergleichen 10091 *so er sich des muotes rîchet.* nur im Greg. finden sich *sinnerich* (1178) und *sælde(n)rîch* (1277 [zu vergleichen mit Er. 9793] und 3241). aH. und Iw. liefern keine beispiele.

Die zusammensetzungen mit *-rîch* bei Hartmann und Gottfried

	Erec			Greg.	Tristan			
	1806	4629[7]—8116	8562—10091		483—4082	4723—5746	7188—10856	13189—16735
tugenderich	1	6			8	1		1
ērenrich			1	1		(1)		
fröudenrich			1	1	1			
muot(es)rich			(1)			2		
sinnerich				1		1	4	
sælde(n)rich				2			3	
rederich						1		1
senerich								1
esterich								1

Hartmann scheint sich die bildungen mit *-rîch* im fortschritt seiner arbeit am Erec als eine neue errungenschaft angeeignet zu haben[1]. denn es kann doch kaum zufall sein, dass wir in den ersten 4629 versen des Erec nur den einen beleg für *tugentrîch* finden (1806), und dann bis etwa 8500 *tugentrich* mit sieben belegen die einzige bildung der art bleibt. erst nachdem *tugentrîch* bereits wider aus Hartmanns wortschatz verschwunden ist, erscheinen in den letzten 2000 versen des Erec zwei neue bildungen (*freudenrîch, êrenrich*), die im Greg. widerholt und durch *sinnerîch* und *sældenrich* vermehrt werden.

[1] dass insbesondere *tugentrich* für Hartmann eine neuerwerbung bedeutete, scheint die vergleichung von *tugenthaft* zu bestätigen: Er. 961. 1695. 1749. 1890. 2784. 2811. 2876. 3798. 4056. 4443=4739 *durch dinen tugenthaften muot* (dazu (I) B. 1499; sonst nur von personen). 4817. 5026. 5338. — 7242. von den 15 belegen des Erec stehn vor dem zweiten beleg für *tugentrich* zehn, nach 5338 neben vier belegen für *tugentrich* nur ein einziger. vgl. Zwierzina Zs. 45, 340 ff.

im aH. und im Iw. enthält sich Hartmann der bildungen mit *-rîch* gänzlich.

Wir haben also bei Hartmann wie bei Gottfried eine doppelte entwickelung. zunächst ein schrittweises aneignen der einzelnen bildungen; dann, während die aneignung noch fortdauert, ein widerfallenlassen, das bei Hartmann schon nach dem Gregorius zur völligen meidung, bei Gottfried wenigstens zu einer höchst sparsamen anwendung dieser bildungen führt. wieweit die übereinstimmung zwischen Hartmann und Gottfried bei den einzelnen bildungen geht, bringt die beigefügte tabelle zu genauer darstellung. das wesentlichste ist, dass die ersten 6000 verse des Tristan ungefähr auf dem standpunct des Erec, die nächsten 6000 verse auf dem des Greg. stehen.

Eine nicht minder interessante beobachtung ergibt sich wenn wir anknüpfend an *horcbære*, das schon oben (s. 67) mit *tugenderich* in parallele gestellt werden konnte, Gottfrieds ableitungen auf *-bære* mit denjenigen Hartmanns vergleichen. Hartmann verwendet an insgesamt 27 stellen die folgenden adjectiva auf *-bære*, denen ich sogleich die belege aus dem Tristan hinzufüge:

freudebære (I) B. 729; Er. 1379; Iw. 1114; — Tr. 622. 16387. 18093.
lobe(s)bære Er. 1778. 1967; Greg. 1878; — Trist. 2136. 3234. 3630. 6577. 6626.
unklagebære Er. 3169.
klagebære Iw. 1566. 6909; — Tr. 1675. 1713.
unhovebære Er. 3636. 5064; — Tr. 4027.
hovebære Tr. 2285. 2732. 2866. 3978. 13188.
unwandelbære Er. 6791; aH. 42. 1172; Iw. 3252.
wandelbære Iw. 199; MFr. 206, 3; — Tr. 10014.
sagebære Er. 7570. 8372; — Tr. 659. 4006. 5864. 6568.
ahtebære Er. 6246; — Tr. 6077 (*ahtbæren* vb.)
genisbære aH. 172. *vrîbære* aH. 225 = 447.
êrbære Iw. 116. 931. 4248; — Tr. 419. 4317.
lasterbære Iw. 2600; — Tr. 6267. 11320.

Hartmann verwendet diese bildungen verhältnismäfsig gerade nicht selten, aber doch ohne besondere vorliebe. aufser den beiden nur im aH. vorkommenden *genisbære* und *vrîbære* sind

Hartmanns sämtliche adjectiva auf *-bære* auch im Tristan belegt, und zwar im ganzen absolut und relativ häufiger: denn den 22 belegstellen aus Hartmanns epischen werken stellt der Tristan 26 belege gegenüber: 419. 622. 659. 1675. 1713. 2136. 2285. 2732. 2866. 3234. 3630. 3978. 4006. 4027. 4317. 5864. 6077. 6267. 6568. 6577. 6626. — 10014. 11320. 13188. 16387. 18093. von diesen 26 belegen stehn nun aber bis Tr. 4317 allein 15, bis 6626 insgesamt 21, in den übrigen zwei dritteln des gedichts nur noch 5. sonst finden sich im Tristan vor 5963 noch die folgenden bildungen, für die ich sogleich sämtliche belegstellen angebe:

einbærelîche[1] 911. 10194.
einbære 2391. 5244. 6613. 10087. 10988. 11734. 16969.
schînbærelîche 932.[2]
schînbære 14344.
offenbære 1496. 9698. 10997. 12993. 14285. 17715. 19280.
offenbâre 15069. 15749.
offenbærlîche 18220.
offenbæren 11917. 13640. 15293. 15737. 16784[3].

nun sind aber die bisher erwähnten bildungen doch nicht die einzigen deren sich Gottfried bedient. von 5963 an haben wir:

dienestbære 5963.
kürbære 6185.
sigebære 6189.
angestbære 6438. 17453.
wârbære 6880.
wârbæren 6471. 15545.
schimpfbære 6755.
sinnebære 7913.
lônbære 12349.
tragebære 12412. 18444.
unrâtbære 12431.
tôtbære 12864.
lûtbæren 13615.
irrebære 15847.
unschadebære 18949.

das sind 18 belege (5963. 6185. 6189. 6438. 6471. 6755.

[1] für *-bær(e)lich(e)* setzt prof. Schröder *-bærelich(e)* oder *-bârlich(e)*.

[2] Er. 7595 (Haupt: *diu vier elementâ stuonden schînlichen dâ*) gibt die hs. *scheinperlichen*. das adjectivum *schînlich* steht Iw. 1526.

[3] es fällt auf, dass von den 15 belegen für *offenbære* und seine ableitungen vor 9698 nur ein einziger steht (1496), was keineswegs aus dem inhalte verständlich wird. man vergleiche dazu den mit zwölf belegen ganz der zweiten hälfte des Tristan angehörenden reimtypus *-ære : -êre* (Zs. 51 140). auch von den zwölf belegen für das adverbium *offenlîche* steht vor 8117 nur einer: 1626. 8117 = 11510 = 16349. 16557 *offenlîche und tougen*. 8119. 8123 *lûte und offenlîche*. 10002. 13190. 15297. 16543. 18834. das adjectivum *offenlîch* steht 5975. 9580. 11370. 12994. 15447. 18841. — man übersehe nicht, dass die auffällige ableitung mit *-lîche* sich nur in der gruppe *einbære, schînbære, offenbære* findet.

6880. 7913. 12349. 12412. 12431. 12864. 13615. 15545. 15847. 17453. 18444. 18949), deren verteilung nun wider bemerkenswert ist. lassen wir die schon erwähnten bildungen *einbære, schînbære, offenbære* mit ihren ableitungen bei seite, so zerfallen Gottfrieds adjectiva auf *-bære* in zwei deutlich geschiedene gruppen:

1) diejenigen die auch Hartmann kennt und fast allein anwendet,

2) diejenigen die Hartmann und zugleich fast dem ganzen ersten drittel des Tristan fremd sind. bis Tr. 4317 zählen wir für die adjectiva der ersten (Hartmannschen) gruppe die hohe zahl von 15 belegen. von 4318—5863 fehlen alle ableitungen auf *-bære* (aufser *einbære* 5214). von 5864—6880 sind beide gruppen mit 6 + 7, danach nur noch mit 5 + 11 belegen vertreten, von denen vor 12349 nur 2+1, von da an 3+10 stehn.

Das für uns wesentlichste dieses tatbestandes ist, dass die Hartmannsche gruppe der adjectiva auf *-bære* es nach 21 belegen der ersten 7000 verse nur noch auf fünf weitere belege bringt, während gleichzeitig schon von 5693 an eine gröfsere anzahl vorher nicht belegter adjectiva auf *-bære* erscheint, die zt. sicherlich Gottfriedische neubildungen sind.

Wir kehren nochmals zu unserm ausgangspunct zurück. apposition zum eigennamen nach dem muster von *Marke der tugenderîche* oder *Rûal der guote man* findet sich im Tristan an folgenden stellen: 475. 483. 625. 685. 719. 737. 1164. 1330. 1679. 2226. 2330. 2481. 2732. 2841. 2919. 3260. 3381. 3392. 3459. 3512. 3561. 3585. 3981. 4105. 4231. 4268. 4284. 4329. 4527. 4930f. 4948f. 5685. 5745. 5746. 5877. 5954f. 7032. 7297. 7977. 8271. 8344. 10416. 10781f. 11437. 12055. 12877. 13189. 14663. 15145. 15190. 15473f. 16060. 16179f. 16215f. 16665. 18017. 18756. 18940. das sind 58 beispiele, davon in den ersten 6000 versen allein 36. unter sich zeigen die beispiele eine reiche mannigfaltigkeit von abstufungen und schattierungen, jedoch so, dass die früheren beispiele im allgemeinen dem ältern epischen stil näher stehen. *Marke der tugenderîche* (483. 3381. 13189) würkt, obwol *tugenderîche* eine junge bildung zu sein scheint, an Gottfrieds stil gemessen noch fast mit dem vollen schwergewicht der altepischen formel. selbst

wenn folgt (484) *der enpfienc in tugentliche* oder (3382) *der gewarp vil tugentlîche. Tristan der tugenderîche* (2226. 5746) ist schon etwas anderes, und wider etwas anderes *Tristan der sinnerîche* (5685). in *Brangæne diu reine* (14663. 16665) scheint der starre formelhafte charakter durch den bau des verses aufgehoben zu werden. *Mòrolt der listige man* (7032) ist ganz die alte formel, die in *Tristan der sorchafte man* (7297), *Urgan der schadehafte man* (16060), auch in *Tristan der sigesælige man* (16179f. 16215f) individualisiert, und in *Marke der verdâhte man* (15145) beinahe schon parodiert wird. wie Gottfried die alte formel umzubiegen weifs, zeigt besonders hübsch 15473f *Îsòt diu wol gesinne, diu gesinne küniginne.* merkwürdig ist das alleinstehnde 18017f *mâze diu hêre diu hêret lîp und êre*: vgl. Otfrid IV 29, 51 *karitas thiu guata*: V 23, 120 *caritas thiu diura*: H 129 *minna thiu diura* (*theist karitas in waru*)[1].

Wir haben fast bei jeder einzelnen unserer beobachtungen eine gröfsere oder geringere verschiedenheit zwischen den 6000 ersten versen des Tristan und den übrigen 13500 versen feststellen können. genauere betrachtung besonders einiger neu auftretender erscheinungen führt darauf, die grenze vor vers 5871 anzunehmen, also genau da, wo die erzählung mit der einführung Morolds nun endlich zu einer handlung von würklich entscheidender bedeutung übergeht. der dichter scheint sich freilich der wichtigkeit des überganges nicht sonderlich bewust zu sein: er vollzieht ihn mit einem ungeschickten und nichtssagenden *waz lenge ich nu mê hier an?* und unterlässt es ganz und gar, das ermattende interesse des lesers auf das bevorstehnde neue und wichtige zu spannen. auch eine arbeitspause ist an dieser stelle nicht eben wahrscheinlich. denn der stilistische unterschied zwischen dem was vorangeht und folgt, ist zwar vollkommen

[1] wer die oben zusammengestellten beispiele durchmustert und vielleicht auch eigene zusammenstellungen vergleicht, möchte leicht finden, dass die sammlung zu viel oder auch zu wenig enthält. die abgrenzung des würklich hierhergehörigen ist eben unsicher. nach dem ersten drittel des Tristan werden gewisse arten der apposition häufig, die sich vorher kaum belegen lassen und hier nicht zu berücksichtigen waren, z. B. *Marke der zwîvelære* 14014. 17716 (vgl. auch 15269), was ebenso eine stilistische neuerung ist wie *der trûrære Tristan* 14502. 14917. 15790. 15854. 18649. vgl. auch Zwierzina Zs. 45, 267 anm. 2.

deutlich, aber wenigstens an der grenze nicht so stark, dass er uns zur annahme einer längeren unterbrechung der arbeit nötigen müste. was der grenze vorangeht ist in sich so wenig gleichartig und einheitlich wie das was folgt. es ergibt sich ungefähr 1500 verse vor 5870 mit nicht geringerer deutlichkeit eine zweite grenze, die ich nach vers 4330 ansetze. an dieser stelle ist eine arbeitspause schon wahrscheinlicher.

Auch die partie 1—4330 ist, selbst wenn man von dem einfluss des mannigfaltigen inhalts absieht, keineswegs einheitlich. doch kann sie für den augenblick allem folgenden gegenüber als eine verhältnismäfsig homogene masse gelten. die oben zusammengestellten den ersten 6000 versen eigentümlichen erscheinungen treten zt. schon nach 4330 — und nicht etwa nur in der litterarischen stelle — so weit zurück, dass ein deutlicher unterschied fühlbar wird. anderseits begegnen alsbald nach vers 4330 die ersten aus der stetig wachsenden schar von erscheinungen, deren fehlen oder seltenheit in den früheren teilen des gedichts weder als zufall noch aus dem inhalte, auch nicht etwa aus bewusster künstlerischer enthaltsamkeit, sondern nur aus der stetigen spontanen wandlung des vorrats an worten, reimen, formeln usw. sich erklären lässt.[1]

[1] man sehe oben namentlich *guot* s. 69 und s. 71 anm. und die tabelle s. 77. hier noch einige weitere beispiele. auf eine hierhergehörige besonders interessante tatsache aus Gottfrieds reimtechnik ist Zs. 51, 140 ff hingewiesen. dass Gottfried den reimtypus *-ugent* d. h. die reimformel *jugent: tugent* nach achtmaliger anwendung (293—4537) in den drei letzten vierteln des Tristan verschmäht, wurde oben s. 62 anm. bemerkt. umgekehrt ist der 17 mal belegte reimtypus *-ogen* dem ersten viertel des werkes fremd: 5027. 5575. 6665. 7049. 8753. 10199. 10377. 11591. 13421. 14931. 15263. 15403. 15665. 16157. 17109. 17795. 19401. — *ûf legen* ein charakteristischer lieblingsausdruck Gottfrieds (meist *ûf geleit* im reim) steht in den ersten 6000 versen nur einmal, vor 4761 überhaupt nicht: 1561. 6016. 6243. 6633. 6655. 6767. 7038. 9179. 9280. 9658. 9845. 9899. 11097. 11214. 11441. 11587. 13508. 13738. 13744. 13859. 14171. (14654.) 14733. 15515. 15688. 15816. 15942. 16224. (16551.) 16582. 18470. (vgl. Benecke und Lachmann zu Iwein 1190.) — die versfüllende formel *zehant und an der stunde* braucht Gottfried 1126 = 3818 = 4196, nachher nicht wider, und auch nichts was sich direct vergleichen liefse, obwohl *zehant* nicht etwa seltener, sondern häufiger wird (von 105 ereimbelegen für *zehant* stehn im ersten drittel des Tristan nur 23). es ist auch nicht etwa die formel als solche die Gottfried meidet. in der kleineren zweiten hälfte des Tristan findet sich in verschiedenen variationen neunmal die folgende versfüllende formel 11521 = 12415 = 14486 *dick*

Die beiden eben erwähnten grenzen sind nicht die einzigen innerhalb des Tristan, wol aber nach meinen bisherigen beobachtungen die deutlichsten. in der folge dürfte die wichtigste grenze ungefähr da anzusetzen sein, wo sich die tendenz zur vermehrung der klingenden reimpaare mit voller entschiedenheit und nachhaltiger würkung durchsetzt, also bei vers 11371. die festlegung solcher grenzen soll übrigens hier — wie ich zur vermeidung jeglichen misverständnisses ausdrücklich bemerke — zunächst nur der klareren erfassung der im Tristan sich vollziehenden entwicklungen dienen. darüber hinaus dürften diese grenzen gerade für Gottfried kaum sonderliche bedeutung gewinnen können. der Tristan ist aller wahrscheinlichkeit nach in nicht allzu langer zeit in ziemlich gleichmäfsig fortschreitender arbeit entstanden. dass auch Gottfried nicht 20000 verse schreiben konnte ohne mancherlei abzustreifen oder einzuschränken, anderes zu entwickeln, ist so selbstverständlich, dass das gegenteil des beweises bedürfte. zwar ist der dichter des Tristan von anfang an meister, aber an seiner eigenen entwicklung gemessen könnte er bis etwa 4330 noch ein wenig anfänger heifsen, wenn auch natürlich ganz und gar nicht in dem sinne, wie Hartmann in den 3000 ersten versen des Erec. vergleicht man mit den versen 243—4330 die fast genau gleich grofse partie 7235—11370 so wird man den fortschritt nicht verkennen; und still steht die entwicklung auch nachher nicht[1], wenn auch nicht alles was neu ist, darum schon einen gewinn bedeutet.

und ze manegem mâle, 13988 *dick' und ze maneger stunde,* 15079 *dick' und ze manegen zîten,* 16485 *vil dicke und ze maneger zît,* 16501 *oft' und ze manegen stunden,* 18485 *oft' und ze maneger stunde,* 18859 *vil ofte und ze manegem tage.* ebenfalls erst in der zweiten hälfte des Tristan findet sich 11758 (versfüllend) und 19209 (am versanang) *ofte unde dicke,* 16492 *vil ofte und alze dicke,* 17119 *dicke dar und ofte dan,* 13054 *dicke und iegedîhte,* 19454 *als ofte und alse vil,* womit aus dem früheren nur 362 f zu vergleichen ist. — ich erwähne noch, dass sich das wörtchen *êt* (in Bechsteins text, 3. auflage) an folgenden stellen findet: 302. 1290. 1552. 1741. 2411. 4385. 4469. 5476. 6004. 6139. 6255. 7031. 8558. 10590. 10818. 11074. 11752. 12106. 12838. 13506. 14216. 14221. — 19527.

[1] *meinen — minnen* 1111. 13919 f 19150. *minnen — meinen* 11787. 19154. 19315. 19546. *minne — meine* (subst.) 17733. 19305. 19463. *meine — minne* (subst.) 18066.

Kassel. Albert Nolte.

LEUDUS.

In dieser zeitschrift bd. 49, 306 hat Jostes *uninileodos* als 'sicherheitsmannen' erklärt und *leudos* bei Venantius Fortunatus mit 'mannen, vasallen' übersetzt. diese übersetzung wird in dem aufsatz durch Sonnenburg verteidigt.

Die stelle aus dem an herzog Lupus gerichteten gedicht lautet (7, 8, 62):

et qua quisque valet te prece voce sonet,
Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa,
Graecus Achilliaca, crotta Brittanna canat . . .
nos tibi versiculos, dent barbara carmina leudos[1]).

hierzu bemerkt Sonnenburg: 'würde hier *leudos* lieder bedeuten, so wäre es neben *barbara carmina* unverständlich. da nun aber zum ersten gliede des verses aus dem zweiten ein *demus* (oder *damus*) ergänzt werden muss, so ist offenbar ein gegensatz gewollt zwischen *versiculi*, dh. versen classischer art, wie sie Fortunatus widmet, und *barbara carmina*. dann aber muss im zweiten gliede ein gegenstück vorhanden sein zu dem *nos* am anfang des verses, dh. es muss gesagt sein, wer die *barbara carmina* spenden soll, und dies ist der fall, wenn das letzte wort das dann *leudes* zu schreiben wäre, eben bedeutet: die mannen des germanischen stammes'.

Neben *carmina* ist *leudos* nur so lange unverständlich, als man es mit 'lieder' übersetzt. die alte bedeutung des wortes ist aber unzweifelhaft 'strophe' (im musikalischen und metrischen sinne), es entspricht als ein technisches wort den *versiculi*, womit Fortunatus seine dichtung ihrer form nach charakterisiert:

suscipe versiculos, Anthimi pignus amantis. 3, 29, 1.

Nehmen wir das durch conjectur eingesetzte *leudes* als subject, so ergibt sich zwar grammatisch ein tadelloser vers (*nos*, *leudes* und *versiculos*, *carmina* stehn sich gegenüber, aus *dent* ist zu *nos* ein *demus* zu ergänzen, wie app. 2, 67: *vir Constantinum, Helenam pia femina reddis*, ein *reddit* zu *vir*) — aber *leudes*

[1] es ist zu beachten, dass der cod. S. Galli 196 (9 jh.) zu *leudos* die glosse giebt: *i. e. uninileodos*. dieser beleg ist, wie es scheint, übersehen worden. auch Kögel (im Grundriss[2] § 51) verzeichnet ihn nicht. er scheint mir für die bedeutungsgeschichte des wortes nicht unwichtig zu sein.

wäre ein schiefer ausdruck. wir würden ein wort verlangen, das bestimmt den Franken gegenüber dem Romanus bezeichnet, das ist *barbarus* an vielen stellen bei Fortunatus. *leudus* kann es nicht sein. mir fehlen die kenntnisse, in den streit der historiker einzugreifen, ich verweise nur auf Roth Gesch. des beneficialwesens, bes. s. 115. 278 und s. 293. Waitz Verf.-gesch.[2] II 273 ff. für unsere stelle genügt es, dass im reiche der Merowinger unter *leudes* sowol alle freien, Römer wie Germanen, verstanden werden, die den von Marculf (1, 40) *leudesamio* genannten eid schwuren[1], als auch solche, die in näherer abhängigkeit zum könige standen, besonders die *proceres, optimates*[2] seiner umgebung. das wort, das in karolingischer zeit verschwindet, hat in der zeit des Fortunatus einen staatsrechtlichen sinn und ist schon seiner unbestimmtheit wegen durchaus ungeeignet, den germanischen dichter gegenüber dem römischen zu bezeichnen.

Eine leichte incongruenz entsteht freilich dadurch, dass grammatisch *nos* und *barbara carmina* sich entgegentreten, person und sache; aber ein ähnlicher fall ligt in v. 64 vor:

Graecus Achilliaca, crotta Britanna canat.

carmina ist hier in freierer weise zu nehmen, fast persönlich: vgl.

carmina quin etiam divini pectoris eius
vociferantur et exponunt praeclara reperta.

Lucr. 1, 731.

Die zweite stelle steht in der an Gregor gerichteten praefatio. Fortunatus will sagen, dass man an seine unter den verständnislosen germanischen barbaren entstandenen gedichte keinen hohen mafsstab anlegen dürfe: *ubi mihi tantandem valebat raucum gemere quod cantare, apud quos nihil disparat aut*

[1] es ist doch als sicher anzunehmen, dass unter den *minores, inferiores, leudes*, der untersten classe der freien im burgund. recht, sich Römer befanden, wie es für die erste (*optimates*) bezeugt ist. — *leudes* in dem sinne von *homines*, knechte ist an unserer stelle wegen des gegensatzes zu *nos* unmöglich. die formel *pro stabilitate regni vel pro cunctis leudis nostris* (MG. Diplom. fol. I 72, 52; Dipl. Karol. I 1. 10. 45 u. ö.) deutet auf eine hergebrachte bezeichnung aller untertanen des fränkischen königs.

[2] lex Sal. 41, 5: *si quis vero Romano homine convica rege occiderit.* die stelle zeigt, dass sich Römer auch unter diesen *leudes* befanden. *anno* 11. *regni Teuderici subrogatus maior domus Claudius genere Romanus.* Fredegar 4, 28.

stridor anseris aut canor oloris, sola saepe bombicans barbaros leudos arpa relidens: at inter illos egomet non musicus poeta, sed muricus deroso flore carminis poema non canerem, sed garrirem quo residentes auditores inter acernea pocula salute bibentes insana Baccho iudice debaccharent.

zu *raucum gemere* vgl.:

> *scabrida nunc resonat mea lingua rubigine verba*
> *exit et incompte raucus ab ore fragor.* 2, 9, 7.

ubi mihi tantundem valebat bis *cantare* heifst: 'wo mir künstlerische und unkünstlerische dichtung gleich hoch angerechnet wurde'; dem entspricht dann, dass den Germanen das geschrei der gans und der gesang des schwans[1] gleichwertig ist. zu *sola* bis *relidens* bemerkt Sonnenburg: '*sola saepe bombicans arpa* kann wol nur harfenspiel ohne text bedeuten; würde nun *barbaros leudos relidens*, wie man annimmt, heifsen: 'barbarische lieder ertönen lassend', so wäre entweder mit *leudos* auch nur 'musikalischer vortrag' bezeichnet, so dass *bombicans* und *relidens* parallel stünden und ein verbindendes *et* fehlte, oder *leudos* bezeichnete eben text im gegensatz zur musik. ersteres ist undenkbar, weil jedesfalls seine sonstigen gedichte (dh. texte) in gegensatz gestellt werden zu denen, die seine zuhörer gewohnt sind . . ., und weil bei dieser auffassung die beiden participien ganz in der luft schweben und der gedanke weder an das vorhergehnde noch an das folgende sich natürlich anschliefsen würde; und letzteres scheint ausgeschlossen, weil dann ein gegensatz zwischen instrumentalmusik (*sola bombicans arpa*) und liedertexten (*barbari leudi*) vorläge, der doch irgendwie ausgedrückt sein müsste. fasst man aber *leudi* in der bedeutung 'mannen', und *relidens* nicht in der für diese stelle besonders angenommenen, sondern in der gewöhnlichen 'zurückstofsen', und nimmt man an, dass die participien entsprechend dem fehlen einiger (einer?) verbindungspartikel im verhältnis der unter- und überordnung stehn, so ergibt sich mit der unbedenklichen ergänzung von *est* der einfache sinn: 'wenn die harfe oft allein ertönt, stöfst sie die barbarischen mannen ab, so dass trotz der vorher angegebenen mängel ich als verschlechterter poet mein lied herleierte, um ihren beifall zu finden'.

[1] *olor* und *anser*: *hoc more tu et olorinis cantibus anseres raucos . . . . . sociareris.* Sidon. Apoll. ep. 9, 2, 2.

Zunächst hat S. die grammatische construction verkannt. das part. präs. ist hier wie oft bei Fortunatus (s. Leos index s. 411[a]) absolut gebraucht; eine verbindungspartikel zwischen den beiden absoluten part. ist überflüssig, vgl.:

extollens (= sich erhebend) *cervix domini iuga ferre recusans.*
sic tumidis animis turget inane cutis. 5, 5, 21.

Leos beispiele zeigen, dass ein solcher participialsatz dem regierenden satz vorausgehn oder folgen kann; der zweite fall zb.:

mors et origo simul misero processit ab alvo,
extinctam generans mater anhela manum. 2, 16, 135.

warum *sola bombicans arpa* instrumentalvortrag bedeuten muss, versteh ich nicht; nehmen wir *sola* in dem sinne von 'nur, allein'[1], fügt sich der participialsatz dem vorhergehnden gedanken ganz natürlich an: 'in dieser barbarischen umgebung hör ich nur immer wider den klang der arpa' — und niemals 'den der *dulce sonans lyra*. die arpa ist ein barbarisches instrument[2], *bombicans* bezeichnet ihren rauhen, fremdartigen klang als eine eigenschaft (klangfarbe). bei dieser auffassung fällt die *ἀτοπία*, die durch *relidens leudos* für S. entsteht, fort. es bleibt die ungewöhnliche anwendung von *relidere*. zwar die bedeutung die S. braucht (zurückstofsen), kann man nicht als die 'gewöhnliche' bezeichnen. das verbum ist überhaupt selten, keine der bei Forcellini angeführten stellen, auch nicht die aus Ausonius — und ein anderes material scheint S. nicht im sinn zu haben — zeigt *relidere* in dem übertragenen sinne 'zurückstofsen' = 'abneigung erwecken' (subject: eine sache, object: eine person). Fortunatus braucht *relidere* einmal im sinne von schlagen:

sed quia dulcedo pulsans quasi malleus instat,
et velut incudo cura relisa terit 2, 9, 12.

dann mit bezug auf seitenspiel:

per lyricos modulos et fila loquacia plectris,
qua (wenn) *citharis Erato dulce relidit ebur.* 6, 10, 4.

dulce heifst das plectrum, weil es den klang hervorruft: *relidere*

[1] ein beispiel freier construction: *gladiisque gravatas ante manus solas iussi portare catenas.* Sidon. Apoll. carm. 7, 77.

[2] aus Sidon. Apoll. epist. 5, 5, 3 ergibt übrigens sich sich, dafs die burgundische harfe nur drei seiten hatte.

heifst hier: 'tönend anschlagen lassen gegen'. in der praefatio ist *relidens leudos* allerdings sehr frei gebraucht: die *leudi* sind das beim anschlagen hervorgebrachte. *relidens* = tönend zurückwerfend: doch ligt ein solcher bedeutungsübergang nicht allzu fern; man vgl. folgende stelle:

incipiat (scil. *puer*) *teneros ut dare voce sonos,*
inperfecta rudis conlidens murmura linguae. S. 3. 355.

der geblümten rede der praefatio ist eine solche verwendung des wortes wol zuzutrauen.

Nehmen wir aber einmal *relidens* und *leudos* in dem sinne der von S. vorgeschlagenen übersetzung. ich dächte, man müste die unerträgliche sinnverrenkung die dann entsteht, sofort empfinden. Fortunatus erklärt die Germanen erst für stumpfsinnige barbaren, denen jedes verständnis für seine poesie fehlt; er trägt ihnen aber doch seine gedichte vor, weil sie sich durch den blofsen instrumentalvortrag abgestofsen fühlen. mit der logik dieses gedankens im zusammenhang der ganzen stelle mag sich abfinden wer kann — ich frage nur: wo steht ein wort davon, dass Fortunatus den beifall der barbaren erringen will? den sinn 'um ihren beifall zu finden' kann S. nur aus dem satze *quo residentes auditores inter acernea pocula salute bibentes insana Baccho iudice debacharent* herauslesen wollen. *quo* aber kann hier, wie an zahlreichen andern stellen des Venantius Fortunatus, nur 'wo' bedeuten. der sinn ist hier wie in den berühmten versen *inter eils goticum* usw., dass in einer germanischen trinkhalle der römische dichter kein gehör findet; das wird dann gleich weiter ausgeführt: *quid ibi fabre dictum sit ubi quis sanus vix creditur, nisi secum pariter insanitur. quo gratulari magis est si vivere licet post bibere.*

Wenn man auch bei Fortunatus meiner ansicht nach zur alten auffassung von *leudos* zurückkehren muss, könnte doch *winileodos* im capitulare Karls d. Gr. von Jostes richtig erklärt sein.

Jostes verwirft die bisherigen übersetzungen der stelle aus sachlichen und einem formalen grunde. er traut es Karl d. Gr. nicht zu, dass er verordnungen über so wunderliche einzelheiten erlassen haben soll. — die vorschrift über die 'bleiche gesichtsfarbe' der nonnen und den aderlass, die mit dem vorhergehnden satze nicht das geringste zu tun hat, ist besonders durch Kelle

(Wiener Sitzungsber. 161, nr 9, s. 15 ff.) völlig sichergestellt und durch eine vorschrift aus der regula sanctimonialium des abtes Robertus von Arbrisello (gest. 1117) gestützt.

Bei dem satze *et nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesumant* ist zu bedenken, dass den nonnanes vor allem jeder verkehr mit der aufsenwelt abgeschnitten werden soll, wie die vorhergehnden worte beweisen; damit erledigt sich Jostes frage, warum das aufschreiben und zusenden (auf das *mittere* ist gewicht zu legen), nicht das singen von *winileodi* verboten wird. Kelle hat vergeblich nach einer ähnlichen bestimmung in andern verordnungen, die sich auf nonnenklöster beziehen, gesucht; wir haben es hier aber mit keiner ausgeführten verordnung sondern einer instruction für aufsichtsbeamte zu tun. für diese instructionen ist es charakteristisch, dass einzelheiten, auf die durch irgend eine veranlassung die aufmerksamkeit gelenkt wird, herausgegriffen werden. man darf nicht annehmen, dass es sich hier um eine gewohnheitsmäfsige beschäftigung der canonisch lebenden nonnen handelt. dem könige sind solche fälle zu ohren gekommen, ebenso wie er gehört hat, dass geistliche den psalter und das evangelium zum zauber benutzen (dasselbe capitul. unter 20) oder zaubertafeln gegen hagel an stangen aufhängen (34), oder vgl. Cap. pag. 116, 12 *de canibus qui in dextro armo tunsi sunt*. — dass die *uninileodi* lieder sind, wird durch die glossen zu den canones (dazu tritt jetzt die glosse aus dem St. Galler codex des Venantius Fortunatus) über allen zweifel erhoben, denn Jostes erklärung, dass der erste glossator die stelle des capitulars im sinne gehabt und misverstanden habe, enthält zwei annahmen die gleich willkürlich sind.

Ein wort noch über den formalen grund, der Jostes veranlasst hat, nach einer andern deutung von *uninileodi* und *leudus* bei Venantius Fortunatus zu suchen. 'wer *leodes* oder *leodos* als den acc. plur. von *leod* auffasst, geht über das schwere grammatische bedenken, welches dabei das geschlecht des wortes bildet, leicht hinweg'. hier ist zu bemerken, dass die m. und n. der zweiten lat. declination in der romanischen volkssprache zusammenfallen musten, dass das n. überhaupt untergeht, sodass der sprachgebrauch des späten lateins nur unsicher zwischen m. und n. scheidet. so braucht Venantius Fortunatus (s. Leos index) *signum, ingenium, sepulchrum, cor* gelegentlich als m. deutsche

lehnwörter im späten latein behalten meist ihr geschlecht, aber schwankungen sind nichts ungewöhnliches, und besonders der übergang des n. zum m. ist sicher bezeugt: ich begnüge mich auf *mallus* und *weregildus* hinzuweisen: *sed proximus mallus comitis ei concedatur*. capit. 1, 292, 16: *weregildus eius domino solvatur* 1, 139, 32.

Königsberg. **Rudolf Meissner.**

DULGERE.

Das edictum Chilperici (Capitularia ed. Boretius 1, 8) bestimmt für den fall, dass ein sclave einen freien getötet hat, folgendes: *quare condictione placuit atque convenit, ut si servus hominem ingenuum occiderit, tunc dominus servi cum* VI. *iuramento*, (erg. *iuret*) *quod para sit conscientia sua nec suum consilium factum sit nec voluntatem eius, et servum ipsum det ad vindictam. Et si servum dare non potuerit, in ipso iuramento fide data donet, nec ibi sit ubi eum sensit nec scit nec eum atingere possit, dulgat servum hoc est de licentia parentibus coram parentes qui hoccisus est et de ipso quod voluerint faciant, et ille sit exolutus.* — über den sinn des ganzen zusammenhanges besteht kein zweifel: eine haftung des herrn für einen von seinem sclaven begangenen totschlag tritt nicht ein, wenn der herr durch den eid feststellt, dass er nicht ein mitwisser der tat gewesen ist: nun werden zwei fälle unterschieden; befindet der sclave sich in der gewalt seines herren, muss dieser ihn den verwanten des getöteten zu willkürlicher rache übergeben. ist der sclave entflohen, so muss der herr einen zweiten eid schwören, dass er nicht wisse, wo der sclave sich aufhalte, und dass er ihn auch nicht erreichen könne. dann soll er vor den verwanten des getöteten erklären, dass er den sclaven preisgebe und es ihnen überlasse, mit dem sclaven (ergänze: wenn sie ihn fassen) nach gutdünken zu verfahren.

Das edictum ist nur in einer Leidener hs. des 9 jh.s erhalten, die einen schlechten text der lex Salica emendata überliefert (Lex Salica ed. Hessels, einl. XVIII). — die worte *de licentia parentibus coram parentes* sind unsinnig. Kern schlägt vor: *det licentia*: zweifellos wird durch das *hoc est* ein verbum erfordert, der sinn muss sein: dass er den angehörigen des getöteten das recht erteilt, mit dem totschläger nach belieben zu

verfahren; und ferner ist in dem satz ausgedrückt, dass diese übertragung von angesicht zu angesicht stattfindet. vielleicht ist *parentibus* zu streichen (*det licentiam coram parentes*).

Der eigentümliche ausdruck *dulgat* ist der aufmerksamkeit der herausgeber nicht entgangen. Boretius in der Ausgabe der Lex Salica von Behrend (Berlin 1874, s. 106, 1) nimmt *dulgere* im sinne von *cessionem facere* und setzt zweifelnd *indulgeat* dafür ein[1]; *indulgat*[2] ist von Geffcken (Lex Salica, Leipzig 1898, s. 84) in den text gestellt. Kern (Lex Salica ed. Hessels, London 1880, sp. 514) erklärt *dulgere* als ein latinisiertes germanisches verbum: '*dulgan* = *duligan* = *dulian*, on. *dylja*, dan. *dölge*, to conceal; to disavow'. den sinn der stelle gibt Kern richtig wider: 'the master of the slayer is obliged to give him up, disown him; disavowing and disowning', sagt er, 'are nearly allied notions, and are often expressed by one word; e. g. as. *wiðsacan*, negare, renunciare, abdicare, repudiare; d. *versaken* is not only e. ,to forsake', but also ,negare, inficiari'.' — Clement (Forschungen über das recht der salischen Franken, Berlin 1876, s. 270) übersetzt den satz von *dulgat* ab so: 'er darf den sclaven töten, das heifst mit erlaubnis der verwanten in gegenwart der verwanten des getöteten, und mit diesem (sclaven) dürfen sie tun nach ihrem gutdünken'. auch er sieht *dulgere* für germanisch an: 'bei *dulgat servum* ist zu bemerken, dass das ostfris. *doljen* prügeln, das nordfris. *an dellang* tracht schläge, das altfris. *dolg*, *dolch* wunde und das altengl. *tholigen* töten, umbringen heifst' (s. 274).

Bei der schlechten überlieferung wäre eine textverderbnis *dulgat* für *indulgat* wol möglich; diese annahme fällt damit hin, dass *dulgere* an andern orten sicher bezeugt ist. die bei Ducange angeführten belege scheinen den herausgebern der Lex Salica entgangen zu sein, während widerum bei Ducange die stelle aus dem edictum Chilp. fehlt. die Lorscher annalen bringen *dulgere* an drei stellen; die überlieferung zeigt, dass man bemüht war, das wort zu glossieren:

Annales Laurissenses majores (Annales regni Francorum) ed.

[1] ebenso MGLeg. II, 1, 8, 6; es ist nicht klar, ob Boretius an eine verderbniss des textes denkt, oder ob er ein verbum *dulgere* = *indulgere* annimmt.

[2] inf. pass. *indulgi* z. b. Jordanes cap. 8.

Kurze p. 14 (ad 756): *dum reversus est Pippinus rex, cupiebat supradictus Haistulfus nefandus rex mentiri, quae antea pollicitus fuerat, obsides dulgere* (var.: *denegare, relinquere, indulgere*), *sacramenta inrumpere*; p. 44 (ad 776): *nuntius veniens, qui dicit Saxones rebellatos et omnes obsides suos dulgtos* (var.: *tultos, dultos*; Ademar von Chabannes Chron. 2, 4: *et obsidibus mentitis*) *et sacramenta rupta*; p. 48 (ad 777): *secundum morem illorum omnem ingenuitatem et alodem manibus dulgtam* (var.: *dulgium, dultum, indulgtam*; Ademar von Chabannes Chron. 2, 5: *omnem ingenuitatem illorum et alodem manibus guerpierunt*) *fecerunt, si amplius inmutassent secundum malam consuetudinem eorum; nisi conservarent in omnibus christianitatem vel fidelitatem supradicti domni Caroli regis et filiorum eius vel Francorum.* Ducange weist aufserdem noch auf eine urkunde von 804 hin (aus Martenius Amplissima collectio I 57): die stelle lautet: *ad die praesente trado dulgo atque conscribo*; es handelt sich um schenkung an geistliche hand. die urkunde gehört nach Prüm.

Ist dieses nun zweifellos festgestellte *dulgere*, für das sich wohl noch andere belege finden werden, etwa eine rückbildung aus *indulgere*? — in den romanischen sprachen ist, so viel ich sehe, keine spur eines *dulgere*; *indulgere* findet sich nur im italienischen (Diez Gr.³ II 163). die aphärese des verbalen präfixes *in* würde auf dem gebiete des französischen etwas durchaus ungewöhnliches sein. man kann sich für *dulgere* nicht auf die ganz vereinzelten fälle berufen, in denen sonst ein anlautendes *in* abgefallen ist: franz. *trosque, tresque* aus *introusque*[1]. unter diesen umständen ist jedesfalls eine ableitung aus dem germanischen vorzuziehen. schon das *hoc est* nach *dulgat* könnte darauf hindeuten, dass ein technischer ausdruck der german. rechtssprache erläutert werden soll (*in duropullo hoc est in limitare.* Lex Sal. 58; *si quis alterum herburgium clamaverit hoc est strioporcium.* 64, 1); und die glossierenden varianten zu den stellen der Ann. Laur. sprechen ebenfalls dafür, dass *dulgere* nicht ein wort der lat. volkssprache ist.

[1] Schultz-Gora verweist mich auf prov. *genh* neben *engenh* (*ingenium*), prov. *tro* aus *intro* und auf Toblers ableitung von *jusque* (*enjusque*) aus *inde usque*. — anders zu beurteilen (wegen des zusammentreffens von *n* und *s*) ist *strumentum* MG dipl. I 62, 53. 65, 7; *estromentum* 74, 7; *lipedema instromenta.* 72, 37.

Boretius verweist auf den Pactus pro tenore pacis Childeberti et Chlotarii 12: *si servus ante admonitum dominum defuerit, capitale dominus restituat et de servo faciat cessionem, ut cum inventus fuerit detur vindictam.* dass aber mit *cessionem faciat* der eigentliche sinn von *dulgat* nicht widergegeben wird, beweisen die stellen der Lorscher Annalen. die geiseln werden nicht cediert, sondern preisgegeben, zur willkürlichen rache überlassen, sie werden verwürkt, sie verfallen. ebenso ist es im edictum Chilperici mit dem totschläger. die würkung ist dieselbe wie bei einer übergabe, die rechtshandlung aber die durch *dulgere* ausgedrückt wird, ist eine andere, sie ist einseitig: der besitzer des sclaven entäufsert sich seines eigentums. es bleibt nun den angehörigen des getöteten überlassen, den herrenlosen totschläger in ihre gewalt zu bekommen und nach willkür die rache zu vollziehen. die stelle ad a. 777. zeigt *dulgtum facere* in der bedeutung 'zum pfand setzen': aber das berührt sich nahe mit dem eben festgesetzten sinn; freiheit und eigen soll dem Franken verfallen sein, wenn diesmal die treue nicht gehalten wird; so umschreibt denn auch Mühlbacher (Deutsche geschichte unter den Karolingern, Stuttg. 1896, s. 121) die stelle wie von selbst in zwiefacher weise: 'mit ihren besten gütern, freiheit und besitz hafteten sie jetzt', 'ihre persönliche freiheit und ihr eigentum verwürkt zu haben'. in der verblassten allgemeinen bedeutung von *cessionem facere* tritt dann das wort in der urkunde von 804 auf.

Dass Clements übersetzung von *dulgat servum* ('er darf den knecht töten') unsinnig ist, ergiebt sich aus dem zusammenhang von selbst; mit seiner etymologie aber war er auf dem richtigen wege. Kern will *dulgere* mit altn. *dylja* in verbindung setzen. der übergang des ableitenden *j* zu *g* wäre ungewöhnlich, man müste *dulire* oder *duliare* erwarten. vor allem aber ligt die bedeutung 'verhüllen' sehr weit ab; Kerns versuch eine verbindung herzustellen, ist sehr künstlich. welche grundbedeutung für *dulgere* anzunehmen ist, dafür gibt das *gurpierunt* bei Ademar von Chabannes für *dulgtum fecerunt* in den Ann. Laur. ad 777 einen deutlichen fingerzeig; wurf ist ja symbol für die preisgabe. zu unterscheiden ist das bloſse werfen, wegwerfen, und das zuwerfen. ersteres ist symbol eines einseitigen

rechtsgeschäfts[1]. beim zuwerfen ist noch ein zweiter beteiligt, z. b. bei der *laeso werpitio* (Grimm RA[4] I 168), wo die festuca einem anderen in den schofs geworfen wird. beispiele für lossagung durch wurf der festuca (*werpitio, exfestucatio*) stellt v. Amira zusammen (Der stab in der german. rechtssymbolik, München 1909, s. 145), für verbindung von verzicht und übertragung durch wurf, der dann der natur des vorgangs entsprechend in ein legen, überreichen sich verwandelt s. 147. — ein späteres zeugnis für den wurf als symbol des verzichtes entnehm ich einem Aufsatze J Gierkes (Zeitschr. f. rechtsgeschichte, germ. abt. 28, 315): eine witwe verzichtet auf den nachlass ihres mannes, *met eenen halm in hare hand, dien zij wegwierp, ten teeken, dat zij ook alzoo haars mans nalatenschap liet drijven.* vgl. franz. *guerpir, déguerpir*, 'verzicht leisten'. *dulgjan*, werfen kann ohne schwierigkeit mit der wortgruppe verbunden werden, die Ehrismann in der Beitr. 20, 60 behandelt hat: ags. *dolg*, n. 'wunde'; davon abgeleitet *dolgian*, 'verwunden'; altfries. *dolg, dulg* mittelnd. *dolk*, 'wunde, schmarre'[2]. bei Otfrid ist *dolk* m. (*joh thuruh sinan einan dolk wari al gihaltan ther folk.* III 26, 29), doch ist auch das n. sicher bezeugt. *tolg* glossiert *vulnus*, aber auch *livor* (Graff V 420); dann für *ulcus* (*ulcus suo sponte nascitur tolc. vulnus ferro fit et dicitur uunta.* Steinmeyer-Sievers I, 295, 8; dagegen *ulcus, uunta* 349, 40; 354, 7). Ehrismann nimmt 'schlag' als grundbedeutung von *dolg*: da aber die begriffe werfen und schlagen in der sprache sich nahe berühren (vgl. z. b. *schmeifsen*, engl. *to smite*, schlagen, treffen, töten, *schmiss*, schlag, wunde), so ist die auffassung von *dulgjan* = werfen damit wol zu vereinigen.

[1] bezöge sich *secundum morem illorum* in den Ann. Laur. ad 777 auf *manibus*, so könnte man in der stelle ein zeugnis dafür sehen, dass bei den Sachsen die blofse handbewegung ein symbol der preisgabe war, während die Franken die festuca warfen (Grimm RA[3] I 192), die wortstellung spricht freilich dagegen. — in der von Grimm ebda 170 aus Ademar von Chabannes angeführten stelle (*festucas manibus projicientes*) steht *manibus* im sinne von *e manibus*, wie es in einem andern von Grimm a.a.o. angeführten beispiel heifst: *stipulas dextris in manibus tenentes, easque propriis e manibus ejicientes.* eine solche anwendung ist aber in Ann. Laur. ad 777 nicht möglich.

[2] JGrimm (Gesch. d. d. spr.[2] 433) benutzt *dolg* zur erklärung des stammnamens *Dulgubini* (Tac. Germ. 34).

Bei der latinisierung wurde *dulgere* in der endung an mlat. *indulgere* (das doch wol *indúlgere* zu betonen ist) angeschlossen. ebenso wie in den Annal. Lauriss. ad 756 ein schreiber *indulgere* für *dulgere* eingesetzt hat, so mag das öfter geschehen sein, wo uns die ursprüngliche fassung nicht mehr erhalten ist; indessen ist zu beachten, dass *indulgere* im mittelalter allmählich auch die bedeutung 'schenken, übergeben, abtreten' (mit sinnlichem object) annimmt, so dass es sich mit *dulgere* ganz nahe berührt. dieser bewegung folgt auch *indulgentia*; das participium perf. *indultum*, zunächst 'woltat, erlaubnis' (Archiv f. lat. lex. 8, 391), bekommt den sinn von 'abtretung, schenkung' (*quocirca me quoque volente posside indultum.* Sidon. Apoll. epist. 9, 10); dieser übergang ist von wendungen wie *indulgere beneficia* (so öfters zb. bei Cassiodor) aus leicht zu verstehn; *indulgentia* im sinne von schenkung (freilich immer doch mit betonung der huld): *ut intulgentia nostra maxime at illos perveniat qui suis viribus pasci minime potuerunt.* Cassiod. var. 10, 27; *accipiat minus habens indulgentiam principalem.* ib. 12, 27. einige beispiele für die weitere entwicklung (vgl. Bonnet Le latin de Grég. de Tours p. 296): *rem ipsa volemus esse translatam adque indultam* (an die kirche). Zeumer Formulae Merovingici et Karolingici aevi 20, 35; vgl. 44, 9. 107, 22. 112, 8; *quidquid inibi presenti tempore mea videtur esse possessio, totum et ad integrum, a die presente tibi volo esse concessum atque indultum.* 147, 6. vgl. MG. Dipl. i 44, 5; 51, 46 u. ö.; *confirmatum atque indultum* 55, 45. *conservatum atque indultum* 75, 10. *indulgere*[1] bezeichnet hier durchaus die übertragung von eigentum oder rechten, wie *dulgere* in der oben nach Ducange erwähnten urkunde, nur dass bei *dulgere* ursprünglich die vorstellung der preisgabe betont ist. aber beides, preisgabe und übergabe, ist ja meist vereinigt, daher: *necnon omnem iustitiam et res proprietatis, quantam illi aut filiis vel filiabus suis in ducato Baioariorum legitime pertinere debuerant, gurpivit atque proiecit et, in postmodum omni lite calcanda, sine ulla repetitione indulsit.* Capit. 1, 74, 9; gleich darauf in alter bedeutung: *et idcirco domnus noster, misericordia motus, praefato Tassiloni gratuitu animo et culpas perpetratas indulsit et gratia pleniter concessit.*

[1] 'ersetzen': *et ipsi Magnoaldus illa fructa, hoc est vinus vel annonas aut fenus, quod exinde missi sui consistaverunt, et* [illegible] *debirit.* MG. Dipl. i 63, 8.

Auch aufserhalb des westgermanischen hat *dulgere* verwante: altn. *dolg*, n. kampf. feindschaft, *dolgr*, m. feind, *dylgia*, f., kampf, feindschaft und got. *dulg* oder *dulgs* in *dulgis skula* und *dulgahaitja*. — altn. *dolg* und *dolgr* sind wörter der poetischen sprache. Eilif Gudrúnarson nennt das herz *dolgs akarn*, 'eichel der feindschaft' (Sn. Edda I 296); aus kenningar wie *dolgbrandr*, *-linnr*, *-liós* 'schwert', *dolglið*, 'blut' könnte man an sich auf ein nordisches *dolg* 'wunde' schliefsen, doch ist *dolg* selbst in diesem sinne nicht bezeugt, und eine ganze gruppe von kenningar verlangen die bedeutung 'kampf' für *dolg*. auch *dolgr* 'feind' ist zunächst durchaus poetisch und erscheint in zahlreichen verbindungen, auch freier gewendet wie in *ofdolgr Draupnis niðja* (Egil Arinb. kv. 22), 'goldspender', *limdolgr*, 'feuer'. wie *fiandi* wird auch *dolgr* bezeichnung des teufels. *sǫkudolgr* ist 'feind durch verschuldung'. — *dolg* und *dolgr* weisen zunächst auf würklichen kampf, damit auf eine ursprünglich sinnliche bedeutung des wortstammes, die sich mit den westgermanischen zeugnissen wol vereinigen lässt. norweg. *dolg*, *dolk* bedeutet 'klumpen' ('klump, knude, tykkere punkt paa traad eller i toi'. Aasen Norsk ordbog 1081); hier wäre vielleicht als ursprüngliche bedeutung 'beule die durch schlag entstanden ist' anzusetzen (anders Falk-Torp Etym. ordbok unter *dolk II*). —

Im gotischen sind zwei composita bezeugt, die als ersten bestandteil *dulg-* enthalten. Luc. 7, 41: *twai dulgis skulans wesun dulgahaitjin sumamma* (δύο χρεοφειλέται ἦσαν δανειστῇ τινι). man hat mit rücksicht auf die westgerman. zeugnisse angenommen, dass das wort zunächst 'bufse für eine verwundung' bedeutet habe (Feist Etym. wb. 1909). eine einfachere erklärung wird durch den gebrauch von *dulgere* nahegelegt. *dulgs* oder *dulg* bezeichnet das p f a n d, das preisgegeben werden muss, wenn die verpflichtung nicht erfüllt wird (*manibus dulctum fecerunt*). — es würde nun zu prüfen sein, in welchem verhältnis die germanische sippe zu den wörtern steht, die man mit got. *dulgs* zu vergleichen pflegt: altslav. *dlŭgŭ* 'schuld'; cymr. *dleu*, *dyleu*, corn. *dylly* 'debere'; ir. *dligim* 'ich verdiene'; bret. *dle* 'schuld', *dleout* 'schuldigkeit' (Bezzenbergers Beiträge 16, 243; Mémoires de la société de linguistique 7, 293).

Königsberg. **Rudolf Meissner.**

HELDENNAMEN
IN MEHRFACHER LAUTGESTALT.

Für den meisterschmied Wieland hat man die wgerm. namensform *Wēland* mit e^2 anzusetzen. in den aisl. quellen heißt er *Vǫlundr*, nisl. *Völundur*, und dies würde man nach gewöhnlicher nordischer lautentwicklung nur auf ein *Waland-* zurückführen. dazu stimmt auch der normannische *Walander*, 11 jahrh., und der französische *Galand* (Jiriczek Deutsche heldensagen I 22f). also zwei, nach ablaut oder sonstigem lautgesetz nicht vereinbare grundformen, *Wel-* und *Wal-*.

An dieser doppelheit nahm man anstofs. man wollte sie beseitigen, indem man für aisl. *Vǫlundr* ein **Vǿlundr* einsetzte, das aus **Wel-und-* hervorgegangen wäre entweder durch combinierten labialumlaut (vgl. *-frǿðr* < **-freþuR*, *systur* < **swystur* < **swistur*) oder durch würkung des *-l-* (vgl. *holzti* < *helzti*, *Holgi* < *Helgi*).

Die beobachtung, dass unser name in dem eddischen Wielandsliede mehrmals als ⏝ ⏝ gemessen wird, vermag jedoch dieses **Vǿlundr* nicht zu stützen, sagt überhaupt von dem vocal der ersten silbe gar nichts aus. denn ein *Vǫlundr* konnte die betonung und silbentrennung eines compositums haben: *Vǫl-undr*: dann war es = ⏝ ⏝. ebenso wird öfter der name *Sig-urðr* gemessen. vgl. *ok hior-undaþ* Sg. sk. 48, 3; *at ban-orði* Hild. 1, 4. auch auf simplicia wie *an-andi* Sg. sk. 16, 5, *kon-ungum* Gu. II 34, 2, *kon-ungi* Vík. 9, 10, *kon-ungar* Männ. 14, 3. 19, 7, *veg-ǫndum* Gu. II 4, 8, *sæ-ingu* Gu. I 20, 2 ist diese silbentrennung angewandt worden und damit die rhythmisierung ′ ⏝ ⏝; hier war es gewis nur dichterische licenz, wie es sich auch auf jüngere gedichte beschränkt.

Eine entwicklung **Wēlund-* > **Vǿlund-* > *Vǫlund-* kann zwar nicht widerlegt werden, da genau dieselbe lautreihe im nordischen nicht widerkehrt und aufserdem bei einem lehnworte mit besonderen schicksalen zu rechnen wäre (in erbwörtern wäre *vø-* zu *ǿ-* geworden). aber mehr als ein postulat ist **Vǿlundr* jedesfalls nicht.

Einen andern vorschlag, *Vǫlundr* und *Wēland* zu vereinigen, machte Brate Zs. f. deutsche wortforschung 10, 173 ff. auch er

folgert irrigerweise aus jener metrischen messung von *Vǫlundr* die vocallänge in der ersten silbe. und zwar vermutet Brate ein **Vǭl-* < **Wāl-*. dieses **Wāl-* glaubt er mit wgerm. *Wēl-* zusammenbringen zu können — auf einem wege, der durch analogieen nicht genügend befestigt ist. denn für nord. *ā* gegen wgerm. *ē-* bringt er nur die zwei gleichungen bei: an. *landamæri* 'grenze': ahd. *gi-mierit* 'aus land gekommen' und an. *kváða* 'harz': ahd. *kēn, kien*: der erste fall aus begrifflichem, der zweite aus lautlichem grunde zu bezweifeln. die grundform *Wēl-* soll dann weiterhin die vorstufe von got. *waila* (wg. *wela, wel*, nord. *vel*) sein. und der gesamtname, das compositum **Wēla-handuz*, wäre schliefslich eine gotische übersetzung des griechischen *εὔχειρ*, das bei Sophokles ein beiwort des andern meisterschmiedes, Daidalos, ist. hierüber wäre ja das eine und andre zu sagen! auch wer einem zusammenhange zwischen der Daidalos- und der Wielandsage geneigt ist, wird doch nicht gern annehmen, dass die classische tragödie den unmittelbaren zwischenträger bildete: noch weniger, dass der germanische dichter einer heldensage ein gelegentliches epitheton ornans seiner hohen quelle exact auffieng und dem wahren eigennamen unterschob. dass aber ein wort wie *εὔχειρ* in der schlichten griechischen erzählsprache der völkerwanderungszeit als beiname des Daidalos üblich gewesen wäre, ist wol ausgeschlossen.

Doch ich will hier nicht nach dem ursprung des Wielandnamens forschen: das vorgebrachte sollte nur zeigen, welche anstrengungen man machte, um eine von unsern quellen dargebotene lautliche doublette auf regelrecht sprachgeschichtlichem, 'lautgesetzlichem' wege zu ihrem einheitlichen ausgangspuncte zurückzuführen. das folgende verzeichnis doppelter, drei- und vierfacher namensformen aus der germanischen heldensage, das dem kenner keine überraschungen bringt, erweist sich vielleicht nützlich, indem es vor augen stellt, in wie zahlreichen fällen heroische namen lautgesetzwidrig vertreten sind. niemand denkt daran, ae. *Wihtlæg* und adän. *Viglek*, ae. *Hliðe* und aisl. *Hlǫðr*, ae. *Heorrenda* und mhd. *Hôrant* als lautliche gegenwerte zu retten. im blick auf diese lange reihe wird man sich auch eher dazu verstehn, bei der doppelheit *Wēland: *Wāland* eine spaltung, eine entgleisung anzunehmen, die nicht unter die paragraphen der germanischen lautgeschichte fällt.

Ich beschränke mich auf personen- und dynastieennamen; die ortsnamen der heldensage würden sehr geringe ausbeute gewähren. bloße schreibfehler oder misverständnisse des einzelnen verfassers sind nach möglichkeit ausgeschieden, im besondern die vielen abweichenden schreibungen bei Saxo und in der þidrekssaga, auch eine subjectiv Saxonische gleichung wie '*Gotricus qui et Godefridus est appellatus*' (s. 435). die ordnung ist alphabetisch. vorangestellt ist die namensform, die in der ältesten quelle begegnet oder aus innern gründen als die ursprünglichere vermutet wird. genauere angaben über das vorkommen der einzelnen formen waren für unsere zwecke entbehrlich; näheres findet man bei den citierten forschern. Müllenhoff ZE. meint die zeugnisse und excurse in dieser Zschr. band 12. priv. bedeutet: nur als privatname, in keinem sagendenkmal belegt.

1) got. *Attila*, ae. priv. *Etla* (Liber vitae), mhd. *Etzel* — ae. *Ætla* (Wids., Waldere), an. *Atli*. vgl. Symons Grundr. III² 700.

2) ae. *Béaw* stammtafel, n. l., an. *Biár*, *Biór* Biarkarímur s. 113. 118 (vgl. paare wie *siár: siór*, *már: mór*) — ae. *Béowa* stammt., n. l. — *Béowulf*: falls mit jenen zu verbinden. zuletzt darüber Lawrence Publ. of the Mod. lang. assoc. 24, 245 ff; Panzer Beowulf s. 395 ff.

3) ae. *Becca* Wids. 19. 115 — an. *Bikki* Edda u. ö., *Bicco* Saxo.

4) ae. priv. *Blǽdla* Liber vitae (Priscus *Βλήδας*) — mhd. *Blœdel(în)*.

5) an. *Buðli*, Atlis vater — mhd. *Botelunc*.

6) ae. *Eadgils*, der Schwedenkönig, Beowulf — an. *Aðils* Ynglingatal u. ö., *Athislus* Lejrechronik, Saxo. vgl. Noreen Upsalastudier s. 195; Levander Antikv. Tidskrift för Sverige 18, 3, 1.

7) an. *Egill*, der meisterschütze, strophen des Eyvind skáldasp. und Hallfred, Vkv. u. ö., ahd. priv. *Egil* — ahd. priv. *Eigil*. Ae. *Ægili* auf dem runenkästchen kann < **Agil-* oder **Aigil-*. vgl. von Grienberger, Anglia 1904 s. 444.

8) ae. *Emerca*, der Harlung, Wids. 113, *Embrica* (Quedl. ann., ahd. priv. *Ambricho*, *Emricho* — *Imbrecke* Biterolf. vgl. Kögel Litgesch. II 214.

9) got. *Ermanaricus*, ae. *Eormanric*, mhd. *Ermenrîch* — an. *Iǫrmun-rekkr*: die kurzverse *Iǫrmunrekki* Hamd. 19, 2. Ghv. 5, 6 erheischen länge der pänultima; aber in dem alten Hamðiliede lautete es gewiß einst *-rîki*.

10) ae. *Fróda*, an. *Froði*, mhd. *Fruote* — mhd. *Fruot*, gen. *-es*, vgl. Haupt Engelhard s. xf.

11) *Godomaris* Lex Burg. — an. *Gothormr* < **Goð-þormr* (— mhd. *Gêrnôt*).

12) an. *Grîmhildr*, hd. seit 8 jahrh. priv. *Grîmhild* — hd. seit 8 jahrh. *Crêm-*, *Chriemhilt* — auch hd. *C(h)rîmhilt* und mit kürze *Grim-*, *Krim-*. vgl. Müllenhoff DAk. IV 676 note, Bohnenberger Beitr. 24, 221 ff, Schütte Arkiv 24, 3.

13) fries. oder sächs. *Gûðrûn* — hd. seit 10 jahrh. *Kûdrûn*, *Chûtrûn*. Müllenhoff ZE. nr 19.

14) ahd. *Hadubrant* — þs. *Alibrandr*, jüng. Hildebrandslied *Alebrant*. vgl. Müllenhoff ZE. nr 26.

15) *Hammius*, Jordanes *Ammius*, ahd. priv. *Hammi*, *Hemmi*, ae. priv. *Hemmi* — an. *Hamðir* < **Hama-þewaR*, ahd. priv. *Hamadeo* — *Hemidus* Quedl. ann. — ahd. *Hamidiech* Eckehart von Aura, priv. *Hamadeoch* uä. vgl. Kögel Litgsch. II 218.

16) mhd. *Hartnît* von Riuzen, þs. *Hertnið* in Holmgarð — mhd. *Ortnît*, kaiser in Garte. vgl. Müllenhoff ZE. nr 24, Voretzsch Epische studien I 339 f.

17) ae. *Heaðoric* Wids. 116 — an. *Heiðrekr* in der Hervarar saga. vgl. Binz Beitr. 20, 207 f. Much Zs. 46, 315, Schütte Arkiv 21, 37. 41. 44.

18) ae. *Heoden*, an. *Heðinn* (< **Heðann* wie *Óðinn* < **Wōðann*), ahd. priv. *Hetan* (auch *Hetin*) — mhd. *Hetele*. vgl. Schatz Zs. 50, 341 ff, Baesecke Der Münchener Oswald s. 284.

19) ae. *Heodeningas* Deors Klage 36, an. *Hiaðningar* — mhd. *Hegelinge*. vgl. Martin Kudrun[2] s. LVI.

20. ae. *Heremód* Beowulf — aisl. *Armóðr* (*Ár-* ?) Flat. I 354, Fas. III 406. vgl. SBugge Beitr. 12, 44.

21) an. *Herkia* Gu. III, mhd. *Herche* Rosengarten (Priscus *Κρέκα*) — þs. *Erka* — mhd. *Helche*. vgl. Holz Roseng. s. CXI.

22) ahd. priv. *Herrant*, ae. *Heorrenda* Deors klage, an. *Hiarrandi* — *Hôrant* Kudrun. (*Hiarno* bei Saxo s. 258, falls hierher gehörig, kann wol lautliche fortsetzung von *Hiarrandi*

sein.) vgl. Kögel Litgesch. I 169 f. Panzer Hilde-Gudrun s. 309 f.

23) *Hiǫrvarðr* Ylfingr Ynglinga saga c. 37 — *Hervarðr* Ylfingr Fas. I 375. vgl. SBugge Home of the eddic poems s. 142.

24) ae. *Hlíðe* Wids. 116 (~ **Hlýðe*, für fränk. *Chlodio?*) — an. *Hlǫðr* Hunnenschlacht. vgl. Heinzel Hervararsaga s. 50 ff. 77.

25) ahd. priv. *Hludowig* — an. *Hlǫðvér* Vkv., Gu. II (ein zusammenhang mit dem Franken Chlodowech braucht nicht zu bestehn). vgl. Müllenhoff Zs. 23, 167.

26) ae. *Hrédas*, dichterischer name der Goten, Wids. 120 an. *Hreiðgotar* Vafþr. 12, vgl. aschwed. *Hraiþ-marR* Rökstein — ae. *Hréðgotan* Wids. 57, Elene 20, *Hréða here* Elene 58 — an. *Reiðgotar* Herv. s., SnE., Yngl. s. vgl. Müllenhoff ZE. nr 4, Heinzel Ostgotische Heldensage s. 26 ff.

27) ae. *In(c)genþeow* Wids. 116, entstellt aus *Ongenþeow* **Anganþewa?* s. u. nr 31 — an. *Angantýr*, der gotische sieger in der Hunnenschlacht. vgl. Heinzel Hervararsaga s. 80 f. Much Zs. 46, 314.

28) *Nauðungr* þs. c. 369. 370 — mhd. *Nuodunc* Nl., Alph., Dietrichs Flucht, Rabenschlacht.

29) mhd. *Nibelung(e)*, ahd. priv. *Nibelung* — an. *Hniflungar* Ghv. 12, 6 (der *H*-anlaut durch den stab erwiesen). vgl. HHu. I 48, 10; *Hniflungr*, Hǫgnis Sohn, Am. 88, 5.

30) an. *Níðuðr* Vkv. < **Nīþ-haþu-* — ae. *Níðhád*: Wald. B. 8 der kurzvers *Níðhádes mæg*. D.kl. *Níðhád* — þs. *Niðungr*. vgl. Kluge Engl. stud. 21, 448.

31) ae. *Ongenþeow*, Schwedenkönig, Wids. 31, Beowulf (lautlich = *Angandeo*, Dänenfürst bei Einhard ad a. 811, vgl. *Angatheus* Lex Burg.) — an. fehlt der entsprechende name **Anganþér*, dafür in mehreren, auch schwedischen sagen *Angantýr*. vgl. o. nr 27.

32) þs. *Osanctrix*, latinisiertes nd. *Ôsrîk (Ôsantrîk?)* — mhd. *Ôserîch* Biterolf 1962 und bair. urk. 12 jahrh. vgl. Müllenhoff Zs. 10, 171 f. DAk. IV 668; Laistner Zs. 38, 133, Schatz Zs. 43, 39 f.

33) *Sarus* Jordanes — an. *Sǫrli* < **Sarulo*, as. priv. *Sarulo*, ahd. priv. *Saralo*. Eckeh. v. Aura *Sarelo* — *Serila* Quedl.

ann.. langob. priv. *Sarilo* — ahd. priv. *Saraleoz* (Urk. 786 neben Suanailta). vgl. Kögel Litgesch. II 217.

34) ae. *Seafola* Wids. 115. ahd. priv. *Sabulo* — mhd. *Sabene*. vgl. Müllenhoff Zs. 6. 459.

35) mhd. *Sigestap*. ahd. priv. *Sigistab* — *Sigestappus* rhein. urk. 1191 (hd. **-staph*). schwed. þs. *Segistop*. vgl. Müllenhoff ZE. nr 26.

36) hd. *Sigifrid* (seit 7 jahrh.), *Sivrit*, ae. priv. *Sig(e)freð*, *-ferð* — an. *Sigurðr* < **Sigrǫrðr* statt *Sigroðr* < **freþuʀ* — *Säufritz* in der unterfränkischen volkssage. vgl. Müllenhoff ZE. nr 32, Sievers Arkiv v 195 f.

37) ahd. priv. *Sintarvizzilo* — an. *Sinfiǫtli*, < **Sin-* oder **Sindr-fetulo* (in erbwörtern wäre *sin-* vor *f* zu *sí-* geworden) — ae. *Fitela* Beowulf, ahd. priv. *Fizzilo*. vgl. Müllenhoff ZE. nr 14, Kögel Litgesch. I 173, Weyhe Beitr. 30, 97 f.

38) an. *Starkaðr*, *Stǫrkuðr* — ahd. priv. *Starchant* — mhd. *Starkân* Dietr. fl., Rab. vgl. Müllenhoff ZE. nr 23. der zusammenhang des nordischen namens mit den deutschen ist fragwürdig. SBugge deutete *Starkaðr* als **Starkhaþu-* (Home of the eddic poems s. 165 ff). zur zeit unsrer quellen wurde es sicher als einfaches nom. ag. empfunden.

39) *Stuotfuhs* Biterolf — *Stûtfuhs* Dietr. fl., Rab., *Stûdenvuhs* Alph., Roseng. A. vgl. Müllenhoff ZE. nr 44, Holz Roseng. s. CV.

40) ae. *Wæls* Beowulf 898 — an. *Vǫlsungr* als name von Sigmunds vater (*Wælsing* Beowulf 878. ahd. priv. *Welisung* u. *Welising*). vgl. Müllenhoff ZE. nr 10.

41) ae. *Wǽrmund*, vater Offas, stammt. und priv., *Vármundr enn vitri* im Langfeðgatal AM. 22a fol. — aisl. *Vermundr enn vitri* Hauksb. s. 504, Flat. I 27, *Vermundus* Sven Agesen. Saxo, Arngrím (— *Vémundr enn vitri* Flat. I 27 unt. ist wol nur schreiberversehen) — *Gármund* Beowulf 1963. vgl. Müllenhoff Beowulf s. 72. 81, Olrik Arkiv 8, 369 f. Kögel Lit. I, 159 f.

42) ae. *Wéland*, ad. *Wieland*. — an. *Vǫlundr* < **Walund-*. norm. *Walander*, afrz. *Galand*, s. o. s. 97.

43) got. *Widigoia* Jordanes. ahd. priv. *Witi-*. *Wita-*, *Witugouuo*, mhd. *Witegouwe* Rab., Dietr. fl., vorw. z. Hb. (unter-

schieden von *Witege)* — mhd. *Witege* — ae. *Widia* Waldere — ae. *Wudga* Wids. vgl. Müllenhoff ZE. nr 3.

44) ae. *Wihtlæg*, vater Waermunds, stammt. — adän. *Viglék* (entstellt zu *Vigletus, Vithlek* u. a.). vgl. Müllenhoff Beowulf s. 71 f. 81.

Man sieht, die meisten sagen stellen ihren beitrag zu der liste. es handelt sich bei diesen abweichungen um sehr ungleichartige vorgänge. zunächst kann man die äußerliche unterscheidung vornehmen:

die verschiebung betrifft das suffix: nrr 5. 10. 18. 33. 34. 37 *(-fetulo: -fitilo)*. 40;

sie betrifft einen wurzelhaften teil, und zwar:

ein simplex: nrr 3. 7. 8. 21. 22. 24. 28. 29. 43 (*Widia: Wudga*);

(wurzel + suffix weichen ab: nrr 2. 4. 19);

das erste glied eines compositums: nrr 6. 12. 13. 14. 16. 17 20. 23. 26. 32. 39. 41. 42;

das zweite glied eines compositums: nrr 9. 11. 15 (*-diech*). 30. 31. 35. 36. 38;

beide glieder eines compositums: nrr 25. 27. 36 (*Säufritz*). 44;

ein simplex steht einem compositum gegenüber: nrr 2. 15. 30. (*Níðungr*). 33 (*Saraleoz*). 37. 38. 43.

Ferner kann man fragen, ob die entgleisung bloſs lautlicher art ist oder ob eine begriffliche umdeutung, ein lexikalischer oder morphologischer austausch mitspielt. von eigentlicher volksetymologie kann nur selten die rede sein: nr 22 *Hòrant* zu *hœren*?, nr 26 ae. *Hréðgotan* 'die ruhmreichen', an. *Reiðgotar* zu *reið* 'ritt' (oder 'wagen')? nr 36 *Säufritz*. dass nr 12 *Kriemhilt* auf *krimmen* anspiele, ist unglaubhaft, und bei nr 4 *Blœdel* wird die anknüpfung an *blœde* durch die epische rolle nicht gerechtfertigt. sofern man *Atli* verband mit *atall* 'ferox' (H. Hiorv. 15), adän. *Roe* (= ae. *Hróðgár*) mit *ro* 'ruhe', hat dies doch nicht die lautgestalt der namen hervorgerufen.

Dagegen ist es allerdings das häufigere, dass entweder mit der lautänderung eine neue, der betr. sprache vertraute vocabel sich einstellt:

z. b. nr 24 *Hlǫðr* kommt als appellativum vor. 'prostrator'; nr 19 *Hegelinge* lehnt sich an einen ortsnamen an; nr 36 **Sig-*

vǫrðr setzt ein neues, bekannteres namenwort ein: nr 12 **Valandr* hat mehrere n. pr. mit *Val-* zur seite (*Valbiorn*, *-brandr*, *-dís*, *-garðr*, *-gautr*, *-gerðr*, *-þiófr*, vgl. *valfǫðr*); nr 44 *Viglék* frischt seine beiden bestandteile auf, usw. —

oder dass die doppelformen auf zwei grammatische kategorieen entfallen: schwacher stamm neben starkem nr 10; ableitung neben grundwort nrr 4. 33, imbesondern patronymikon für den einfachen namen: nrr 5. 40 (vgl. *Berhter* Rother: *Berhtung* Wolfdietrich); simplex neben compositum s. o.

Rein lautliche, mechanische ausweichung bleibt dann in folgenden 16 fällen: nrr 1. 3. 4. 7. 8. 12. 13. 18. 21. 17 (*Ingen-*). 28. 29. 32. 34. 37 (im suffix). 43 (*Widia*).

Endlich kann man noch eine unterscheidung vornehmen. wenn älteres *Hræd-* zu jüngerem *Hréð-gotan* wurde, *Herrant* zu *Hôrant*, *Herche* zu *Helche*; wenn man *Vǫlsungr* statt **Vǫls(i)* einsetzte, *Hegelinge* statt **Hetelinge*, *Angantýr* statt **Anganþér* usw., so sind dies vorgänge, die mit der wanderung aus einer mundart in die andere nicht zusammenhängen; die z. t. nachweislich innerhalb eines sprachgebietes eingetreten sind. von dieser art ist die mehrheit unsrer doppelformen. wenn dagegen **Godmarr* durch **Godþormr* ersetzt wurde, *Sigfrodr* durch *Sigvǫrðr*, ae. *Wihtlæg* (an. **Véttlagr*!) durch adän. *Viglékr*, so hat sich der name lexikalisch dem neuen dialekte angepaßt; die sprachliche änderung wäre oder ist innerhalb der heimischen tradition unterblieben. hierher wol noch nrr 24. 25. 42; auch nr 6, wofern *Éadgils* erst angleichung an die beliebten engl. *Éad*-namen ist (die einsetzung von nord. *Að[al]-* für *Aud-* wäre schwerer begreiflich). auch in nr 17 kann man an die priorität der nord. form denken; jedenfalls war an. *Heið-* kein übliches erstes namensglied, während **Haþa-* vorkam in *Hǫðbroddr*, vielleicht auch in *Hǫlfr*, *Hǫrarðr*, *Hǫvarr*, *Hǫrekr*, *Hǫmundr*.

Dazu treten die acht fälle, wo die verpflanzung in eine andre sprache zu einer rein lautlichen störung, einer 'unorganischen' form geführt hat. nr 1 *Attila* muste bei interner entwicklung ae. *Etla*, an. **Etli*, ergeben; die formen *Ætla*, *Atli* setzen eine vorstufe voraus, die das *-i-* nach der langen wurzelsilbe umlautslos verloren hatte, also wohl ein nd. **Atlo*. nr 28 *Naodunc*, statt **Nôtunc*, hat ein nd. *Nôdung* falsch verhochdeutscht. nr 32 *Ôserîch* hat die umsetzung des nd. *ôs-* in hd.

uas- unterlassen. nr 41 an. *Vermundr* setzt das -*á*- von ae. *Wǽrmund* als -*ĕ*- fort (wie in derselben Uffosage der schwertname *Skrep* auf ae. **Scræp* fußt); denn dieses erste namensglied ist das fem. ahd. *wàra*. ae. *wǽr*. an. *vár* 'gelübde. treue'. wo ein i-umlaut nicht in rechnung kommt. nr 43 *Widia* scheint ein mechanisch übernommenes **Widizo* (während *Wudga* lautgesetzlich < **Widugo* oder angleichung an ae *wudu*). nr 30 *Nīðhād* hat ein nd. -*had* an ae. *hád* statt an *hæð* angelehnt (vgl. die n. pr. *Beorn*-. *Beorht*-. *Éad-hæð* u. aa.). schliefslich noch die beiden vielgenannten nr 12 *Kriemhild* und 13 *Kudrun*. während *Kud*- den vocal der nd.-fries. grundform mechanisch beibehält. ist das *ē* > *ie* oder *ī* in Kriemhild ein auffallender ersatz von -*e*-; man hat die dreiheit *Fres*-. *Fres*-. *Fris*- verglichen. der beiden namen gemeinsame wandel von *g* > *ch*. *k* könnte auf zwei entgegengesetzte arten erklärt werden. die empfangende mundart. die anl. *g* als verschlusslaut sprach. suchte den (stimmhaften) reibelaut ʒ der gebenden mundart durch ihr stimmloses *ch* nachnachzuahmen; für dieses *ch*- konnte dann auch das etymologisch gleichwertige *k*- eintreten. oder aber die gebende mundart sprach anl. verschluss-*g*, die empfangende. der das reibelaut-ʒ geläufig war, bildete jenen fremdklingenden anlaut durch die fortis *k*-nach. wofür auch das gleichwertige *ch*- eintreten konnte. die erste dieser erklärungen verdient hier den vorzug (gegen Boer Nibelungensage II 108). da die ausbreitung der beiden sagenstoffe im grofsen und ganzen in nord-südlicher richtung geschah. von friesischen. niedersächsischen. nieder- und mittelfränkischen gegenden nach hochdeutschen. dass der blofse unterschied stimmhafter und stimmloser lenis *g*- die entgleisung zu *k*-, *ch*- herbeiführen konnte, ist undenkbar (vgl. Bohnenberger aao.): eine mundart mit stimmhaften *g d b* gibt die stimmlosen *g d b* des nachbars eben durch ihre *g d b* wider. und doch nicht durch die weitabliegenden aspiraten oder affricaten! auch eine sprachform mit ungehauchter fortis *k*- für *g*- im satzanlaut (Schatz Altbair. gramm. § 70) würde das *g*- des nachbars nicht mit dem gehauchten *k*- bezw. *ch*- zusammenwerfen. Schüttes gedanke, die form *Kriem-hild* sei die ältere, der name sei aus *Κρέκα* und *Hildiko* addiert, hat die tatsache gegen sich. dass *Κρέκα* in der germ. heldendichtung nur mit anl. *h*-. nicht mit *k*- weiterlebt: o. nr 21. man müsste dann schon zu der annahme greifen. die

Franken, die schöpfer der Kriemhildgestalt, hätten den namen von Attilas hauptgemahlin in anderer lautform gehört als die Ostgoten, bei denen er als *Herkia-Herche* weiterlebte.

In den meisten der zuletzt besprochenen acht fälle kann man von einem misverstehn der lautform reden: die aufnehmende mundart besafs zwar das sprachmaterial, dem sich der entlehnte heldenname formal anpassen konnte (man kannte namen oder doch appellativa mit *nót-*, *gaud-*, *grím-* usw.): aber die sprachliche zugehörigkeit des namens wurde nicht durchschaut. ähnliche misverständnisse begegnen bei geschichtlichen eigennamen. so haben die Norweger-Isländer der wikingzeit zwar die engl. namensglieder *æðel*, *réd*, *gár*, *stán*, *weard* etymologisch richtig empfunden und durch ihre nordischen gegenwerte *aðal*, *ráðr* *geirr*, *steinn*, *varðr* widergegeben. bei dem engl. *éad-* dagegen versagte ihr sprachgefühl: sie ersetzten es nicht durch ihr *auð-*, sondern mechanisch durch *eað-* oder *eat-* oder *iat-*: *Iatgeirr*, *-mundr*, *-varðr*. der Engländer *Éadric stréona* (anf. 11 jahrh.) erscheint in den isl. sagas als *Heiðrekr* oder *Heinrekr strióna*. das ae. *Ælfgifu* nahm man als *Alfífa*, statt **Alf-giof*, auf. die nordischen namen auf *-þiófr* erklärte SBugge aus umdeutung des engl. *-þeow* (Arkiv 6, 225). sieh ferner aus dem namenschatz der Heimskringla: *Aþal-brikt* statt *-biartr*, *Baldrini* statt *-vinr*, *Emundr* (schwed.) statt *Ey-*, *Gormr* (dän.) statt *Gothormr*: *Guðini Ulfnaðrs son* für ae. *Godwine Wulfnóðs sunu*, *Lózaríus* (Lothar) statt **Hloðarr*, *Maktildr* statt **Máthildr*, *Ótta* (Otto) statt *Auði*, *Reinaldr* statt *Rognvaldr*, *Róðbert* statt **Hróðbiartr*, *Roðgeirr* statt *Hróð-*, *Þangbrandr* statt **Þakk-*, *Þyri* (dän.) statt *Þóra*. noch zahlreicher sind die in englischer widergabe entgleisten nordischen namen, worüber jetzt Köpkes dissertation handelt. auffällig sind die misgriffe bei den isl. literaten des 13 jahrhs, die ohne eine stützende volkstümliche tradition zu den namen der ae. stammtafeln nordische gegenstücke aufsuchten: *Freoðegár, er vér kǫllum Fróða*; *Gewis, er vér kǫllum Gave* u. dgl. (verf., abh. der berl. ak. 1908 s. 68 ff). auch Snorri, Heimskringla I 20, hält *Audon* für eine ableitung von *Óðinn*.

Anders lag es bei den slavischen, keltischen, lappischen, romanischen und hebräischen namen, bei denen die möglichkeit einer sprachrichtigen acclimatisierung von vornherein wegfiel. hier ist das streben nach lautähnlicher copie die entschiedene

regel. doch fehlt es nicht ganz an volksetymologischer oder nur lautlicher angleichung an heimische wortbilder (z. b. *Elli-sif* für *Elisabeth, Vissi-valdr* für russ. *Vsevolod).* so wie die gelehrt getauften zwillingsgipfel der Monterosakette, Kastor und Pollux, im munde der Zermatter als Kaspar und Pollux erscheinen.

Berlin, märz 1910. **Andreas Heusler.**

DER ANFANG UND DER SCHLUSS VON BONERS EDELSTEIN.

Boner hat die vorrede zu seinem Edelstein '*von dem anvange diss buoches*', wenigstens v. 30—53 und 61—76, erst verfasst, als das buch fertig war. wie er selbst sagt v. 41 *ich hab mange bîschaft gemacht . . . ze tiutsch . . . von latîne, als ich ez vant geschriben.* auch v. 64—66 *diz büechlîn mag der edelstein wol heizen, wand ez in im treit bischaft manger kluogkeit* usw., und besonders noch v. 74 *als wol hie nâch geschriben stât* setzen die vollendung des werkes voraus. die abfassung der einleitung fiele somit zeitlich mit der des nachwortes '*von dem ende diss buoches*' zusammen, das zuletzt gedichtet wurde: v. 9 *hundert bîschaft hab ich geleit an diz buoch.* damit wäre durch Boners eigne worte Schönbachs annahme Anz VII 33 (1881), dass die vorrede eine widmung an den noch lebenden herrn von Ringgenberg enthalte, die verse des schlusses aber erst nach dessen tode gedichtet sein könnten, widerlegt. da nun aber soeben Leitzmann PBBeitr. 35, 574—577 (1909) Schönbachs ansicht wider aufgenommen und durch neue gründe zu stützen gesucht hat, muss die frage, über die ich mich in dem programm Über Boners fabeln, Charlottenburg 1886, s. 1. 2 u. 7 verbreitet hatte, nochmals behandelt werden.

Aufser dem schon angeführten spricht für die gleichzeitige abfassung des anfangs und schlusses zunächst die benutzung der präfatio des Anonymus Neveleti und seines schlussdistichons für beide abschnitte. Bon. anf. v. 49.50 *ein wort, daz ich gelesen hân: 'schade und schande ist müezig gân'* entspricht An. praef. v. 7 'ne mihi torpentem sopiret inhercia sensum;' anf. v. 65 *ez in im treit,* v. 71. 72 *wer oben hin die bischaft sicht und inwendig erkennet nicht* ∾ An. schl. 'Fabula dat quod intus habet'; anderseits B. schl. v. 2 *der setz sich ûf des endes zil.*

der nutz lit an dem ende gar der bischaft ∾ An. schl. 'Fine sui versus gemino quod cogitat omnis Fabula declarat'; schl. v. 15 *ein dürre schal dik in ir treit ein kernen grôzer süezekeit* ∾ An. präf. v. 12 'nucleum celat arida testa bonum'; schl. v. 17 *ein kleiner garte dik gebirt die vrucht* ∾ An. präf. v. 3 'Ortulus iste parit fructum'.

Ein zweiter grund ist die inhaltliche und teilweise wörtliche übereinstimmung von Bon. schluss v. 1—45 mit dem anfang v. 39—71. beide preisen den wert der 'bischaft', schlichter, ungekünstelter worte und den nutzen rechter erkenntnis und wahren verständnisses. im einzelnen entspricht schl. v. 8 *daz wîser werd des menschen muot* ∾ anf. v. 32 *diu sterket manges menschen muot;* schl. v. 11 *mit kluogen worten,* v. 12 *einvalt an allen orten* ∾ anf. v. 45 *mit slechten worten,* v. 46 *einvalt an allen orten;* schl. v. 14 *kluoger sinnen hort* ∾ anf. v. 66, 67 *bischaft manger kluogkeit, und gebirt ouch sinne guot;* schl. v. 23, 24 *wem slechtiu wort niut nütze sint, kein nutz er von den krumben nint* ∾ anf. v. 45 *mit slechten worten,* v. 73 *vil kleinen nutz er dâ von hât;* auch schl. v. 1, 2 bedeutet dasselbe wie anf. v. 71, 72. endlich gleichen die widmungsverse schl. v. 35—45 denen des anf. v. 39—48. der schluss ist eben nur eine umschreibung der vorrede mit den notwendigen änderungen. drittens wäre es auch sehr sonderbar, wenn Boner bei dieser gleichheit der gedanken und so mancher ausdrücke des schlusses und anfangs und trotz seiner ausdrücklichen versicherung erst nach der einleitung seine 100 fabeln gedichtet und nach deren vollendung den schluss angefügt hätte.

Aber nach Leitzmann dürfte es bei Schönbachs anschauung sein bewenden haben. schl. v. 35—45 könnten nur von einem toten gesagt sein. wenn er an meiner allzuwörtlichen übersetzung von *iemer mê* mit 'stets oder immer mehr' anstofs nimmt, so heifst es allerdings, wie auch in Beneckes wörterbuch zu lesen ist, 'beständig, (für) immer', aber auch nicht ohne weiteres 'für ewige zeiten', wie *niemer, niemer mê* verneinend. so könnte man Bon. 10, 20 *iemer muoz ich* (die erde durch die sonne) *verdorben sin,* v. 23 *verdorben iemer mê,* mit 'für ewig' widergeben, aber nicht B. 58, 50 51 *doch er* (der tote ehemann) *in ganzer minne stât mis* (der witwe) *herzen, lebent iemer mê,* er lebt beständig, für immer in ihr, d. h. wie v. 52 *dâ von ich*

mag nicht mê zer ê komen zeigt, solange sie auf erden weilt; ebenso B. 64, 36 *vliegens glust mich niemer mê*. auch v. 36/37 *wesen vrî vor allem unglük*, kann durchaus von einem lebenden gesagt sein, wie anf. v. 20 *vrî vor allen sünden sîn*. ferner müste man schl. v. 35 *ez ze liebe sî getiht* das plusquamperfect erwarten, wenn der gönner nicht mehr lebte. weiter scheint nach Leitzmann die ausdrückliche hervorhebung der seele, die ewig von schmerzen befreit sein möge, im munde eines geistlichen am natürlichsten in Schönbachs sinne verständlich *sîn sêl* v. 38 könnte freilich als die seele nach verlassen des leibes gedacht werden, aber nötig ist es nicht. denn sehr häufig erscheint bei B. der gegensatz von leib und seele bei lebenden:

9, 34 *wirt manig sêl verlorn*;

17, 28 *lîp und sêl mit wirt verlorn*;

22, 14/15 *verderben an der sêl*, 44 *an der sêl genesen*, 52 *der sêlen nütze*; 54 *nutz der sêl*, 60 *der sêlen schedlich*;

37, 52 *sîn sêl mit sünden ladet*;

38, 28 *der sêl gezierde stüende baz denn dem lîb*, 31—33 *diu sêl den lîp wol zieren mag*, *der lîp der sêl tuot grôzen slag*. *waz sol ein lîp ân sêle?*

57, 55 *waz lîp und sêl erziugen mag*;

85, 55/57 *dur sîn sêl*, *wunt an der sêle*;

92, 80 *sîner sêle schaden tuot*;

96, 57 *lîp, sêl unde muot*;

97, 38 *sêl und lîp*;

98, 39/40 *mange sêle hânt verloln dem*, 64 *die sêlen werden verlorn*, 66 *war diu sêle var*, 68 *sêlen âne zal*. nur in 71, 67 *der armen sêlen pîne*, 90 *der armen sêlen ungemach*, und 89, 3 *er schichte sîner sêle ding*, 13 *diz sêlgeraet*, handelt es sich um seelen von abgeschiedenen oder um die eines sterbenden, sonst, so weit ich sehe, nirgend.

Sodann glaubt Leitzmann in v. 40 *got müeze er iemer sîn bekant* eine stütze für seine ansicht zu haben, da dieser vers natürlich nicht bedeute 'Gott möge er immerdar bekannt sein', sondern 'Gottes antlitz möge er immerdar schauen'. wenn nun auch Benecke in seinem wörterbuch verzeichnet: *bekennen* = 'sehen', *mir wirt bekant* = 'ich bekomme zu gesicht', mit anführung der beiden von Leitzmann behandelten stellen in Bon. 3, und die gleiche bedeutung von *erkennen*, *erkant* samt den ebenfalls

von Leitzmann besprochenen versen. so haben diese beiden wörter die rein sinnliche bedeutung nicht immer. *bekant* freilich kommt, so weit ich sehe, nur noch B. 98. 42 *der iuch ist bekant* bei Benecke nach C H B n vor, wofür Pfeiffer nach A hat: *der iu was erkant.* doch zeigt diese stelle, dass Benecke auch den jetzigen sinn des wortes bei Boner annahm: 'bekannt'. ebenso hat das zeitwort *erkennen* mit seinem particip *erkant* die jetzt geläufige bedeutung bei Boner häufig: 1, 19. 35; 10, 4; 40, 7; 41, 67; 43, 76; 67, 38. 60; 74, 10; 78, 54; 81, 50 *die weg sint alle mir erkant* (dem kranich bekannt) was Leitzmann irrtümlich unter 'gesehen werden' zählt, 81, 73; 82, 42. 49; 83, 29; 86. 48; 88, 7. nur in den andern drei, auch von Leitzmann angeführten, stellen herscht die rein sinnliche bedeutung des gesehenwerdens.

Aber selbst wenn an unsrer stelle, schl. v. 40, *bekant sîn* = 'gesehen werden' wäre, lautete die übersetzung doch nur: 'er möge von Gott immer gesehen werden, Gott möge ihn immer sehen', jedoch nicht, wie Leitzmann mit vertauschung der subjecte sagt: vR. möge stets Gott schauen, ein sinn, wie er freilich nach Leitzmann 'der einzig brauchbare' ist, da hiermit Boner seinem gönner das ewige anschauen Gottes, d. h. die ewige seligkeit wünscht. wie aber kann statt der passiven bedeutung 'gesehen werden, zu gesicht kommen' (videri) die des activen anschauens 'videre (spectare)' eingesetzt werden? Leitzmann allerdings meint nach seiner auseinandersetzung annehmen zu müssen, dass vR. bei abfassung von Boners Epilog nicht mehr am leben war.

Dagegen sage ich: wenn würklich v. 35—40 nach Leitzmanns auslegung zu übersetzen wären, was ich zu widerlegen gesucht habe, so brauchte in ihnen trotzdem noch nicht der tod vRinggenbergs zu finden zu sein, sondern nur, dass es ihm und seiner seele künftig im himmel gut ergehn möge. nicht viel anderes wünscht sich Boner selber im folgenden v. 41 ff: *des müez gedâcht iemer ze guote werden in himel und ûf erden.* 'dass der epilog des verstorbenen Johann von Rinkenberg gedenkt', ist ebensowenig eine auch 'nur relative (?) tatsache', wie 'dass es sicher auch zu Boners zeit handschriften gab', die den Anonymus und Avian hinter einander enthielten, sondern nur eine annahme Leitzmanns und ein erklärungsversuch von ihm.

Was übrigens durch diese 'erkenntnis' Leitzmanns gewonnen

wird, sieht man nicht. denn seine ausführlichen angaben über J. v. Ringgenbergs urkundliche erwähnung sind längst bekannt, auch von mir (Boner u. s. lat. vorl., Charlottenburg 1901, s. 1) nach Bächtold in den hauptsachen abgedruckt worden. auch Leitzmanns schlussfolgerung, 'dass der abschluss von Boners werk jedesfalls mindestens in den anfang des 6 jahrzehnts des 14 jahrhunderts fällt', ist zu bestreiten. da vR.s todesjahr nicht etwa, wie Leitzmann schreibt, 'nicht genau', sondern überhaupt nicht bekannt ist, er 1350 (s. Bächtold) möglicherweise noch lebte, so könnte Boner sein buch in dessen todesjahr, aber auch längere zeit danach abgeschlossen haben — falls eben das schlusswort des toten gedenkt: es bliebe nach 1349/50 ein unbestimmt langer spielraum übrig. hat Boner aber den schluss vor seines gönners tode verfasst, dann kommen wir nach den vorliegenden urkundlichen angaben nicht über 1349/50 als den äufsersten zeitpunct des abschlusses des Edelsteins hinaus.

Noch eins kommt hinzu was Leitzmann nicht erwähnt, nämlich dass die verse v. 35—40, auf denen sich seine ganze beweisführung gründet, in der Strafsburger hs. B fehlen: daher und auch aus andern gründen hielt sie Benecke, dieser gründliche kenner Boners, für spätern zusatz (s. 369 s. ausgabe) und hat sie ausgelassen. wir hätten an ihnen auch nichts verloren, es müste denn die nachricht vom tode vRinggenbergs sein. denn Boners gedanken über das schicksal der menschlichen seele nach dem tode darin zu sehen, wie Leitzmann es zu tun scheint, lassen die einfachen worte kaum zu. wenigstens äufsert B. sonst in dieser hinsicht nur den schlichten volksglauben, 87, 34 *der hüet sich vor der helle nôt:* schl. 47 *vrist uns von der helle gluot:* 74, 57 *wie mich ein engel schôn vuorte hin vür gottes trôn, da er sitzet ze himelrîch,* 64 *wie mich zer helle ein tiuvel, der was ungestalt, vuorte, dâ ich manigvalt der armen sêlen pîne sach:* 86 *einr was ze himelrîch erkorn, dâ vuort in hin ein engel guot, der ander in der helle gluot wart gevüeret, dâ er sach der armen sêlen ungemach,* 92 *daz ieman sî har wider komen von der helle oder von himelrîch, der dar was komen.*

Was dann noch Leitzmanns behauptung anlangt, die entstehung der fabelsammlung im einzelnen läge in völligem dunkel, die versuche, in dieses dunkel auf irgend einem wege hineinzuleuchten, seien gescheitert, so scheint er dabei die quellen Boners

nicht im sinne gehabt zu haben, vielmehr wol nur die zeitfolge in der abfassung der einzelnen stücke. indessen glaube ich (Über Boners fabeln s. 25) wahrscheinlich gemacht zu haben, dass B. zuerst die Anonymus-, darauf die Avianfabeln, inzwischen und zum teil nachher die übrigen dichtete, von denen manche schon ihren stoffen und den angeknüpften betrachtungen nach sich als zuletzt verfasst darstellen. etwas zeitlich genaues lässt sich der natur der sache nach über die entstehung des werkes nicht erweisen, ebenso wenig wie Leitzmanns behauptung: 'es kann sehr wol auch ununterbrochen, wenn auch natürlich in langsamer, sich über jahre erstreckender arbeit entstanden sein'.

In einer anmerkung handelt Leitzmann noch von lesarten zweier stellen Boners. mit Schönbach spricht er sich B. 41, 39 für die la. von AE *hûfen* statt *hûse* der andern hss. aus; der Anonymustext, 'ludo mersa cavis', sei geeignet, diese la. zu unterstützen. auch Benecke schreibt *huffen*, Pfeiffer *hûse*. beide worte, *hûfen* und *hûs*, stehn freilich schon vorher v. 27. und v. 30, trotzdem erscheint *hûfen* v. 39 mehr am platze, doch nicht wegen der worte des Anon. 37, 13 'ludo mersa cavis', wie Leitzmann meint, vielmehr entsprechen sich B. 41, 39. 40 *mir* (der ameise) *ist in mînem hûse baz denn dir* (der fliege) *in des künges palas* und Anon. 37, 15 'me letam videt (od. iubet) esse cavus (die höhlung, das loch), te regia tristem'.

Aufserdem will Leitzmann mit Schönbach die nach B. 18, 32 in BCD überlieferten verse, *den kæs der vuchs az âne brôt, der rappe leit von hunger nôt*, die weder Benecke noch Pfeiffer aufgenommen haben, in den text einsetzen, wegen der worte des Anon. 15, 7 'hoc fruitur vulpes'. aber B. 18, 29—32 *in dem gesange enpfiel im dô der kæs; des wart der vuchs vil vrô. des muost der rappe schame enpfân, dar zuo muost er den schaden hân*, geben ja möglichst genau Anon. 15, 6—8 wider: 'Dum canit, ut placeat, caseus ore cadit. Hoc fruitur vulpes, insurgunt tedia corvo. Asperat in medio dampna dolore pudor'. die worte 'hoc fruitur vulpes' entsprechen *des wart der vuchs vil vrô*, aber nicht den beiden versen in BCD, die beim Anon. keine entsprechung haben und für unecht zu halten sind.

Charlottenburg 3. II. 1910. **Reinhold Gottschick.**

DIE VIRGINAL A UND WOLFRAMS WILLEHALM.

In seiner ergebnisreichen untersuchung 'Virginal und Dietrichs Ausfahrt' (Zs. 50, 1 ff) bespricht Carl vKraus (s. 111 ff) auch das 'köstliche intermezzo', das 'dadurch hervorgerufen wird, dass der zwerg Bibung sich in unkenntnis höfischer sitte gewaffnet zu tisch setzt'. der dichter sagt: *sînes swertes er vergaz gebunden an der sîten* (Dietrichs Ausfahrt 353, 2 f in der von Kraus widerhergestellten ursprünglichen gestalt). mit diesen versen vergleiche man Wolframs Willehalm 430, 14 f: *sîns edeln swertes er vergaz in der scheiden an der sîten.* aber nicht bloſs diese worte erinnern an das gedicht Wolframs: auch dort wird erzählt: *dô der* (= Rennewart) *nider was gesezzen* (*an der taveln ort*), *er muoste gewâpent ezzen* (312, 9 f), also wie Bibung, der *dâ ze tische saz .... verwâpent* (353, 1.10). das schwert wird dann in Dietrichs Ausfahrt noch 355, 5.358, 13 und im Willehalm 312, 11 ff ausdrücklich hervorgehoben. an die schilderung des mahles, dem Rennewart in so ungewöhnlichem aufzuge beiwohnt, gemahnt das 'intermezzo' mehrmals:

Dietrichs Ausfahrt 352, 10 ff:	Wh. 312, 5 ff
von im so ward gesessen.	*ieslîcher saz an sîne stat.*
der wirt da von dem orte gie,	*Heimrîch dô Rennewarten bat*
er pat in sitzen an sein stat.	*. . . sitzen . . . an der taveln ort.*

Man vergleiche ferner D. A 336 (= Virg. 214), 2.3 *swenne ir welnt, her Dieterîch, sô sülnt ir nemen wazzer* und Wh. 312, 2 *den vürsten man daz wazzer truoc,* die erwähnung der *schœnen vrouwen* und der *ritter*[1] in D. A. 337 (= Virg. 215), 2.4 und der *vrouwen wol gevar* und der *ritter* in Wh. 312, 3 f. und das lob der bewirtung in D. A. 337 (= Virg. 215) und Virg. 216, 1 ff (die verse fehlen in der Hs. w[2]) und Wh. 312, 17 ff, in denen die worte *wirt* und *guote*[3]) (*bezzer*) *spîse geben* in beiden dichtungen begegnen. Rennewart wird dadurch ausgezeichnet, dass er sich *zer küneginne* setzen muss (312, 7), zu Dietrich setzt sich *diu herzogîn* (D. A. 336 = Virg. 214, 7). der vers

[1] in w 337, 4 allerdings ersetzt durch *geste.*

[2] vgl. Kraus s. 5.

[3] ebenda s. 48, z. 5.

D. A. 358, 6 *ez muoz mir missevallen* steht genau so im Wh., wenn auch an ganz anderer stelle: 131, 16. Hildebrands worte *stüende ez mir alsô* D. A. 355, 13 klingen an Wh. 460, 15 an: *iedoch stêt ez mir alsô. daz wilde und daz zam* wird wie in Wh. 177, 3 (vgl. 448, 4) aufgetragen in D. A. 354, 7. Hildebrand ist in D. A. 355, 7 der der *ie mit zühten wielt* (w *ie hoher züchte wilt*[1]), wie es im Wh. 415, 24 von Rennewart heifst: *sus kunde er zühte walden.* schliefslich lautet D. A. 361, 1 *Unlange dô* (*nit lang dar nach* f w) *gebiten wart* ähnlich wie Wh. 354, 6 *dâ enwart sô lange niht gebiten.* — die schilderung des mahles stimmt also in kleinen einzelheiten, die bei einer solchen höfischen veranstaltung selbstverständlich sind, und in dem, was dabei unerhört war, überein, und wendungen kehren wörtlich wider. jedoch ist die darstellung in dem Dietrichsepos (D. A. 336 f, h 216, D. A. 338. 353 f) ausführlicher als die im Willehalm (312, 1—24), sie wird durch den bericht von Bibungs fahrt und ankunft unterbrochen und leitet zu dem erwähnten intermezzo über. sie verdient völlig das ihr von Kraus gespendete lob. es fehlt ihr auch — trotz der vorgeführten parallelen — keineswegs an originalität: in Wolframs legende ist der gewappnete gast der höfischer sitte wenig kundige riesige Rennewart, hier der bis auf seine gröfse völlig rittermäfsige bote und vertraute einer königin, der *kleine kurze man,* der zwerg Bibung, und die in ihm verbundenen, gerade jetzt doppelt würksamen gegensätze nutzt der dichter aufs lustigste aus. bemerkenswert ist auch, dass die eingangs citierten verse *sîns edeln swertes er vergaz in der scheiden an der siten* im Willehalm nicht der schilderung des festmahles angehören, sondern Rennewarts gebaren in der schlacht begründen, also gleich mehreren später angeführten aus ganz anderem zusammenhange hieher gerückt sind.

Der heidnische könig Aroffel von Persia ist von Willehalm besiegt, und es wird *daz houbet — ab im geswenket: noch solden kristenlichiu wîp klagen sînen ungetouften lîp* Wh. 81, 16 ff. — Hildebrand fällt den heiden Virg. 66: *daz houbet er im abe swanc. er sprach — — — nu klagte ich den gemeiten lîp* (*der ungetoufte* wird Orkise genannt 59, 8): *dâ hazzent dich*

[1] vgl. auch *der zühte wielt,* verbesserung von Kraus (s. 119, anm. 3 zu s. 118) für w 383, 9.

megd unde wîp. . . . des süln dich ritter, megde, vrouwen iemer deste minner klagen. es sind wider ähnlichkeiten im wortlaut und in der sache. der heidnische gegner ist in beiden dichtungen glänzend gerüstet, ein streitbarer held, der schon viele kämpfe siegreich bestanden hat. aber auch an verschiedenheiten mangelt es nicht: Aroffel hat seine taten im dienste der minne verrichtet, Orkise ist ein erbarmungsloser verfolger wehrloser frauen. daher trotz der gleichheit entscheidender ausdrücke der gegensatz im inhalte der letzten verse. die aus der Virginal herbeigezogene versgruppe übertrifft abermals an umfang jene des Willehalm, von der sie angeregt zu sein scheint.

Beziehungen bestehn auch zwischen Wh. 246, 29 ff und Virg. 133 ff. wie Giburg nach dem entsatze von Oransche ihre jungfrauen auffordert, sich zum empfange der befreier festlich zu schmücken, so mahnt die königin ihr ingesinde, Hildebrand und den Berner, die sie vor dem heidnischen bedränger gerettet haben, in reichstem schmucke zu begrüfsen.

	Willehalm.		Virginal.
246, 29 ff	*mir was nû lange trûren bî:*	133, 5	*sît iuwer sorge ein ende hât.*
	dâ von bin ich ein teil nû vrî.		
	al mîne juncvrouwen ich mane,	134, 1–3	*Swaz sî des ingesindes* (es sind *juncfrouwen) sach,*
			dô gebôt sî unde sprach
	leget iuwer besten kleider ane:		*legt an iur besten kleider.*
	ir sult . . . vel und hâr sô zieren,	136, 6	*und zierent iuch ûfz beste*
	daz ir minneclîchen sît getân.	134, 7	*daz ez die vürsten dunke guot.*
247, 19 ff	*wan iuwer künfteclîcher trôst*	136, 1 f	*Sît uns der Wülfinge trôst*
	hât uns vîntlîcher nôt erlôst.		*hât von sorgen grôz erlôst.*
	welt ir uns iuwer helfe wern	133, 11	*sît uns ir helfe hât ernert* vgl. 132, 6.
	sô muge wir trûrens wol enbern	138, 1	*Ir jâmersorge was dâ hin.*
248, 1 f	*diu wîplîche güete*	133, 9	*wir* (= *wîp*) *suln dem Berner vröude geben.*
	gît dem man hôchgemüete	136, 11	*süllen wir hôchgemüete tragen.*
10 ff	*. . . die vrouwen und der palas*	132, 1	*diu wunneclîche maget.*
	wünneclîch wâren an ze sehen.	138, 7	*in einen wünneclîchen sal.*
	man muoste den vrouwen allen jehen,	135, 4 f	(die jungfrauen) *leiten ane rîch gewant,*
	daz si truogen guot gewant.		*swaz iegelîchiu guotes vant.*
249, 6	*si bejagete et al der herzen gunst.*	136, 13	*lânt herze wunsch* (w: *lust*) *an iu bejagen.*

Wider stimmt vieles inhaltlich, nicht weniges auch formell überein, wider ist die Virginal viel breiter (besonders der wunsch, die jungfrauen mögen *vel und hâr zieren*, hat den jüngeren dichter zu eingehenderen angaben begeistert: 128, 9 *mündel rôsevar*, 133, 7 *ob rœselehten wangen*, 128, 10f *vil schapel unde krône zesamene ûf reiden löcken bran*, 133, 6ff *daz löcke reide — — — sweben gelîch den goldes drœten*, 135, 8 *setz eben mir daz krenzel*[1]), wider sind bei allen ähnlichkeiten die umstände in beiden dichtungen verschieden: Giburg muss ihre jungfrauen mahnen, festlichen schmuck anzulegen, weil sie bisher gekämpft haben: sie muss *ir wâpenroc von ir legen*, sie und die mädchen *daz harnasrâm tuon von dem vel*, Virginal und ihre *meide* sind dagegen ganz unkriegerisch und haben wehrlos ihre leiden ertragen: diese haben ihre *wengelîn und mundel rôt dicke missevar* gemacht. — bezeichnend für die art der einwürkung (oder verwertung) sind die oben neben einander gestellten verse Wh. 247, 19f und Virg. 136, 1f: das wort *trôst*[2] hat an den zwei stellen ganz verschiedene bedeutung; man hat es also trotz dem ähnlichen klange der beiden verspaare keineswegs mit bequemer, geistloser entlehnung zu tun.

Ich möchte hier gleich Wh. 253, 8f und Virg. 59, 3.5 anreihen:

Wh.	*alze vruo er (= got) mîn gedâhte.*	Virg.	*daz got dar an gedœhte.*
	ich schûr sîner hantgetât.		*daz ich bin sîn hantgetât.*

Trotz dem ähnlichen klange, zu dem hier innerhalb der verspaare der reim gar keinen anlass bot, ist das syntaktische gefüge und der sinn völlig verschieden.

In Wh. 99, 15ff wird der verwundete markgraf von seiner gattin aufgenommen, sie hilft ihm die rüstung ablegen und verbindet ihn. — der junge Dietrich findet in Arone freundliche aufnahme, frauenhände entledigen ihn seiner rüstung, und die herzogin, die herrin der burg, verbindet seine wunden.

Willehalm.	Virginal.
99, 15ff *in ein kemenâten gienc*	206, 2ff *dan vuorten sî den jungen lîp — — —*
Gîburc — — —	*ûf in ein wunneclîchen sal*
	— — —

[1] die von Kraus als jüngerer einschub nachgewiesene strophe 119 bringt mit vers 7ff noch einiges.

[2] vgl. Kraus s. 48 anm.

Willehalm.	Virginal.
dâ entwâpende in diu wîse:	*sîn harnesch wart enpfangen*
si schouwete an den stunden,	*von maneger schœnen vrouwen hant, — — —*
ob er hete deheine wunden,	*diu herzogin die wunden bant.*
— — —	
diu künegîn mit ir blanken hant	
— — — *bant in.* .	

Angeboten hatte dasselbe die befreite jungfrau Hildebrand Virg. 67, 2 ff: *herre, lîdent ir iht nôt von keiner slahte wunden, die sullent ir mich lâzen sehen* und dieser hatte seinen herrn aufgefordert 114, 7 ff *sô wol dan mit mir zuo den vrouwen: ir sulnt die wunden sehen lân und sî den schaden schouwen.* auch da sind berührungen mit dem Willehalm. die stimmung ist aber wider ganz verschieden: Hildebrand und Dietrich werden als sieger von der dankbaren herrin einer fremden burg willkommen geheifsen, Willehalm 'kommt als unglücklicher, schlachtmüder mann, verzweifelt, zum tode erschöpft nach hause'. wider ist die erzählung Wolframs kürzer (obwohl die heilmittel angegeben werden und eine anspielung auf die Gralsage eingeflochten ist, reichen 17 verse aus), in dem anderen gedichte wird die sache zweimal vorweg genommen, und als es dann würklich zur gastlichen aufnahme der beiden recken kommt, umgibt sie ein menschengewimmel, und der dichter kann sich nicht genug tun in der schilderung all der freundlichkeiten die ihnen zu teil werden. der scherz mit dem erschrecklichen ehernen mann auf der burgbrücke und über Dietrichs puppen erweitern seine erzählung. Kraus stellt aao. s. 56, anm. 1 von dem ältesten teile des Dietrichsepos, den er Virginal A nennt, fest: 'eine beträchtliche anzahl — — — wörter führt in die sphäre der — — — Wolframischen kunst.' er verweist zugleich auf Heinzel Kl. schr. s. 222, 'wo auch einiges an Wolfram gemahnende erwähnt ist.' Heinzel bespricht dort die ausgabe der Virginal im Deutschen Heldenbuch und sagt: 'was den dichterischen stil anbelangt, so scheint mir einfluss Wolframs einigemal nicht abzuweisen. Zupitza vermutet ihn nur bei ein paar namen. s. XXVII ['der name — — — *Orkîse* (im reime 83, 3) könnte seine entstehung dem ländernamen in Wolframs Willehalm *Orkeis* (zb. 395, 3. 447, 26) verdanken, wie vielleicht der fluss

Larmant oder *Lonriant* — — — *daz wazzer Larkant*[1] im Willehalm ist, wie w 792 würklich schreibt.'] aber auch die gehäuften genetive — Virg. 312, 10. 325, 10, s. XXI *von kindes jugende ursprunge* sind wolframisch, Wh. 240, 3. 332, 4. 349, 11. 362, 18. 389, 14. 422, 17. 433, 28. 456, 25. Tit. 138,4; oder *kerne* mit genetiven als auszeichnendes prädicat s. XX *der êre ein kerne* = Parz. 429, 25.'[2]

Ich möchte nun auf die eingangs vorgelegten parallelen eine reihe einzelner stellen folgen lassen, die gleichfalls darauf hindeuten, dass die Virginal A unter dem einflusse von Wolframs Willehalm steht. dabei zieh ich aus dem bestande der handschriftlichen überlieferung der Virginal nur verse heran, die sich auch nach den untersuchungen von ESchmidt (Prager Deutsche studien, heft 2) und Kraus als echt bewährt haben. die wenigen anderen werd ich hervorheben.

	Willehalm.		Virginal.
70, 11 13	*die rehten strâze er gar vermeit,* *gein der muntâne er kêrte*	19,[3] 2 ff	*die rehten strâze si vermiten* *und îlten . . . gegen eim gebirge.*
101, 16	*nû lerne ich, des ich nie began*	21, 7 f	*sô lêre* (für *lerne*)[4] *ich daz ich niht enkan* *und selten hân begunnen*
195, 2 f	*si enwâren dâ man noch wîbe kunt,* *der doch die stimme hôrte*	22, 1 2	*Ein stimme hôrte er Hiltebrant* *diu . . .*[5] 5 *was in beiden gar unkunt*
59, 24	*bî maneger steinwende*	24, 10	*bî dirre steines wende* (ähnlich öfter)
230, 30	*wære tal und berc der heiden vol*	25, 1	*diz lant ist herren* (= *heiden,* so w) *vol*
466, 25	*vor dem möhte ich hie wol genesen*	30, 7	*mac nieman vor in genesen* [vgl. w 83, 13.]

[1] zu dem namen *Larkant* bemerkt schon Franz Stark in seiner ausgabe von 'Dietrichs erster Ausfahrt' (Bibl. d. Litt. ver. in Stuttgart 52) s. 345: 'in Wolframs Wh. sehr oft'.

[2] Heinzel hält in dieser (aus dem jahre 1870 stammenden) besprechung mit Zupitza an der einheit der ganzen Virginal fest.

[3] Virg. 1—18 sind nach Kraus a.a.o. s. 18 f, vgl. s. 98 f unecht.

[4] Heinzel s. 223.

[5] Virg. 22, 2 *diu was in beiden unbekant*: 22, 2 und 5 können wegen der widerholung nicht ursprünglich sein (Kraus s. 19) — vermutlich ist es aber der eine der beiden verse.

Willehalm.		Virginal.	
216, 24 f	*got, der des alles hât gewalt*		
193, 10 ff	*daz ich sîner helfe bin verzaget und hân michs nû gehabet an Krist, dem dû undertænec bist.*	40, 1 f	*nu helfe mir der Krist, der alles des gewaltec ist*
101, 15	*die mir wâren undertân*	45, 2	*die ime wâren undertân* [1]
157, 21	*dû solt si mîn geniezen lân*	47, 12	*lânt ir sî niht geniezen mîn* [2]
423, 6	*er mohte dâ kiesen wunder*	52, 6	*dâ möht man wunder schouwen* vgl. 188, 6. 219, 3.
413, 2	*und waz dâ viurs ûz helmen spranc*	52, 7 f	*man sach ûz herten helmen varen daz viur* [3]
351, 19	*dû maht die vînde wênec sparn*	52, 9	*enweder wolde den andern sparen*
418, 23	*bî dem schilt (des was doch wênec ganz)*	53, 2 f	*daz vil lützel ganz beleip des schiltes*
85, 27	*dâ wurden bürgen vür sîn leben*	54, 7 f	*wie vür daz leben der grimme tôt ir bêder bürge wurde*
150, 5	u. öfter *überlesteclich*	54, 10	*überlestec*
253, 8 f	s. oben	59, 3. 5	s. oben
58, 14	*in sînem zorne er dô sprach 'ir . . . Sarrazîn*	61, 1 4	*In zorne sprach her Hiltebrant* *'. . . ein . . . Sarrazîn . . .'*
219, 9	*zuo dem hân ich kleinen trôst (: erlôst)*	64, 1	*Ich hân ûf iuch vil kleinen trôst (: erlôst)*
131, 18 f	*die vil gerne mîner hant etswenne durch mîn gâbe nigen*	64, 3 f	*die dicke mîner hende durch rîche gâbe hânt genigen*
424, 16 399, 15	*die heten schaden ê genomen* *schaden von in nemen*	65, 5	*ir hânt den schaden von mir genomen*
81, 21 ff	(klage um einen gefallenen heiden) s. oben.	66	s. oben.
99, 19 f	(eine frau verbindet die wunden) s. oben.	67, 2 ff	s. oben.
100, 18 f	*ich wæne, dô ninder swære den marcgrâven schuz noch slac*	70, 12 f	*von scharfen swerten wunden tief, daz im dar nâch vil lange swirt*

[1] Virg. 48, 12 f *Krist und die im al sint undertân* führt Kraus auf Virg. 40, 1. 45, 2 zurück.

[2] vgl. Virg. 49, 2 f *welnt ir sî . . . mîn niht geniezen lâzen?* (die strophe ist 'jünger'.)

[3] vgl. w 18, 5 *das feür auß herten helmen glast,* w 197, 12 f *auß seinem lichten helm das feür . . . bran,* w 198, 5 f *auß iren lichten helmen flugen die flammen rot von feüre,* w 207, 9 f *auß seinem helme flugen die lichten funken helle,* w 434, 12 f *die funken und die flammen rot auß helmen . . . schoß.* w 467, 11 f *das feur da stob von helm.*

	Willehalm.		Virginal.
360, 29 f	*nû lât Terramêren rîten: hœrt, wie die êrsten striten*	72, 4 f	*nu lâzen wir sî rîten hie und sagen wiez dem Bernære ergie.*
405, 8	*ieslîcher dâ besunder reit*	73, 2 f	*ir viere sunder durch den walt ûf starken rossen kâmen* [1]
3, 20	*der den helm ûfz houbet bant*	74, 1	*Den helm ûf der von Berne bant*
455, 15 f	*von wemst mich ûf gerbet daz ich bin sus verderbet*	74, 3	*wie hâstu mich verderbet nun wirt dir doch mîns erbes niht, swie man mich hie verderben siht* [2].
179, 1	*als ander künege ie tâten* (: *berâten*)	76, 6	*als vor mir vürsten tâten* (: *verrâten*) [3]
431, 10. 12	*von . . . bluotes vlôze daz velt begunde rôten*	77, 10 f	*daz sich begunde rœten von bluote sîn . . . gewant*
70, 15	*iedoch wart er an gerant* (17 *ir was et im ze vil*)	93, 4	*dô kômen zwelf dort her gerant*
242, 29	*hât er den kummer mîn vernomen*	93, 12	*und ist dir kunt, daz ez mir kummerlîchen* (so B, *angestlîchen* ausg.) *stât.*
40, 1	*von maneger hurte stôze*	94, 1	*des hurtes stôz*
50, 22	u. oft *poinder*	94, 4	*poinder.*
73, 1 f	*sîns swertes, dâ mit er manegen swanc tet, der durch künege helme erklanc* vgl. 413, 1 *waz dô swerte erklanc*, 380, 24 *des wart erklenget manec swert*, 416, 30 *der ûf helme . . . klanc*	95, 6 f	*vil von swertes snîden ûf sîme starken helme erklanc* [4]
54, 24	*sîn swert, der heiden hagel* (: *nagel*)	96, 1	*Sîn swert wart der heiden hagel* (: *nagel.*)
12, 14 f	*manegen werden Sarrazîn dem tôde ergap ze zinse*	96, 11 ff	*maneger* [*Sarrazîn*] *muoste dô sîn leben ze zinse vür den grimmen tôt . . . geben* [5]

[1] vgl. 81 (interpoliert), 3 *durch waz ritent ir besunder!*

[2] die brücke bildete wohl Wh. 455, 13 *der was mîn herre und niht mîn mâc: ich bin dîn herre und niht dîn mâc* ist der gedanke, der auch Dietrichs worten 74, 2 ff zugrunde liegt.

[3] vgl. 14, 10 *als ie die besten tâten* (: *geriten*).

[4] vgl. w 151, 2 f *und hieben auf die helme clar, das si so laut erclungen.*

[5] vgl. w 445, 7 f *sie (die heiden) musten all ir . . . leben dem tode da verzinsen* (: *flinsen*; Wh. : *flinse*).

Willehalm.		Virginal.	
72, 29	*dâ zorse er kûme vor in besaz*	97, 12	*daz er den heiden vor gesaz* (auf dem rosse)[1]
vgl. 388, 20	*swer im dâ zorse vor gesaz*		
418, 18	*sîn ellenthaftiu maht*	97, 13	*sîn ellenthaftiu kraft*[2]
57, 11	*ûf in ze volge und engegen*	98, 4	*vor ime, hinden unde eneben*
59, 17	*ez (daz ors) dreste unde grâzte.*	98, 7	*sîn ros grâzte unde grein*
	s. oben zu Virg. 52, 7.	98, 9	*daz viur ûz herten helmen schein*
172, 30	*bogen oder swert* als waffen der heiden.	98, 11	*bogen unde swert* als waffen der heiden.
	s. zu Virg. 95, 6 f.	99, 2 f	*von sînen henden dicke erklanc ein swert ûf helmen veste*
213, 6	*mit urloube er dannen schiet (: geriet)*	102,[3] 2	*mit urloube er von dannen schiet (: beriet)*
152, 5 f	*dâ wart . . . manec klâre hant gewunden*	102, 4	*ir wîzen hende sî dô want*[4]
435, 12	die christen stürmten vor *sô der edel vorloufe,*	105, 4 ff	*er* (Dietrich) *tuot* (im kampfe) *reht als ein edel hunt,*
15	*swenne er geswimmet durch den wâc*		*dem daz wazzer in den munt gêt, und er danne swimmet*
455, 17	*waz touc mir nû vürsten name?*	106, 1	*Waz solte zeime herren er*
		4	*und trüege er danne vürsten namen* (vgl. w 142, 3)
428, 19 f	*Purrels ors mit hurte in truoc*	108, 7	*Lew* (Hildebrands ross) *in gewilleclîchen truoc*
	dem sune ze helfe		(seinem herrn zu hilfe; *hilfe* in w 228, 12 = dem verlorenen verse h 107, 12) [vgl. w 112, 12 f]
32, 20	*inz gedrenge*	108, 8	*in daz gedrenge*
381, 15 ff	*manec swertes ecke aldâ begôz,*	108, 9 ff	*ûf starke helme er Vreisen* [= *sîn swert*] *sluoc,*
	daz daz bluot über die blicke vlôz:		*daz vil der viures blicke*
	si wurden almeistec rôt gevar.		*enzunten liehten helmes dach.*
			dar nâch man manege brünje wîz
			mit bluote sich durchgiezen sach.
22, 1	*dürkel wart dô der heiden schar*	109, 2	*daz dürkel wart der heiden schar*

[1] vgl. w 207, 5 *der junge fürst in vor gesas* (auf dem rosse).

[2] vgl. w 378, 7.

[3] von den str. 101 und 102 urteilt Kraus: 'der inhalt ist dürftig', aber es 'lassen sich durchschlagende gründe gegen ihre echtheit nicht anführen. . . . Weniger bedenklich [als 101] erscheint str. 102'.

[4] vgl. w 12, 10 *sein hend begund es winden* und w. 61, 2 f. 64, 6. 70, 3.

Willehalm.	Virginal.
240, 21 f *ir beleip dâ maneger vor im tôt* (vgl. 54, 18) *ouch muoste er von in komen mit nôt*	109, 7.9 *er sluoc ir vier und zwênzec tôt die andern brâht sîn herre in nôt.*
346, 4 ff *wîbe süeze . . .*[1] *sol iuch hiute lêren iuwern prîs bî vînden mêren*	110, 12 f *sît iuwer hant sô hôhen prîs durch werdiu wîp ervohten hât*
413, 15 *altgrîse*	113, 3 *altgrîse*[2]
418, 18 ff *doch was sîn ellenthaftiu maht müede, wande er al den tac . . . des strîtes phlac*	114, 4 f *sô vihte ich (sîn ellenthaftiu kraft* 97, 13) *disen ganzen tac, daz ich von müede niht enmac*[3]
99, 19 f (eine frau verbindet die wunden) s. oben.	114, 7—10 s. oben (vgl. zu Virg. 67, 2 ff)
244, 9 *die soltû schône emphâhen*	119, 10 *dâ wert ir schône enpfangen* (vgl. 191, 8 u. w 491, 2)
66, 10 f *waz koste ich dô die künegîn! des wære den keisern gar genuoc*	124, 5 ff *er muoste haben keisers gelt . . . ein künec wær der kost ze swach,*
123, 8 *mit sô hôher kost*	
10 *sich möhtes ein keiser niht erwern*	*daz ers iht möhte erlîden.*[4]
385, 19 *soldez ein keiser gelten*	
246, 29 ff (frauen empfangen ihre befreier) s. oben.	133.134 s. oben.
340, 21 *nemt alle mîns gebotes war*	135, 1 *Der rede* (134, 2 *dô gebôt sî*) *nâmens alle war*
418, 16 f *Halzebier vor in . . . vaht*	147, 1 *Vor ime vaht her Hiltebrant*
59, 24	147, 2 s. oben zu Virg. 24, 10.
428, 20 *dem sune ze helfe*	147, 8 *ze helfe sînen kinden*
388, 19 *daz er der heiden hête haz*	157, 13 *tragent dem wilden wurme haz* vgl. w 116, 2. 153, 9.
372, 12 f *alrêst nû donert der walt von lanzen kracheund der sper.*	164, 9 f *swie vil der dunderslege* |in würklichkeit sind es schwerthiebe| *var, dâ von der walt erbrinnet.*
	166, 3 f *die slege . . . dâ von vlammet sich der walt* vgl. 143, 7 f.[5]

[1] vgl. w 28, 9 f *schon frawen brachten in darzue mit irer süssen minne.*

[2] vgl. Kraus s. 56.

[3] vgl. w 470, 9. 11. *ir grosses fechten al den tag . . . ir arme wurden müede gar.*

[4] vgl. w 458, 5 ff *ir kost kan niemant wider wegen, wan si was wol die peste, die kunig noch kaiser nie gewan.*

[5] vgl. w 148, 4 *der schefte krach so laut erhal, recht als ein wilder donderfal.*

Willehalm.		Virginal.	
54, 18	*ir lac vil maneger vor im tôt* vgl. 240, 21.	167, 5 f	*ez lac vil maneger vor mir tôt*
427, 21 f	*wie man in stürmen dienen muoz*		*in sturmen unde in strîten*[1] (= 210, 10. 236, 6 w 456, 8)
	hôhe minne und den werden gruoz	167, 7 ff	*der minneclîcher vrouwen gruoz* *mit dienste wil erwerben,* *den lîp er sêre wâgen muoz.*
423, 14	*si kômen alrêst nû, dâ si striten*	170, 1	*Si kômen dâ der vürste streit*
191, 16 f	*gêret wære daz selbe wîp,* *diu in zer werlde brâhte.*	170, 7 ff	*ich geloube niht daz dekein wîp* *ie tiurren helt enpfienge,* *oder geboren wurde ein lîp ....*
162, 28 ff	*er möhte erbarmen, die halt sint* — — — *heiden* — — —	172, 4. 6	*und het ez ein heiden an gesehen.* *sîn nôt müest in erbarmen*
422, 13	*Willehalm sich muoste wern*	173, 4	*dâ muoste er setzen sich ze wer*
59, 24		180, 5. 184, 10	vgl. zu Virg. 24, 10.
413, 15		186, 11	(*der alte grîse*) vgl. zu Virg. 113, 3.
304, 19	*si nâmen daz kriuze über al*	205, 9	*er hât daz kriuze ûf mich genomen*[2]
99, 15 ff	(eine frau verbindet die wunden) s. oben.	206	s. oben.
296, 22. 24	*Rennewart zen juncvrouwen saz,* *si begunden kürzen im die zît.*	207, 2 f	*vil schœner vrouwen umbe in saz,* *die kurzten ime die stunde.*
312, 5 ff	(festmahl) s. oben.	214 ff	s. oben.
423, 14	*si kômen alrêst nû, dâ si striten*	218, 4 f	*er kam . . . dâ der von Berne hete gestriten.*
423, 13	*manec enger vurt, den si riten*	220, 4. 6	*mangen pfat eng unde smal* *muost er... rîten*[2] vgl. 143, 4 f
171, 2	*mirst vreude wilde und sorge zam*	226, 10	*sorge wart im wilde*[3]
99, 5 ff	*daz sô manec kostebære gezelt* — — — *über al daz velt* *sô rîchlîch würde ûf geslagen*	229, 3 ff	*ein rîchiu küneginne* *diu hât geslagen ûf ein velt* *. . . ein wunneclîch gezelt*[4]

[1] = w 99, 10. 106, 3.

[2] gegen Virg. 201—205 liegen allerdings 'verdachtsgründe' vor, s. Kraus s. 28; ebenso gegen 220. die erste strophengruppe wird aber doch gestützt durch die unmöglichkeit, von 200 auf 206 überzugehn. mit 220 müßte auch 221 fallen. die strophen werden wol nur überarbeitet sein.

[3] vgl. Kraus s. 49.

[4] vgl. die jüngere str. 123, 7 ff. (Kraus s. 26).

	Willehalm.		Virginal.
171, 8f	*ich enmüeze in mînem herzen tragen* *leit, daz mich immer twinget*	231, 2ff	*wir haben getragen manec jâr* *grôz leit in unserm herzen.*
228, 24f	*von sîner kunft was in benomen* *vil angest, der si phlâgen ê.*		*dâ von hânt ir uns genomen* *und sint ouch her ze lande komen* vgl. 193, 11 ff.

Einen blick verdienen noch die '*wâpenliet*'. sie sind in der fassung h* zweimal überliefert: Virg. 3—6 und 31—37. gegen beide strophengruppen haben ESchmidt § 85 und § 89 und Kraus s. 18 und s. 19 f bedenken erhoben, jedoch findet Kraus 'einzelheiten zu hübsch für den späteren bearbeiter' und kommt zu dem schlusse: 'ursprünglich war das ganze wol in 2 oder 3 strophen gesagt, und zwar nicht zweimal, sondern blofs einmal.' auch diese schilderung mag vom Willehalm angeregt sein:

	Willehalm.		Virginal.
63, 30	*(dîn schilt) der koste vünf hundert marc*	3, 2f	*bezzer vil wan tûsent marc* *sô was sîn harnesch* vgl. 16, 5. 31, 5.
249, 9	*edel steine drûf verwieret*	4, 9 f	*daran lac manec edel stein verwürket* vgl. 37, 7
22, 28	*lûter als ein spiegelglas* =	4, 5. 37, 9.	
416, 20ff	— — *manegen, der solh harnasch truoc* *sich möhte ein keiser wâpen drîn,* *swâ der in sturme solde sîn*	5, 1 ff	*Sîn brünje (harnesch* 1, 12. 3, 3) . . . *eime keiser zœme* *ze tragen wol in sînre nôt,* . . . *und obe ez alsô kœme* *daz er in strîte müeste sîn.*

Gerade die strophe 5, aus der die längste dieser parallelen stammt, nennt Kraus 'eine gute strophe'.

Im Willehalm verehren die heiden drei götter 17, 20f *Apolle und Terrigant und . . . Mahmete* und rufen sie oft an. in der Virg. 63 ruft der heide *Mahemet, . . . Apollo und ouch Treviant* an und fügt bei: *der vierde ist Jupiter genant.*[1] (Treviant ist schon 62, 12 genannt.) Kraus schwankt, ob die strophe 63 'stark überarbeitet oder überhaupt jung' ist. ich möchte das

[1] das gedicht scheint selbst zu sagen, daß dieser erst dazu gekommen ist; vgl. w 93, 12 *der fird der heisset Jupiter.* (einen vierten heidengott erfinden auch h 91, 12 [Medelbolt] und w 440, 12 [Mercurius]).

erstere annehmen: die strophen 62 und 64, die auch Kraus für echt hält, schliefsen nicht aneinander an. die herausforderung, die darin ligt, dass Hildebrand 62, 12 den gott Treviant mit hohn nennt, mufste den heiden zu irgendeiner äufserung über seine götter treiben, und die namen dieser götter gehören dann schon zum alten bestande des gedichtes. die strophen Virg. 1—18 'gehören' nach Kraus s. 98 f 'dem dichter der Muterepisode oder sind von ihm überarbeitet.' ich möchte eher das letztere vermuten: mit Virg. 19, 1 *Nu nâmens urloup unde riten* kann natürlich das gedicht nie begonnen haben, und es ist immerhin wahrscheinlicher, dass eine zweite hand hier wie sonst vorgefundenes benutzt, als dass sie den ganzen alten anfang weggelassen und durch neues ersetzt habe. ich lasse demnach hier folgen, was mir in diesen strophen aufgefallen ist, wobei ich von den eben besprochenen *wâpenliet* str. 3—6 absehe:

	Willehalm.		Virginal.
183, 24	*si habent iu friunde*[1] *vil benomen*	2, 4	*er het ir al ir vriunt benomen*
182, 24	*welt ir nû Terramêre ze wüesten staten iuwer lant, des wirt diu kristenheit geschant*	9, 10 f	*wir hân sîn iemer schande daz man* (nämlich der heide) *sus wüestet unser lant*
225, 9 f	*er huop sich an die vart, mit im sîn vriunt Rennewart*	13, 12	*vil snellecliche an dirre vart*[2]
		14, 3 f	*her Dieterich von Berne, mit ime sîn meister Hiltebrant*
12	*innen des gienc ûf der tac*	15, 1	*Eins morgens vrüeje daz geschach*
366, 15	*ûf dem plâne*	16, 11 = 17, 13	*ûf den plân*

In den anderen von Kraus aus der partie 1—233 als jünger herausgehobenen strophen bez. versen finde ich, widerholungen aus dem anerkannt echten abgerechnet[3], nur eine parallele[4]:

	Willehalm.		Virginal.
103, 2	*der hât mich dicke ûz angest brâht*	64, 7	*si hânt mich dicke ûz nôten brâht*

[1] so Lachmann mit Km(n), Leitzmann *diensten* mit lopt.

[2] vgl. w 41 (= h 13), 12 *vil schnell si eilten auf die fart.*

[3] diese habe ich oben in den anmerkungen angeführt.

[4] insbesondere die längere interpolation 79—92, die Kraus S. 98 dem **bearbeiter** (nicht dem **dichter**) der Muterepisode zuweist, bietet, so viel ich sehe, nichts oder fast nichts. man könnte höchstens vergleichen Wh. 430, 27 *des leben muoste sîn ein pfant* und Virg. 79, 3 [illegible] *pfant des Tôdes wesen.*

Die einfachste annahme ist wol. dass wir es auch bei diesen übereinstimmungen. soweit sie beweiskräftig sind. mit dem vf. des ursprünglichen gedichtes zu tun haben, dessen verse und worte hier aus der überarbeitung hervorschimmern.[1]

Mit str. h 239. bzw. w 361[2] hört für die Virginal A die möglichkeit des vergleiches mehrerer älterer handschriften auf, und damit vermindert sich die deutlichkeit des erkennens. was in h weiter folgt. rührt, wie die arbeiten von Wilmanns (Zs. 15, 294 ff), mir (Zs. 43, 193 ff), Ernst Schmidt aao. und von Kraus a.a.o. mit steigender sicherheit erwiesen haben. nicht von dem dichter der Virg. A her, sondern von zwei späteren verfassern (Schmidt s. 58 ff. Kraus s. 44 ff). ich lasse diese partieen aus dem spiel.

Die bisher vorgelegten parallelen sind gewis nicht alle gleich überzeugend. werden aber in ihrer gesamtheit wol nicht auf zufall beruhen. sondern berechtigen, wie ich glaube, zu der annahme. dass die Virg. A von Wolframs Willehalm beeinflusst ist. jene geistesart ihres dichters, wie sie die gegenüberstellung zusammenhangender versgruppen zu anfang meiner betrachtung zeigte. ergeben auch die einzelnen verse, die vielfach in beiden werken in ganz anderer umgebung stehn, anders gemeint sind und sich trotz ihrer ähnlichkeit wider mannigfaltig unterscheiden. es liegen auch hier nicht geistlose entlehnungen eines plagiators, sondern geschmackvoll verwertete erinnerungen eines dichters vor, der sich zwar dem einflusse eines grofsen vorbildes nicht entzieht, aber darüber seine selbständigkeit und eigenart nicht verliert. ich greife einige beispiele heraus:

[1] w 8—24 sind nur in w überliefert und entstammen dort, wenn ich recht habe (Zs. 43, 210. 215), der mit h verwanten vorlage des schreibers. ich schalte daher hier ein, was diese strophen zum vergleiche liefern:

	Willehalm.		Dietrichs Ausfahrt.
364, 2.	403. 27 *geflôrieret* vgl. 352, 13 u. oft.	w 10, 6	*floriret* (vgl. 90, 6. 373, 10.)
430, 7 ff	*der künec lac unversunnen.* *schiere kom gerunnen* *ûz munde, ûz ôren unde nasen*	18, 12 f	*das manger sich da nit versan,* *daz plut auß mund und naß* *im schos* (vgl. 394, 2f. 473, 12. 476, 13.)
79, 8	*des küneges wer wart dô kranc*	19, 1 f	*Ie doch so was der risen wer* *zu krank da gen des haiden her*
188, 26	*grânât jâchant*	23, 8 f	*zwen jachande und ein granat* (vgl. 94, 8f.)

[2] Mit w 361, 5 endet f (hgg. v. Lexer, Zs. 13, 377 ff). über den wert dieser hs. vgl. Kraus s. 111 ff.

Was Willehalm und Rennewart miteinander sprechen, versteht niemand, weil sie *Kaldeis und heidensch* reden. die verse, in denen Wolfram das auffallende hervorhebt, dass die zeugen *die stimme* hören und doch *diu wort* nicht verstehn (195, 2 f), kommen dem dichter der Virg. in den sinn, als er erzählt, wie Hildebrand und Dietrich von ferne das jammergeschrei der bedrängten jungfrau hören. ihre sprache verstehn sie, wie sich zeigt, noch aber können sie nicht ausnehmen, ob die stimme *von menschen oder von eines wurmes munt* kommt (Virg. 22). die situation, die gründe und der zusammenhang sind also ganz verschieden. — der vergleich mit dem *edeln vorloufen* (Wh. 435, 12 ff) wird in die Virg. übernommen (105, 4 ff). der weidmännische ausdruck *vorloufe* wird zwar durch das gewöhnlichere wort *hunt* ersetzt[1], aber *edel*, welches hier in beiden dichtungen keineswegs inhaltsleer ist[2] — denn wenn der hund nicht *edel* ist, stimmt der ganze vergleich nicht — bleibt. im Wh. werden die siegreich und unaufhaltsam vordringenden christen mit dem jagdhunde verglichen, und die ähnlichkeit besteht eben darin, dass sie sich durch hindernisse ebensowenig von der verfolgung abbringen lassen, wie der hund durch das wasser von seiner fährte. der von heidnischer übermacht umringte Dietrich aber kann mit dem hunde nur darin verglichen werden, dass er die fähigkeit zeigt, unter geänderten umständen auch anders zu handeln: wie der hund, wenn ihm das laufen nichts mehr nutzt, schwimmt, so schwingt der junge Berner nun, da das frühgelernte waffen**spiel** (vgl. Virg. 75)[3] gar ernst geübt werden muss — *in nœten* —, sein schwert mit grimmigem kampfeszorne. der vergleich ist also ganz anders und originell gewendet[4]. — Willehalm, der bei Alischanz sein ganzes wackeres heer verloren hat und sich um die belagerte gattin sorgt, dünkt in seinem leide den dichter so wert des allgemein menschlichen mitgefühls, dass er meint: *er möhte erbarmen die halt sint des wâren gelouben âne, juden, heiden, publicâne* (162, 28 ff). Dietrich ergeht es im kampfe mit einem drachen so übel, dass sich

[1] für **seine** zwecke braucht der dichter auch gar nicht an einen **jagdhund** zu denken.

[2] vgl. Kraus s. 45.

[3] so wird die sache auch w 27, 7 ff im gegensatze zu 27, 2 ff aufgefasst.

[4] vgl. Rosenhagen Zs. f. d. Ph. 41, 69.

dem erzähler ein ähnlicher gedanke aufdrängt. er lässt die *juden* und die *publicâne* weg, verstärkt aber dafür den eindruck, dass beim anblicke des bedrängten helden das unwahrscheinlichste möglich geworden wäre, indem er von dem heiden voraussetzt, dass *dem leit wære von im geschehen* (172, 5). — von dem reichsheere, das Oransche entsetzt, berichtet Wolfram: *si nâmen daz kriuze überal* (304, 19), und das ist natürlich ernst gemeint und ganz wörtlich zu nehmen; in der Virg. 205. 9 beschuldigt der junge Dietrich in komischer verzweiflung seinen strengen waffenmeister: *er hât daz kriuze ûf mich genomen.* ich glaube, dass unsere achtung vor dem dichter, den Kraus aus dem schutte der überlieferung herausgegraben hat und dessen 'ungemein zierliches' werk er so warm charakterisiert (vgl. besonders s. 122), durch meine beobachtungen nicht gemindert wird. Kraus findet: 'höfisch ist an diesem gedichte alles und jedes bis auf die namen des Dietrich und Hildebrand'. wie ist nun aber dieser höfische dichter darauf verfallen, seinen helden namen aus der heimischen volkssage zu geben? Wolfram, der ausgesprochen höfische epiker, behandelt ausländische stoffe, aber er kennt und schätzt die deutsche heldensage. auch in den Willehalm bringt er beziehungen auf sie herein, er nennt gerade *meister Hildebrant* (439, 16)[1], er unternimmt es, ein höfisches epos in strophischer form zu dichten. mag nicht eben sein beispiel mafsgebend gewesen sein für den jüngeren dichter? dessen vorgang kann es ihm auch erleichtert haben, sich seinen humoristischen einfällen hinzugeben. endlich ist auch ein wichtiger teil der handlung: kampf gegen heidnische übermacht, rettung einer hart bedrängten frau[2], beiden dichtungen gemeinsam. dem schöpfer der Virginal A bleibt deswegen im ganzen und im einzelnen eigenes genug. er wird nur in einen litterarischen zusammenhang gestellt, dessen er sich nicht zu schämen brauchte. — gekannt hat er, wenn meine erörterungen beweisend sind, den ganzen Willehalm: die ersten aus diesem benutzten stellen sind 3. 20. 12, 14 f; die drei götter werden Wh. 17.

[1] die dort ebenfalls erwähnte Uote bringen spätere bearbeiter der Virg. nach: s. die namenverzeichnisse von Stark und Zupitza.

[2] dass eine christin *auß heidenischen landen* stammt (wie im Wh.), berichtet w 79, 3. gelehrig im aufsuchen derselben quelle zeigen sich die bearbeiter auch sonst.

20 f genannt (allerdings auch sonst). die verse 22, 1 und 22, 28 kehren in der Virg. wörtlich oder fast wörtlich wider. die letzten, zu denen ich belege gefunden habe, sind Wh. 435, 12. 15. 455, 15 f. 455, 17. 466, 25. mit 467, 23 bricht Wolframs werk bekanntlich ab. allenthalben zwischen anfang und ende verstreut liegen die anderen verse, die sich in der Virg. widerspiegeln[1]. in dieser widerum ziehen sich die parallelen ziemlich ununterbrochen durch die echten strophen.

Kraus findet die fortsetzung von Virg. A in w 353—372. 375—381. 383—393. 396 f. 404—406. 408 ff.[2] aus dieser partie stammen zuvörderst jene übereinstimmungen, von denen diese arbeit ihren ausgang genommen hat: w 353, 2 f ∾ Wh. 430, 14 f; w 353, 10 f ∾ Wh. 312, 10; w 354, 7 ∾ Wh. 177, 3. 448, 4; w 355, 7 ∾ Wh. 415, 24; w 355, 13 ∾ Wh. 460, 15; w 358, 6 ∾ Wh. 131, 16; w 361, 1 ∾ Wh. 354, 6 (der gewappnete tischgast).

Andere lassen sich anreihen:

Willehalm.		Dietrichs Ausfahrt.	
312, 27 ff	*die vürsten urloup durch daz nâmen: si wolden vürbaz kêren*	w 362, 11	*her Bibung der wolt urlaub han*
		363, 3	*ich muß hin wider keren.*
377, 3	*gogel (: antvogel)*	370, 9	*gogl (: fogl)*
70, 14	*als in diu angest lêrte*	371, 6	*dar von ich angste lerne*
186, 21 f	*der künec zu Munlêûn beleip, unz er die zehen tage vertreip*	*372, 1 f	*Her Diterich zu Aron bleib,*[3] *pis das er dreissig tag vertraib*
186, 29	*er wart dâ sîner wunden heil (: geil)*	*372, 4	*da wurden im sein wunden hail (: gail)*[4]
390, 22	*man darf mich harte wênec laben*	384, 9	*man must den jungen herzog laben*
70, 19	*ieslîcher sîn sper sancte*	388, 7	*iglicher neiget schon sein sper* vgl. 197, 5 206, 7. 392, 12.

[1] Zupitza bemerkt zu Virg. 60, 5, dass der dichter 'das präsens des reimes wegen' gebrauche, 'wo man das präteritum erwartet'. auch dieser gebrauch des 'histor.' präs. ist im Wh. vorgebildet, zb. 212, 26. 22[illegible]. 41. 251, 4. 264, 26. 269, 12.

[2] w 382 hat Kraus als jünger erkannt. aus ihr merk ich an v. 10 *das roß und man erkrache* ∾ Wh. 429, 27 *[illegible]*

[3] mit * bezeichne ich die nur in w (nicht auch in D) bezeugten strophen. vgl. Zs. 43, 247.

[4] vgl. w 490, 10 f *dem wurden seine wunden . . . hai[illegible].*

Willehalm.	Dietrichs Ausfahrt.
430, 8 f *schiere kom gerunnen ûz munde*	394, 2 f *das plut im aus dem munde wiel,*
7 *und der künec lac unversunnen*	*da lag er unversunnen*
10 *daz machet al rôt den grüenen wasen*	391, 9 f *sein harnasch was von plute rot,*
vgl. 350, 22 *dâ von begozzen wirt der melm*	*der clee und auch der melme*
356, 28 *ir snîde was ein grîfen klâ*	403, 13 *das horn was eines greifen cla*
197, 1 *sus wart bereitet Rennewart und manec ander gein der hervart*	*405, 4 f *manch ritter da verwapnet wart, die mit in solten auf die fart* vgl. *494, 1 ff

Libertein heifst von Palerne w 376, 3. 390, 3. 437, 3. dieser beiname erscheint im Wh. 205, 23 u. ö.

Den schluss von Virg. A erkennt Kraus (s. 99—110. 122) in w 767—866, 'im einzelnen hundertfach entstellt, im grofsen aber treu bewahrt'. in diesem abschnitte habe ich nichts gefunden, was geradezu auf den Willehalm hinwiese. er ist übrigens, wenn alles ausgeschieden wird, was sich mit dem dichter von Virg. A nicht vereinen lässt (vgl. Kraus s. 102 ff), beträchtlich kürzer.

Der im früheren vornehmlich betrachtete anfang der Virginal — die partie bis str. h 233 — ligt in w in stark erweiterter fassung vor. die letzte mit h unmittelbar vergleichbare strophe ist w 352. es sind zwei schichten von erweiterungen zu unterscheiden: die strophen der älteren schichte sind auch in der vorlage des auszuges d gestanden, den das Dresdener heldenbuch enthält, die der jüngeren nicht.[1] auch diese erweiternden strophen, uzw. solche beider gruppen, weisen berührungen mit dem Willehalm auf. einige, die sie mit dem echten kerne des gedichtes gemeinsam haben, die also aus diesem stammen können und nicht unmittelbar aus Wolframs werk hergeleitet werden müssen, sind schon in den anmerkungen namhaft gemacht. andere mögen nun folgen. die strophen der jüngeren schichte bezeichne ich wider mit *. (w 8—24, die anderer herkunft sind, hab ich schon besprochen.)

[1] 'Über Dietrichts erste Ausfahrt', Zs. 43, 247.

Willehalm.		Dietrichs Ausfahrt.	
340, 3	*ûf die kristenheit durch râche*	2, 7 f	*auf die cristenheit, das er sie solte töten.*
225, 8 f	*balde wart im Volatîn [= sîn ors] gezogen*	42. 2	*zwei schnelle roß zoch man in nach* vgl. 381, 11.
46, 16	*daz er die schar mit hurte brach*	57, 5	*prechen durch der haiden schar*
171, 19 f	*daz ieslîch zaher den andern dranc* [1]	62, 12	*ein zeher da den andern schluy*
445, 1. 5.	*Rennewart den grôzen schaden sach* (: *geschach*) .. *ob im den jâmer alsô grôz*	*69, 1	*Da Hildebrant den jamer sach* (: *geschach*)
166, 24 f	*daz er* (der Heiland) *durch uns gôz ûf die erde ûz sînen wunden bluot*	*78, 3 ff	*der . . . vergos für uns sein plut so rot* (der Heiland),
219, 10 f	*erlôst . . . von hellebanden*		*erlost uns von der helle not*
224, 6 f	*mirst mîn dinc nû komen alsô, daz ich bedarf* (*deheines zagen*)	*80, 2 f	*mein ding das ist also gewant, das ich nit darf* (*der weibe*)
172, 22	*alsô mit swerten rüeren*	*81, 7. 9	*das schwert . . . wo er die held dar mit berürt*
363, 26	*wart vil gevellet ûf daz gras* vgl. 409, 8. 411, 20 f. 419, 10 f	*81, 11	*er fellt si nider in das gras*
426, 20	*die enkunde niht gewinnen*	*82, 6 f	*ir . . . kunt sein nit gewinnen*
376, 19	*von den vüezen unz anz houbet*	84, 9	*vom helm pis auff die füesse* [2]
352, 11 f	*wie von golde und mit gesteine lûter unde reine*	*89, 3	*von gold und von gesteine: reine* vgl. 85, 12 *90, 4. 95, 8. 9.
188, 6 f	*wol sehs manne sterke an sîn eines lîbe lac*	*90, 11	*das geit dem held zwelf mannes kraft.* (vgl. 99, 7 *zwelf roß sterk es . . . hat* und 106, 5.)
22, 26 f	*von rubîn ein krône ûf sînem liehten helme was*	95, 1. 2. 5.	*Und oben auf des helmes thron fürt er von gold ein reiche kron . . . von licht gestein ist si enprant.* [3]
367, 27	*gap . . . solhez brehen*	98, 8	*si gend im lichtes prehen* [4]
376, 30	*sîn helm mit listen was geworht*	*103, 1 ff	*Nu merket den vil klugen list,*

[1] vgl. auch w 24, 2 *das ir manch lichter zaher drang.*

[2] vgl. w 375, 5 *vom fus bis auf den helm.*

[3] vgl. *w 374, 3 f *ein helm so wol zimiret mit gold und auch mit rubein rot.*

[4] die strophe steht auch in h als 32., aber v. 1—8 sind in w stark verschieden.

Willehalm.		Dietrichs Ausfahrt.	
421, 30f	*mit guoter kunst . . . geworht*		*wie der satel gewurket ist mit künstenreichem sinne* vgl. 101, 3. 8 *geworcht . . mit künstenreicher hende.*
181, 25	*sô vliuhe ich, ê ich den vîent sehe*	115, 2	*flüch ich ein, den ich nie gesach*
253, 6ff	*[got,] der mich von nihte ze dirre werlde brâhte, alze vruo er mîn gedâhte*	117, 11ff	*wes hast du* (= *got*) *mich zur welt gebracht? vil pesser deücht mich sein gewest, und daz mein got nie het gedacht.*
39, 3	*überlast* (auch sonst.)	124, 13	*überlast*
61, 2	*tôt, nû nim dîn teil an mir*	127, 11	*kum Tot und nim daz leben mein*
93, 30	*daz der tôt sîn jungez herze brach*	*128, 5	*ach, junges herz, prich mir enzwei.*[1]
351, 23	*von spern manec lûter krach*	*148, 3f	*die sper si baid zerstachen, der schefte krach so laut erhal*
vgl. 57, 10	*diu sper mit krache wâren hel*		
350, 21	*houwen durch vil herten helm* (: *melm*)	157, 1	*Er schriet dem heiden durch den helm* (: *melm*)
383, 4ff	*dâ von wart harnasch zetrant . . . vil schilte . . . wurden dâ zevüeret, manec helm also gerüeret*	157, 7f	*mir ward nie mer mein helm zertrant, mein schilt also zu drumet* vgl. 208, 12.
74, 26	*daz bluot in durch die ringe vlôz*	166, 7f	*daz plut . . . floß dem heiden durch die ringe* vgl. *210, 9.[2]
439, 8f	*. . . manec ritter sêre wunt, verhouwen durch sîn harnasch*	168, 7	*der haiden der ward ser verwunt durch sein prün*[3]
245, 19	*vreude grôz*	180, 7	*freüden groß.*
83, 26	*sîn manheit in lêrte*	199, 3	*sein manhait im das riete*
76, 1f	*ir ehte vluhen durch nôt, siben aldâ belâgen tôt*	199, 12f	*da lagen auch funf haiden tot*[4]

[1] vgl. w 62, 7 f *mir tut mein junges herze wee, vor laid wil es zubrechen.*

[2] vgl. auch h 171, 7 f *der sweiz im durch die ringe ran geverwet rôt mit bluote.*

[3] Die strophe entspricht h 62, wo aber die verse anders lauten.

[4] vgl. w 438, 3. 440, 5. 445, 12.

	Willehalm.		Dietrichs Ausfahrt.
430, 26	*swelher im dâ niht entran*		*der sechst entran im kaum* vgl. 201, 9. 209, 12 f.
414, 11 f	*daz er . . . alrêst der vinde næme war*	206, 5	*der junge helt ward ir* (der feinde) *gewar.*
375, 6	*ein poinder stach, der ander sluoc* vgl. 365, 4. 439, 22. 441, 24.	208, 7	*der ein der schlug, der ander stach*
16, 16	*daz er die schar mit hurte brach*	208, 9	*her Ditrich durch den haufen* (4 *schar*) *brach.* vgl. 57, 5.
18, 26 ff	*die heiden . . schrîten alle Tervigant. daz was ein ir werder got*	209, 2. 4	*vil manger* [*haiden*] *seinen got an rief Machmet, Apoll und Terfiant.*
408, 28 f	*. . . den künec sluoc durch den helm unz ûf die zene*	209, 7 f	*sein schwert durch herte helme wut, want auf den zenen wider.*
58, 1	*Er enthielt dem orse und sach hin wider*	*210, 2	*der Perner hielt und sach im nach*
102, 29 f	*. . . gap der künegin guoten trôst und jach, si würde wol erlôst*	258, 11 ff	*si gaben all ein ander trost und sagten all got lob und dank, das ers aus sorgen het erlost.*[1]

Von 259 bis 352 hat w nur 4 Plusstrophen (vgl. Zs. 13, 213 anm.).

Auf den vf. der eben betrachteten plusstrophen von (D) w 1—352 führt Kraus (s. 119 ff) die partie w 418—491 zurück. aus dieser bietet sich dar:

	Willehalm.		Dietrichs Ausfahrt.
340, 8	*daz die dem tôde wæren gegeben*	w 432, 11	*pis er dem tode ward gegebn* vgl. 70, 7. 451, 11. 454, 12 f h 115, 11.
458, 9 f	*an der überkraft an stolzer . . . haidenschaft*	436, 1 f	*Da was der haiden überkraft gar nahendt worden sigehaft*
306, 12	*der tôtlîche val*	450, 5. 478, 9	*des todes fal*
389, 1	*si wolden vristen gerne ir leben*	451, 5 f	*die fursten . . . ir leben kunden fristen*
425, 27 ff	*halsberc, schilt* und *helm* aus eines *wurmes hiute*	462, 11	ein riese trägt *eins wurmes haut.*

Die annahme, dass von den männern, die sich an der alten grundlage unserer Virginal erweiternd und umgestaltend versucht haben, ein zweiter und ein dritter gleichfalls unter der

[1] die strophe liegt auch in h als 135. vor, aber mit anderem schlusse. — Vgl. w 492, 11 ff.

einwürkung der legende Wolframs stehn, hat nichts unwahrscheinliches. sie war weithin verbreitet und bekannt. und wenn uns heute im ältesten bestande anklänge an den Willehalm auffallen, konnte sie ein bearbeiter der Virg. A natürlich auch bemerken und für seine tätigkeit aus derselben quelle anregung schöpfen. es fände bei dieser annahme ein ähnliches verhältnis späterer fassungen der Virg. zum Wh. statt wie zum Laurin A: auch von diesem zeigen sich mehrere schichten der Virg. beeinflusst (vgl. den jahresbericht des Franz Josef-Gymn. in Wien v. 1901, s. 13 ff).[1] ein geistesverwanter des grofsen höfischen epikers ist deswegen im besonderen der vf. der Orteneck-episode nicht gewesen: wie in absichtlichem widerspruche zu Wolframs stellungnahme den heiden gegenüber und namentlich zu den ergreifenden worten Giburgs (306, 12 ff), die weinend für sie bittet und ihnen auch nicht jegliche hoffnung auf das ewige heil abspricht: *die heiden hin zer vlust sint alle nicht benennet* (307, 14 f), entscheidet der jüngere kurz und hart: *der helle si geporen sind all heidenman und auch die weip*[2]. (Dietrichs Ausfahrt 450, 12 f).

Ich habe hiemit der vollständigkeit wegen auch die nur von w überlieferten partieen herangezogen, weil die untersuchungen von Kraus zu dem ergebnis geführt haben, dass auch in einigen von diesen so manches auf den vf. der Virg. A hinweist. geringere zahl und deutlichkeit der übereinstimmungen war hier wegen der ungünstigeren überlieferung[3] im voraus zu erwarten und mag zum teil auf deren rechnung kommen. wie es sich aber auch damit und mit den späteren bearbeitern verhalte, das wichtigere und interessantere wäre, wenn uns die betrachtung des in h usw. erhaltenen echten bestandes zu der annahme berechtigt, dass dessen dichter, den Kraus als einen 'guten schüler Konrads von Würzburg' erwiesen hat (ss. 16. 92 ff), auch unter der einwürkung Wolframs gestanden ist.

[1] vgl. Kraus s. 122.

[2] vgl. Zs. 43, 251; vgl. Kraus s. 119 ff.

[3] auch Kraus, der auf grund eingehndster prüfung vor der unterschätzung von w warnt und diese handschrift selbst nach gebühr würdigt und ausnutzt, stellt sie (auch in den weniger überarbeiteten strophenteilen) nicht höher als 'eine spätere, nicht besonders gute hs. eines beliebigen höfischen textes' (s. 1).

Graz. **Justus Lunzer.**

MINISTERIALITÄT UND RITTERDICHTUNG

I.

DIENESTMAN UND *EIGEN* IN DER HÖFISCHEN DICHTUNG, BESONDERS IM MINNESANG.

Ein grofser teil der deutschen ritterschaft gehörte dem stande der ministerialen an. ja diese waren in der blütezeit der höfischen cultur ihre bei weitem zahlreichsten vertreter. in meiner arbeit 'Die ministerialität in Südostdeutschland vom zehnten bis zum ende des dreizehnten jahrhunderts' (Quellen und studien zur verfassungsgeschichte des deutschen reiches hg. v. Zeumer bd IV h. 1) hab ich die entwicklung dieses standes ausführlich dargestellt. seine entstehung aus der unfreien *familia* der bischofskirchen und fürstenhöfe, bei der nicht sowol die hofämter als vielmehr der kriegsdienst das für die standesneubildung entscheidende moment waren, und die allmähliche annäherung der dienstmannen an die freien ritter in ihrer wirtschaftlichen und politischen bedeutung. das einströmen freier elemente in den neuen stand, trotz dessen sich momente seiner rechtlichen unfreiheit bis zum ende des dreizehnten jahrhunderts hielten. ich habe diese untersuchung im wesentlichen auf südostdeutsches gebiet beschränkt, eine begrenzung, die mir da geboten erscheint, wo locale verschiedenheiten eine nicht unbedeutende rolle bei der standesneubildung spielen [1]. für dieses gebiet hab ich dort auch kreuzfahrerlisten zusammengestellt, aus denen sich ergab, dass das verhältnis der freien kreuzritter — die fürsten und grafen ungerechnet — zu den unfreien in procenten ausgedrückt folgendes war:

[1] Für Bayern und die Marken habe ich alles nur erreichbare material auszuschöpfen gesucht, besonders auch dichtungen. in der verwendung dieser als socialgeschichtlicher quellen ligt etwas methodisch neues, über das ich in der einleitung jener arbeit ausführlich gesprochen habe. hier sei besonders auf die schlüsse hingewiesen, die sich aus der beobachtung des gebrauchs des wortes '*dienstman*' — bei aufzählung der stände, wo es vielfach das '*vrie*' ganz verdrängt, und für sich allein, in letzter entwicklung als bezeichnung des ritters überhaupt — für das vorherschen der ministerialen innerhalb des ritterstandes ziehen lassen. ja auch für die datierung oder localisierung eines gedichtes können solche beobachtungen von wert sein.

in den jahren 1096—1146	freie	71 %	ministerialen	29 %
1147—1191	„	23 %	„	77 %
1192—1250	„	3 %	„	97 %.

So wenig zuverlässig diese zahlen an sich sind — wir verdanken sie der willkür unserer überlieferung —, das was sie hier zeigen sollen, das stetige zunehmen der ministerialen innerhalb des ritterstandes, wird deutlich genug. daraus ergibt sich weiter, dass auch all die culturellen einflüsse der kreuzzüge, die würkungen der internationalen vergesellschaftlichung des rittertums in erster linie den ministerialen zu gute kommen musten, die danach auch einen wesentlichen anteil an der herausbildung der höfischen cultur in Deutschland gehabt haben werden. diese selbst aber erscheint trotz der rechtlichen verschiedenheiten ihrer träger als ein ganz einheitliches gebilde. freie und ministerialensöhne machten dieselbe ritterliche erziehung unterschiedslos nebeneinander durch, empfiengen zusammen am festlichen tage den rittergürtel, waren genossen im kampf und genossen im leben der gesellschaft, von demselben ideal des vollendeten ritters erfüllt. — dies ideal jener zeit darf man freilich nicht einseitig nach den sogenannten höfischen epen zeichnen. in der gleichen zeit wie diese wurden der arme Heinrich und das Nibelungenlied, der Ortnit und die mancherlei Dietrichsepen von deutschen dichtern geschaffen. die ideale die diese verschiedenen dichtungsarten repräsentieren, waren in ein und derselben zeit lebendig; bieten sie contraste, so sind das widersprüche, unter denen diese zeit zu leiden hatte; ihr grundzug muss als ein einheitlicher gefasst werden.

Doch das nur nebenbei. genug, der deutsche ritterstand tritt uns in seiner culturellen erscheinungsweise ganz als eine einheit entgegen, wie er sich auch durch Barbarossas reichsgesetze fest gegen jeden zufluss von unten abgeschlossen hatte oder wenigstens abschliefsen wollte. bilden sich innerhalb der ritterschaft unterscheidungen heraus, so sind das nicht die alten landständischen nach frei oder unfrei, sondern die nach der lebensweise, den materiellen lebensbedingungen und der culturstufe der einzelnen, höfisch oder bäurisch.

Hier drängt sich uns nun die frage auf, ob diese in sich einheitliche ritterliche cultur in Deutschland, deren zahlreichste träger ministerialen waren, nicht vielleicht in ihrer gesamtheit

züge aufweist, die sie dem standescharakter eben diesen ministerialen verdankt. und damit hängt die weitere frage zusammen, ob hierin nicht einer der entscheidenden unterschiede zwischen der deutschen und der romanischen höfischen cultur liegt.

Denn jene ist nicht einfache nachahmung dieser, ihr nicht gleich in ihren erscheinungsformen, so stark sie auch in vielem unter ihrem einflusse stehn mag. dafür nur ein beispiel: die ceremonie der ritterweihe war in Deutschland eine andere wie in Frankreich. das bad des knappen, die nachtwache vor der feier, der ritterschlag finden sich in keiner deutschen quelle des dreizehnten jahrhunderts erwähnt. die messe und das segnen des schwertes, die feierliche umgürtung des knappen, das sind die einfachen momente der deutschen ritterweihe. erst im vierzehnten jahrhundert tritt, zunächst in den grenzgebieten, der ritterschlag bei uns auf, der das charakteristische moment der romanischen feier bildet[1]. daraus, dass alle deutschen epen ohne ausnahme, auch solche, die sich eng an französische vorlagen anschliefsen, wie der 'Willehalm von Oranse', nie die französische, nur die deutsche form der schwertleite schildern, ist auf eine relativ grofse selbständigkeit der deutschen rittercultur sowol wie der höfischen epen zu schliefsen.

Doch ein eingehender vergleich der beiden culturen kann hier nicht gegeben werden. dazu fehlt es noch zu sehr an den nötigen vorarbeiten. zumal die frage nach der französischen ministerialität, nach den bezeichnungen und den eigentümlichkeiten der unfreien ritter in Frankreich, ist noch zu wenig untersucht worden[2]. immerhin darf das als sicher gelten, dass es eine ministerialität von der bedeutung der deutschen auf romanischem boden nicht gab, dass das hauptcontingent der französischen ritter freie vasallen, nicht ministerialen waren.

Diese verschiedenen standesverhältnisse scheinen nun auch verschiedenheiten in den ausdrucksformen der höfischen cultur in Deutschland und in Frankreich bedingt zu haben. auf ein moment

[1] vgl. s. 140 anm. 2 meines oben genannten buches. ich denke an anderer stelle diese frage ausführlicher zu untersuchen. [2] einen anfang bedeutet die arbeit von Ganzenmüller, Die flandrische ministerialität bis zum ersten drittel des zwölften jahrhunderts (Tübinger diss. 1907), die für flandrisches gebiet manche der deutschen ministerialität analoge erscheinungen nachweist.

will ich hier näher hinweisen, auf die verwendung des wortes *dienstman* und des ihm correspondierenden *eigen* in der conventionellen standessprache des deutschen rittertums. man bedient sich der ausdrücke ministerialischer abhängigkeit, um einen andern seiner ergebenheit und dienstbereitschaft zu versichern, als übertriebene höflichkeitsbezeugung, um das gefühl starker dankbarkeit und verpflichtung zum ausdruck zu bringen. so nennt sich Iwein seines freundes Gawein *gewissen dienstman*[1]. Marke wird als Tristans 'freund und dienstmann' bezeichnet (Tristan v. 6553), während an anderer stelle sich Tristan Markes 'dienstmann' nannte[2]. im 'Erec' heifst es: '*herre, in iuwer gewalt suln wir uns für eigen geben: von iu sô haben wir daz leben*' (v. 5632 ff.). ähnlich sagt die königin Virginal zu Dietrich: '*des bin ich iuwer eigen*' (Virginal str. 974 s, vgl. 1066 4). und in Konrads vWürzburg Partonopier (v. 20090 f) bittet Walther seinen gegner um schutz gegen sein heer: '*dar umbe daz ich iemer wese für eigen iuwer dienestman.*' dass eine solche erklärung meist nur als eine conventionelle ausdrucksform aufzufassen ist, wird ganz deutlich im Tandareis (v. 17949 ff): ein graf trägt einem boten auf, dem helden zu sagen: '*ich sî vür wâr sîn dienstman unt bin im dienstes undertân.*' der bote richtet nur aus (v. 17956), der graf sei ihm '*mit triuwen dienstes undertân.*'

Mit ähnlichem übertragenem gebrauch des wortes werden auch die helden von ihren dichtern mehrfach Gottes oder einer tugend dienstmann genannt[3].

[1] Iwein v. 7477. die französische quelle hat nichts entsprechendes. die bildliche meinung wird aus v. 7528 f deutlich: '*wan daz ich iuch êre als iuwer riter und iuwer kneht*'. [2] Tristan v. 3373. '*iuwer jäger und iuwer dienestman daz bin ich sô ich beste kan*'. ich glaube nicht, dass sich Tristan hier tatsächlich in die ministerialität Markes begibt. es wird sich nur um eine höflichkeitsform handeln, da das wort *dienestman* als standesbezeichnung bei Gottfried — und anderen höfischen epikern — gar nicht vorkommt, nur einmal in collectiver verwendung (v. 5812). damit widerspreche ich den ausführungen von Kotzenberg, Man frouwe juncfrouwe S. 35, gegen den auch meine oben citierte arbeit s. 12. 127 zu vergleichen ist. [3] so schon im Rolandslied 2,2,26. 26,28. 282,25. 155,3; dann auch in höfischen epen: Tristan v. 6889, Wilhelm von Orlens v. 15593, Engelhard v. 4122, Wolfdietrich B str. 902; vgl. auch Konrad von Würzburg Der welt lohn v. 130. 158.

Erklären sich besiegte als eigen des siegers, so steht hier das bild der ursprünglichen bedeutung noch am nächsten [1].

Dieser übertragene gebrauch auf der einen, die zunehmende zahl der ministerialen auf der andern seite lassen das wort *dienstman* schliefslich auch für freie ritter oder lehnsmannen überhaupt verwant werden, ohne dass an ein specielles ministerialitätsverhältnis, tatsächliche eigenschaft dabei noch gedacht würde [2]. das ist die letzte entwicklung.

Eine besonders grofse rolle spielen die ministerialischen abhängigkeitsverhältnisse in conventionellem bildlichem gebrauche im deutschen minnesang. darauf will ich etwas näher eingehn, da von hier aus auch die frage nach dem ursprung und der selbständigkeit des deutschen minnesangs eine neue beleuchtung erfährt.

Dass die deutsche höfische lyrik sich zunächst aus selbständiger wurzel entwickelt habe, das scheinen mir entgegen der auch heute noch litterarisch am stärksten vertretenen ansicht von der nachahmung romanischer vorbilder schon chronologische erwägungen nahe zu liegen. nach dem zeugnis Heinrichs von Melk (Erinnerung v. 607 ff) ist das preisen der frauen ein typischer zug des deutschen rittertumes um 1160. das heifst zu einer

[1] Rolandslied 305,15 *'ich wirde hie ze stete dîn man'*; Alexanderlied v. 1177 ff. *'dâ mit er* (Darius) *mir* (Alexander) [illegible] *zeigen welle geben'*; Rosengarten A str. 377 f, Dietrich sagt, nachdem er Gibich besiegt hat:

> *'iuwer vater Gibeche muoz mîn eigen sîn.*
> *stete bürge liute und ouch darzuo diu lant*
> *muoz er ze lehen enpfâhen von unser frîen hant'.*

. . . alsô wart der künec eigen und ouch al sîn guot. der Rosengarten D, die thüringische fassung, spricht (str. [illegible]) nur von *sîn undertan*; *ze dienste brâht*, zu lehen empfangen udgl. [2] vgl. s. 128 meiner oben citierten arbeit. — in manchen der sogenannten volksepen erscheinen die dienstmannen als ausschliefsliche begleiter und kämpfer ihres herrn. — der reimchronist Ottokar sagt von drei königen, die vom könig von Ungarn lehnsabhängig sind: *und dienent im als sîn dienstman* (v. 41348). Partonopier redet seine fürsten an: *'nû sît ir mîne dienestman'* (v. 18826, vgl. 18819). ähnlich sagt SOswald zu seinen untertanen: königen, herzogen, grafen: *'ir hêrren, ir sult mir triwe erzeigen, wan ir sît al mîn eigen'* (ed. Ettmüller v. 1494 ff) und im Wolfdietrich B (str. 763) eine königin von einem grafen: *'nû was der ê mîn eigen, sol ich den hân ze einem man?'*

zeit, da die bedeutenderen und am weitesten würkenden vertreter der provenzalischen minnelyrik erst eben zu dichten begannen, da ihr einfluss noch nicht nach Nordfrankreich gedrungen war[1], da auch in Italien die troubadours noch nicht zu singen begonnen hatten[2].

Sodann glaub ich auch, dass sich das aufblicken zur frau, die frauenverehrung — diese umkehr des natürlichen erotischen verhältnisses, wie man sagt — in allmählicher entfaltung hand in hand mit der entwicklung neuer ritterlicher lebensformen unter ähnlichen bedingungen in Deutschland wie in Frankreich herausgebildet hat. denn auch bei uns lässt sich eine allmähliche annäherung an diese neue stellung der frau beobachten: das Waltharilied zeigt die alte form des brautwerbens; das mädchen fügt sich als dienende dem manne. anders im 'Ruodlieb'. die *herilis*, die mit Ruodliebs neffen verlobt wird, verlangt von diesem: '*serviat obnixe volo quo mihi nocte dieque*' (XV 55). der zusammenhang, in dem diese äufserung steht, ist scherzhaft gemeint; allein nicht ganz: sie entspricht immerhin dem selbständigen auftreten des mädchens und zeigt uns damit, dass schon im elften jahrhundert die stellung der frau innerhalb der ritterlichen gesellschaft sich zu verschieben begann[3]. die entwicklung

[1] Nach Jeanroy Les origines de la poesie lyrique en France au moyen âge (Paris 1889 s. 306), kam die ritterliche provenzalische dichtung kaum vor dem zweitletzten jahrzehnt des zwölften jahrhunderts nach Nordfrankreich.

Jeanroys versuch, die abhängigkeit auch der ältesten deutschen lyrik von romanischen mustern zu erweisen, hat mich nicht überzeugen können. die parallelen, die er (s. 292 ff) anführt, sind entweder zu wenig ähnlich, um dies beweisen zu können, oder können das schon deshalb nicht, weil das deutsche gedicht wahrscheinlich ebenso alt, wenn nicht älter ist, als das romanische. so hat der burggraf von Rietenburg nachweislich vor 1184 gedichtet, Folquet von Marseille dagegen nach Diez-Bartsch 1180 bis 1195, Peirol 1180—1225. — ich kann zu denen bei Jeanroy noch eine weitere parallelstelle hinzufügen, bei der die beeinflussung des deutschen ausdrucks durch den provenzalischen zeitlich wol weit eher möglich wäre; doch können beide auch sehr wol selbständig sein:

Kürenberg 8 15.	Bernhard v. Ventadour XIX 5
'jô enwas ich niht ein bêr	*'Ors ni leos non etz vos ges*
wilde', sô sprach daz wîp.	*que m' aucizatz s'a vos mi ren'.*

[2] vgl. Casini in Gröbers Grundriss II s. 73 und Jeanroy aao. [3] auch an andern stellen im Ruodlieb wird der frau mit grofser ehrerbietung begegnet; vgl. zb. VII 21.

schritt fort. das zeugnis Heinrichs von Melk erwähnte ich schon. Wernhers Marienleben von 1172 ist von einer zarten, huldigenden auffassung dem weiblichen wesen gegenüber erfüllt. der dichter lässt Joseph durch einen engel ermahnen: '*dine vr* (Maria) *immer gerne mit vlîze und mit êren, als du seist ir eigen, des enschaltu niht geweigern*' [1]. und der fromme mann spricht denn auch von Maria in ausdrücken dienender ergebenheit.

Dient hier Joseph seiner frau, wie wenn er ihr eigen wäre, freilich auf grund einer göttlichen sendung, entbietet weiter in der etwas älteren Kaiserchronik ein sohn seiner mutter, der königin, '*dienest und minne*' (v. 8345), so ist von da aus der übergang zur engen verbindung der begriffe *dienest* und *minne* im engeren sinne der geschlechtlichen liebe nicht mehr weit.

Drittens aber — und das ist das wesentlichste: in Deutschland sind die conventionellen bildlichen ausdrücke des minnedienstes andere wie in Frankreich und in der Provence.

Wechfsler [2] hat durch zahlreiche belege gezeigt, dass die provenzalischen troubadours in der darstellung ihres frauendienstes viele bilder der sphäre des vasallitätsverhältnisses entnahmen. überaus häufig ist das verb *servire* in der provenzalischen lyrik, um das verhältnis des dichters zu seiner dame zu bezeichnen [3]. er nennt sich auch ihren *servidor* [4] und *servire* [5], häufiger noch *hom* [6], *litges* [7] udgl., sie dagegen seinen *senhor*.

[1] Bartsch, Beiträge zur quellenkunde der altdeutschen literatur s. 43. diese stelle steht nur in den Heidelberger bruchstücken des 14. jh.s, die aber nach den untersuchungen Bruiniers, Kritische studien zu Wernhers Marienleben (dissertation Greifswald 1890) dem original näher stehn als die texte von Wien und Berlin. auch die unreinen reime sprechen für das alter der oben citierten verse.
[2] 'Vasallität und frauendienst' (Zs. f. franz. spr. u. litt. bd. 24 [1902], s. 159 ff.) ich drücke mich oben vorsichtiger als er aus. denn dass es sich um eine bewuste, ja geforderte technik handle, das eigene liebeswerben sich genau in den formen der einzelnen stufen des vasallitätsdienstes abspielen zu lassen, das scheint mir nicht erwiesen und auch nicht zu erweisen.
[3] vgl. Wechssler a. a. o. s. 169 ff, 175 ff und dann G. de Cabestaing IV str. 38 '*Que us ames e us servis*'. — ich citiere die troubadours nach der ausgabe von Mahn Werke der troubadours. [4] Arnaut de Marueil n. III, Pons de Capdoill n. X gel., R. de Toulouse XII str. 23, B. de Ventadour (Wechfsler s. 167); Peire Vidal ed. Bartsch n. XIII 59 ff. [5] Peirol XXII 18.
[6] ib. XIV 45, Peire Vidal n. 35 9,13,14, Pons de Capdoill X gel., Augier Novella IV 1 (Mahn III s. 178). [7] Wilhelm von Saint Didier (Wechfsler s. 16[illegible])

senhoratge[1] und ähnlich. alle diese ausdrücke sind der vasallitätssphäre entnommen. in keinem ligt ein hinweis auf den stand unfreier ritter, die den deutschen ministerialen entsprächen. auch *servidor* und *servire* sind nicht so aufzufassen wie Wechfsler (s. 167 2) das tut; sie können vielmehr auch den als vasall dienenden bezeichnen[2], entsprechend der bedeutung des lateinischen *servitor* im 13 jh., soweit sie nicht eine ganz allgemeine bedeutung haben. ebenso werden die ausdrücke sich ergeben (*s'autrejar*[3], *se rendre*[4]) und 'der ihre sein'[5] sich auf vasallitätsverhältnisse beziehen. das beweist ein vers von Peirol '*a lieis m'autrei litges deserenan*'[6]. während ein anderer Augier Novellas '*Vostr hom suy ses tricharia E si us platz podetz m'aucire*'[7] uns zeigt, dass sogar das vollkommen übersichverfügenlassen mit dem bilde des vasallenverhältnisses vereinbar ist. wir werden danach auch bei versen wie '*sui seus per vendr'e per dar*'[8], '*Per vos, dona, a cui mi sui donatz*'[9], '*Per qu'ieu me sui del tot a vos donatz*'[10], '*que vostr' om domenjatz sui cum sera compratz*'[11] nicht an ein ministerialisches abhängigkeitsverhältnis denken müssen, um so mehr als das bild des sichschenkens ja auch aus einer ganz andern sphäre stammen kann, der des handels etwa[12]. so werden wir auch den übrigens ziemlich seltenen aus-

[1] Wechfsler s. 167 u. a., 176. [2] vgl. die verbindung *hom e servire* (Augier Novella v 3, R.v.Toulouse IV 34, Pons de Capdoill XII 26), '*Mi dons soi hom et amics e servire*' (Diez Poesie der troubadours s. 138), '*servidor et amic*' (Peire Vidal IV 12). [3] '*Quar vostres suy e per vostre m'autrei*'. Arnaut de Marueil XI 54. vgl. Peirol bei Wechfsler s. 169. [4] '*A vos mi ren per far vostre coman*' Pons de Capdoill XII gel., vgl. derselbe bei Wechfsler s. 177 und B. de Ventadour ib. 167. — '*De cor a vos rendutz*' G. de Cabestaing V 38. [5] vgl. o. anm. 3. — '*Sieus sui e sieus serai jasse*' Peirol I 6,7, '*per qu'eu sui seus e serai tan quan viva*' Peire Vidal 4335, '*Non dic ieu ges que totz temps sieus no fos*' Pons de Capdoill III 31. [6] Wechfsler s. 168, vgl. auch ib. s. 165 die ersten verse. [7] Mahn III s. 178. [8] Peire Vidal XIII 41. [9] Pons de Capdoill XII 49. [10] Arnaut de Marueil XII str. 2. [11] R.v.Toulouse XII 3; Wechfsler s. 172; vgl. ib. B. de Ventadour. [12] Es ist oft mit der möglichkeit zu rechnen, dass ein bildlicher ausdruck zwei ganz verschiedenen lebenssphären entnommen sein kann. das deutsche *undertân* z. b. wird sich meist auf rechtliche abhängigkeitsverhältnisse beziehen, aber der dichter kann auch durch ein ganz anderes bild zu diesem ausdruck kommen, wie Dietmar von Aist 3834: '*der bin ich worden undertân als daz schif dem stiureman*'.

druck *sers*[1] nicht bestimmt auf einen unfreien ritter beziehen: dies wort kann eben auch ein gar nicht der versallitätssphäre entnommenes bild sein, um niederste unterwürfigkeit zu bezeichnen, wie in der verbindung *obedient plus que serf ni judeus*[2].

Dass irgend ein bild der provenzalischen troubadours den verhältnissen unfreier ritter entnommen sei, ist meines erachtens aus alledem nicht zu erweisen[3].

Die französische minnelyrik übernimmt von den Provenzalen die bilder des vasallitätsdienstes. Die ausdrücke *servir*[4], *service*[5], *hommage*[6], *ligement*[7], *liges*[8], *hom*[9], *signourage*[10], *vasselaje*[11] u. ähnl. sind in ihr häufig. daneben kommen, seltener, andere verwante bilder vor wie *'sui en vostre justice'*[12], *'a vostre devise'*[13], *'en sa vouerie'*[14], *'me seux donee'*[15], *'suis vostre'*[16] und ähnliche, vereinzelt *servaje*, *sergant*, wobei aber entweder diese worte mit *vasselaje* gleichstehn[17], oder eine allgemeinere bedeutung haben[18]. im ganzen sind bei den Franzosen diese bilder aus dem vasallitätsdienste viel einförmiger und starrer als bei den Provenzalen; ministerialitätsverhältnisse scheinen mir auch hier nicht vorzukommen.

Auch im deutschen minnesang ist das wort *dienen* sehr häufig, das aber vorher schon übertragen gebraucht wurde und

[1] *'sui vostre sers (serf) leyalmen'* Pons de Capdoill IV 4, Arnaut de Marueil XIII 3; *'sui vostres bendizens e sers obediens'* Peire Vidal (Wechssler s. 171). [2] Folquet de Romans (Wechssler s. 172). [3] um ganz sicher zu gehn, müste man die gesamte provenzalische lyrik daraufhin durchsehen. ich habe das noch nicht getan und kann darum hier nur vermutungen aussprechen. [4] ich habe die sammlungen von Mätzner, Altfranzösische lieder (Berlin 1863) und Wackernagel, Altfranzösische lieder und leiche (1846) und die älteren dichter bei Tarbé, Chansonniers de la Champagne (Reims 1850) daraufhin durchgesehen. dort fand ich *servir*: Mätzner n. I 43 (von der dame gesagt), V 7, VII 29, VIII 34, IX 5. 18. 48; XIII 10 u. ö., XIV 8. 16, XVII 30, XVIII 25. 35, XX 7. 24; XXI 11, XXII 1 (*seignours servir*), XXIII 6. 29, XXIV 5. 27, XXV 20, XXVI 27. Wackernagel n. X, XII, XIV, XXVIII, XXXIII, XXXIV, XLVI; Tarbé s. 1. 2, 10. 11. [5] Mätzner I 7, 26, XIV 18, XVIII 30, XX 26, XXV 27, XXIX 6; Wackernagel VIII 13. [6] Mätzner VIII 41, XIII 34, XXXVII 2. [7] ib. XV 19. [8] *'seux ces liges hons sougis'*; Wackernagel n. XLVI str. 2. [9] Mätzner I 32 u. a., Wackernagel XXVIII. [10] Mätzner XIII 37. [11] ib. XIII 18. [12] ib. I 24. [13] ib. I 19. [14] ib. XXVII 31. [15] Wackernagel XXXIII str. 1 ib. IX str. 3: *'en vos ai mis'*. [16] Tarbé s. 2. Wackernagel XXXIII str. 2: *'cui sui et seux et serai'*. [17] Mätzner XIII 20. [18] ib XIV 38.

im minnesang selbst noch in bildern ganz anderer sphäre verwant wird[1]. ja mehrfach noch das verhältnis der frau zum manne bezeichnet[2]. ob in den meisten fällen bei der verwendung dieses wortes an vasallitäts- oder ministerialitäts-dienst gedacht sei, das ist aus ihm selbst nicht zu entnehmen. der zusammenhang spricht vielfach für letzteren.

Der dienst wird geboten, d. h. dargebracht.[3] es wird ein lohn dafür erwartet[4], etwa ein kuss, der als lehen der minne bezeichnet wird[5], um 'genade' gebeten.[6] specialitäten des vasallitätsverhältnisses, die im provenzalischen so häufig sind, fehlen im deutschen fast ganz. nur einmal, von Burkart von Hohenvels, wird das bild des lehnsmannes breit ausgesponnen[7], der um ein lehen bittet, es in gewere zu haben und einen zins dafür zu entrichten, der es empfängt, indem er nach *mannes reht* seine hände faltet.

[1] *gote dienen* MFr. 96 11,20. 181 8,25, *dem keiser und den wiben* 116 22, *der werlt* 164 7, den leuten 169 5. [2] MFr. 35 33. 38 12 (Dietmar), 13 31 (Meinloh), 106 22 (Rugge) '*nu lône als ich gedienet habe*', 200 17 (Reinmar) '*im ze dienste*', 215 5 (Hartmann) '*Du solt im mînen dienest sagen*'. [3] MFr. 11 4 (Meinloh), 18 23 (Rietenburg), 122 3. 142 36 (Morungen), MSH. I 45 b (Neifen), 156 a. 160 a (Wintersteten) u. ä. häufig. [4] '*Ich wil um ein lêhen nu vlêhen vrouwen . . .*' MSH. II 321 b (K.v.Würzburg). — '*Minne, ich diene dir, du solt solt mir geben minneklichen*'. MSH. I 52 b (Neifen) und ähnlich. [5] MSH. I 20 b (könig Wenzel von Böhmen), 24 a (graf von Kilchberg). [6] Das ist überaus häufig, z. b. '*nû nim mich in dîne genâde*' MFr. 37 2 (Dietmar); '*Vrouwe, habt genâde mîn*' MS. I 204 a (Hohenvels); '*unt wil ûf genade nîgen*' MSH. II 72 a (Trostberg). solche und ähnliche wendungen (vgl. auch MFr. 77 22 Gutenburg) brauchen nicht immer der sphäre der lehnsverhältnisse entnommen zu sein, sind es aber meist. seltener ist die wendung, dass die frau *genâde widerseit* (MFr. 206 16 Hartmann), *verseit ir genâde* (ib. 133 7 Morungen). [7] MSH. I 209. vielleicht ist auch das bild bei Morungen (MFr. 135 38), zumal in Schönbachs lesung (WSB. 141 s. 137): '*mîn hende ir valde ich und nîge ûf ir fuoz*' und das verwante im Frauendienst 394 26: '*mîn hende ich valde mit triwen algernde ûf ir füeze*' der lehnssphäre entnommen; doch braucht das falten der hände nicht ausschliefslich als zeichen eines vasallitischen ergebenheitsverhältnisses aufgefasst zu werden, wie gewis nicht bei Veldeke (MFr. 58 15): '*dem wûnsch ich des paradîses unde valde im mîne hende*'. — bei dem bilde des um urlaub bittens (z. b. MSH. I 154 b Wintersteten) und anderen ist es ebenfalls ganz unsicher, ob sie der vasallitätssphäre entnommen sind.

Hier ist der dichter der *man* seiner geliebten. dies wort entspricht dem französischen *hom.* im gegensatz zu diesem aber kommt es im deutschen minnesang so gut wie gar nicht vor; bei Heinrich v. Morungen rührt die verbindung '*ir man und ir dienst*'[1] von Haupt her, wogegen schon Paul (PBB. 2, 549) und Schröder (Zs. 33, 105) protestierten; sonst nur beim Winli: '*als ir mir sît vrouwe, als bin ich iu man*'[2]. an diesen zwei oder drei stellen hat das wort die bedeutung des lehnsmannes oder vielleicht auch des dienstmannes. ein ander mal erscheint es als bezeichnung des geliebten: '*daz ich der lieben vrouwen mîn solde heizen werder man*'[3]. es mag sein, dass eben wegen dieser doppelten bedeutung: lehnsmann und geliebter das wort *man* manchmal gemieden wurde — auch jener vers des Winli könnte immerhin eine doppelte interpretation zulassen: ich glaube, dass es hier für lehnsmann steht. — in den meisten fällen aber würde es aus dem zusammenhange doch vollkommen klar geworden sein, in welcher bedeutung das wort gemeint sei. in dieser doppeldeutigkeit kann demnach nicht der einzige grund dafür liegen, dass das wort *man* im deutschen minnesang sich nur in verschwindend wenig fällen — ich zählte vier im ganzen — findet.

Auch andere worte, die den vasallen bezeichnen, werden von deutschen minnesingern nie verwant, um ihr verhältnis zu ihrer dame auszudrücken, das wort *ritter* etwa. nur Ulrich von Lichtenstein nennt sich einmal so, aber mit dem zusatz: *eigen*: '*ir eigen ritter*' (Frauendienst 171 17).

Dagegen bezeichnen die dichter sich häufig als '*dienstman*' ihrer dame[4] oder der minne[5], auch verstärkt als '*eigen dienstman*'[6] und.

[1] MFr. 130 20. *der dienst* für diener ist in Deutschland selten, vgl. Kotzenberg aao. s. 16. der ausdruck findet sich noch einmal bei Reinmar 176 11, einmal im Wolfdietrich A str. 234. vgl. auch unten s. 147 anm. 4. [2] MSH. II 28a. [3] ib. I 104a (von Gliers). [4] Hartmann I Büchlein v. 1507; U.v.Lichtenstein, Frauendienst 8 21. 100 7. 112 1. 133 22. 308 32. 477 20. 499 9. 516 31. 560 2. 562 26, Frauenbuch 594 15; Neidhart s. 16 122; MSH. I 52b (Neifen), 104 (Gliers), 347b (Ehenhein) II 305a (Hadloub). häufig findet sich das wort auch in epen im gleichen sinne, so im Parzival 199 11. 580 14. 694 7. 715 29. 740 21; Wigalois v. 9677; Tandareis v. 10076. 10472. 10587; Wilhelm von Orlens v. 8922. 15658; Stricker, Kleinere gedichte (hg. v. Hahn) XII 402. [5] MSH. I 109b (Teufen), II 265a (Rudolf der Schreiber), 300a (Hadloub), 317a (Konrad v. Würzburg), 364b (der wilde Alexander). [6] MSH. I 26b (graf v. Kilchberg), 90b (Sax

ganz gleichbedeutend, '*eigen man*'[1], '*eigen diener*[2] oder einfach' '*eigen*'[3], '*eigenlîchen*'[4]. sie *geben*[5], *nîgen*[6], *bieten*[7], oder *jehen*[8] sich ihrer dame oder der minne *vür eigen*, wollen ihr *vür eigen leben*[9], dienen ihr *eigenlîchen*[10], sind ihr *gebunden gar vür eigen*[11], *dienstlich gar dîn eigen*[12], *geborn ze dienste ir werdekeit*[13] usw.

In allen diesen ausdrücken ist die beziehung auf die sphäre des ministerialitätsdienstes unverkennbar. wenn Wintersteten sich abwechselnd *eigen diener* und *diener* seiner geliebten

[1] MHS. I 113a (Hamle), 282b (Schwangau). [2] MHS. I 17b (herzog von Brabant), 150b. 151a (Wintersteten); II 21a (Luppin). [3] MFr. 71 25 (Gutenburg), 82 34 (Fenis); Walther v.d.Vogelweide 116 24. 217 8; MSH. I 16a (herzog von Brabant), 29b (Botenlauben), 57b. 58b (Neifen), 64a (Hornberg), 66b (Warte), 88b (Rotenburg), 148a. 156a. 167b (Wintersteten), 282b (Schwangau), 289b (Singenberg), 305a (Heinzenburg), II 23a. 24b (Wizense), 27b (Dürink), 28a (Winli). der dichter sagt: ich bin nicht mehr *mîn selbes eigen*[3] (MSH. II 30b Winli), sondern '*iuwer* (der dame) *vrîjez eigen*' (MSH. I 44b Neifen); '*nû bin ich dîn ledig eigen worden gar*' (MSH. II 265b Rudolf der Schreiber). die dame sagt: '*wær er mîn eigen denne, ich lieze in vrî*'. (MFr. 110 16 Rugge). vgl. ferner Wilhelm von Orlens v. 6879, die 'Heidin' (Gesamtabenteuer n. 18) v. 7784 u. a. im Borten (ib. n. 20) v. 717 sagt ein mann zu einem andern in bewuster copierung der ausdrücke des minnedienstes: '*ich wil iuwer eigen sîn*'. [4] MSH. I 78a (Rotenburg), 92b. 93a (Sax), 354b (Landegge). [5] MFr. 40 21 (Dietmar), 182 18 (Reinmar); MSH. I 19a (Neuenburg), 203a (Hohenvels); II 130b (Teschler), 160b (Gresten), 226b (Obernburg). '*do gab ich mich dir als eigenlîchen, daz ich dir die eigenschaft nie sît zerbrach*' MSH. I 296b (Singenberg). '*mich selben hân ich dir gegeben*' ib. II 166b (G v.d.Forste). ähnlich, ohne *vür eigen* MFr. 71 22. 77 32 (Gutenburg: '*ich ergibe mich unde enbar an ir genâde gar*'). MSH. I 111b (Stretlingen), 288b (Singenberg). — vgl. auch Frauendienst 9 8, Peter v.Staufenberg v. 417 ff, die Heidin v. 633 ff. 823. [6] MSH. I 202a (Hohenvels), 345b (zum Turne). [7] MSH. I 33a (Hohenburg), 280b (Schwangau). [8] MFr. 89 18 (Johannsdorf), Walther v.d.Vogelweide 112 20; MSH. II 83a (Tannhäuser), III 418a ungenannt. — die frau im tagelied dem ritter sich '*vür eigen jach*' MSH. II 67a (Hornberg). [9] MSH. I 93b (Sax), 306b (Seven. '*ich was vrî, nû hat mîn herze sich ergeben, in der dienste ich muoz ersterben, eines wîbes, der ich muoz vür eigen leben*'), II 132b (Sarnen). ähnlich, ohne *vür eigen*. '*ich hân ir vil manic jâr gelebt*' MFr. 172 11 (Reinmar), '*der ie mîn lîp al einer lebt*' MSH. I 29b (Botenlauben). [10] MSH. I 53a. 61b (Neifen). [11] MSH. I 164a (Wintersteten), ib. 133a (Limburg): '*in ir dienst bin ich gebunden*'. vgl. '*vür eigen ir gebunden*' Partonopier v. 1591. 7240f. [12] MSH. I 173b (Wintersteten). [13] MSH. I 78b (Rotenburg). ähnlich MFr. 159 26 (Reinmar).

nennt[1], wenn der Düring sagt '*daz ich ir eigen bin und ir gesinde*'[2], Hohenburg sich als *undertân* seiner frau *ze eigen* bietet[3] und Walther sich seiner dame *eigenlichen undertân* erklärt (120 16), so werden wir annehmen dürfen, dass auch in andern fällen, in denen die dichter sich *diener*[4], *gesinde*[5] und *undertân*[6] ihrer dame nennen, sie ihre ergebenheit ihr gegenüber mit den bildern dienstmännischer abhängigkeit bezeichnen wollen. obwol diese worte an sich, ebenso wie das meist niedriger stehnde *kneht*[7], auch andere abhängigkeitsverhältnisse ausdrücken könnten. das gleiche werden wir sagen dürfen, wenn der sänger sich in der gewalt seiner geliebten fühlt[8], sie seiner *gewaltic* ist[9].

Mag man so in einzelnen fällen auch verschieden interpretieren können, das dürfte aus der fülle der eben gegebenen belege doch deutlich hervorgehn, dass im deutschen minnesang das ergebenheitsverhältnis des liebenden seiner dame gegenüber vielfach mit dem bilde des ministerialenverhältnisses ausgedrückt wird, fast nie aber mit dem des vasallitätsverhältnisses.

Darin scheint mir der romanischen lyrik gegenüber etwas neues zu liegen; und etwas das wir schon in die anfänge des

[1] *eigen diener* MSH. I 150b. 151a; *diener* 154b. 159a. 170a im refrain. [2] MSH. II 27b. [3] MSH. I 33a. [4] MSH. I 73b (Klingen), II 307b (Hadloub), III 439b (ungenannt). vgl. Willehalm 26 8. *diener* steht vielfach mit *dienstman* synonym, wechselt zb. mit diesem worte: Partonopier v. 20091. 20097, Tandareis 10387. 12486. [5] MFr. 50 15 (Hausen), '*min herze ist ir ingesinde*'. dasselbe bild findet sich auch sonst, in andern verhältnissen, zb. '*sô bin ich der welt gesinde*' MSH. II 129b (Teschler), '*Jâmer hât mich gingesindet*' MSH. I 202a (Hohenvels). [6] MFr. 40 26 (Dietmar), 43 5. 51 24. 52 36 (Hausen), 63 35 (Veldeke), 71 29. 78 2 (Gutenburg), 105 9 (Rugge), 148 18 (Adelnburg), 159 30 (Reinmar); MSH. I 17a (herzog von Brabant), 17b (Neifen), 74b. 76b. 82b (Rotenburg), 96a (Frauenberg), 139b. 143a. 154b. 161a. 167b (*ûf genâde*, Wintersteten), 208b. 209b (Hohenvels), 296a (Singenberg), II 70b (Püller), 75b (Oukhein), III 331b Niune, 446b (ungenannt). — von der frau gesagt MFr. 16 2. — die enge begriffliche verbindung des wortes 'untertan' mit 'dienst' in den meisten fällen geht auch aus herzog Ernst B. v. 2092f '*darum wir immer suln sin dir mit dienest undertân*', ähnlich ib. 2891; aus Tandareis v. 17949 verglichen mit 17956, aus Parzival 199 11 '*dienstman dienstlicher dienste undertân*' aus der Heidin v. 823f u. a. hervor. *undertænic* MSH. I 109b (Tiufen). [7] MSH. I 76b (Rotenburg), 132a (Limburg). 347a (Ehenheim). *eigen kneht* MSH. I 111b (Stretlingen), II 282b (Hadloub). vgl. ferner Tandareis v. 11525, Heidin v. 924 u. a. [8] MSH. I 155b Wintersteten. [9] MSH. I 132a (Limburg), 157a (Wintersteten).

deutschen minnesanges zurückverfolgen können. in einem der lieder Dietmars von Aist findet sich der vers *vil gar ir eigen ist mîn lîp*[1]. ich glaube, man darf dies nicht neuhochdeutschem empfinden entsprechend mit *ich bin dîn*[2] und ähnlichem in parallele setzen — das *eigen* trägt mittelhochdeutsch einen starken ton —, sondern der vers beruht, worauf schon Paul gegenüber Scherer hinwies, auf einer dem frauendienst mindestens verwanten anschauung oder empfindung. das beweisen die vielen oben angeführten beispiele. pointiert gesagt: es handelt sich um ein bewust gebrauchtes bild, entnommen der sphäre des ministerialitätsdienstes[3]. dies lied gehört aber zu den ältesten des deutschen minnesanges. seine entstehungszeit ist freilich umstritten. nach Lehfeld[4], dem ich mich anschliefsen möchte, gehört es in die zeit 1160—70; nach Scherer erst in den anfang der achtziger Jahre, in eine zeit also, wo provenzalischer einfluss eben zu würken beginnen mochte. doch auch bei dieser datierung kann der frauendienst, dessen anfänge dies gedicht zeigt, nicht gut auf romanischen einfluss zurückgeführt werden. denn wäre er in Deutschland etwas so unerhört neues gewesen, so würde das doch zunächst mit möglichst getreuer nachahmung der betreffenden conventionellen ausdrücke übernommen worden sein, statt dass man nur die anschauung entlehnte und einen neuen bildlichen ausdruck dafür schuf. und dies gilt ganz allgemein, auch wenn man meine interpretation jenes verses von Dietmar nicht anerkennen mag.

Es ergibt sich hieraus die relative selbständigkeit des deutschen minnesanges und des deutschen frauendienstes, von der ich oben sprach; und wir gewinnen die erkenntnis, dass trotz der unzweifelhaft starken abhängigkeit des deutschen rittertums vom französischen jenes doch so manches dem romanischen verwante selbständig entwickelt oder, wenn auch beeinflusst von der romanischen gesellschaft, doch in ganz eigener form zum

[1] MFr. 33_{15}, vgl. 40_{21} '*der ich den lîp hân gegeben vür eigen*'. ob dieses lied auch Dietmar zugehört, ist freilich sehr zweifelhaft. [2] MFr. 1_{1}; ähnlich 5_{9}; MSH. I 166a, II 83a. [3] die beteuernden worte *vil gar* sprechen m. e. nicht gegen eine solche rechtliche situation, denn das *gar* findet sich unter den oben angeführten belegen mehrfach zu dem *eigen* hinzugesetzt, so MSH. I 29b (Botenlauben), 164a. 173b (Wintersteten), II 132b (Sarnen). 160b (Gresten), 265b (Rudolf der Schreiber). [4] PBBeitr. 2, 371.

ausdruck gebracht hat: eigenen lebensbedingungen, dem ministerialencharakter der mehrzahl seiner vertreter gemäſs[1].

II.

DER STAND DER EINZELNEN SÜDOSTDEUTSCHEN DICHTER DER HÖFISCHEN ZEIT.

1. Die lyrischen dichter.

Dem bisher dargelegten entspricht es, dass die überwiegende mehrzahl der deutschen minnesänger dem stande der ministerialen angehörte. das hat vor allem der aufsatz von Aloys Schulte, 'Standesverhältnisse der minnesinger' (Zs. 39) deutlich gezeigt. Allein gerade Schulte gegenüber seh ich mich zu einigen einschränkenden bemerkungen veranlasst, die die schwierigkeit der standeszuweisung bei den einzelnen dichtern heraustreten lassen sollen.

Die angaben der groſsen liederhandschriften sind ganz unzuverlässig. selbst wenn Schulte mit allen aufstellungen seiner arbeit recht hätte, so hätte allein der recht beträchtliche umfang der von ihm den schreibern der groſsen Heidelberger handschrift zugestandenen irrtümer ihn davor bewahren sollen, die these n. 5 aufzustellen: 'wir haben nach alledem recht, bei einem seinen lebensumständen nach unbekannten minnesänger den charakter der gruppe auf ihn zu übertragen, mit um so gröſserer

[1] Schon Schönbach wies (Bettelheims Biographische blätter 1, 44) auf einzelne züge in der ausbildung und gestaltung derselben motive hin, in denen sich der deutsche minnesang vom romanischen unterscheidet, und betonte auch die bedeutung der ministerialität in Deutschland als eventuell wichtig für solche differenzen. wenn er dies aber dahin formuliert, 'dass die deutsohen sänger die frauenhuldigung sofort in die formen des lehensdienstes bringen, das minnewesen feudalisieren' ('Die anfänge des minnesangs' s. 95), so wird er durch Wechſslers nachweise widerlegt. und keineswegs ligt der hauptunterschied zwischen dem deutschen und französischen minnesang in einer gröſseren ständischen differenzierung von dame und sänger in Deutschland, in dem sehnsuchtscharakter des liedes, der sich daraus ergeben soll. denn erstens waren die troubadours vielfach niederen standes (vgl. Wechſsler s. 187); und zweitens überschätzt Schönbach die standesunterschiede zwischen freien und ministerialen innerhalb der höfischen gesellschaft, in Österreich zumal. war die besungene fürstlichen ranges, so stand ein freier ritter ziemlich gleich weit unter ihr wie ein dienstmann; war sie das nicht, so kann sie ebensogut eine dame aus ministerialengeschlecht wie aus freiem gewesen sein.

wahrscheinlichkeit, je näher die heimat an Zürich rückt.' das ist methodisch verfehlt.

Und um so gefährlicher darum, weil die ergebnisse von Schultes untersuchungen keineswegs so sicher sind, wie viele mit ihm angenommen haben. meines wissens hat zuerst Wallner ('Herren und spielleute im Heidelberger liedercodex,' PBBeitr. 33, 483 ff) naheliegende und schwerschwiegende bedenken gegen Schulte ausgesprochen. danach ist der anteil der phantasie bei der zeichnung der wappen, noch mehr bei der der bilder, ein recht beträchtlicher gewesen, was irgendwelche rückschlüsse aus diesen verbietet, vor allem bei nicht alemannischen dichtern. die anordnung Schultes ist dahin zu ändern, dass Mure und Morungen schon zur gruppe der dienstmannen gehören, womit die auch sonst mehrfach durchbrochene scheidung von reichsministerialen und andern fortfällt, und dass Schultes vierte gruppe, ein conglomerat, in dem eine einheit kaum zu erkennen ist, nebst einem rest der dritten von n. 73 ab überhaupt nicht zu der ursprünglichen, ständisch geordneten sammlung gehört, sondern einen ungeordneten nachtrag darstellt. das hat Wallner meines erachtens einleuchtend bewiesen. sodann hat er auch darauf hingewiesen, dass Schultes einteilung die niederen ritter gar nicht berücksichtigt, sondern mit den dienstmannen identificiert. darin aber ligt gerade wol die gröſste schwierigkeit, zu unterscheiden zwischen einem dienstmann oder freiherrn auf der einen und dem ihm zugehörenden eigenritter auf der andern seite; da letzterer das gleiche besitzprädicat führen kann, eine vielfach nicht mit gewisheit durchzuführende scheidung.

Daraus ergibt sich: aus den handschriften können wir über den stand eines dichters keine sichere auskunft erhalten. ihn, auch wenn wir seinen familiennamen kennen, mit urkundlich belegten personen des gleichen namens zu identificieren, ist schwierig, der eigenritter von seinem herren dabei kaum zu trennen.

Aber auch die inneren kriterien geben uns nicht immer sichere aufschlüsse. dafür nur ein drastisches beispiel: Friedrich von Sonnenburg. Burdach spricht von der aristokratischen gesinnung, von der dieser erfüllt sei; 'so scheidet er sich selbstbewust von der gewöhnlichen schar der fahrenden. durchaus höfisch-weltlich sind seine tendenzen' usw. Schulte aber sagt:

'wer bei Friedrich von Sonnenburg geneigt sein könnte ..... ihn für adlich zu halten, der sehe sich einmal die treffliche charakteristik Sonnenburgs von Roethe an, der den dichter in das richtige milieu setzt. danach kann es gar kein zweifel sein, dass Sonnenburg ein fahrender lehrdichter bürgerlichen standes war.'

Trotz all diesen schwierigkeiten hat mühevolle einzelarbeit für einen grofsen teil der deutschen liederdichter schon sicheren boden gewonnen. wenn ich im folgenden die ergebnisse der bisherigen forschungen zusammenstelle und ergänze, so will ich mich auf die dichter Südostdeutschlands beschränken, da mir das quellenmaterial für diese gebiete vertrauter ist als für andere.

Unter den älteren, denen die in Minnesangs Frühling aufgenommen sind, ist der burggraf von Regensburg, mit dem der von Rietenburg doch wol identisch ist, unzweifelhaft ein freier. Dietmar von Aist ist wahrscheinlich derselbe mit dem urkundlich belegten, 1171 schon verstorbenen freiherren dieses namens[1]. Scherer freilich setzt ihn später an; wir müssen mit der möglichkeit rechnen, dass die unter seinem namen überlieferten lieder von zwei verschiedenen dichtern herrühren, dass e i n e r dieser oder auch d e r dichter ein jüngerer ritter des freiherrn von Aist war. sicherheit über den stand des dichters haben wir also nicht.

Dagegen möcht ich, im widerspruch mit der grofsen Heidelberger und der Weingartener handschrift und mit der allgemeinen ansicht Engelhart von Adelnburg mit bestimmtheit für einen freien halten[2].

[1] zu den quellenstellen in MFr. s. 248 ergänze Hauthaler Salzburger urkundenbuch I s. 375 c. 1140 (früher abgedruckt Zs. 37, 420 von vGrienberger). [2] in allen von der bisherigen forschung gefundenen zeugenlisten, in denen ein mann dieses namens vorkommt, steht er entweder an erster stelle (so in einer urkunde von 1202 im Bamberger archiv Brenner Geschichte von Waldsassen s. 26) oder zwischen unzweifelhaft freien und ministerialen in der mitte (Monumenta Wittelsbacensia I n. 12a 1224) oder inmitten freier. letzteres ist der fall in den urkunden ib. I n. 18a. 1230 und Monumenta Boica IX 466 c. 1180. in der letzteren folgen ihm Heinric de Biburc, der ib. VII 431 c. 1190 als '*vir nobilis*' bezeichnet wird und häufig in zeugenlisten als erster zwischen freien erscheint (vgl. ib. XIII 324, XIV 194, VII 488f; XIII 5, 333, XIV 137, IV 75, 258, VIII 466, 494), sodann ein Cunrat de Moseburc, der mit dem gleichnamigen grafen identisch sein mag, und andere, von denen Ratoldus-

Albrecht von Johannsdorf und Hartwig von Raute waren wol sicher ministerialen, letzerer wahrscheinlich dem grafen von Wasserberg zugehörig[1], ersterer dem bistum Bamberg, eventuell auch Passau[2]. — Reinmar von Hagenau gehört seiner herkunft nach nicht zu den Österreichern, wol aber nach seinem schaffen und würken; er war wahrscheinlich einem dienstmannengeschlechte entsprossen, kann aber auch ein eigenritter der reichministerialen von Hagenau gewesen sein[3]. — der Kürnberger war wahrscheinlich ein ministerial[4]. Meinloh von Sevelingen war dienstmann der grafen von Dillingen[5], der bairischen grenze nicht allzufern.

Unter den späteren lyrikern Südostdeutschlands ist keiner mit sicherheit als freier nachzuweisen. der von Suonegge mag dem steirischen freiherrngeschlecht von Sanek angehört haben[6], kann aber auch deren ritter gewesen sein.

Alle andern sänger waren entweder dienstmannen und eigenritter oder spielleute. nicht bei jedem lässt es sich sicher entscheiden, welcher dieser beiden classen er angehört. natürlich genug, da zwischen armen rittersöhnen, die fern von haus sich durch die welt schlugen, und den bessern elementen bürgerlicher fahrender die grenzen sich leicht mögen verwischt haben. so lassen sich bei Friedrich von Sonnenburg[7] und beim Tann-

de Reinprestorf ib. VII 487 ausdrücklich unter freien genannt wird (vgl. auch ib. XIII 155, aber auch 122, VII 487). [1] vgl. Kummer Herrand von Wildonie s. 65f. [2] vgl. MFr. s. 269f und Zs. 30, 171ff. dort sucht Wolfram den bischof von Bamberg als herrn zu erweisen, freilich nicht 'mit überzeugenden gründen. MFr. und Bartsch-Golther, Liederdichter s. XLI halten den Johannsdorf für einen Passauer ministerialen. er erscheint in Passauer und Bamberger urkunden. [3] vgl. Burdach Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide s. 4. Burdachs ausdrucksweise ist hier irreführend. die reichsministerialen gehörten nicht zum hohen adel. sie hatten ihrerseits auch keine dienstmannen. [4] MFr. s. 230. [5] MFr. s. 232, Bartsch-Golther s. XXXVI. [6] vgl. ib. s. LXXIV und die dort citierte litteratur. — die hs. C rechnet ihn zu den unfreien rittern. [7] die handschrift C nennt ihn '*meister*'. es gab ein Tiroler geschlecht wahrscheinlich zur abtei Sonnenburg im Pustertale gehöriger ritter, unter denen der name Friedrich vorkommt. vgl. Zingerle in der einleitung seiner ausgabe und Strauch (Anz. IV 50ff) sowie Grimme (Germania 32, 34f): alle drei halten ihn für einen angehörigen dieses geschlechts, jedenfalls für einen ritter. anders Roethe in der ADB. (bd 37, 780ff) und Golther (liederdichter s. LXXVI).

häuser[1] für die eine wie für die andere herkunft momente anführen, ohne dass ich eine sichere entscheidung zu treffen vermöchte. ganz mit recht hat Schulte darauf hingewiesen, dass so manche ministerialensöhne, die der herr nicht in seinem dienst gebrauchte, für die eigengut des vaters nicht ausreichend vorhanden war — wie auch vom väterlichen erbe ausgeschlossene freie[2] — auf gut glück in die welt hinaus ziehen musten; und für die entwicklung der höfischen cultur und litteratur fiel diesen eine nicht unbedeutende vermittlerrolle zu. aber selbstverständlich ist daraus, dass einzelne ritterliche dichter fahrende waren, nicht zu schliefsen, dass alle wie spielleute umhergezogen seien. viele waren auf ererbten gütern sitzende dienstmannen, die nur in mufsestunden sich mit höfischer lyrik befafsten, wie Ulrich von Lichtenstein und Herrand von Wildonie, die eine so bedeutende rolle im politischen leben der Steiermark gespielt haben.

manche seiner sprüche lassen in der tat auf ritterlichen stand schliefsen — vgl. auch o. s. 150 —; andere widersprechen dem, eine sichere entscheidung ist hier nicht zu treffen. jedesfalls war der dichter, auch wenn ritterbürtig, ein fahrender und gehrender. — ein geschlecht von Sonnenburg gab es auch in Österreich; es zählte dort zu den landesministerialen (vgl. Monumenta Boica XXXI[a] s. 438, XXIX[b] s. 244 f). auch in ihm ist der name Friedrich bezeugt (vgl. Fontes rerum Austriacarum abt. II bd. 18 n. 291).
[1] dass er zu dem Salzburger ministerialengeschlecht von Tannhausen gehört, wie noch Bartsch und Golther s. LXVIII und RMMeyer in der ADB. annehmen, ist nicht wahrscheinlich. er wird von einem der mehrfach belegten orte Tannhausen stammen. so heifst zb. ein dem kloster Neustift gehöriger hof (Mairhofer Urkunden von Neustift n. 340. 341). C rechnet ihn nach Schulte zu den dienstmannen. in seinen gedichten selbst aber erscheint er nur als *'der Tanhûsære'* (MSH. II 82b. 90b). an einzelnen stellen scheint er sich gegen die herren zu contrastieren: *'Daz ich ze herren niht enwart, daz müeze got erbarmen'* (95b und) 92b, wo er tausend speere verstechen unter den unmöglichen, naturwidrigen taten aufzählt, die seine dame von ihm verlange. sicheres ist aus diesen stellen aber nicht zu schliefsen. er ist arm, scheint früher reicher gewesen zu sein (96a), lebt ganz von anderer gaben, spielt bei der dorflinde zum tanze auf und macht bäurischen dirnen sinnlich deutlich den hof. er verspottet höfisches minnewerben und überrascht zugleich durch die kenntnis französich-höfischer, ja auch antiker sagen (85). auf grund letzterer möchten ihn Scherer in seiner Litteraturgeschichte s. 214 und Kück (Anz. XVII 208) zu den vagierenden clerikern rechnen. dagegen hat Siebert (Tannhäuser, Berlin 1894) einige beachtenswerte gründe vorgebracht, ohne dass seine beweisführung für ritterlichen stand völlig zu überzeugen vermöchte. [2] vgl. Wolframs Willehalm 243 10 ff.

Für bürgerliche (oder bäurische) fahrende halte ich folgende: Geltar[1], Dietmar den Setzer, Kol von Neunzen, den Litschauer[2], Kelin[3], Pfeffel[4], bruder Wernher[5], Friedrich den Knecht[6]. unsicher scheint mir auch der stand von dem von Obernburg[7], von Kunz von Rosenheim[8] und von Niuniu[9], wenn dies nicht gar blofs ein sammlername ist.

Alle andern späteren sänger Südostdeutschlands waren höchstwahrscheinlich unfreie ritter, *ministeriales* oder *milites*. nämlich: Reinmar von Brennberg[10], Rapoto von Falkenberg[11], Zachäus von Himelberg[12], Ulrich von Lichtenstein[13], der burggraf

[1] vgl. Bartsch-Golther s. LXXIII, Burdach s. 131. dass er ein fahrender ist, geht aus seinen gedichten unzweifelhaft hervor. C gibt ihm das prädicat *her* in gruppe IV nach Schulte. [2] vgl. über diese Kummer Herrand von Wildonie s. 62f. [3] vgl. ib. s. 66. [4] C führt ihn mit dem prädicat *her* in gruppe III am ende vor. [5] vgl. RMMeyer ADB. 42, 470ff und die ausführlichen erläuterungen Schönbachs WSB. bd. 148, 150. [6] C nennt ihn *her*. der inhalt seiner lieder lässt auf einen fahrenden spielmann schliefsen. vgl. auch Burdach s. 133. er selbst nennt sich *'der kneht'*. es gab familien des namens *puer*. vgl. Ried, codex diplomaticus episcopatus Ratisponensis, index; Necrologia Germaniae II 519 (13 u. 15 jh.). aus dem 15 jahrhundert ist eine nonne 'knechtlin' bezeugt. (WSB. XIII 110, fragment eines liber dativus). [7] Kummer s. 68. vielleicht gehört er zu der steirischen stadt Obernburg, vielleicht zu der in den Monumenta Boica III 473. 512. V 364 erscheinenden ritterfamilie. [8] aus den drei strophen in MSH. ist über seinen stand nichts zu entnehmen. mehrere *milites de Rosenheim*, aber mit andern vornamen, sind in den Monumenta Boica bezeugt. die burg Rosenheim gehörte den grafen von Wasserberg. [9] die handschrift gibt ihm das prädicat *her* in gruppe III. aus der erwähnung des *vil lieben herren min* (MSH. III 331b) muss man nicht unbedingt auf den stand eines unfreien ritters schliefsen. [10] ein Regensburger ministerialengeschlecht. ob Reinmar II (1238 bezeugt) oder Reinmar III (1271—76) der dichter war, ist umstritten. vgl. Bartsch-Golther s. XLVI und Liese (progr. Posen 1897); Schröder GGA. 1910, 320f. [11] vgl. Seifrid Helbling XIII 42 und Seemüllers anmerkung dazu. [12] vgl. Frauendienst 199 12. 204 14 ff. er zeugt zwischen steirisch-kärntischen ministerialen (Steiermärkisches urkundenbuch hg. v. Zahn II n. 377a. 1239). [13] die meisten urkundlichen erwähnungen Ulrichs sind zusammengestellt bei Falke Geschichte des hauses Lichtenstein; vollständiger von Schönbach Zs. 26, 307—326; seitdem sind neu gedruckt im Steiermärkischen Urkb. III n. 33. 70ff. 265. 396. über das verhältnis des geschichtlichen Ulrich von Lichtenstein zu den erzählungen seines Frauendienstes vgl. Schönbach in Bettelheims Biographischen blättern II. dort finden sich auch gute bemerkungen über die litterarisch-höfische cultur der Steiermark im 13 jahrhundert.

von Lüenz[1], Walther von Metze[2], Heinrich von der Mure[3], Neidhart von Reuental[4] und Rubin[5], der von Sachsendorf[6], der von Scharfenberg[7], Liutold von Seven[8], der von Stadeck[9], Hartmann von Starkenberg[10], von Wildonie[11], Reinmar von Zweter[12].

[1] zu den belegen bei Kummer s. 71 bietet Grimme (Germania 32) ergänzungen; man füge dazu noch die zeugenliste Monumenta Boica XXXI[a] 573: '*Heinricus burchgravius de luenz*'. [2] es gab ein Tiroler rittergeschlecht *de Metz*, in dem der name Walther aber nicht bezeugt ist. vgl. Mairhofer Urkunden von Neustift n. 204. 216, Fontes rerum Austriacarum abt. II bd. 1, 77. 118 f; bd. 5 das register. [3] die handschrift rechnet ihn nach Schulte zu den freien, nach Wallner, dem ich mich hier anschliefse, als ersten zu den ministerialen. ein bairisches dienstmannengeschlecht von der Mur, auch ein Heinrich am ende des 13 jahrhunderts ist nachgewiesen. vgl. Grimme (Alemannia 22, 38—40) und Monumenta Boica XXXI[a] 528a 1227 und zahlreiche urkunden bei Lefflad Regesten der Bischöfe von Eichstätt. — es gab auch ein steirisches ministerialengeschlecht de Múre. vgl. Steiermärkisches urkundenbuch III n. 242a 1258; auch n. 227 c. 1145 (Heinrich de Mora). [4] vgl. die ausgabe seiner gedichte von Keinz und die weitere litteratur. [5] Wallner aao. hält diesen namen für einen spielmannsnamen, entsprechend dem französischen *robin*. die handschrift C rechnet ihn zu den dienstmannen, nennt ihn mit dem prädicat *her* neben den Tirolern Seben und Metz. auch zeitgenossen nennen ihn nur Rubin, aber zusammen mit andern, z. t. gewis ritterlichen dichtern, die auch ohne *her* und nur bei nachnamen genannt werden. die betreffenden stellen sind bei Bartsch-Golther s. LXXI angegeben. zu den urkundlichen erwähnungen dort ergänze Fontes rerum Austriacarum abt. II bd 1 s. 49. 179. vielleicht gehört der dichter nicht zu diesem Tiroler dienstmannengeschlecht 'de Ruvin', sondern ist ein vorfahr des c. 1270—80 in den Traditionen von Brixen (hg. v. Redlich) n. 588. 611. 615. 630. 634. 635. 641. 642 erscheinenden *Rubelinus*, der ein unritterlicher *officialis* war. [6] Bartsch-Golther s. LXII. vgl. Urkundenbuch des Landes ob der Enns. bd II n. 304, Monumenta Boica XXIX[a] 232 = XXXI[a] 386. — Schulte nennt ihn einen dienstmann der Kuenringer. das ist nicht erwiesen. doch möcht ich den Sahsendorf nach seiner stellung in der zeugenliste der ersten urkunde den niederen rittern zuzählen. [7] ein steirisches ministerialengeschlecht; vgl. Kummer s. 77. weitere belege: Jaksch Gurker geschichtsquellen n. 600. Steiermärkisches urkundenbuch bd II u. III (vgl. das register). [8] Brixener ministerialen 'de Säben' erscheinen häufig in den Traditionen von Brixen und Neustift. ein Liutold ist nicht darunter. [9] ein steirisches ministerialengeschlecht, das im Steiermärkischen urkundenbuch häufig auftritt. die belege von Grimme (Germania 32, 426) liefsen sich leicht vermehren. [10] ein niederöstreichisches ministerialengeschlecht dieses namens ist häufig bezeugt (Gundacher 1227. 1236. 1241. 1243. 1275. u. ö.; Frauendienst 67 13; Babenberger regesten 156 39. 157 40. 169 [illegible]. 177 [illegible].

Zu diesen gehört auch Walther von der Vogelweide, über dessen stand ich etwas ausführlicher sprechen muss, da diese frage durch AWallner (PBBeiträge bd. 33) aufs neue in fluss gebracht ist. Dieser sieht den dichter als einen spielmann an, während die bisherige forschung sich wenigstens über seine ritterliche herkunft einig war und nur zweifelte, ob sie ihn den freien, den ministerialen oder den niederen rittern zuzählen solle.

Die erwähnungen bei gleichzeitigen oder späteren kunstgenossen[1] tragen nur wenig zur lösung dieser frage bei. einige nennen ihn '*meister*', was sich nur auf seine kunst bezieht[2]; etwa die hälfte gibt ihm das prädicat '*her*'. dieses kann auch nichtrittern beigelegt werden, allein das geschieht doch nur ausnahmsweise. der schluss auf ritterlichen stand lässt sich immerhin mit einer gewissen wahrscheinlichkeit daraus ziehen, besonders aus der erwähnung im Renner (ed. Ehrismann v. 1187 ff), wo *her Walter von der Vogelweide* zwischen ritterlichen dichtern genannt wird, die in ihrer gesamtheit als *edel herren* bezeichnet werden, später folgen *der Marner* und *meister Cůnrat.* in den liederhandschriften freilich ist der titel *her* ebenso bedeutungslos wie die wappen, soweit es sich nicht um den schreibern nahe wohnende geschlechter handelt. das hat Wallner überzeugend nachgewiesen.

Mehr gewicht als wie das bisher geschah, möcht ich auf die erwähnung Walthers bei Thomasin von Zirclære legen; '*guoter kneht*' ist eine formelhafte verbindung, die auch im dreizehnten Jahrhundert noch ausschliefslich von ritterbürtigen gebraucht wird[3].

Wolfram spricht mehrmals von Walther. aus dem gegensatz

Fontes rerum Austriacarum abt. II bd 33 n. 76 u. ö.; im zwölften jahrhundert Düring und Ulrich. für ein Tiroler geschlecht von Starkenberg giebt v. d. Hagen zahlreiche belege; vgl. ferner Mairhofer Urkunden von Neustift n. 248. 466. [11] vgl. Kummer a.a.o. [12] nach Roethe (vgl. die einleitung seiner ausgabe) ein niederer ritter aus dem rheinischen Zeutern, der in Österreich lebte. doch ist die herkunft nicht sicher erwiesen.

[1] sie sind zusammengestellt von Burdach in der A.D.B. 41, 37; hinzuzufügen wäre Wilhelm von Orlens v. 4466 f:

als uns maister Walther seit von der Vogelwaide.

[2] vgl. Marner (hg. v. Strauch) s. 113: *min meister her Walther.* [3] vgl. die ausreichende zusammenstellung in meiner oben citierten arbeit s. 139 anm. 5.

des standesstolzen ritters zu dem genossen, der seinem beruf, seiner neigung und seinem leben nach mehr sänger als dichter war, den sein stand nicht abhielt, nach art der fahrenden zu singen, vielleicht auch aus persönlichen gründen noch, die wir nicht kennen, wären die spöttischen worte im Parzival (294 23ff.) zu erklären, die ohne namensnennung vielleicht auf Walthers verse 40 26 bezug nehmen und nach Burdach dessen überschwänglichkeit im minnedienst ironisieren, den dichter mit dem wort *gebûre* abweisen. wenn man schon eine anspielung auf den stand Walthers in diesem worte sehen wollte, müste man ihn für einen bauernsohn, nicht für einen nicht ritter gewordenen sohn ritterlicher eltern halten, wie Burdach das tut, der gerade in dieser frage von solchen inconsequenzen und widersprüchen nicht frei ist. ich möchte es ablehnen, aus diesen in kampfesstimmung gefallenen worten überhaupt schlüsse zu ziehen. auch die erwähnung im Willehalm 286 19, die über liebeswerben, *sîn frouwe*, scherzt, kann uns nicht weiter führen. wie übrigens hier *'her Vogelweid'*, so nennt Wolfram den dichter an der andern stelle, wo er ihn namentlich einführt (Parz. 297 24) *'her Walther'* — und in seinem munde ist dies prädicat nicht gleichgiltig!

Die einzige urkundliche erwähnung Walthers, die in den reiserechnungen bischof Wolfgers von Passau besagt, dass dieser *Walthero cantori de Vogelweide* ein geschenk machte. *miles* wird er nicht genannt. allerdings; aber das wort *cantor* erscheint sonst nicht in diesen reiserechnungen — nur einmal *de cantatores* des papstes —, die sehr viele gaben an fahrendes volk aufzählen, dies aber immer anders: mit *joculatores, mimi* und dergleichen bezeichnen. das wort *cantor* scheint höher zu stehn, war es doch auch die bezeichnung einer kirchlichen würde, des domcantors! die gabe Walthers entspricht manchen andern der reiserechnungen, die an einzelne *milites* gegeben werden, an niedere umherziehende ritter. Walther könnte danach recht wol zu diesen gehören.

Ganz sicheren aufschluss gewinnen wir aus alledem nicht. immerhin sprechen sehr viel mehr momente für ritterlichen stand als für den eines spielmanns. etwas weiter führt uns Walthers dichtung selbst. zwar in der verwendung von einzelstellen und einzelinterpretationen muss man m. e. sehr vorsichtig sein. unzweifelhaft hat Wallner für einzelne verse durch seine spielmannstheorie einleuchtende interpretationen gefunden, so für 61 31 ff.

besonders[1]. allein alle diese stellen lassen sich auch anders verstehen. der ausdruck *swie nider ich sî* (6637) zb. ist auch in dem munde eines niederen ritters und im gegensatz zum tatenden ritter möglich — zumal mit dem folgenden *der werden ein* —, würde zu einem angesehenen ministerialen oder gar einem freien allerdings kaum passen.

Nach Wallner rechnet sich Walther (2528) zum fahrenden volke. das scheint mir falsch. gerade das *dur êre* contrastiert ihn und seine genossen von den spielleuten, die *guot für êre* nehmen, wie auch die art der gaben: silber, reiche gewänder und pferde besser zu rittern passt[2]. solche gaben teilt Walther auch selbst einmal aus (2433ff); und an anderer stelle (8418) rechnet er sich ausdrücklich nicht zum fahrenden volke.

Wallner legt wert auf den ausdruck *lât mich an eime stabe gân*, der mir hier (6633) bildlich gebraucht zu sein scheint, aus der resignation eines alten mannes zu erklären, worauf das *von kinde* (d. h. wie in meiner kindheit) hinweist. Wallners interpretation wird durch mehrere stellen Walthers widerlegt, aus denen hervorgeht, dass er beritten war (2430. 5318. 8211. 1047). und zwar erwähnt er das beiläufig, nicht mit jener betonung des bürgerlichen meisters Sigeher (MSH. II s. 361):

so rîte ich hin ze walde, daz ist ein herren site an mir.

Aus 8212 geht auch hervor, dass der dichter einen knappen hatte, der selbst beritten war und ihn mit '*hêrre*' anredet[3]

[1] dass diese strophe sich nicht auf ein einzelnes gedicht, sondern auf sein bisheriges dichten überhaupt bezieht, ist sehr wol möglich; doch wird der ihm verbotene teil dann eher die spruchdichtung als der minnesang sein. v. 36. 37 scheinen mir darauf hinzudeuten. [2] zwar Veldekes 'Eneide' (v. 13184ff) erzählt, dass auch spielleute solche gaben erhielten; allein, das ist entweder dichterische ausschmückung oder doch nur ein ausnahmefall. vgl. auch Walther 633 *getragene wât ich nie gewan* und dazu den von Buwenberg (MSH. II 263b): *swer getragener kleider gert, der ist niht minnesanges wert.* [3] auf Wallners versuch, diese stellen und alle zeitgenössischen erwähnungen mit diesem prädicate als ironisch hin- zustellen, braucht man wol nicht im ernste einzugehn. — die auffassung Wallners, dass 'von der Vogelweide' ein fingierter spielmannsname sei, wird ausführlich zurückgewiesen von O. v. Zingerle Über unbekannte Vogelweidhöfe in Tirol (Innsbruck 1909) s. 17ff. dieser bringt zahlreiche urkundliche belege für das tatsächliche vorkommen vieler namen, die als spielmannsnamen angesehen wurden, und für die nennung 'her' mit besitzprädicat ohne 'von' — der Wolframschen erwähnung 'her Vogelweid' entsprechend. die trotz Zingerle noch unsichere heimatfrage gehört nicht in unseren zusammenhang.

Walther nennt sich selbst so (186. 11) und lässt in einem andern gedicht seine dame von sich als einem *'ritter'* sprechen (113 33). das kann man freilich mit Burdach als conventionelle fiction auffassen; Walther hätte sie dann von Reinmar gelernt. aber wie kam dieser dazu, einen jungen spielmann, einen straſsengesellen, seiner intimen lehre zu würdigen?

Walther spricht mehrfach von seiner ehre (61 24) und würde (24 36. 43 12. 49 31), nennt sich *'biderber man'* (35 20) und ähnlich, duldet als *'hübescher man' 'mange unfuoge'* (62 7), was alles besser einem ritter als einem spielmann ansteht.

Walther erhält ein lehen vom reiche (28 3. 19 36. 27 7). nichtritter erhielten ein solches nur in ganz seltenen fällen.

Alle diese stellen scheinen doch auf ritterlichen stand zu deuten. dass aber Walther nicht zu den österreichischen ministerialen gehörte — auch seine armut, seine wanderschaft sprechen dagegen —, scheint mir 36 7 deutlich gesagt zu sein. zu den *'helde ûz Ôsterrîche'* rechnet er sich nicht. auch nicht zu den kreuzfahrern in seiner elegie. hier redet er die ausziehenden ritter an, bleibt selbst zurück, allerdings. aber dies wird genug erklärt durch seine armut (vgl. 10 7. 28 2. 125 5 u. a.) auf der einen, sein alter (vgl. 66 33) auf der andern seite.

Genug der einzelstellen. wesentlicher zur beantwortung unserer frage scheint mir der gesamtcharakter von Walthers dichtung. unzweifelhaft zeigt diese manche züge, die sich in den versen fahrender widerfinden. Walther bittet wie diese (20 31 ff. 105 33 ff. 106 3 ff.). er preist die freigebigkeit mancher herren oder ermahnt zu solcher, ja schilt selbst die kargen[1] und will sogar das lob, für das er nicht gelohnt wurde, *her wider nemen ze hove und an der strâzen* (105 36). allein das tun andere wie der Archipoeta noch derber und häufiger. und dieser war nach eigenem zeugnis unzweifelhaft ritterlicher herkunft: *ortus ex militibus* (gedicht IV), freilich ein cleriker.

[1] Walther 16 36. 19 17. 81 1 uö.; s. die zusammenstellung bei Wilmanns s. 44. vgl. auch das in der Jenaer handschrift dem Rubin zugeschriebene gedicht (Zupitza Rubin s. VIII) '*Walther . . . du hete ouch herren gunst*'. doch, braucht man den Rubin nicht mit Wallner für einen fahrenden zu halten, so kann man auch nach diesen versen Walther nicht jenem stande zuzählen. wer darauf angewiesen war, durch sein singen seinen lebensunterhalt zu verdienen, für den war 'herrengunst' etwas sehr wesentliches.

Walther fühlt sich im dienste der höfischen gesellschaft stehend, die ihm zu singen gebietet (72 31 ff. 66 31. 110 33) und seine lieder zu schätzen weifs (114 34. 69 20), für deren freuden und schmerzen er töne findet (48 1 ff. 91 11. 117 35) und die dafür an den seinen teilnimmt. allein alle diese momente gehören zum höfischen minnesang und lassen sich bei diesem durch zahlreiche parallelstellen belegen. das hat die sonst wenig ergiebige arbeit Schillers, Der minnesang als gesellschaftspoesie (diss. Bonn 1907) mit voller klarheit gezeigt. und auch die mancherlei klagen über verleumder und neider (58 30. 61 33. 41 25. 32 7 ff.) kehren bei höfischen dichtern immer und immer wider (Schiller s. 40 ff) und brauchen keineswegs durch das einzigartige verhältnis eines spielmanns zur Wiener hofgesellschaft erklärt zu werden[1].

Walther fühlt sich durchaus als vertreter höfischen lebens, höfischer zucht, sitte und ehre (24 3 ff. 47 36 u. ö.); er scheidet sein singen als höfisches von den weisen niederer sänger (31 36 ff. 32 3. 11. 80 34. 41 25. 64 31. 80 34. 150 89), von denen er verächtlich als von bäurischen spricht (65 31).

Sicher und selbstbewust steht er inmitten der höfischen gesellschaft, ein berater der grofsen, lehrmeister ihrer jugend, von ihren idealen erfüllt, diesen dienend im streiten und singen.

Freilich Walther ragt hinaus über die höfische gesellschaft und ihre zeit als ein wahrhaft grofser dichter. und seine ausnahmestellung wird sich nie in irgend eine schablone festlegen lassen. etwas unerhörtes war es, wenn ein mann ritterlichen standes töne des fahrenden volkes aufgriff, wie dieses in mahnenden sprüchen zu seiner zeit zu reden. er war der erste, der das wagte, aber nicht, wie Wallner behauptet, der einzige. Reinmar von Zweter und andere sind ihm darin gefolgt. so steht er nicht allein, wie er auch als gehrender rittersohn die gesellschaft des freilich in geistlichem gewand einherziehenden Archipoeta findet.

[1] Wallner zählt sehr viele stellen auf, an denen Walther über die höfische gesellschaft klage. an manchen dieser beschwert er sich über feinde und neider; an andern klagt er über unhöfische (24 3 ff. 31 33 ff. 32 7. 150 90). 18 1 ist ein kampfspruch, dessen anlass uns unbekannt ist, in dem aber die höfische gesellschaft gar nicht vorkommt. auch 28 37 67 14. 104 7 beziehen sich gar nicht auf diese.

2. Die epischen dichter.

Den stand der minnesänger und spruchdichter können wir in den meisten fällen doch mit annähernder gewisheit bestimmen. weit schwieriger wird das für die epiker jener zeit. da viele epen, gerade aus Südostdeutschland, uns anonym überliefert wurden, sind wir vielfach ganz auf innere kriterien angewiesen.

Die epischen dichter des zwölften jahrhunderts waren entweder geistliche wie die pfaffen Konrad und Lamprecht, oder spielleute wie die verfasser des 'König Rother' und 'Herzog Ernst'. dass Reinbot von Durne etwa wie der in höfischem stil geistliche stoffe behandelnde Konrad v. Heimesfurt zu den geistlichen gehöre, wie man früher annahm, ist mehr als unsicher. wir werden über seinen stand nichts bestimmtes aussprechen dürfen, solange man noch zweifelt, ob der heilige Georg überhaupt in Baiern oder in Schwaben entstanden ist[1]. die fahrenden dichter fanden nachfolger im Stricker, wol auch im dichter des 'Helmbrecht', vielleicht in dem des 'Wigamur'[2] und in den verfassern einiger der jüngeren sogenannten volksepen. darüber später.

Das hauptcontingent epischer dichter aber stellten seit dem ende des zwölften jahrhunderts die ritter, überall in Deutschland, die zunächst stoffe französischer erzähler bearbeiteten. so im bairisch-fränkischen grenzlande Wolfram von Eschenbach, ein ministerial, und Wirnt von Gravenberg, wahrscheinlich auch ein dienstmann[3]; im eigentlichen Baiern der dichter von 'Mai und Beaflor', dessen namen wir nicht kennen, Albrecht, der dichter

[1] vgl. v. Kraus (s. 256 seiner ausgabe); Helm (Anz. xxxii 278ff); FWilhelm Beitr. 35, 360f. aus vers 56 könnte man auf ein ministerialitätsverhältnis zum herzog von Bayern schliefsen. — die identification mit dem 'notarius' Reinbot ist jetzt wol allgemein aufgegeben. [2] dafür bringt Sarrazin QF. 35 beachtenswerte momente bei, ohne dass er mich vollkommen zu überzeugen vermöchte. zudem stützt er sich nur auf eine späte und schlechte überlieferung. eine eingehende untersuchung der bearbeitungsweise dieser Wolfenbütteler handschrift ist von Mausser zu erwarten (vgl. dessen Münchener dissertation 1906, Reimstudien zu Wigamur). [3] zwar Konrad von Würzburg (Weltlohn v. 234) hält ihn für einen freien; doch kennen wir nur ritter von Gravinberg, die ministerialen sind. vgl. die zeugenlisten in der urkunde der Monumenta Boica II 334 von c. 1160 und der bei Roth Kleine Beiträge I 208 leider ohne angabe der quelle angeführten urkunde.

des jüngeren Titurel, und später der fortsetzer des 'Lohengrin'[1] — ob diese freie oder unfreie ritter waren, das entzieht sich ganz unserer kenntnis; immerhin erscheint das letztere wahrscheinlicher — ; weiter südöstlich der Pleier, dessen dichtungen mehrere momente, nicht sprachliche allein, in die gegend Salzburg-Steiermark weisen[2]. er mag ein niederer ritter gewesen sein, *getriuwer dienære* eines herrn Wimar. eine Salzburger familie seines namens ist uns bekannt[3]. aus Kärnten stammt der dichter der 'Krone', Heinrich von dem Türlin, ein ritterbürtiger bürger[4]; vielleicht aus dem gleichen geschlecht der in Böhmen dichtende Ulrich[5]. steirischer ministerial war der schon oben erwähnte Ulrich von Lichtenstein.

Ein ritter war auch der dichter der 'Kindheit Jesu', Konrad von Fussesbrunnen, wahrscheinlich identisch mit dem österreichischen ministerialen gleichen namens[6].

Zahlreicher als französische vorwürfe wurden in Südostdeutschland deutsche sagenstoffe seit dem ende des zwölften jahrhunderts bearbeitet, fast ausschliefslich in Österreich und der Steiermark. zwei momente machen das einigermafsen verständlich. einmal die grofse entfernung der östlichen Alpenländer von Frankreich. wol mochten Oberitalien und Friaul die einflüsse romanischen rittertums nach dort vermitteln, aber schwerlich die der specifisch französischen litteratur, der epen aus dem kreise der Artussagen, die die Westdeutschen unmittelbar aus erster hand bekamen und wol erst in ihren eigenen

[1] vgl. Panzer, Lohengrinstudien s. 54 ff. [2] so das fast vollständige verschwinden des wortes *vrie* bei aufzählungen der ritterlichen stände und die grofse rolle die das amt des marschalls spielt, worüber ich a.a.o. s. 123. 162 gesprochen habe, sodann auch der umstand, dass sich Garel '*geborn von Stire*' nennt (v. 4191, vgl. 11715. 18568 f) und dies die einzige deutsche örtlichkeit ist, die in diesen gedichten erwähnt wird. [3] vgl. Monumenta Boica III 569 a. 1305 '*her Chunrat der Player*'. der name 'Pleyer' ist auf Salzburger grabdenkmälern späterer zeit häufig; vgl. Walz in der einleitung seiner ausgabe des Garel; dazu auch Necrol. Germ. II 223 (10/4 Heinricus Pleiær occisus saec. XIII). — die neue arbeit von Otto Seidl, Der schwan von der Salzach (1909) war mir nicht zugänglich. [4] vgl. Schönbach PBBeitr. 33, 351 ff und soeben Graber Zs. f. d. phil. 42, 146 ff. [5] vgl. Singer in der einleitung seiner ausgabe des Willehalm. [6] vgl. die auch von Diemer (Kleine beiträge XV, Wiener sitzungsberichte XVIII 1855 s. 269) angeführten urkunden: Fontes rerum austriacarum. abt. II bd IV n. 344. 382. 550, die jedoch nicht genau zu datieren sind.

formungen nach osten weitergaben. diese deutschen höfischen epen aus dem westen waren in Österreich und der Steiermark freilich wol bekannt[1].

Sodann scheint sich im südosten der ritterstand immer in etwas näherer berührung mit dem volksmäfsigen gehalten zu haben als in andern gegenden, ein freilich schwer zu berechnendes moment, das durch den volksliedmäfsigen charakter der älteren lyrik, die bessere stellung der spielleute an bairischen und österreichischen höfen seit dem ende des zwölften jahrhunderts[2] und anderes gestützt wird, das vielleicht auch damit zusammenhängt, dass die ministerialen, die mit den unteren kreisen immerhin ursprünglich mehr fühlung hatten, ja zum teil aus bäurischen hintersassen hervorgegangen waren, dort innerhalb des ritterstandes einen besonders hohen procentsatz ausmachten[3].

Wie dem auch sei, die mehrzahl dieser epen ist meiner meinung nach von rittern gedichtet. ich widerspreche damit der vorherschenden anschauung, die diese 'volksepen' zu denen nach romanischen vorbildern, den 'höfischen', in contrast setzt und fahrende spielleute für ihre dichter hält. allein diese anschauung ist nicht bewiesen; sie bewegt sich vielfach in einem cirkel[4] oder stützt sich auf unbedeutende einzelheiten, aus denen sich nichts schliefsen lässt[5]. an eindringenden untersuchungen fehlt es hier noch ganz.

[1] vgl. Nagel und Zeidler Deutschösterreichische litteraturgeschichte s. 200 und Schönbach Die anfänge des minnesanges s. 83ff. [2] vgl. Zappert, Wiener sitzungsberichte XII s. 158ff; Kettner Die oesterreichische Nibelungendichtung s. 287. [3] auf diese momente hat zum teil schon Panzer in seinem vortrage Das altdeutsche volksepos hingewiesen (s. 27ff). dass freilich die ministerialen weniger bodenständig gewesen seien als die freien, nicht selten den dienstherren gewechselt hätten, das scheint mir für jene zeit allgemein nicht zuzutreffen. [4] so Jänicke in seiner einleitung zum Biterolf s. XXIX, der einen bürgerlichen für den verfasser dieses epos hält mit der begründung: 'ein ritterlicher dichter ist nicht wahrscheinlich, weil sich für den anfang des dreizehnten jahrhunderts die dichterische teilnahme der ritter am deutschen volksepos nicht nachweisen lässt'. [5] Martin sagt, der verfasser von 'Dietrichs Flucht' sei 'ohne zweifel ein fahrender sänger', da er freigebigkeit gegen *[illegible]* preise. als ob das nicht auch in gedichten unzweifelhaft ritterlicher autoren geschähe, weil es eben zum bilde eines festes gehörte. vgl. zb. Guter Gerhard 6409f, Veldekes Eneide u. a.

Zwei momente scheinen mir wesentlich, um auf den stand der dichter dieser epen rückschlüsse zu erlauben. einmal der geist dieser dichtungen, das — ich finde kein besseres wort — ethische moment, die gefühle mit denen der dichter seinen helden gegenübersteht, was er an ihnen bewundert. die heldendarstellung des Nibelungenliedes, des Wolfdietrich und anderer epen ist ganz von ritterlichem geiste getragen. man vergleiche damit einmal Strickers 'Daniel', um zu sehen, was ein fahrender, ein ergötzer des volkes, an seinen helden liebt: die schlauheit die über die stärke siegt[1].

Sodann der stil. das ist nun gerade der punct, an dem die allgemeine anschauung einsetzte. unzweifelhaft, die sogenannten volksepen sind in ihrem stile ganz verschieden von den höfischen. allein der stil dieser — das hat Panzer gezeigt — ist zum grofsen teile durch ihren stoff bedingt, deutsche heldensage, die die dichter vielfach oder meistens schon in bestimmter formung vorgefunden haben werden, in einer formung, die einmal dem alten charakter des vorwurfs entsprach, auf der andern seite der art der spielleute. denn stoffe der heldensage gehörten freilich stark zu deren repertoire, doch nicht ausschliefslich[2]. hier müsten nun einzeluntersuchungen einsetzen, um zu zeigen, wie weit ein teil der sogenannten volksepen, vielleicht auch die meisten, sich in ihrem stile doch von werken der spielleute unterscheiden, besonders deutlich gerade in der verschiedenen anwendung verwanter oder gleicher stilmittel[3].

[1] vgl. besonders v. 7487 ff: *swer iht guoter liste kan, den solde wîp unde man gerne êren dester baz. ein man tuot mit liste daz daz tûsent niht entæten swie grôzer kraft si hæten* [2] vgl. den Marner (hg. v. Strauch) der s. 125 vielerlei stoffe der heldensage als zu seinem repertoire gehörig aufzählt, s. 127 aber auch die Gralsage nennt. [3] WVogt, Die wortwiderholung ein stilmittel im Ortnit, Wolfdietrich A und den spielmannsepen Orendel, Oswald, Salman und Morolf (Germanistische abhandlungen h. 20, Breslau 1902) weist nach, dass der gebrauch der variationen, formeln und wortwiderholungen in den spielmannsepen ein mafsloser ist, im Ortnit und Wolfdietrich aber sich in den grenzen bewuster stilmittel hält. L Wolf, Der groteske und hyperbolische stil des mhd volksepos (Palaestra h. 25, 1903) will die volksepen in drei stilgruppen sondern, zu deren erster, den höfisch stark beeinflussten epen, er Nibl., Kudrun, Biterolf u. a., zu deren letzter, den spielmännisch gefärbten er grade Ortnit und Wolfdietrich rechnet, freilich ohne die grenzen scharf zu

Es mag sein, dass die dichter der jüngeren volksepen fahrende spielleute waren. erst solche genauen stiluntersuchungen würden das erweisen können. aus den beiden einzigen namen von dichtern, die wir kennen — 'Heinrich der Vogelære' nennt sich der verfasser von 'Dietrichs Flucht' (v. 8000), Albrecht von Kemenaten der des 'Goldemar'[1] — ist nichts zu schliefsen. die dichter der älteren epen, wie Ortnit, Wolfdietrich, Kudrun, Biterolf u. a. halte ich für ritter.

Auch den dichter des Nibelungenliedes. schon EKettner aao. machte dessen ritterlichen stand wahrscheinlich und wies auf die zahlreichen schilderungen höfischen lebens hin, durch die er die alte dichtung erweiterte habe[2]. darauf gestützt suchte Zallinger[3] einen engen zusammenhang zwischen dem problem und der darstellungsart, den bezeichnungen der helden im Nibelungenliede einerseits und der entwicklung der ministerialität in Österreich anderseits nachzuweisen, und zog weiter den schluss, dass grofse partieen der dichtung nicht vor beginn des dreizehnten jahrhunderts entstanden sein könnten, ja dass die stellung Rumolts als küchenmeister einen terminus ante quem non für die abfassung des gedichtes gebe, das erst nach der einrichtung des reichsküchenmeisteramtes (1202) entstanden sein könne. Zallinger setzt sich damit zu allen ergebnissen germanistischer forschung in widerspruch, ohne seinerseits überzeugen zu können. es ist unmöglich, in einer dichtung, zumal wenn sie eine so lange entstehungsgeschichte hat wie aller wahrscheinlichkeit nach das Nibelungenlied, jede figur ganz scharf einem bestimmten landrechtlichen stande zuweisen zu wollen[4]. und was das küchen-

ziehen. einen vergleich mit den höfischen epen gibt Wolf nicht: aber auch diese, zumal die jüngeren, verwenden manche dieser 'grotesken' stilmittel.
[1] ob dieser mit dem von Rudolf von Ems genannten dichter identisch ist und ob er zu einer der schwäbischen ministerialen familien von Kemenaten gehört, das ist ganz unsicher. [2] auf eine scheidung zwischen einem mittleren und einem jüngeren dichter und auf die annahme, drei selbständige liederbücher hätten die vorlage des ersten gebildet, brauch ich hier nicht einzugehen. [3] 'Die rechtsgeschichte des ritterstandes und das Nibelungenlied' (Jahrbuch der Leogesellschaft, Wien 1899). [4] darin dass Hagen Kriemhildens antrag, sie als *heimgesinde* an Etzels hof zu begleiten, ablehnt mit der begründung, er müsse bei Gunther bleiben, sieht Zallinger eine analogie zur scheidung zwischen reichsdienstmannen und solchen des königlichen hauses. danach hätte Hagen also zu den letzteren, den unzweifelhaft niedrigeren gehört. das ist absurd.

meisteramt betrifft, so ist ein solches schon vor der schaffung des reichsamtes an fürstlichen höfen nachzuweisen, gerade in Österreich[1]. die rolle Rumolts im Nibelungenliede war freilich auch schon den zeitgenossen auffällig. Wolfram spottet darüber[2].

Kotzenberg aao. weist die zu weitgehenden folgerungen Zallingers mit recht zurück. doch seinen eigenen aufstellungen vermag ich ebenso wenig beizustimmen. die unstimmigkeiten und widersprüche in den standesbezeichnungen des liedes, vor allem das absolute fehlen des wortes *dienestman* will er durch den spielmannscharakter des dichters erklären. dieser habe einerseits als spielmann mit den ministerialen nähere berührung gehabt als mit andern gliedern der höfischen gesellschaft — eine unbewiesene behauptung —, sie darum auch eine grofse rolle spielen lassen, anderseits aber, um sie auszuzeichnen, sie den freien herren ganz gleichgesetzt, ihnen das prädicat *man* verliehen. mir scheint diese erklärung gewunden; dass *man* im Nibelungenliede noch ausschlieslich in der bedeütung vasall gebraucht wurde, wird nicht bewiesen und ist sehr wol zu bestreiten. und wenn die spielleute das wort *dienestman* würklich darum vermieden, weil sie ihre helden mit möglichst auszeichnenden namen nennen wollten, warum sind es dann gerade der Wolfdietrich und andere sogenannte spielmannsepen, die zuerst und am schroffsten auch freie und fürsten als *dienestman* bezeichnen?[3]

Meines erachtens ist aus dem vollkommenen fehlen dieses wortes im Nibelungenliede nichts sicheres zu schliefsen. es lässt sich durch den typisierenden stil der dichtung erklären, durch ihren alten stoff, dem ministerialität fremd war; vielleicht auch

[1] ein *magister coquine* von Österreich wird c. 1195 erwähnt (traditionen von Formbach n. 221 im Urkundenbuch des Landes ob der Enns I); von Steiermark 1188. 1195. 1200 (Steiermärkisches urkundenbuch I n. 691. II n. 13 s. 35; Urkundenbuch des Landes ob der Enns II n. 329); von Salzburg gegen 1200 (Monumenta Boica III 218). [2] Parzival 420_{25} ff; vgl. Biterolf 12014 ff. 12698 ff. [3] so werden im Wolfdietrich A (str. 344. 371. 382. 437. 445. 454. 487.) und B (str. 126. 286. 307. 539. 540. 631. 858) der herzog Berhtung von Meran und seine söhne Dietrichs *[illegible] dienstman* genannt, ja auch *eigen* (B str. 278. 303). vgl. auch Wolfdietrich B str. 319 ff. — ebenso nennt der dichter des jüngeren Rosengarten Dietrichs zwölf recken, zu denen gleichfalls herzöge gehören, seine *dienstman*'. (str. 12. 189. 223. 343. 345).

damit, dass der dichter etwas von französischer epik wuste und deren beispiel folgend einen einheitlichen ausdruck zur bezeichnung des dort einheitlichen ritterstandes verwante, entsprechend den deutschen nachahmern französischer epen. dem dichter selbst freilich, der mit den augen seiner zeit seinen stoff ansah, waren die mannen dienstmannen ihrer herren. so stellte er sie sich vor, auch wenn er diese bezeichnung vermied. einzelne züge seiner vorlage aber waren nicht damit in einklang zu bringen, auf die er doch in der composition des ganzen nicht verzichten konnte. so kamen unstimmigkeiten in den standesverhältnissen der helden in sein werk.

Hagen und sein bruder Dankwart erscheinen darum gleichzeitig als verwante des königlichen hauses und als seine '*man*' mit ausgesprochen dienstmännischem charakter. Dankwart bekleidet zugleich ein hofamt, wie auch andere besonders gerühmte recken, und zwar handelt es sich dabei nicht um ehren- oder erzämter, sondern wir sehen sie verschiedentlich ihren amtspflichten nachkommen[1]. das passt auffallend zu der ganz singulären entwicklung der hofämter in Österreich[2]. dort gab es keine erzämter, aber die erbbeamten, die sich um 1200 noch nicht ganz von ihren amtsfunctionen gelöst hatten, gehörten zu den bedeutendsten männern des landes. es ist wol möglich, dass diese verhältnisse den dichter in der ausgestaltung einiger einzelheiten bestimmt haben. das wäre ein neues moment für die österreichische heimat des Nibelungenliedes. doch ich möchte das nicht urgieren.

Gerade auf Österreich weist ja auch die verwendung des wortes *man* für vasallen und dienstleute, das ineinanderaufgehn dieser beiden begriffe in der einen gemeinsamen bezeichnung, bei der doch der gedanke an die ministerialen überwog. so kann Brunhild die erklärung Siegfrieds, er sei Gunthers *man* dahin verstehn, dass sie ihn für *eigen* hält. die frage, wie weit es dabei bewuste absicht des dichters war, dass 'Siegfried den unfreien stand eines königlichen ministerialen fingiert' (Zallinger), wie weit er überhaupt diese ausdrücke

[1] Dankwart als marschall str. 1585. 1674. 1808. 1838 f; sein neffe Ortwin als truchsess str. 719. 1228; Rumolt als küchenmeister str. 720. 1228. 1405; Sindolt als schenke 720. [2] vgl. Kluckhohn aao. 209.

begrifflich ganz scharf fasste[1], wird sich schwer mit sicherheit beantworten lassen.

Und auch die frage nicht, ob der dichter ein freier ritter, ein ministerial oder ein *miles* war. der geringe procentsatz der freien innerhalb der ritterschaft Österreichs freilich macht den unfreien stand des dichters wahrscheinlich.

Das gleiche lässt sich für die verfasser anderer und vielleicht der meisten sogenannten volksepen vermuten.

[1] dass der dichter das wort *eigen* schon in der späteren verblassten bedeutung verwant hätte, das ist mir für seine zeit nicht wahrscheinlich.

Göttingen. **Paul Kluckhohn.**

ZU ZS. 51, 255. DE SERVANDO MEDICO.

Vielleicht ist Anth. lat. I[1] 204 doch ohne annahme wandalischer bestandteile auszukommen. ich schlage vor:

Servande in parte misera! anabrasta nosesis:
Vi tibi alasve almam vitam, id vis? tandem abi tritam!
Copiates gibbatus enim transire volebat.

'Reserviert must du werden am jammerort! wie spreu geschüttelt wirst du pein leiden (*ἀνάῤῥαστα νοσήσεις*). oder willst du mit gewalt dein wertes leben fristen, willst du das? dann mach dich endlich fort auf den gewohnten weg!' ein buckliger totengräber wollte nämlich gerade vorbeigehn.

V. 1 wäre *medentem* oder *monstrumque modernum* nicht ausgeschlossen; mit v. 3 beginnt der neue satz, *ausus* ist absolut gebraucht gleich 'dreist'; für *terrę repetam* ist wol *terrae repetitae* (oder *terra repetita*) zu lesen, 'als er mitten auf der widergewonnenen erde stand'. die messungen *abī* und *cŏpiates* stimmen zu den metrischen schwächen des gedichts, und das zweimal für *b* gesetzte *u* entspricht der gewohnheit des Salmasianus, die beiden laute zu verwechseln (vgl. *superua*).

H. Patzig.

ALTHOCHDEUTSCHES AUS TRIER.

MITGETEILT VON F. W. E. ROTH.

Die handschrift nr 40 (*num. loc.* 1018) *der Trierer stadtbibliothek ist von MKeuffer in seinem Beschreibenden verzeichnis der hss. d. Tr. stbibl.* I (1888) 41 *nur einer sehr knappen inhaltsangabe gewürdigt worden, aus der kein germanist ihren wert ahnen mochte. es ist ein pergamentcodex des* 10 *jh.s*[1] *in sog. quartformat* (133×177 mm), 132 *blätter* (13×8+1×12+2×8) *umfassend, in altem einband vollständig und fast unbeschädigt erhalten. als provenienz gibt Keuffer zweifelnd das Augustinerstift an. eine eintragung des* 15 *jh.s auf bl.* 1[a] (*wo außerdem eine erklärung des hebräischen alphabets steht*) *weist auf das aus Cäsarius von Heisterbach bekannte cistercienserkloster Himmerod* (*Hemmenrode*) *bei Manderscheid in der Eifel:* Liber monachoru ſce marie ī hym̄erode ord. ciſt. Treuern. dyoc. *den hauptinhalt des codex bilden glossensammlungen resp. glossare:* I. *bl.* 1[b] (—33[b]) *ein* *b i b e l g l o s s a r* (Glosae dyvinorum librorum) *beginnend mit* De prologo libri Genesis *und schließend mit der Apokalypse:* — II. *bl.* 33[b] (—41[b]) I n c i p i u n t g l o s s e h e b r e o r u m n o m i n u m, *beginnend:* Aaron Mons fortitudinis. Abra Pat excelſus — *schließend mit* Zorobabel. ipſe magiſter de babilone; *vgl. CGL.* II *p.* XLIV (*cod. Cantabrigiensis*): — III. *bl.* 41[b] (—53[b]) I n c i p i u n t g l o s s e g r e c o r u m v e r b o r u m (*anfang:* Abſida. lucida), *das glossar welches im Corpus Glossariorum Latinorum* (*CGL.*) III 487—506 *aus dem cod. Bern.* 688 *saec.* XIII *abgedruckt ist:* — IV. *bl.* 53[b] (—132[b]) I n c i p i u n t g l o s s e l a t i n o r u m n o m i n u m (*anfang:* Abactus abactu remotus), *offenbar dasselbe glossar welches auch in dem Bernensis* 688 *unmittelbar auf* III *folgt, vgl. CGL.* III *p.* XXIX, *wo noch andere codices nachgewiesen sind, darunter der Cantabrigiensis, der auch* II *enthält.*

Dieser hauptinhalt der handschrift birgt gewis nichts was nicht auch anderwärts überliefert wäre, dürfte aber schon durch sein alter für die herausgeber des CGL. von interesse sein. von gröster bedeutung aber sind die *e i n t r a g u n g e n*, *mit welchen*

[1] *dieser datierung Keuffers stimme ich unbedenklich zu, nachdem auch WMeyer dasselbe urteil gefällt hat; Roth war geneigt die hs. höher hinaufzurücken.*

wenig jüngere hände, die aber ganz gewis auch noch dem 10 *jh. angehören*[1], *die untern ränder des codex bis bl.* 64^a *bedeckt haben. es handelt sich um eine medicinische compilation, die dem schreiber, wie ich vermute, in einer handschrift vorlag, dort aber aus verschiedenen quellen, die uns zum teil anderweitig bekannt sind, zusammengetragen war: krankheitsnamen, diätetische vorschriften, recepte mit eingestreuten deutschen zaubersprüchen christlicher einkleidung, kräuterlisten (wider mit einzelnen krankheitsnamen und körperteilen) mit deutschen glossen usw. die gröſseren abschnitte haben meist und die einzelnen recepte vielfach überschriften, die bald in majuskeln (unten versalien), bald in rubrum (unten fetterere typen) gegeben sind*[2], *z. tl aber sich garnicht besonders abheben. mit bewahrung dieser inconsequenz haben die drei (?) copisten, die sich hier ablösten, offenbar die vorlage widergegeben, welche ihrerseits wol allmählich zustande gekommen war.*

Den nicht nur culturgeschichtlich, sondern auch sprachlich wichtigen altdeutschen inhalt der handschrift hat F. W. E. Roth zuerst erkannt und mir in einer sehr sorgfältigen abschrift zur verfügung gestellt, zu der ich nur wenig nachzutragen fand. nachdem mir die direction der Stadtbibliothek den codex, der fortan eines ihrer wertvollsten besitztümer bilden wird, nach Göttingen gesant hatte, bin ich bemüht gewesen, Roths abschrift in der weise zu ergänzen, dass auch die umgebung, in der sich die deutschsprachlichen stücke finden, den lesern ersichtlich wird. ich bin aber nicht der meinung, diese marginalien ganz ausgeschöpft zu haben. wenn sich einmal unter den germanisten der mutige arbeiter findet, der das gewaltige material der medicinischen überlieferung des frühen mittelalters sichtet, dann wird er unsere beschreibung nur als eine abschlagszahlung hinnehmen dürfen.

[*Zusatz. erst bei der correctur entdeckte ich, dass auch in den eintragungen der obern ränder deutsche glossen stecken: ich werde sie hinten* (*s.* 180 ff) *nachtragen. E. S.*]

Zunächst bl. 1—9^a, *anfangs schwer leserlich, ein verzeichnis griechischer krankheitsnamen mit erklärung, aus dem ich hier ein paar proben gebe:* Apostoma[3] collectione nomen accepit.

[1] *auch darin stimmt mir W. Meyer bei.* [2] *der sperrdruck der deutschen worter und abschnitte ist natürlich nur für die ausgabe angeordnet.* [3] *di.* apostema.

Nam collectiones greci apostoma uocant. — Epaticus morbus a iecoris passione nomen accepit. greci ·H·epaton iecur uocant. — Lyenosis a splene uocabulum sumpſit. greci enim splen lien uocant. — *sodann beginnen bl.* 9[b] *diätetische maßregeln, recepte, segen und zauberformeln, mit überschriften in rubriken, majuskeln oder gewöhnlicher schrift eingeleitet. zunächst bl.* 9[b] *ff.* **Hec eſt certiſſima salus corporis — Ad capitis purgationem — Ad lacrimoſos oculos — Ad raucitudinem — Item — Ad dentium dolorem.** — *bl.* 12[a] ISTI III DIES PERICVLOSSIMI SUNT IN ANNO. — *bl.* 12[b] AD VERMES TOLLENDOS CARMEN. (*zauberworte und kreuze dazwischen*). — *bl.* 13[ab] AD TORTIONES VENTRIS — AD PVLICES — AD NARES STAGNANDAS. Pone manum super caput *et* dic. Vnde venis tu iordane sanguis *et* aqua. Periuro te in nomine dei patris *et* filii *et* ſpiritus ſancti. ut redeas *et* ultra non exeas de naribus istius hominis tribus uicibus. — *bl.* 14[b] AD APES CONFIRMANDAS. Vos estis ancille dei. uos facitis . . . (*leider weggeschnitten*). — *bl.* 15[ab] GARGARISSIMVM[1] AD FLECMA PRO-ICIENDA. — *bl.* 16[a] AD LVBRICOS TOLLENDOS. — Potio ad paralysin. — *bl.* 16[b] Ad uentris dolorem. — Ad calculum in uesica. — *bl.* 17[a] Ad morsum serpentis. — *bl.* 17[b]. 18[a] Si quis percussus fuerit de sagitta. — Ut capilli non canescant. — Ad sanguinem de naribus sistendum. — *bl.* 18[b]. 19[a] Ad difficultatem pariendi res probatissima. Elisabet peperit precursorem Sancta Maria genuit saluatorem. Adiuro te per chriſtum ut siue tu es puer siue puella. exeas foras quia saluator te uocat. Omnes sancti dei intercedant pro ista femina. Item in alia membranula scribat *et* super pectus eius ponat. Lazare ueni foras. — *bl.* 19[b] Ad candidam faciem agendam. Radicem lubestici bullies in aqua *et* inde faciem laua. [*A*] Ad catarrum dic. C r i s t u u a r t h g i u u n d t h o u u a r t h h e h e l g i[2] o k g i ſ u n d. t h a t b l u o d f o r ſ t u o n d[3] ſ o d u o t h u b l u o d. a m e n t e r. P a t e r n o ſ t e r t e r. — *bl.* 20[a] Quemcumque ſpina uel stips punxerit *et* in manu uel pede manserit. Sumat radicem polipodii ac cum axungia terat ueteri. *et* altera parte manus seu pedis econtra mittat. *et* mox per uulnus regreditur sine dubio. — *bl.* 21[a] *weitere recepte.* — *bl.* 21[b]—24[a] De inquisitione fleotomie. Inquisitiones uenarum sunt multe *etc.*

Nun folgen bl. 24[b]—27[b] *und, nach einer abermaligen unter-*

[1] *d. i.* gargarisma '*gurgelwasser*'. [2] *verschrieben.* [3] *l.* forstuond (: bluod).

brechung durch recepte. bl. 34^a—36^b zwei listen officineller kräuter mit vielen deutschen glossen. wir geben alles deutsch glossierte und was für den zusammenhang wichtig scheint, und deuten die auslassungen durch puncte an. die deutschen und anscheinend angedeutschten wörter sind gesperrt gesetzt und numeriert, um sie citieren zu können. die wenigen anmerkungen sollen nur den zweck haben, hemmungen zu beseitigen, welche beim aufschlagen der bekannten, für das verständnis lateinischer (und griechischer) pflanzennamen usw. unentbehrlichen hilfsmittel entstehn könnten: neben Ahd. gll. III*, Pritzel-Jessen Pflanzennamen und v Fischer-Benzon Altdeutsche gartenflora kommt jetzt vor allem in betracht Goetz Thesaurus glossarum emendatarum in CGL. vol.* VI. VII.

bl. 24^b NOMINA OLERV*M*. Ypericum. hardenhoi (1). Plantago. Wegebreida (2). Tanaceta. Reniuano (3). Febrifugium. materna (4). Abrotanu*m*. aſreta (5). Saturegia ł serpillu*m*. Connela (6). Alteia. iuiſca (7). Senecion. Rotlacha (8). [*bl.* 25^a] Millefoliu*m*. garauua (9). Potentilla. grenſing (10). Acero. gundraua (11). Balsamita. Siſu*m*bra (12). Origanu*m*. thoſto (13). Cerafolium ł sarminia. kieruila (14). Marubiu*m*. andor (15). Rafanu*m*. me^{ri}redich (16). Celidonia. Sceluurz (17). [*bl.* 25^b] Artemisia. biuoz (18). Lupinu*m*. ficbona (19). Lacteridia. ſprincuurz (20). Coconidiu*m*. zuilin$^{\vdash}$beri (21). Gentiana. hemera (22). Colocasia. wildiminza (23). Coniua. hanup (24). Peſtinaca. Morha (25). Lapatium. latucha (26). Cicuta. coniza ł kanna. Scierlinc (27). Tubura. erthnuz (28). Fungus[1]. ſuam (29). Kalcatrippa. karda (30). [*bl* 26^a] Bladonia. uuillina (31). Acitula. amphara (32). Iusquiamu*m*. bilina[2] (33). Musica. basilisca. Vulgago ł asero. haſaluurz (34). Nepeta. ſiminca (35). Elleboru*m* albu*m*. optarmicu*m*. hnioſuurt (36). Elleboru*m* nigru*m*. ſit*e*ruurz (37). Dipta*m*pnu*m*. uuizuurz (38). Elna. Alant (39). [*bl.* 26^b] Sanguinaria. umbitreida (40). Ebulu*m*. aduk (41). Filix. f^{r}an (42). Polpodiu*m*. ſtenfarn (43). Septeneruia. Arnoglossa. Wegirihc (44). Lupesticu*m*. lubbiſtechcho (45). Maratru*m*. feniculu*m*. ſenucal (46). Rumicedo[3]. branlof (47).

[1] *aus* Flangus *corrigiert.* [2] *l.* bilisa. [3] *Ahd. gll.* III 438, 17 Rumicedo bramlob *und Steinmeyers anmerkung.*

Acalissa. urtica maior. Arciotidas. bacas iuniperi. Mora. dufberi (48). Bolbu*m* .i. radix ł caput. [*bl.* 27ᵇ] Aneura ł solseq*u*ia. hringilla (49). Acorus. ſuuerdula (50). Maura. troſuurz (51). Alosant*er* ł absinthiu*m*. uuermoda (52). Italica. uuoluuaſſepa (53). Didimo. auricula leporis. Hulserida[1]. uuahſhollendar (54). Verruca. uuarta (55). Stantin*us*. Groztharm (56). [*bl.* 27ᵇ] symphoniaca. bilina[2] (57). Siſter. Meu. Raphanu*m*. uuildecreſſo ł uuilderadich (59). Angina. Keleſuth (60). NOCOC i. languor. Braſſica. romanus caulis. Lelisfagus. ſeluia[3] (61). Bricius. fragilis. Malagma. emplastru*m*. Timbra. i. ſatureia. [*bl.* 28ᵃ] Scirosis i. duricia. Clister i. potio subterior. Suabalum. ſterc*us* duru*m*. Ad caput purgandu*m* ł uoce*m* exclaranda*m* ſiue glandulas reprimen-das . . . . . . *folgen recepte bis bl.* 29ᵇ *unten.*

bl. 30ᵃ HE INUENTIONES ATQ*UE* PRECEPTA HYPOCRATIS MEDICI. Hypocras ad p*re*cauendas imbecillitates ita dicit. Itaq*ue* exordiu*m* incipiam*us* a solsticio ab VIII kl. ianuarii, ex qua die humor corporib*us* crescit . . . *reicht bis bl.* 34ᵃ — *bl.* 34ᵃ . . . NOMINA HERBARVM. Unctolenta d*icitur* herba cito sanans uulnera. Aspaltu*m* i. bitume*n*. Acantu*m* ſeme*n* urtice. Agallis i. loliu*m* ł zizania. Agaric*us* i. fung*us* alb*us* ł spongiola. Brasicia. uuirz (62). [f. 34ᵇ] Alumen. caſſalder ł ſcilt ſtein (63). Pastillus. cuochilo (64). Polipodium. hanefoz (65). Glicon*us* .i. Pulegium. Glaucia .i. celidonia. Gleucon .i. mustu*m*. Melilotu*m*. fenogrecu*m* agreste. Ozimu*m* .i. herba basilisca. Peganu*m* .i. ruta. Sarcocolla[4] agrimonia. Galatida i. tetimula. Vrtica greganica. heidarnezela (66). Psylatrum. ſleipha (67). [*bl.* 35ᵃ] timus. feltconila (68). Epithim*us* i. flos thimi. Michones .i. papauera. Glauca .i. uiola. Omoptoi*us*[5] qui sanguinem spuit. Agacia[6] .i. suc*us* rose siluestris. Iris iliric*us* .i. uuatuurz (69). Sanguinaria. ſpurigras (70). Diogrediu*m*[7]. Sca*m*monia. Sprintilla. hnieluurtz (71). Coli passio. iliu*m* dolor. Strugn*us*[8] .i. uua lupina. [*bl.* 35ᵇ] Scotomatici .i. q*ui* uertigine paciuntur. Apostoma[9]

[1] s. *Ahd. gll.* III 520, 23 Husorida wachalter. 521, 11 Vlserida lewurtz *und Steinmeyers anmerkung zu* 505, 16 Nulserida balister. [2] *l.* bilifa. [3] *oder* feliua? [4] *aus* Salcocolla [illegible] [5] l. Emoptoius *di.* haemoptoicus. [6] *di.* Acacia. [7] *di.* diagridium (*διαγρύδιον δακρύδιον*). [8] *στρύχνος.* [9] *l.* Apostema.

collectio puris(!). Sagapinu*m*. gen*us* resine. Myrra stacten .i. myrra in lexiua lauata *et* inde renouata. qu*i*a stacten d*icitu*r cerus de foco. Stactis aut*em* d*icitu*r gutta de mirra. Ideoq*ue* differt int*er* stacten et stactis. Agra .i. canab*is*. hanuf (72). Bdelliu*m* .i. folliculus q*ui* in foliis ulmi nascit*ur* *et* intro iac*et* similis myrre p*er*lucidu*m*. Vinu*m* stipticu*m* .i. rubeu*m*. [*bl.* 36ª] Actix[1]. hollander (73). Meactix[2]. athuc (74). Animonis. rosa agrestis. Ampellus. uitis alba. Brateus. sauina[1]. Lexiua .i. louga (75). Politricon .i. coriandru*m*. Rartilia .i. turnell(a). Calame*n*tis. .i. nepeta. Tellis[5] .s. fenogrecum. Conidion agrion. papauer agrestis. Brionia .i. cucurbita siluatica. Brittannica. beta agrestis. Brasion .i. marubiu*m*. [*bl.* 36ᵇ] Concordia ł maior mercurialis .i. heimuurz ł cvouurz (76). Bletus pastenaca. Cissus hedera. Cromion[6] agrion .i. cepa canina. Centauria. erthgalla[7] (77). *daran schliefst sich unmittelbar (auf bl. 36ᵇ unten) das bei weitem wichtigste stück der handschrift, das ich hier unter beibehaltung aller abkürzungen und schreibfehler gebe.*

|*B* INCANTACIO CONTRA EQVORV̄ EGRITVDINE QVA NOS DICIM' SPVRIALZ.

Quam krist endi sc̄e stpehan zi ther[8] burg. zi saloniuⁿ. thar uuarth [*bl.* 37ª] sc̄e stephanes ros entphangan. So so krist gibuozta themo sc̄e stephan | hrosse thaz entphangana. so gibuozi ihc it mid kristes fullesti thessemo hro[9] | Paternr. Uuala krist thu geuuertho gibuozian thuruch thina ginatha[10] [*bl.* 37ᵇ] thesemo hrosse thaz antphangana. atha thaz spurialza. sose thu themo | sc̄e stphanes rosse gibuoztos zithero burg saloniuⁿ. am̄.

In derselben zeile [*bl.* 37ᵇ *unten*] *geht es dann mit andrer hand wider mit lateinischen recepten weiter:* Accipe cerebrum *usw.* — *es kommt nun überhaupt nichts deutsches mehr, aus dem folgenden heb ich nur noch heraus* [*bl.* 41ᵇ]: AD UERMEM QVI DICIT*UR* TALPA TOLLENDUM. Si quis homo *u*el equus uel aliud

[1] *unbekannt.* [2] *l.* meatrix. [3] *wegen des fehlenden umlauts wol noch als lateinisch anzusehen.* [4] h *ausradiert.* [5] τῆλις. [6] κρόμμυον. [7] r *nachgetragen.* [8] *so!* [9] *es kann allenfalls noch ein buchstabe dagestanden haben; am zeilenschluss hat der schreiber das wort anscheinend abgebrochen.* [10] *oder* **gnatha**?

pecus habet illum uermem qui dicitur talpa. accipe illum ac conuerte in orientalem plagam. in decrescente luna. [*bl.* 42a] tuumque dextrum pedem pone super illius dextrum pedem. et dic in eius aurem subscriptam sententiam cum dominica oratione. et post semel dictum. gira eum per dextram partem. ac dic iterum sicut prius feceras. [*bl.* 42b] iterumque gira. sicque facias tercia uice *usw. usw.*

Auf bl. 44a *beginnt dann eine abschrift des weitverbreiteten büchleins von den kräften der betonica, dem ähnlich wie in der hs. der Prager universitätsbibliothek* VII G. 25 (13 *jh.*) *die plantagorecepte angefügt sind* (*s. Ahd. Gll.* IV 606, 12*ff*). *beginn:* **Precatio vetonicę herbę.** Herba betonica que prima inuenta es ab esculapio his precibus adesto. Peto magna herbarum domina per hunc qui te creavit. ut cum XLta VII tuis uirtutibus adesse [*bl.* 44b] uelis. Legis eas ante solis ortum. Mense augusto cum radicibus ac foliis. **Prima cura eius ad capitis fracturam.** *es folgen nun mit roten überschriften die* (47?) *betonica-recepte, anfangs* (*bis* XXXIII, *aber nicht genau*) *numeriert — bis bl.* 59b *unten. hier schliefsen sich recepte zur verwertung von* Plantago siue arnoglossa *an, beginnend mit* **Prima cura eius ad capitis dolorem:** *ich zähle* 23. *den schluss bildet bl.* 64a *die überschrift* **Ad morsum canis rabiosi,** *mit der dieser text abbricht und die beschreibung des untern randes überhaupt aufhört. die eintragungen gleichen schrifttyps aber andern inhalts auf dem obern rande der blätter reichen noch von bl.* 64b *bis bl.* 76a. *irgend etwas deutsches enthalten sie nicht mehr.*

Ich füge nun einige bemerkungen zu den deutschsprachlichen bestandteilen der hs. hinzu, wobei ich bemerke, dass mit A der gereimte, mit B der ungereimte zauberspruch gemeint ist und von den glossen nrr 1—61 *zu den 'Nomina Olerum'* (*NO*), *nrr* 62 *bis* 77 *zu den 'Nomina Herbarum'* (*NH*) *gehören.*

Herr Roth hatte richtig erkannt, dass die deutschen bestandteile sehr viel älter seien, als die handschrift nach Keuffers (zweifellos richtiger) datierung. es genügt vollständig, hier auf die erhaltung des anlautenden h *vor* n *und* r *hinzuweisen* (hl *und* hw *kommen nicht vor*): *NO* hniofuurt[1] (36), hringilla (19);

[1] *die beiden belege für 'nieswurz' sind, soviel ich sehe, die ersten westgerm. zeugen für den* h-*anlaut des verbums 'niesen', der ja freilich auch durch an.* hnjósa *gesichert war.*

XH hniefuurtz (71); *dazu in B* ⊦rof[1], hroffe, hro-, hroffe. ⊦roffe; *diese erscheinung weist unbedingt auf das erste viertel des 9 jh.s als spätestes datum der vorlage hin, denn schon der Tatian kennt das* h *nicht mehr (s. zuletzt Franck Altfränk. gramm. s. 139). die festigkeit des lautes, der noch in der abschrift überall bewahrt ist, dürfte vielleicht gar die datierung 'um 800' empfehlen. ich habe dafür freilich nur noch zwei vereinzelte anhaltspuncte: einmal das einmalige* antphangana *neben zweimaligem* entphangan(a) *B, und dann ebenfalls in B den merkwürdig altertümlichen, bisher fränkisch und für das 9 jh. nicht mehr bezeugten inf. sw. v. I cl.* gibuozian, *über dessen lesung kein zweifel besteht. diesen gesicherten altertümlichkeiten der vorlage gegenüber kommt alles was auf eine jüngere sprachperiode hinweist, auf das conto des abschreibers, dessen zeit vielleicht 150 jahre später fällt.*

Unter den vier deutschen partieen sind die 'Nomina Olerum' alte bekannte: unsere hs. stellt nämlich nur eine ältere schwester dar zu den drei hss., aus welchen Steinmeyer III *512 ff die pflanzennamen unter nr* MXV *ediert hat: a) = clm. 14584 (s.* XIV*), b) = cod. SGalli 292 p. 196 (s.* X*) und c) = cod. Bonn. 218 f. 84*[b1] *(s.* XI*). in dem SGaller codex führt die liste auch die gleiche überschrift* 'Nomina holerum', *und die beiden hss. bc bewahren (s. 513, 57 la.) im lateinischen lemma denselben fehler* Flangus, *den die Bonner dann ganz wie die unsrige in* Fungus *gebessert hat! auch sonst stehn bc der Trierer hs. recht nahe (man vgl. z. b. nr 21 mit 513, 41), b wol noch näher als c (vgl. die anmm. zu 513, 24. 53 usw.), nur dass es früher abbricht und auch c nicht bis zum ende reicht. aber niemals würde ich auf grund der drei bisher vorliegenden hss. darauf verfallen sein, das urglossar bis in den anfang des 9 jh.s hinaufzurücken, wie es jetzt schon für die directe vorlage von Trier feststeht. und dabei hat diese vorlage schon merkwürdige schicksale hinter sich: i h r e vorstufe ist nämlich durch die hände eines niederdeutschen schreibers gegangen, der 1) einige ausgesprochen niederdeutsche lautgebungen in gemeinsamen glossen verschuldet: so* hanup (24), aduk (41), ftenfarn (43), fenucal (46), (uuoluuaf) fepa (53), uuarta (55); *2) in zusätzen, d. i. in glossen welche*

[1] *über dies zeichen* ⊦, *das in B auch noch in der überschrift* SPURI⊦ALZ, *in XII 74 zur einschaltung eines* h *in* atu⊦e *verwendet ist, vgl. Wattenbach Latein. paläographie*[4] *s. 51*

abc fehlen, ausgesprochen niederdeutsche formen bietet: so afreta[1] (5), *wo nur b übergeschrieben eine (abweichende!) glosse (zu* abrotanum) *bringt*: stabeuurz; *und an folgenden stellen wo die andern hss. weder lemma noch glosse bieten:* hniofuurt[2] (36), branlot (47), dufberi (48), uuermoda (52).

Die glossen XO sind aber auch die einzige deutsche partie, welche niederdeutsche elemente aufweist, und es geht darum nicht an, das altertümliche h- *vor cons. aus dem niederdeutschen zu erklären und so die vorlage etwa um ein oder zwei menschenalter herabzudrücken. denn zb.* hr- *ist ja auch in* hringilla (19), *einer alten glosse (vgl.* 514, 34), *gesichert und kehrt in den* hros *von B mehrfach wider, und der glosse* Elleborum album. optarmicum. hniofuurt (36) *von XO steht die davon gänzlich unabhängige glosse* Sprintilla. hniefuurtz (71) *in XH gegenüber.* —

Für die glossen XH, welche die lautverschiebung in allen fällen vollzogen zeigen und in denen nichts aus dem oberfränkischen gebiet hinausweist, hab ich irgend ein näheres verwantschaftsverhältnis nicht ermittelt und verzichte darauf, für die bekannten unter den glossen nachweise zu geben. das hohe alter auch dieser kleinen gruppe wird insbesondere durch cuochilo (64) *erwiesen: bekanntlich sind derartige geschlechtliche deminutivbildungen nur bis in den anfang des 9 jh.s nachweisbar (s. Wilmanns DGr.* II 270), *später tritt überall das neutrale* -lin *ein: so auch Ahd. Gll.* III 253, 18 Pastillus cuochelin.

Die beiden zaubersprüche zeigen mittelfränkische lautgebung: es ist sehr wol möglich, dass sie in der vorlage unserer hs. zum ersten male zur niederschrift gelangten. aus den mängeln der aufzeichnung gewinn ich entschieden den eindruck, dass schon der alte schreiber, der den z. tl doch recht schwierigen glossen gegenüber sich leidlich sattelfest zeigt, hier vor einer andern aufgabe stand: er schaltete diese stücke eben aus dem kopfe ein. für ein paar weitere fehler darf man auch den schreiber unserer Trierer handschrift selbst verantwortlich machen. von den beiden stücken, die man wol künftig als ersten und zweiten Trierer zauberspruch bezeichnen wird, geb ich A noch einmal mit abgesetzten reimzeilen und mit den kleinen schon oben angedeuteten verbesserungen.

[1] *hochdeutsch ist* ebereiza *uä. bezeugt, s. zb.* 521, 23. 523, 16 533, 10. 547, 5. [2] *das einzige beispiel für* -uurt *neben häufigem* uurz

Ad catarrum dic:
Crist uuarth giuund,
tho uuarth he hel ok gisund.
that bluod forstuod:
so duo thu bluod!
Amen ter. Pater noſter ter.

Die ha. helgi *(oder* hel gi) *erklär ich mir aus einem irrigen vorausnehmen des* gi *von* giſund: *den reim* forstuod : bluod *hat wol erst der zweite schreiber durch einfügung seiner hochdeutschen form getrübt: die nasallose form kommt im 9 jh. noch allen fränkischen dialekten zu. vgl. Franck s. 238. bemerkenswert ist das constante* uo, *wo wir in beiden glossengruppen u. zw. in verschobenen wörtern festes* o *finden: NO* biuoz (18), troſuurz (51). *NH* hanefoz (65), *denen kein* uo *gegenübersteht: aber anderseits* hel *für* heil, ok *für* ouch. *die niederdeutsche (niederfränkische) herkunft des spruches muss jedesfalls als möglich gelten. dem niederfränkischen würde dann auch das später besonders bei hessischen autoren belegte adj.* giuund *zuzuschreiben sein.*

Da catarrus *auch im ma. nichts anderes bedeutet, als was wir heute unter 'katarrh' verstehn, nämlich* 'reumaticus humor in pectore' (*CGL.* III 598, 41), 'tussis humida' (ib. 599, 16), *so ergibt sich, dass der segen oder zauberspruch, was bei derartigen aufzeichnungen bekanntlich nicht selten ist, eine ungenaue überschrift trägt: es handelt sich um ein mittel gegen blutfluss irgend welcher art, am ehesten wol bluthusten oder 'blutsturz'.*

Von irgend einer verwundung des Heilands bei lebzeiten[1], *bei der das blut zum stehn gebracht sei, weiſs weder die Bibel noch die litterarische legende etwas: wir blicken hier hinein in eine merkwürdige anschauungssphäre, wie wir sie wol eher der niedern religion ganz junger zeiten zugetraut hätten — und dabei stehn wir eben erst am ausgang der missionsperiode!*

Der spruch selbst enthält sprachlich nichts was über die zeit unserer handschrift hinausdeutete. aber er steckt fest drin in einem handschriftlichen complex, den wir der zeit um 800 *zu-*

[1] *über die rolle von Christi todeswunden in den russischen zaubersprüchen handelt jetzt anziehend V.J.Mansikka Über russische zauberformeln mit berücksichtigung der blut- oder verrenkungssegen (diss. Helsingfors* 1909) *s.* 260 ff.

schreiben musten. wird dies nicht bestritten, dann haben wir in ihm das früheste document für den deutschen reim: für den reim in vulgärer dichtung!

Der zweite Trierer zauberspruch (B) ist in prosa überliefert, und keine spur von reim oder alliteration weist darauf hin, dass er jemals wesentlich anders ausgesehen habe. schon das ist bemerkenswert: für die frühe zeit um 800, *der wir die vorlage unserer hs., vielleicht die erste niederschrift zuzuschreiben haben.*

Nun aber der inhalt! Christus kam einst mit dem heiligen Stephan[1] *nach der stadt Salonium*[2]*. (beide waren beritten.) dort zog sich SStephans ross eine entzündung (im fuſsgelenk) zu*[4]*. (Christus heilte diese krankheit.) so wie Christus dem rosse des hl. Stephan die entzündung vertrieb, so möge Jesus es mit Christi hilfe diesem rosse gutmachen. nun folgt das paternoster, dann eine nochmalige anrufung, in der neben* thaz antphangana *als ein zweites mögliches pferdeleiden* thaz spuri(h)alza *gestellt wird, und zum schlusse 'A men'!*

Was wir oben bei dem ersten spruche bemerkten, trifft bei dem zweiten in erhöhtem maſse zu: wäre er irgendwo im hinterland unter einfältigen bauern im 19 *jh. aufgezeichnet — oder meinetwegen auch schon in dem protokoll einer kirchenvisitation des sechzehnten*[6]*, so würden wir ihn hinnehmen, als einen späten entarteten sprössling des zweiten Merseburger zauberspruches, wie ähnlich so viele ans licht getreten seien. aber nicht nur dass unsere Trierer handschrift selbst reichlich so alt ist wie die Merseburger — ihre schriftliche vorlage haben wir oben mit groſser bestimmtheit bis um* 800 *hinaufgerückt! wir besitzen also, da die handschrift selbst getrost mit der vorlage identificiert werden darf, nunmehr einen 'christlichen zauberspruch' in litterarischer auf-*

[1] *dem protomartyr, der erst Acta ap. c.* 6 *auftritt.* [2] *der name dieser unbiblischen stadt klingt gelehrt: ein Salonia lag in Bithynien, ein anderes in Illyrien.* [3] *man erwartet: auf dem wege dorthin, aber es steht* quam . . zi Salonium. thar . . . [4] *ich vermag dies* uuarth entphangan, *dem nachher die zweimalige bezeichnung des leidens als* thaz ent-, antphangana *entspricht, redlich nicht anders zu übersetzen; die analogieen im DWB.* III 422 *s. v.* empfängen, empfengen *liegen freilich etwas weit ab; vgl. noch Höfler Krankheitsnamenbuch s.* 117. [5] *also die 'verrenkung', die mit diesem epischen eingang untrennbar verknüpft schien, hier fehlt sie'* [6] *nicht allzuweit von der mutmaſslichen heimat der Trierer version (in der grafschaft Sponheim) ist* 1575 *die fassung Zs.* 21. 211 *aufgezeichnet.*

zeichnung, der älter ist als alle heidnischen stücke unserer überlieferung, und der sich inhaltlich mit dem unstreitig wichtigsten dieser heidnischen deckt. zum mindesten das zeitliche nebeneinander heidnischer und christlicher zaubersprüche des gleichen typus ist erwiesen. die sphäre in der dieser spruch entstanden ist lernten wir schon beim ersten kennen: es gab in sehr früher zeit eine populäre überlieferung oder fortbildung der heiligen geschichte, die den erlöser in allerlei der Bibel und auch den apokryphen unbekannte situationen hineinführte: gelehrte reminiscenzen und die vorstellungsweise des volkes, bibelschwache cleriker und phantasievolle laien würkten dabei zusammen – und schliefslich konnte es wol gar dazu kommen, dass der heiland in zwei persönlichkeiten gespalten wurde, dass Jesus angerufen ward, 'mit Kriftes fullefti' *ein krankes pferd zu curieren.*

Ob das geschichtchen von der heilung des kranken pferdefufses zuerst von Wodan und Balder oder von Christus und SStephan erzählt worden ist? ob man früher den heidengott oder den menschgewordenen gott der christen in solcher form angeru[illegible]? vor einigen jahren hätte man diese frage für überflüssig, wo nicht für töricht gehalten — hat es doch ernsthafte gelehrte gegeben, die den vorgang welchen der zweite Merseburger zauberspruch erzählt, für einen 'mythus' hielten! ich habe darin nie etwas anderes als eine 'götteranekdote' erblicken können. und ich gesteh, dass ich mich jetzt der auffassung KKrohns zuzuneigen beginne, wonach alle heidnischen zaubersprüche des europäischen nordens erst umformungen frühchristlicher vorbilder oder substrate sind. die discussion über diese wichtige frage, zu der neuerdings die arbeiten von Krohns schülern Brummer und Mansikka höchst wertvolles material beigesteuert haben, hat in Deutschland kaum erst begonnen. jetzt wo die Trierer zaubersprüche vorliegen darf sie nicht länger aufgeschoben werden.

Göttingen. E. S.

NACHTRAG. *An den oberen rändern finden sich von bl. 2' an eintragungen: grofsenteils von derselben hand welche die meisten abschnitte unten geschrieben hat. der umstand dass zufällig diese deutschen elemente etwa da ihr ende erreichen, wo die auf dem untern rande aufzutauchen beginnen, hatte sie anfangs unserer aufmerksamkeit entzogen. ich bin auch jetzt in*

der eile nicht in der lage, die z. tl schwer lesbaren, weil stark verblassten *glossen* (*nur um solche handelt sichs*) *vollständig zu entziffern, und muss die volle ausbeute andern überlassen. der anfang ist völlig erloschen; es sind zunächst griech.-latein. glossen, aus denen ich das erste lesbare heraushebe:* Pastoforia cellule ...... circuitus templi. Poliandrum. multorum mortuorum sepulcrum *usw.* *bl.* 2^{b} GENERA NUMERORUM IN SENSIBUS SECVNDVM AVGVSTINVM etc. etc. — *bl.* 4^{a} *fischnamen*: Mullum .i. ſturio. Esox. .*i.* ſalmo. Mugil .i. . . . ? . . Squilla .i. forna. Allebros .i. gubio. inde e*st.* Ne queras mullu*m* cu*m* sit . . . *unleserlich.* Ypodemata .i. calceamenta. Chiroteca .i. digitales. Crotta .i. harpha. Cento .i. opertorium filtri. Trige .i. feces uini ł impedim*en*ta equorum. Supparum. curtebaldum[1]. Aspidopia .i. pictura scuti. [*bl.* 4^{b}] Agatos. bonus *usw.*

bl. 5^{b} Rubisca genus auicule que rubicunda eſt sub pectore. Figulina. ars figuli. Anabolarium .i. amictum. Hec sunt undecim nomina que faciunt accusatiuum casum in im *usw.* — *abermals lateinische und griechisch-lateinische glossen.* — *bl.* 6^{b} *beginnt dann ein kurzes alphabetisches glossar, das sowol im latein wie in den anfangs spärlich, nachher zahlreicher auftretenden deutschen wörtern mancherlei bemerkenswertes aufweist; ich notiere als mehr oder weniger sichere lesungen:* [*bl.* 7^{a}] Aucipula fugelclouo. Ara . . . porcorum . inde areola . ſtiga. . . . Amites .i. rethueres. Andeda .i. Brantreide. [*bl.* 7^{b}] Aurifodina. Goltgruua. Arpago. Cruuil .... Acinu*m*. hintbere. Ascia. ſulacvs. Artem(*on*). ſegal. Allabrox (?). ursus. Bouellum. ſaled. Ballena. huual. Bibliopola *etc.* Bruncus *etc.* Berna. higara. Bumaste. genus uue. Bucularius. osnͤere. [*bl.* 8^{a}] Categita .i. magistra *etc.* Calmetum. meſͬe. Citropoda. Cro? . . . .i. ſura. Coclea. uuindelſtein. Camillum *etc.* Cincindula. uuacco. Caricius. quecbom. Calciculum. cuokar. Carpella. ſadelboge Crater. bulla. Carceria. sum*m*itas mali. Carpepo. grunzun. Co*m*pluuia. drupia. Cranie(?). cruowil. Cauteriola. cantere Deliquium *etc.* Degenies *etc.* Delenificus *etc.* [*bl.* 8^{b}] Eudemos. nobiles. Epitome. breuiarium *etc. etc.* Galmum. molken. far. amer. Sigalus. rocke (?) *etc.* Manula (?). hantſane. Gabalu*m*. galge. . . . Lucanica. Mara. Ludaris. ſtir. Lodix. Lode. [*bl.* 9^{a}]

[1] *di.* kurzebolt.

zunächst unleserlich. ſiſcina. keſekorf. Catapulta. Sper. Semiſpata. ſec..?. Panica. bekker. Gigarte [1] .i. trapen. Mulio .i. ſtuodere. Poledrus. fola. Glis gliris. ratta. Glis glitis Clette. Glis gliſsis. Gleba. Goſtrux (?). bina uuiso. Cicendula. cleno. Caradrio. leuuerca. Fringilla. i. vvinco. Loaticus et merops. Groenſpecht. Merula. amſla. [*bl.* 9'] .... Turdella. Troſla. uueſpa (?) ..... *damit scheinen diese deutschen glossen zu schlieſsen. trotz manchen jungen formen besteht kein zweifel darüber, dass auch sie aus einer hs. des zeitigen 9 jh.s abgeschrieben sind: dafür genügt schon ein wort wie* huual ('balaena'). *neben einigen unzweifelhaft angelsächsischen wörtern finden sich auch in der zusammensetzung des ganzen und im latein allerlei anzeichen, welche auf insularen ursprung oder doch zusammenhang hinweisen.* **E. S.**

STUDIEN ZU DEN ÄLTEREN DEUTSCHEN GRAMMATIKERN[2].

3.

ZU SEBASTIAN HELBERS SYLLABIERBÜCHLEIN.

Sebastian Helber würkte, soviel man weiſs, auf alemannischem gebiet als schulmeister: zuerst in Altdorf in Schwaben, dann in Freiburg im Breisgau; vgl. Roethes einleitung zu seiner ausgabe des Syllabierbüchleins s. VI. ist er aber auch von geburt ein Alemanne? ich habe gründe diese frage zu verneinen, und wenn ich meine argumente auch nicht für unbedingt beweisend halte, so scheinen sie mir doch stark genug, um ihre veröffentlichung zu rechtfertigen.

S. 15, 19—21 der ausgabe von Roethe bemerkt Helber, dass wörter wie *hoblen, üblcs, fiebrische, übrige* 'ein lindes b' enthalten, 'welliches nie in eim Teütsche Wort (wie im *Benignus, rhabarbara*, etc.) der erste Buchstab ist'. nach 5, 23f lautet das 'Mittel B' (d. h. *b* im inlaut) 'vast so lind als der jene Büchstab den man das doppel *v* heiſst, nemlich das *W*'. hält man beide stellen zusammen, so ergibt sich, dass Helber lateinisches *b* auch im anlaut (vgl. *benignus*) wie *w* gesprochen hat.

Das ist aber altbairische aussprache des latein. auf diese hat meines wissens zuerst Lessiak aufmerksam gemacht. er verweist PBBeitr 28, 125 auf die bairisch-österreichische ersetzung

[1] γίγαρτος.

[2] s. Zs. 48, 227 ff. 313 ff.

des *b* durch *w* in personennamen wie *Benedikt* und auf die heutige praxis des lateinsprechens in Kärnten.

Für das 17 jh. kann ich das zeugnis des Oberpfälzers Scioppius (1576—1649) beibringen. in seiner Grammatica philosophica (editio Petri Scavenii, Amstelodami 1664, p. 187) wendet er sich gegen die behauptung, dass die Deutschen lat. *b* wie *p* sprechen: '*Hanc pronunciandi rationem qui Germanis hodie in usu esse praedicat, quos ille Germanos dicat nescio. Ego quidem numquam ejus nationis quemquam audire memini, qui* Ponum *pro* Bono *efferret. Sed plerosque scio pro* B *efferre digamma sive* V *consonantem quam dicunt, sed sine adspiratione ulla*[1], *ut in* Bene *perinde sonet atque* V *in* Quaene, *sive* W, *quomodo ipsi scribunt. Maxime vero omnium in eo sunt ridiculi qui Bavarica dialecto utuntur.* Wacchus *enim dicunt pro* Bacchus. Wuacca *pro* Bacca. Wonus *pro* Bonus, *sicut* U *in* Quoniam'[2].

Nun wäre freilich zu zeigen, dass die *w*-aussprache des anlautenden lat. *b* auf Baiern und Österreich beschränkt war. aus den worten des Scioppius scheint auf den ersten blick das gegenteil zu folgen. aber sie halten einer scharfen interpretation nicht stand. wenn unter den *plerique* die *b* in *bene* wie *w* sprechen, auch Nichtbaiern sind, inwiefern sind dann gerade die Baiern *maxime ridiculi*? soll das vielleicht heifsen, dass alle *w*-sprecher lächerlich würken und der vorrang der Baiern darin besteht, dass bei ihnen diese aussprache allgemein ist, während sie aufserhalb Baierns seltner vorkommt?

Wie dem auch sei, das eine kann ich zeigen, dass man im 16 jh. in Schwaben einen andern ausweg fand, um den unterschied zwischen lat. *b* und *p* sinnfällig zu machen, nämlich die gehauchte aussprache des *p*. Hieronymus Wolf sagt in seiner abhandlung 'De orthographia Germanica ac potius Suevica nostrate' im anhang seiner Rivius-ausgabe von 1578 s. 607: 'Ph *in uocabulis non semper siue uocali, siue consonante sequente pronunciamus, Sueuice quidem, ut* plei, prassen, post, peter, pastei. *Rhenenses dicunt* Pheter, Phetersam. *Latinas tamen uoces sequente uocali plerunque aspiramus.* Phater, Phetrus, phanum *dicentes*'. zwischen anlautendem *b* und *p*, wie auch *d* und *t*, sei in deutschen wörtern der unterschied gering. und dann s. 611:

[1] dh. ohne *r* nach romanischer art spirantisch oder wie *f* zu sprechen. diese letztere aussprache des im freien anlaut stehenden *v* war in Deutschland allgemein. deshalb vergleicht Scioppius den postconsonantischen laut in *quaene* und *quoniam*.

[2] ebenso wie Helber die linde aussprache des inlautenden *b* mit dem hinweis auf das lateinische *b* erleutert, so im 18 jh. der Österreicher Antesperg, der in seiner deutschen grammatik (s. 319 der 2. auflage von 1749) lehrt, dass *b* zuweilen (d. h. im etymologischen anlaut) hart zu sprechen sei, z. b. in *Bett, aufbetten, Gebet*, sonst 'leicht' wie im lat. *bonus* z. b. in *haben*.

'P *pronunciamus (ut ante dixi) in Latino sermone cum aspiratione: quod ne in uernaculo quidem facimus, ut* phater *pro* pater, *suber* past, *uinculum* pand'[1].

Dass Helber eine lebendige kenntnis des bairischen dialekts. nicht blofs der bairischen drucksprache besafs, ist sicher. es beweist dies die angabe der wörter, in denen die 'gemeinen Donawischen', d. h. Schwaben und Baiern, *eü* wie *oi* oder *ai* aussprechen[2], ferner der ansatz von *ei* für bairisch *fleisch, geist, heilig,* auf den Helber schwerlich durch blofse philologische untersuchung der bairischen drucke geführt worden wäre. ebenso dürfte ihm die orthographische unterscheidung des zahlworts und des artikels *ein* (s. 25, 26 ff) in der jugend eingeprägt worden sein.

S. 31, 5. 32, 25 nennt Helber *vntauglich, teüglich* unter den wörtern, die höchstrheinisch mit *u*, bez. *ü* gedruckt werden. dass es mit diesen *u, ü* eine andere bewantnis hat als mit den sonstigen höchstrheinischen entsprechungen von donauischen *au, eü,* darauf wäre Helber doch vielleicht aufmerksam geworden, wenn er ein Schwabe gewesen wäre und in *taugen* das *au* mit dem lautwert der sonstigen abkömmlinge von mhd. *ou* gesprochen hätte, vgl. Kauffmann Geschichte der schwäb. mundart s. 93 unten. war er aber ein Baier, so sprach er in diesem wort den laut, der in der mehrzahl der fälle aus mhd. *û* hervorgegangen war. zu den wörtern die höchstrheinisch *ü* haben stellt Helber 32, 22 fälschlich *erseüffen.* nach Schmeller, Bair. wb. II 231 scheint das wort nicht dem eigentlichen dialekt anzugehören. das *eu* der schriftform konnte aber nur als umlaut zu dem *au* von *sauffen* aufgefasst und muste dann mit dem laut gesprochen werden, der sonst höchstrheinisch durch *ü* ausgedrückt wurde.

[1] ebenso wie *p* wurde auch *t* behandelt, vgl. s. 613: 'T *principio uocabuli in Latino sermone ferè aspiramus, secus quàm in uernaculo,* thua, thibia, *pro* tua, tibia, *pronunciantes. item* vnderthenig . . . *scribimus, cum pronunciemus* vndertenig. *Sic.* . . tun vnd lassen *pronunciamus, cum plerique scribant* thun'.

[2] einige fehler des verzeichnisses 32, 7 ff. lassen sich leicht erklären der setzer setzte mechanisch vor jedem neuen anfangsbuchstaben ein kolon. daher die falschen kola nach *Creüz, eüterlein, gekreüset, meüs, Preüssen, durchgereüttert* und der verbindung *er streüsst sich vor zorn.* kolon und virgel sind vertauscht hinter den nachbarwörtern *steüdlein* und *spreüer* für das letztere wort gibt zwar Schmeller Bair. wb. II 695 die aussprache. *Spräiə* an, aber wie nach *neü, getreü* wäre auch hier kolon zu erwarten. im schwäbischen hat das wort den laut des nicht umgelauteten *iu,* vgl. Fischer Geographie der schwäb. mundart s. 42. Eck schreibt *spruir,* vgl. Keferstein Der lautstand in den Bibelübersetzungen von Emser und Eck § 37. richtig ist das kolon nach *seürlein,* vgl. Schmeller Bair. wb. II 322, Schatz Mundart von Imst s. 65.

[3] die bemerkung über *Mauthaus* 30, 17 kann nicht eigentlich als fehler bezeichnet werden. denn durch sein 'vileicht' gibt ja Helber zu erkennen, dass er das wort in höchstrheinischer form nicht kennt, sehr begreiflich, da es eben ein bair.-österr. wort ist, ebenso war sein 'vileicht' bei dem bair.-österr. *Aut* 31, 8 gerechtfertigt. dass Helbers zweifelnde zuweisung

Mit hilfe meiner annahme lassen sich auch Helbers angaben über die *e*-laute gut verstehn. er war da vor eine besonders schwierige aufgabe gestellt, da innerhalb der einzelnen dialekte die laute den drei zeichen *e*, *ä*, *ö* nicht eindeutig zugeordnet waren. die dialekte in der verteilung ihrer *e*-laute auf den sprachschatz von einander abwichen und auch bei gleicher verteilung die absoluten qualitäten der laute nicht identisch waren.

S. 22, 26 ff heifst es: '*AE* oder *ä* wird in etlichen Landen auf seine besondere weis ausgesprochen mit einfachen getön: in andern Landen aber wie ein (langgezogenes) *e*, so wol im Druck als in der Aussprach'. es folgt eine stattliche anzahl von wörtern, beinahe durchweg mit etymologischem *a* oder *ā*. anordnung nach grammatischen gruppen ist angestrebt [1]. dann die bemerkung 23, 15 f: 'Dise vnd andere jhnen gleicher formierung seind Baierländisch: sunst aber find ich auch' — und nun folgen 18 wörter, von denen 4 umlauts-*e*, eines *æ*, die andern *ë* enthalten. die scheidung zwischen den bairischen wörtern und den andern ist auffällig. auf den ersten blick sieht es so aus, als ob Helber die wörter der ersten liste für nur bairisch erklären wollte. das kann er natürlich nicht gemeint haben. er wollte nur sagen, dass die *ä* der zweiten liste unbairisch seien. so hat unsere stelle schon vBahder Grundlagen des nhd. lautsystems s. 123 interpretiert, aber er nimmt an, dass 'Baierländisch' hier so viel besagen solle, wie sonst 'donauisch'. dazu berechtigt uns aber gar nichts. so bleibt es dabei, dass Helber, unbekümmert um die verhältnisse in den andern dialekten, alle *ä* in bairische und unbairische teilt. sehr begreiflich, wenn er ein Baier war. mit den bairischen *ä* verband sich für ihn die vorstellung eines bestimmten lautes, des hellen *a*: die andern *ä*, die er sich aus drucken notiert hatte, sind für ihn eine unterschiedslose fremdartige masse. er sprach in diesen wörtern ja teils geschlossenes, teils offeneres (mittleres) *e*; *wæger*, das einzige wort mit mhd. *æ*, war ihm ungeläufig.

Die wörter mit *ö*, das nach 23, 21 f 'bei etlichen mit seinem besonderen hall, vnd bei andern in vilen Worten wie ein *e*' gesprochen wird, zerfallen in drei gruppen, die durch schlusspunct von einander geschieden sind. die dritte gruppe enthält lauter wörter, in denen für Helber eine *e*-artige aussprache nur durch die schrift vermittelt war. zu *pförtner* bemerkt er selbst 21, 5

von *Maut* zu den *ou*-wörtern vom historischen standpunct unrichtig, die von *Aut* zu den *u*-wörtern richtig ist, tut natürlich nichts zur sache. *autor* 30, 21 meint nicht das lateinische wort, sondern ist druckfehler für *auter*.

[1] das letzte Wort *ånyl*, das von den vorhergehnden, lauter deminutiven, nicht durch ein kolon getrennt ist, ist verdruckt für *ånl*, 'grofsmutter'. die meisten deminutiva setzt Helber in die schriftsprachliche form auf *lein* um; bei dem femininum *ånel* war dies ebenso unmöglich wie bei dem masculinum *Hansel*.

'sonst *portner*', die andern wörter *tröknen*, *Nörnberg*, *Mönch*, *vermöglich*, *können* gehören zu denen, die man nach 23, 24 'auch mit *ü* geredt vnd gedruckt' findet. Helber sprach hier *i*. die erste gruppe wird gebildet durch fünf wörter mit *ö*: *Oel*, *knöpf*, *köpf*, *köcher*, *vögel*, fünf mit *ę*: *verdörben*, *wöllen*, *schröcken*, *gedörret*, *löschen* und das fremdwort *Höroldsstab*. von den 25 wörtern der zweiten gruppe enthalten 14 mhd. *æ*; mhd. *ö* steht in *könig*, *mörder*, *orter*, *embörung*, dazu kommt das fremdwort *Pöfel* und der name *Cölen*; mhd. *ę* steht in *gewönen*, *entwönen*; mhd. *æ* in *wönen*, *argwönig*. endlich wird noch aufgeführt der name *Böheim*.

Diese gruppierung ist höchst charakteristisch. im bair.-österreichischen sind *ö* und *æ* im allgemeinen getrennt. aber in der stellung vor *r* fallen sie, wenn auch nicht auf dem ganzen gebiet, zusammen, u. zw. hat dann *ö* den (offenen) laut des *æ* und ist getrennt von *ę*, mit dem es sonst gleichlautet. vgl. Schmeller Die mundarten Bayerns § 349; Schwäbl Die altbayerische mundart s. 29f; Schatz Die mundart von Imst §§ 46. 48. Die tirolische mundart s. 30f; Lessiak, PBBeitr. 28, 73f. 87. nun erscheint in Helbers erster gruppe wol *ę* aber nicht *ö* vor *r*, in der zweiten ist es gerade umgekehrt. ferner ist auf bair.-österr. gebiete weit verbreitet der zusammenfall der *e*- und *ö*-laute vor nasal, vgl. Schwäbl § 11 in verbindung mit § 14, 2; Luick, PBBeitr. 14, 137. man beachte nun, dass *ę* und *ö* vor nasal nur in der zweiten gruppe erscheinen. *wönen* empfindet Helber als fremdartig, er erklärt es 24, 3: 'das ist achten oder meinen'. er sprach hier nicht den laut, der sonst mhd. *æ* entspricht, sondern einfach nach der schrift. war ihm aber vor *n* nur ein *e*-laut geläufig, so muste er eben diesen einsetzen. die absolute qualität des *e* vor *n* ist freilich schwankend: Schwäbl gibt dafür geschlossenes *e* an, den laut der sonst umlaut-*e* entspricht, Luick einen mittellaut zwischen dem geschlossenen und dem offenern *e* seiner mundart, in Nagls mundart steht ein diphthong. zu beachten ist auch, dass in der von Lessiak beschriebenen mundart, wo *æ* aufser vor *r l* diphthongiert ist, also nicht direct verglichen werden kann, *e* vor nasalen dieselbe entsprechung hat wie *ö* und *æ* vor *r*: vgl. PBBeitr. 28, 87. ich glaube, dass Helber in den wörtern seiner zweiten gruppe einen offenern laut gesprochen hat als in den wörtern der ersten, kleinere unterschiede mögen dabei immerhin innerhalb der zweiten gruppe bestanden haben. schwierigkeit macht nur das fremdwort *Pöfel*, da nach Schmeller Bair. wb. I 384 dieses wort geschlossenes *e* enthält. *Böheim* ist in der ordnung; vgl. Schmeller Bair. wb. I 188.

Die drei gruppen der *ö*-wörter sind, wie wir jetzt erkennen, 23, 21—24 angekündigt. es heifst ja dort, *ö* sei 'bei etlichen mit seinem besonderen hall, vnd bei andern in vilen Worten wie

ein *e*'. etliche wörter finde man statt mit *ö* auch mit *ü* 'geredt vnd gedruckt'. man beachte nun wol: auch die 'andern' z. 22 sprechen nicht überall *e* statt *ö*, sondern nur 'in vilen Worten'. mit dem 'besondern hall' meint Helber das geschlossene *ö*, mit dem *e* das etliche in vielen wörtern sprechen, das offenere. der sinn der stelle ist, dass etliche das *ö* überall geschlossen sprechen, andre in vielen (aber nicht allen) wörtern offeneres *e* dafür setzen. die erste gruppe enthält nun wörter, in denen *ö* bei allen, auch den 'andern', seinen besondern hall, d. h. geschlossene aussprache hat, die zweite gruppe umfasst die vielen wörter, in denen die 'andern' *ö* wie *e* dh. offen sprechen, die dritte gruppe endlich die wörter, in denen statt *ö* auch *ü* gesprochen und geschrieben wird, und reste (*pförtner*).

Ich verweise noch auf die abweichungen der aussage über das *ä*. dieses wird 'in etlichen Landen auf seine besondere weis ausgesprochen mit einfachen getön: in andern Landen aber wie ein (langgezogenes) *e*'. dh. gewisse länder sprechen es immer, nicht nur in vielen wörtern, wie ein *e*, und dieses *e* ist nicht schlechtweg ein *e*, sondern ein 'langgezogenes' *e*.

Nun können wir eine interpretation der bemerkungen Helbers über den lautwert des buchstabens *e* versuchen. s. 18, 12: '*E* finde ich in dreien weisen ausgesprochen'. die zweite betrifft unbetontes *e* und geht uns hier nichts an. für die erste weise, nach der *e* 'in vilē Worten starck vnd völlig gepronunciert' wird, gibt Helber beispiele in satzform, ich hebe die *e*-wörter durch sperrdruck hervor: *D e r H e r r n e r n s t z w e n d e n vnd e n d e n, S e n d vnd l e n d daher die b h e n d e n, Mit f r e m d e m fund sie zu b l e n d e n*. also *ë* vor *r*, *ę* vor nasal, etymologisches *ê* nur in *Herrn*.

S. 18, 27 ff: 'die Dritte, ist etwas dicker vnd langsamer dan die Erste Weise, vnd findt sich in denen Wörtern, welliche von andern Worten herkomen, die an stat des *e* ein *a* gehabt, welliches *e* in etlichen Landen mit irem *ae* geredt vnd geschriben, oder wie ir *oe* ausgesprochen wirdt. Dises vom *a* vnd *ö* sag ich defswegen, dieweil auch die jenigen, welliche das *å* schreiben vnd reden, vnd das *ö* in etlichen Worten pronuncieren, in etlichen sollichē, das *e* nach der Ersten weis aussprechen'. folgen beispiele dafür: *hend, tempfig, genus, erlengert, mengel, hette*.

Das 'defswegen' 19, 3 ist nicht recht logisch, aber der sinn der stelle ist klar. wir erfahren 1. dass in einigen wörtern der umlaut des *a* als *e* geschrieben, aber wie *ö* (d. h. geschlossen) gesprochen wird; 2. dass auch die *ö*- (und *ä*-) sprecher in gewissen wörtern das umlauts- *e* nach der ersten weise aussprechen; 3. dass für das *ä* und *ö* anderwärts ein eigentümlicher *e*-laut eintritt. Die aussprache dieses *e* ist 'dicker vnd langsamer' als die erste weise: das erinnert an das langgezogene *e* 22, 28.

Die wörter, in denen die *ä*-*ö*-sprecher das *e* der ersten weise sprechen, haben alle mit ausnahme von *hette* hinter dem *e* einen nasal. daraus schliefst vBahder a.a.o. s. 124, fufsnote 1, dass Helber an solche (alemannische) dialekte gedacht habe, die vor nasalen einen sowol von *ä* als *ö* (= geschlossenem *e*) unterschiedenen, aber mit *ë* zusammenfallenden laut sprachen. diese dialekte müsten zu Heuslers (Germania 34, 125) dritter gruppe gehören. vBahders ansicht ist sehr bestechend. aber wenn Helber eine so intime kenntnis der Schweizer mundarten gehabt hat, ist es da nicht sehr auffällig, dass er die richtige und eigentliche aussprache des *ä* 'als ein mittelding zwischen dem *a* und dem *ë*' 19, 30 (vgl. auch 21, 5 ff.) den 'Mitteren Teütschen' zuschreibt? und dass er von der gerundeten aussprache des *ö* überhaupt nichts sagt? denn der 'besondere hall' des *ö* kann nichts anderes meinen als das geschlossene *e*, das beweist die liste 19, 15 ff[1].

Ich glaube vielmehr, dass Helber mit dem *e* der ersten weise sein offeneres *e* meint, das bair.-öst. ja immer für *è* und *ë* vor *r* steht, und das er, wie ich oben angenommen habe, auch für *ę* vor nasal sprach. auch *hette* kommt bair.-öst. dieser laut zu.

Die liste der wörter mit *e* statt *ä* enthält nichts interessantes, wol aber die liste der beispiele für das 'ausgesprochene *oe*' 19, 15 ff. die meisten enthalten umlaut-*e*[2], *erwegen* ist zweideutig. unbedingt fehlerhaft ist *desselbigen*: es passt gar nicht in das verzeichnis, das nur solche wörter enthalten soll, die verwante formen mit *a* zur seite haben[3]. dagegen sind *abgemessen* und *fressen* unanfechtbar: vgl. *maſs*, *fraſs*. diese wörter haben aber *ë* und ihre aussprache mit geschlossenem *e* ist widerum für das bairische charakteristisch.

An stelle des gesprochenen und geschriebenen *ä* und des gesprochenen (aber *e* geschriebenen) *ö* etlicher lande gebrauchen andere das dritte, langsamer und dicker gesprochene *e*. schon vBahder a.a.o. s. 124 hat hier eine ungenauigkeit Helbers angenommen: er bezieht seine äufserung auf mitteldeutsche mundarten. eine kritik dieser ansicht unterlass ich der kürze wegen und gebe meine auffassung, indem ich das bisher gesagte zusammenfasse und ergänze.

Helbers darstellung ist durchaus an seiner bairischen aussprache der *e*-laute orientiert. der lautwert des *ä*, die 'besondere weis' auf die es ausgesprochen wird, ist für ihn das bairische helle *a*, der eigentliche laut des buchstabens *e* das offenere *e* seines dialekts, der eigentliche lautwert des *ö*, sein 'besonderer hall', geschlossenes *e*. Helber weifs aber, dass auch in bairischen

[1] vBahder ist in der auffassung unsicher, vgl. s. 176 f.

[2] an *ä*-umlaut (vgl. vBahder s. 177) braucht man bei keinem einzigen wort zu denken.

[3] das wort stammt vielleicht aus einer sammlung für das suffix-*ig*; das folgende wort ist *anschlegige*.

drucken *e* und *o* nicht immer den ihnen eigentlich zukommenden wert haben, dass *e* in einer reihe von wörtern wie *ö*, d. h. geschlossen, gesprochen wird : beispiele dafür gibt er 19, 15—18 — und dass anderseits *ö* in vielen wörtern wie *e*, d. h. offen, klingt : belege dafür gibt die zweite gruppe der *ö* wörter 23, 26—24, 4.

Verglich Helber seine heimatliche aussprache mit der anderer gegenden, so fand er bezüglich seines offenen, mit einfachem *e* geschriebenen *e* keine wesentlichen unterschiede. in einer grofsen anzahl von wörtern, wo er es sprach, nämlich in wörten mit *e* vor nasal und *ë* vor *r* (wir dürfen getrost hinzufügen, auch vor *l* und *h*) hörte er ungefähr denselben laut. daher betrachtete er die erste weise der aussprache des *e* als allgemein deutsch. anders lagen freilich die dinge bezüglich des alten *ê*, dem aufserhalb Baierns vorwiegend der geschlossene laut zukam. aber er nennt das einzige wort *Herrn*, in dem vielfach das früh verkürzte *ê* mit *ë* zusammengefallen war.

Helbers geschlossenes *e* hatte zwei zeichen, *ö* und *e*. soweit *ö* geschrieben wurde, herschte die geschlossene aussprache auch aufserhalb Baierns; wurde doch da sogar entgegen dem bairischen gebrauch *ö* viel consequenter mit dem ihm eigentlich zukommenden laut gesprochen — daher die bemerkung 23, 21 f. schwanken herschte dagegen bezüglich der mit *e* geschriebenen wörter. in einigen wurde auch aufserhalb Baierns geschlossenes *e* gesprochen, in andern — namentlich dort wo *e* zu grunde liegt — offenes.

Dieses offene *e* war auch der vertreter des bairischen hellen *a*, des eigentlichen lautes von *ä*. diese unbairischen offenen *e* meint Helber mit der dicken und langsamen weise, mit dem langgezogenen *e*. er denkt nicht an die quantität des lautes, sondern gibt nur, so gut er kann, den eindruck wider, den ihm die fremdartige *e*-qualität macht. er vergleicht ferner diese offenen *e* nur mit den bairischen entsprechungen in denselben wörtern, dem hellen *a* und dem geschlossenen *e*, von denen sie weit abstanden; ob sie nicht im grunde dem gemeindeutschen *e*, dem *e* der ersten weise, ähnlich oder gleich waren, darüber macht er sich keine gedanken. nur die relative, nicht die absolute qualität berücksichtigt er; bairisch oder nichtbairisch, das ist für ihn hier ebenso der einzige gesichtspunct, wie in seinen auslassungen über den buchstaben *ä* s. 23, 15 ff.

Zu den schwierigkeiten, die die lautverhältnisse bereiteten, kamen noch orthographische. in Oberdeutschland wurde auch aufserhalb Baierns das zeichen *ä*, wenn auch mit anderem lautwert, gebraucht, zum grofsen Teil in denselben wörtern wie in Baiern. in Mitteldeutschland herschte die schreibung *e*. dieser schwierigkeiten ist der sonst im ausdruck so klare Helber nicht herr geworden. er hat es nicht deutlich zu machen verstanden.

dass hinter der gleichen schreibung *ä* sich eine verschiedene aussprache verbirgt. angedeutet hat er es freilich 23, 15 ff. er, der sonst so scharf die drei varietäten des hochdeutschen unterscheidet, spricht in den bemerkungen über die *e*-laute unbestimmt von 'etlichen landen', 'etlichen', 'andern'.

Seine behandlung der *e*-laute ist auch nicht erschöpfend. wie steht es z.b. mit mhd. *è*, abgesehen von *Herrn*, mit wörtern wie *ère mèr, sè* u.a., die keine verwanten *a*-formen neben sich haben? bair.-öst. haben sie zwar das *e* der ersten weise, aber in anderen dialekten nicht, so namentlich nicht in den alem. dialekten, auf die vBahder die bemerkung über dieses erste *e* beziehen wollte. für diese wörter ist in Helbers kategorieen kein platz.

Wien, 12. märz 1910. **M. H. Jellinek.**

COLLATION UND KRITIK VON ALBERS TUNDALUS.

Die textabdrücke von K. A. Hahn sind als zuverlässig bekannt, und so hat denn Albr. Wagner geglaubt, für den Tundalus auf eine vergleichung der einzigen hs. verzichten zu können, nachdem die collation des Anegenge durch Jos. Seemüller kurz zuvor so sehr wenig ergeben hatte (QF. 44, 92). immerhin haben Kochendörffer und ich, als wir im märz 1894 den cod. vindob. 2696 in Marburg studieren durften (Zs. 45, 217 ff), die leichte mühe einer vergleichung nicht für überflüssig gehalten. ihre geringfügigen ergebnisse leg ich hier vor, nachdem ich letzthin die hs. noch einmal revidiert habe, und ich füge eine reihe von bemerkungen hinzu, besonders über stellen, wo ich die (auch Wagner bekannte) überlieferung gegen eingriffe des herausgebers, resp. älterer kritiker denen er gefolgt ist, verteidigen möchte. eine gründliche revision der überlieferung stellt dieser lückenbüfser nicht dar, eine solche ist nur auf grund einer untersuchung von Abers metrik möglich.

Ich lege Hahns abdruck (Gedichte des XII. und XIII. jh.s, Quedlinburg 1840) zu grunde und gebe die zählung Wagners in klammern.

41, 43 (44) hs. *mvnich* — 41, 55 (56) *zewâre* (hs. *zware*) gebunden mit *niumære* ist reim der übergangszeit und nicht in *zewære* zu ändern. — das reimpaar 42, 17f (89f)

ôsterhalp Schotten, Britanje,
norder Engellant, wester Hispanje

darf im hinblick auf die quelle (6, 9 f) wol in seinem wortlaut bezweifelt, in seinem bestande aber nicht angetastet werden; der

schreiber mag sich in den himmelsrichtungen versehen haben, hinzugefügt hat er diese bestimmungen gewis nicht. — 12, 58 Sprengers änderung von *warte* ('vocabulo') in *warte* ist absolut sinnlos: die ansprache geht ja von dem heiligen an den könig! — 42, 87 (159) hs. *bitten*, das dem reimbild *smitte : bitte* 53, 50 f (1071 f) entspricht. — 44, 1 (246) hs. *gespizet* — 44, 30 (275) hs. *bigriffen* — 45, 82 (412) das hsl. *êlîch* ist beizubehalten. — 46, 40 (458) *ze dem engel* desgl. — 46, 41 (459) das hsl. *hêre* (: *êre*) durfte nicht in *hêrre* umgedeutet werden. — 47, 60 (564) die wortstellung bleibt! — 47, 61 (565) hs. *bitt'e* — 48, 11 (601) *von rucche unt von hitze(n)* war beizubehalten (Wagner unterdrückt sogar die hsl. lesart); ahd. *ruchi* ('fumus'-*ruchi* im sog. Raban. glossar R. Ahd. gll. I 147, 8), mhd. *rucke*, *rücke* ist eine von Schmeller-Fr. II 18 gewürdigte, auch Helmbr. 1250 gerettete, bairische ablautsform zu *rouch*. — 48, 37 (627) *des* wie Hahn bietet! — 49, 79 (756) ich lese deutlich *gein rude*, freilich ohne *i*-strich. — 50, 45 (809) hs. *geborn* — 51, 41 (890) *von der manicvalten sêre* darf nicht mit Sprenger in *dem* geändert werden, denn das stfem. *diu sêre* ist gerade im Tund. bezeugt: 46, 42 (460) *grôz sint mîne sêre*, 50, 84 (848) *Nu hete der engel hêre geheilet ir sêre*, 57, 71 (1436) *diu unmæzlîche sêre*; demnach war vielmehr v. 42 (891) *daz* in *diu* zu ändern. — 51, 60 (909) hs. *fliefent* — 51, 66 (915) das überlieferte *die bichêrten* (: *mêrten*) mit Heinzel z. Erg. 27 in *beschêrten* zu ändern geht nicht an: die dreiteilung *leien*, *pfaffen*, *bichêrten* ist doch ganz deutlich 'laici, clerici, conversi'. — 52, 76 (1011) hs. *munde* — 54, 10 (1117) die form *plaspelige* wird durch die bindung *plaspaligen : allenthalben* 56, 41 (1319 f) corrigiert: l. *blâsbalge*. — der vers 54, 65 (1172) *sâ bî dem warte*, der wörtlich 47, 7 (511) und leicht variiert auch 43, 76 (235) vorkommt [vgl. noch 65, 63 (2117)], durfte nicht geändert werden! — 57, 52 (1417) hs. *reichent* corrigiert aus *rechent* — 58, 43 f (1495 f) die wortfolge der hs. ist beizubehalten. — 58, 58 (1511) die initiale *I* fehlt. — 58, 66 (1519) hs. (*nu muget ir vernemen hie*) *von schonhæit wunder wunder*: dies doppelte *wunder*, das Hahn übersah, ist so recht in der art des dichters, der dies sein lieblingswort gern häuft: *wunder unde wunder* 49, 43 (720), 63, 6 (1888). — 59, 14 (1553) hs. *gidagte* — 59, 40 (1579) *Mit vrlivges neides ſpil* ist gewis nur eine entgleisung des schreibers für *mit urliuges nîtspil*. — 62, 28 (1825) lis *liehte* — 62, 63 (1860) *diſe* das *e* ist ausradiert. — 63, 7 (1889) hs. *Si sach* — 64, 48 (2016) das hsl. *d'* in *der den sæligen nimmer zerinnet* durfte keinesfalls in *diu* geändert werden. — 64, 58 (2026) die hsl. überlieferung ist beizubehalten. — 66, 12 (2152) l. *der mannes guot* ⟨*were*⟩ *begât*. — 66, 31 (2171) hs. *Die werlde i* (nicht *io*) *verlazze*. —

Der schreiber der handschrift hat keinerlei bewuste tendenz die form zu glätten, aber er gleicht mechanisch gewisse reimgruppen aus, wie die mit überschüssigem *-n*. weder Hahns abdruck noch die ausgabe von Wagner lassen diese freiheit archaischer technik so hervortreten, wie sie der dichter übte. wol hat Wagner richtig geändert 66, 25 (2125) *der gert an in allen (alle* hs.): *gevalle*, aber selbstverständlich muss anderseits auch 47, 24 (528) *elprennen (: brennen)* sowie 58, 56 (1508) *enborlangen (: begangen)* das *n* einbüfsen, und der dat. sg. *samenungen (: nunnen)* 41, 46 (47) darf ebensowenig die schwache flexion behalten, wie 64, 17 (1985) der dat. sg. *mandungen (: klangen)*. wenn 48, 11 (601) richtig geändert wird *(von rouche* [resp. *rucke*] *und) von hitze (: switzen)*, so darf der herausgeber 54, 12 (1119) vor der änderung von *mit vil manigen hitzen (: switzen)* in *m. v. maniger hitze* selbstverständlich nicht zurückschrecken.

Bei vorsichtiger zählung stell ich 17 klingende reimpaare mit überschiefsendem *-n* fest. ob aber einem dichter der diese freiheit so ungeniert benutzt, die doppelformen *inne—innen*, *hinne—hinnen*, *danne—dannen* und gar *vorne—vornen* zuzutrauen sind, wird man mit grund bezweifeln.

Die vorlage scheint bereits die neuen diphthonge gehabt zu haben: darauf weist die nachträgliche correctur von *rechent* in *reichent* (mhd. *richent*) 57, 52 (1417) und wol auch die (deutliche) trennung von *gînunde* in *gein vnde* 49, 79 (756) hin. die sorgfalt des copisten tritt mehrfach zu tage: so etwa, wenn er ein in der vorlage offenbar eng zusammengedrängtes *buchez* (di. *bûche ez*) nachträglich doppelt verdeutlicht, indem er das apokopierte *e* zunächst klein dazwischen und dann noch einmal darüber schreibt. — die vorlage hatte gewis noch das h-ähnliche z mit langer hasta: 47, 49 (553) hat der copist zuerst *zet* geschrieben und dies in *het* umgeändert. dass sie in unabgesetzten versen geschrieben war, möcht ich glauben: 51, 52 scheint der abschreiber zunächst über den versschluss hinausgeschrieben und diesen überschuss dann wegradiert zu haben. auch die lücken, deren drei nachweisbar sind, lassen sich so erklären. eine volle reimzeile (schwerlich mehr) fehlt nach 58, 57 (1509), zugleich aber auch die initiale *I* des nächsten absatzes (1511), die einzige die wir vermissen. zweimal bricht der schreiber in der zeile ab: 56, 8 (1286) *ob einen* — — — und 62, 63 (1860) *der ift dife* — — — (wobei das *e* ausradiert ist); in diesen beiden fällen hat er die lücke durch ein zeichen am rande markiert. man hat beidemal den eindruck, dass der schreiber mitten im copieren die verstümmelung des textes in seiner vorlage gewahr wurde. **E. S.**

NIBELUNGENLIED UND WALTHARIUS.

Als vorstufe unseres Nibelungenliedes hab ich Zs. 51, 177 ff ein spielmannsepos zu erweisen gesucht, das vermutlich im zeitalter des letzten salischen kaisers, etwa um 1115—1120, entstanden sei. zeitgeschichtliche anspielungen auf die Sachsenkriege Heinrichs IV und Heinrichs V, auf die zeit nach dem ersten kreuzzuge, auf die bestattung Heinrichs IV u. a. waren anlass für diese vermutung. sie schien bestätigt zu werden durch spuren einer ältern Nibelungendichtung, die bis über 1200 hinaus verfolgt werden konnten; auch wurde wahrscheinlich am ende des 12 jh.s die Nibelungendichtung in Soest localisiert. dieses ältere Nibelungenepos, das wol schon in kurzer fassung den ersten teil unseres liedes enthielt, wurde erst um 1200, namentlich im ersten teil, durch umfangreiche schilderung von höfischen festlichkeiten erweitert, im zweiten durch manche schöne scene vermehrt, in manchen einzelheiten geändert und so zu unserm Nibelungenliede umgedichtet (vgl. Zs. 18, 171 ff). in jenem älteren epos finden sich aber auch anzeichen, die auf eine noch ältere fassung hinweisen, so scheint der saalbrand früher eine wichtigere rolle gespielt zu haben, als selbst in der Thidrekssaga. die Eckewart-episode wies früher noch keine vermischung mit der gestalt des grafen Eckewart auf, denn dass Hagen in der Ths. den an der grenze schlafenden mann durch einen fufstritt weckt und auch im Nl. des schwertes beraubt, entspricht keineswegs der stellung des edlen grafen, wie er etwa um 1000 an den Wormser hof eingeführt sein mag. überhaupt sind es die geschichtlichen helden Gero und Eckewart, sowie der bischof Pilgrim und vielleicht auch Rüdiger, die uns zunächst veranlassen, auf eine ältere stufe zur zeit der Ottonen zu schliefsen, welche eben wegen dieser eingeführten, ausschmückenden nebenpersonen wol schon ausgesprochen epischen charakter hatte. auch manche einzelheiten wurden früher anders erzählt, so ist die fährmann-episode wol erst in das epos der Salierzeit aufgenommen, die erzählung der Ths. scheint, wie Wilmanns[1] bemerkt hat, erweitert zu sein, denn ursprünglich fanden die Nibelungen ein kleines führerloses

[1] Untergang der Nibelunge s. 31.

boot, auf dem sie die überfahrt versuchten. wir werden demnach geneigt sein, vor dem Nl. der Stauferzeit und vor dem ältern epos der Salierzeit auch in der zeit der sächsischen kaiser schon ein episches gedicht kürzeren umfangs, aber doch mit manchen nebengestalten bereichert, zu vermuten.

I

Dass der Waltharius in erheblichem grade die entwicklung der Nibelungendichtung beeinflusst hat, sucht Roethe[1] zu erweisen, er sieht als grundlage unseres liedes die 'Nibelungias' meister Konrads in einer deutschen übertragung an. an einer lateinischen Nibelungendichtung wird man besonders nach den gründlichen erörterungen Roethes kaum mehr zweifeln, schwerlich aber dürfte die bedeutung des Waltharius für unser nationales epos so grofs sein, wie Roethe annimmt. — wie WMeyer und KStrecker gezeigt haben, hat Ekkehard mit frei gehandhabter epischer technik, die an Vergil geschult wurde, seine dichtung gestaltet, namentlich die einzelkämpfe der von ihm eingeführten personen selbständig geschildert, wobei die dichterkraft des jugendlichen klosterschülers oft in sichtbarer übertreibung sich gefiel. so führt er uns Etzel als einen äufserst gutmütigen herrscher vor und schildert ihn v. 362 ff als hilflos unselbständig. in der Ths. erscheint Etzel dagegen längst nicht so schwach wie in u n s e r m Nl., er hat Kriemhild gegenüber seinen eignen willen. er ruft die seinen zum kampfe auf und befehligt sie vom castell mit kräftigem anruf (c. 379. 380). den grundzug des zurückhaltenden Hunnenkönigs bot aber schon die Nibelungensage, in der die rachsüchtige Kriemhild an die stelle des goldgierigen Etzel getreten und dieser mehr im hintergrund verschwunden war. — auch Gunther ist noch in unserm liede zu zeiten tapfer und königlich, vor allem aber in der Ths. selbstbewust und entschlossen, wenn er gegen Hagens rat den zug ins Hunnenland befiehlt und am ende mutig um sein leben streitet. die grundlage der schwächlichen gestalt fand Ekkehard auch nicht in seiner vorlage, wie ja die Waldere-bruchstücke Gunther prahlerisch und tatkräftig zeigen. der anlass zu der ungünstigen charakteristik im Waltharius ligt in der Wormser sage, die Gunther so schwach im vergleich mit

[1] Sitzungsberichte d. preufs. akad. 1909 s. 665, vgl. Zs. 51, 208 ff. 290 f.

Siegfried erscheinen lässt, wenn auch im 10 jh. der kampf in der kammer wol noch nicht vorhanden war. so hat Ekkehard die in der sagenüberlieferung gefundenen grundzüge übertrieben und unnatürlich gesteigert. die Hunnen sind bei Ekkehard so feige, dass sie nicht einmal in scharen dem flüchtling, den nur eine jungfrau begleitet, nachzusetzen wagen, während sie in der Ths. nicht so tapfer kämpfen wie die Nibelunge, aber doch nicht ohne eifer und erfolg sich in den streit stürzen.

In anderer art ist bei dem verhalten Hagens gesteigert; er, der sich in der Nibelungendichtung nur schwer entschliefst gegen die freunde zu kämpfen, weigert im Waltharius offen seinem herrn den beistand, und während er im Nl. seinen herrn warnt, dann aber begleitet, sitzt er bei Ekkehard nach vielfacher warnung abseits und sieht in fast knabenhaftem eigensinn dem kampfe zu. in den Waldere-bruchstücken scheint Hagen sich auch zurückzuhalten, aber in der anscheinend ältern sagenform der Ths. (c. 244) schreitet er nachts zu hinterlistigem angriff und wird schmachvoll mit dem eberknochen verwundet und zurückgetrieben, und ganz ist ja die tücke Hagens auch aus dem Waltharius nicht geschwunden (v. 1116 ff.). daher ist es anderseits seltsam gesucht, wenn gerade Hagen, dem der Nibelungenhort so sehr am herzen ligt, v. 857 ff über die verderbliche goldgier predigen muss. bis zur unwahrscheinlichkeit übertreibt Ekkehard aber die wunden, namentlich bei Gunther, dem das bein abgehauen wird, auch die abstufung des hand-, augen- und beinverlustes scheint künstlich geschaffen.

An andern stellen des Waltharius scheint eine absichtliche änderung im vergleich mit der Nibelungensage vorzuliegen. in der Ths. (c. 361) wirft in offenbar altem zusammenhange Gunther Hagen das verhalten seines vaters vor: 'diesen rat gibst du mir, wie dein vater meiner mutter riet[1], da jedesmal der folgende schlimmer war als der vorhergehende'. offenbar ist die stelle verwant mit Walth. 629 ff. wo Gunther den vater Hagens als feigling schilt:

[1] so ist mit hs. A zu lesen *(þinn faðir gaf minni mœdir)*, s. Roethe aao. 671; die mutter, die vielleicht ursprünglich die albin gewesen ist, passt nicht in den zusammenhang dann ist aber auch gegen ende des cap. 'vater' zu lesen.

Ut video, genitorem imitaris Hagathien ipse.
Hic quoque perparvidam gelido sub pectore mentem
Gesserat et multis fastidit proelia verbis.

vgl. v. 1067 f. wider erkennen wir bei Ekkehard die unwahrscheinliche steigerung. aus dem schlechten rat ist feigheit geworden: hat Gunther grund den vater des tapfersten helden feige zu nennen? eine höchst auffallende erfindung Ekkehards ist ferner Hagens neffe Patavrid, dessen name an den gleichfalls später eingeführten Ekivrid anklingt. Hagen steht sonst als finstrer albensohn allein, ist auch im Waltharius nicht in die familie der Burgundenkönige eingereiht, und nun hat er einen neffen, von dem wir sonst niemals hören; der tod dieses neffen trifft ihn aufs schmerzlichste, sodass er zum kampfe geneigt ist und den bitten seines königs endlich folgt. weit mehr begründet ist ein ähnlicher fall in der ältern Nibelungendichtung. Wolfhart, Hildebrands neffe und Dietrichs verwanter, fällt und wird von Dietrich aufs lebhatteste beklagt, und bevor Rüdiger eingeführt wurde, scheint der Berner sich Wolfharts wegen zum kampfe entschlossen zu haben. Patavrid und Wolfhart sind aber einander sehr ähnlich, beide stürmen jugendlich unbedacht in den kampf und schelten den feind, Patavrid scheint ein abbild und eine nachahmung Wolfharts zu sein.

Ein bewuster gegensatz gegen die folgen von Wolfharts fall scheint aber in den worten Hagens zu liegen, mit denen er ablehnt, wegen des verlustes seines eigenen verwanten den kampf aufzunehmen; für ihn soll der entscheidende grund die ehre seines königs sein, v. 1112 ff:

Nam propter carum fateor tibi domne nepotem
Promissam fidei normam corrumpere nollem.
Ecce in non dubium pro te, rex, ibo periclum.

vgl. auch 1109 f:

Compatior propriusque dolor succumbit honori
Regis: et ecce viam conor reperire salutis . . .

im weitern verlauf der handlung fällt auf, dass Hagen sich mit ungerechtem tadel gegen Walther wendet, er habe zuerst gewalt gebraucht und den frieden gebrochen, 1266 ff:

Vim prius exerces, Walthari, postque sopharis.
Tute fidem abscideras, cum memet adesse videres,
Et tot stravisses socios immoque propinquos.

ganz unbegründet und ungerecht ist hier der vorwurf, weil doch der einzelne Walther sich gegen die angriffe der zahlreichen, immer neu heranstürmenden feinde wehren muss und Hagens neffen nicht schonen kann. und der dichter scheint selbst etwas ähnliches zu empfinden, wenn er nachdrücklich hervorhebt, Walther habe keine entschuldigung, v. 1269 ff:

Excusare nequis, quin me tunc affore posses.
Cuius si facies latuit, tamen arma videbas,
Nota satis habituque virum rescire valebas.

Anders liegt die sache in der Nibelungendichtung, wo auf beiden seiten eine grofse anzahl kämpft und Hagen nach dem fall von freunden und verwanten beider parteien zu Dietrich sprechen kann (Ths. c. 391): 'nun scheint es mir, als ob hier unsere freundschaft sich scheiden wird, so grofs sie auch gewesen ist'. das lied bietet das richtige und natürliche, Ekkehard hat wider verstärkt und übertrieben [1]. auch bei dem lob der milden Hunnenkönigin findet sich eine ähnlichkeit. von Helche wird im Nl. gerühmt, sie habe des gesindes sich freundlich angenommen, was nun Kriemhilde zufalle, 1379, 3, 4:

Daz Helchen ingesinde, des ê diu vrouwe pflac,
Gelebte bî Kriemhilde sît manigen vrœlichen tac.

Von Ospirin wird grofse güte gegen Hildegunde gerühmt, aber wider übertreibt der dichter erheblich, sie sei so von der königin gehalten, dass sie beinahe selbst regiert habe, 113 ff:

Postremum custos thesauris provida cunctis
Efficitur, m o d i c u m q u e d e e s t, q u i n r e g n e t e t i p s a:
Nam quidquid voluit de rebus fecit et actis.

Auch bei der schilderung von Walthers tapferkeit werden stärkere farben aufgetragen, er kämpft gegen die ganze reihe der feinde und besiegt einen nach dem andern. und wenn im Nl. Dietrich den verwundeten und matten Hagen und bald darauf den ermüdeten Gunther überwältigt, so ist Walther doch ein gröfserer held, da er selbst schon lange schwer bedrängt gegen die beiden frischen streiter Hagen und Gunther gleichzeitig mit erfolg ankämpft. so erscheint uns auch Walther bei Ekkehard

[1] dass der traum Hagens wahrscheinlich den träumen der [illegible] frauen nachgebildet ist, hab ich schon Zs. 51, 208 vermutet.

in seinem wesen erheblich gesteigert, während er in den Walderebruchstücken einer ermutigenden zurede bedarf.

Haben wir nun als Ekkehards art der dichtung mehrfach steigerung und übertreibung einzelner züge erkannt, so könnte man vielleicht auch im schluss des Waltharius, wo wir die drei helden trotz schwerster verwundung in etwas unnatürlichem humor scherzen und trinken sehen, eine übertreibung des jugendlichen dichters finden. dem tragischen schluss der Nibelungendichtung, die den tod der letzten beiden helden erzählt, steht ein heiteres abbild gegenüber, alle kämpfer sind am leben, und ihnen naht statt der rachsüchtigen Kriemhild mit dem feuerbrand (Ths. c. 392)[1] nunmehr als milde pflegerin Hildegunde mit dem tröstenden becher.

Der planmäfsige aufbau in beiden dichtungen, der gewis auf bewuste epische technik schliefsen lässt, ist aber keineswegs so ähnlich, dass, wie Roethe meint[2], 'das vorbild des Waltharius macht über Konrads künstlerseele gewann' und 'soweit es der gröfsere stoff erlaubte, der äufsere rahmen Ekkehards dichtung angepasst wurde'. schon der 'dreiheldenkampf' ist nicht so stark zu betonen, denn in der vorlage unseres liedes ist keine dreizahl von kämpfern am ende tätig, sondern Gunther ist schon früher durch Osid gefangen. dass die reihe der kämpfe sich erst allmählich in der entwicklung der dichtung zusammenfügt und umgestaltet, indem sich immer neue helden zu den alten Nibelungenstreitern gesellen, werden wir später genauer sehen. die pausen und retardationen aber ergeben sich naturgemäfs aus dem bedürfnis der kämpfer nach ruhe, zumal wo eine minderzahl oder gar ein einzelner gegen die übermacht sich verteidigen muss; auch in der Ilias und in der Äneis wird die nächtliche ruhe den helden nicht versagt. auch die notwendigkeit eines schutzes ergibt sich für die Nibelunge und für Waltharius aus den verhältnissen. der saal in der Nibelungendichtung ist aber uralt, während der felsenspalt im Wasgau erst in der phantasie Ekkehards entstanden zu sein scheint[3], der ja auch die gröfsere zahl der kämpfer einführte. nach Roethe (s. 674) ist Konrads strategischer plan im ganzen festgehalten, aber einmal dem spätern dichter eine entgleisung begegnet, da zuerst der saal

[1] vgl. Wilmanns aao. s. 10. [2] Zs. 51, 290 f u. aao. 680 f. [3] vgl. Strecker Neue jahrbb. 3 (1899), 638.

als schutzstätte dient, nachher aber Gernot (str. 2097 ff. 2033 ff L.) die befreiung aus dem sichern saale verlangt. aber dieser wandel erklärt sich aus der vergröfserung der kämpferzahl. die helden wünschen einen freien kampfplatz, um den streit schneller zu entscheiden, während ursprünglich von einem offenen kampfe der wenigen Nibelungen gar nicht die rede sein konnte. auch an andern stellen nimmt Roethe eine deutliche einwirkung Ekkehards auf die Nibelungendichtung an, wo sich eine einfachere erklärung bietet. so soll die anwendung des sängers in der düstern nachtscene durch den Waltharius angeregt sein (s. 676 f). aber diese scene ist schwerlich im 10 jh. vorhanden gewesen. auch ist der vorgang in den dichtungen ganz verschieden: Hildegunde singt, um nicht einzuschlafen. der sänger Volker, der wol erst später eingeführt wurde, singt nachts den müden helden ein schlummerlied, und wir haben hier die gerade bei unseren Nibelungenliede häufig beobachtete verdoppelung des motives [1] — früher hatte er der gattin Rüdigers ein abschiedslied gesungen —, offenbar späte züge der dichtung aus dem zeitalter des minnesanges.

Einen einfluss des Waltharius auf den dichter unseres liedes um 1200 hab ich Zs. 51, 209 angenommen, vielleicht hat aber doch die vielgelesene dichtung Ekkehards schon früher auf die entwicklung des Nibelungenliedes eingewürkt, und so ist denn 'die compliciertere möglichkeit' zu erwägen, von der Roethe Zs. 51, 290 spricht, ob etwa im laufe der zeit die beiden dichtungen sich wechselseitig beeinflusst haben. von vornherein wird man geneigt sein, einen einfluss des vollendeten epos Ekkehards auf die offenbar noch im fluss befindliche Nibelungendichtung anzunehmen, zumal da der Waltharius nachweislich bald nach Mainz übertragen und damit in den kern des reiches und in die gegend eingeführt wurde, wo die Nibelungensage ihren eigentlichen sitz und mittelpunct hatte [2]. so halt ich es für möglich, dass der seelenkampf Hagens zwischen lehns- und freundestreue auf die gestaltung der persönlichkeit Rüdigers (wol um 1000) eingewirkt hat, wenngleich die jetzige form der

[1] Zs. 48, 461 f. [2] auf Worms als sitz der Nibelungensage weist besonders nachdrücklich hin GMatthaei Beiträge zur gesch. der Siegfriedsage, progr. Grofs-Lichterfelde 1905 s. 33.

episode das gepräge der Stauferzeit trägt. die rolle des zauderers spielte vor 1000 wahrscheinlich Dietrich, der sich allerdings selbständiger entscheidet.

Vor allem mag die epische dichtung Ekkehards auf die vergröfserung des Nl. eingewirkt haben, als es galt, den ersten teil, die Wormser ereignisse mit den vorgängen im Hunnenlande in éinem epos zu vereinigen; hatte doch umgekehrt Ekkehard den kämpfen im Frankenlande die vorgeschichte an Etzels hofe und deren ursache in ausführlicher darstellung vorausgeschickt. so mag auch Ortwin von Metz damals ein neffe Hagens geworden sein, seitdem der finstere mann bereits in Patavrid einen neffen gefunden hatte. auf einer noch spätern stufe ist dann um 1200 sogar ein leiblicher bruder hinzugefügt. auch kann Hagen, der allerdings in 'der Nibelunge nôt' schon früh als freund und helfer und viel anziehender als in der Siegfrieddichtung erschien, unter dem eindruck der trefflichen figur im Waltharius noch günstiger charakterisiert sein, namentlich in der treuen sorge für die seinen, wenn er auch die äufseren züge alter grausamkeit beibehielt.

Vielleicht hat auch das vorbild Ekkehards auf die schilderung der verhältnisse eingewürkt, namentlich soweit sie Worms betreffen. in beiden dichtungen ist Worms nebst seinen nachbarstädten besonders berücksichtigt. die stadt Worms wird im Waltharius als königssitz genannt, fast als wenn ein zeitgenosse und augenzeuge spräche v. 431 ff:

Venerat ad fluvium iam vespere tum mediante,
Scilicet ad Rhenum, qua cursus tendit ad urbem
Nomine Wormatiam regali sede nitentem.

vielleicht denkt Ekkehard an den hoftag 926 [1]. Gerwitus erscheint als einer der grafen von Worms oder im Wormsgau, wie sie damals eine besondere rolle spielen, v. 940:

Idem Wormatiae campis comes exstitit ante.

von Metz erscheint v. 581 ff Camalo als stadtpräfect, der geschenke gebracht hat:

Praecipit ire virum cognomine rex Camalonem
Inclita Mettensi, quem Francia miserat urbi
Praefectum, qui dona ferens devenerat illo
Anteriore die quam princeps noverat ista.

[1] Strecker aao. 581.

so kommt auch 1009 f ein held aus Strasburg und ein anderer aus Speyer:

Argentina quidem decimum dant oppida Trogum,
Extulit undecimum pollens urbs Spira Tanastum.

In ähnlicher weise rückt im ersten teil des Nl. Worms in den vordergrund und, wie wir später sehen werden, gerade in dem zeitalter der sächsischen kaiser, unter denen auch der Waltharius gedichtet wurde. wir finden einen grafen in Worms als besonderen freund der königin, Eckewart, und die nachbarstadt Speyer entsendet an den Wormser hof merkwürdigerweise ihren bischof str. 1508. auch werden die verhältnisse der Wormser verwaltung auffallend eingehend geschildert Ths. c. 342, worauf wir unten zurückkommen. die rangverhältnisse bei hofe werden in beiden dichtungen eingehend berührt und damit die Ottonenzeit gekennzeichnet. wir finden den 'marcgrâven Gere' und den 'grâven Eckewart', der nur einmal marcgrâve genannt wird, bischöfe und des königs hofcaplan und die reihe der königlichen hofbeamten. im Waltharius kommen die deutschen standesverhältnisse sogar am Hunnenhof zur geltung. als kein gefolgsmann des königs Attila zur verfolgung der flüchtlinge bereit ist, da heifst es v. 408 f:

Sed nullus fuit in tanta regione tyrannus
Vel dux sive comes seu miles sive minister.

vielleicht hat bei der einführung der fürsten an den Wormser hof der Waltharius die Nibelungendichtung beeinflusst. wie Gunther den grafen Gerwitus bei sich hat und den flüchtigen Sachsen Ekivrid aufnahm, so kamen an den Wormser hof des Nibelungenliedes Gero und Eckewart. Roethe meint zwar [1], Gero, der jetzt nur im ersten teile des liedes sein 'röllchen spiele', habe in der lateinischen Nibelungendichtung 'jedesfalls zu der gruppe der markgrafen der Ostmark gehört und sich bei Attila aufgehalten'. aber tatsächlich kommt er jetzt ausschliefslich am Wormser hof vor, und es ist auch kaum denkbar, dass man in einer den Ungarn gegenüber so sieges- und selbstbewusten zeit — Hunnen und Ungarn werden ja immer gleich gerechnet — den glänzenden zeitgenossen und vorkämpfer für deutsches wesen als flüchtling oder vasall an den hof des Hunnenkönigs gesetzt

[1] aao. 659.

habe. Rüdiger steht insofern doch anders, als er selbständig eine mark verwaltet, die recht äufserlich Etzels herschaft benachbart oder angegliedert erscheint. die übrigen fürsten an Etzels hofe sind aber durchaus sagenhaft. vielleicht ist nun nach dem vorbild der alten fürsten an Etzels hofe Ekivrid als flüchtling an den Wormser hof gebracht, jedesfalls ist Ekivrid als verbannter jünger als die bei Etzel im 'elend' lebenden Dietrich und Irnfried, und ein nach Ekkehard arbeitender dichter des Nibelungenepos hat widerum neue persönlichkeiten an den hof Gunthers geholt.

Ob sich unter den namen der helden des Waltharius, die Ekkehard zusammenstellte, zeitgeschichtliche namen verbergen, lässt sich nicht ergründen, doch lässt das auftreten des Sachsen Ekivrid, der in eigentümlicher mundart spricht, auf persönliche beobachtung schliefsen [1]. der markgraf Gero und der graf Eckewart führen uns aber geradezu in die zeit des ausgehenden 10 jh.s, denn mit recht hat schon Neufert [2] betont, es sei nicht anzunehmen, dass der ruhm Eckards 'noch lange nach seinem tode (1002) einen dichter hätte zu seiner verherrlichung begeistern können', wenngleich sein tragischer tod seine einführung veranlasst haben mag. an den geschichtlichen Gero scheinen im Nl. noch einige züge zu erinnern, er dient freundlich nach Siegfrieds tode der königin Kriemhild, zu deren verwanten er gemacht wird. wie der geschichtliche Gero sich gütig der witwe seines sohnes annimmt, der ja auch Siegfried heifst, und bei dem andern freunde der königin Kriemhild, dem grafen Eckewart, der am Wormser hofe lebt (str. 1101) und erst später mit dem mythischen Eckewart an der grenze verschmilzt [3], ligt eine beziehung auf den bekannten Eckard, sohn des grafen Günther, nahe, denn gerade jener angesehenste mann in den sächsisch-thüringischen gegenden, in dem etwas von der art Geros lebte, hielt treu zu Theophano, der kaiserin-witwe und empfing als lohn seiner treue nicht allein die markgrafschaft seines vaters zurück, sondern die thüringische mark in ihrem ganzen umfange [4]. beide, Gero und Eckewart, werden auch einmal zusammen ge-

[1] Strecker aao. 580f. [2] Der weg der Nibelungen. progr. Charlottenburg 1892, s. 29. [3] auch bei Rüdiger und Iring scheinen geschichtliche und mythische personen verschmolzen zu sein. [4] Giesebrecht Gesch. d. deutschen kaiserzeit I^5, 635.

nannt. str. 1227, 2. 3: *die zwêne marcgrâven sah man vor in stân. Eckewart unt Gêren, die edeln recken guot,* als Rüdiger bei der werbung Etzels empfangen wird. die bearbeitung C* weiſs mit diesem ehrendienst bei der königin nichts rechtes anzufangen und ändert: *sach man vor in stân, Gêrn und Eckewarten: daz schuof diu künigîn.* aber gerade das nähere verhältnis zur königin scheint beiden eigentümlich zu sein: wenn dagegen in einer geschichtlichen quelle einmal 'Ekkihardus ac Gero marchiones' zusammen genannt werden [1], so ist zwar der bekannte markgraf Eckard, aber ein jüngerer Gero († 1015) gemeint.

Führen so spuren in die zeit des letzten sächsischen kaisers, so weisen andere beziehungen auf die nächsten jahrzehnte, nämlich berührungspuncte der Nibelungendichtung mit dem Ruodlieb, von welchem sich ja fäden zur deutschen heldensage zurückspinnen. auch im Ruodlieb spielt das höfische beamtentum, besonders auch bischöfe und capläne eine rolle [2], auch die zeitsitte erinnert an alte züge der Nibelungendichtung, so die weisung, dass bei hofe die waffen nicht getragen werden dürfen. vgl. Ths. c. 377 u. Nl. str. 1745: *man sol deheiniu wâfen tragen in den sal* und Ruodlieb (ed. Seiler) I 81: *Dum venit ad curtem, quis munera, quis gerit ensem?* das neigen und namentlich das aufstehn vor den frauen wird schon oft erwähnt und schreibt sich wol aus der strengen ottonischen hofetikette her. auffallend ist, dass in unserm liede zwar auch das küssen eine groſse rolle spielt, aber nicht zwischen männern vorkommt, während in der vorstufe der Ths. und im Ruodlieb auch männer sich küssen. als Hagen und Dietrich sich als freunde finden, heiſst es Ths. c. 358: 'könig Gunnar ritt vor könig Attila und begrüſste ihn und sein bruder Högni vor könig Thidrek, und sie küssten sich und trafen sich nun als die besten freunde'. fast wörtlich stimmt damit eine stelle des Ruodlieb überein, I 120:

Oscula dando sibi firmi statuuntur amici.

der vorliebe für die jagd im Ruodlieb entspricht manches aus der schon in der ältern Nibelungendichtung vorhandenen schilderung der jagd Siegfrieds, die hunde werden wiederholt schon

[1] Thietmari Merseb. chron. IV 52 (a. 1002). [2] vgl. Seiler zum Ruodlieb s. 83.

Ths. 347 erwähnt, und aus der allerdings erweiterten beschreibung unseres liedes weist bemerkenswerte ähnlichkeit die stelle über den spürhund auf (*investigator* im Ruodlieb) I 44 ff:

Presilit hunc post mox canis in cursu bene velox
Investigator, quo non melior fuit alter,
Pre quo bestiola vel grandis sive minuta
Non abscondere quit se, quin hanc mox reperiret.

vgl. Nl. 933 ff:

Dô nam ein alter jäger einen guoten spürehunt:
er brâhte den herren in einer kurzen stunt,
dâ sie vil tiere funden . . .
Swaz ir der bracke ersprancte, diu sluoc mit sîner hant
Sîfrit der vil küene. —

II

Wenn auch eine so eindringliche würkung des Waltharius auf das Nibelungenepos, wie Roethe vermutet, nicht nachzuweisen ist, so führen doch manche spuren auf eine erhebliche tätigkeit an der Nibelungendichtung um die wende des 10 und 11 jh.s. eine lateinische bearbeitung in den kreisen des bischofs Pilgrim von Passau mit so zahlreichen beziehungen zur Donaugegend, wie sie namentlich Neufert gezeigt hat, ist kaum zu bezweifeln. es wäre jedoch wunderbar, wenn sich die entwickelung der dichtung auf jenes Gebiet beschränkt hätte und auch um 1200 das lied widerum von einem österreichischen dichter umgestaltet wäre auf grund jener dichtung Konrads oder ihrer übertragung, ohne dass der eigentliche mittelpunct der sage und des reiches an der ausgestaltung beteiligt wäre. schon Gero und Eckewart führten auf Worms; andere beziehungen auf Worms und die andern grofsen städte der oberrheinischen ebene schienen sich für die vorstufe unseres Nl. um 1115 zu ergeben, vgl. Zs. 51, 179 ff. 184 f. und werden uns auch für die zeit um 1000 noch begegnen. daher ist von vornherein eine gewisse wahrscheinlichkeit vorhanden, dass die in Passau geförderte dichtung in Worms, dem häufigen sitz der hofhaltung unter den sächsischen kaisern, weiter gepflegt wurde. es mögen lateinische bearbeitungen der wichtigsten nationalen dichtung nach dem vorgange des Passauer dichters auch in den grofsen rheinischen bischofssitzen versucht

sein, zumal da auch der Waltharius in den letzten jahrzehnten des 10 jh.s nach Mainz gelangte und wahrscheinlich von dieser zeit an in abschriften durch Deutschland verbreitet wurde[1]; eine so lebenskräftige dichtung wie das Nl. wird aber nicht auf die fremde sprache beschränkt gewesen sein. mit recht sagt FPanzer[2]: 'der litterarische hunger blieb auch in den breiteren schichten der laien stets rege; er konnte aber nur mit dem brote der heimischen dichtung gestillt werden, nicht mit dem golde einer lateinischen poesie'.

Gerade um die wende des 10 und 11 jh.s bestanden rege beziehungen zwischen Baiern und Franken. sächsische herzöge waren nach Baiern gekommen, und ein bairischer herzog war deutscher könig geworden. die Babenberger markgrafen der Ostmark hatten reiche besitzungen in Franken. mannigfacher verkehr aber knüpfte sich zwischen den bistümern und geistlichen schulen, sodass sicherlich die kenntnis der lateinischen Nibelungendichtung meister Konrads, mit der wir jetzt sicherer rechnen, in Worms angenommen werden darf. zu verwundern wär es, wenn die epische gestaltung des teils der Nibelungensage der im Donaugebiet spielt, nicht auch für das Rheingebiet mit seinem eigentlichen kern der sage dichterische tätigkeit angeregt hätte. auf eine solche gestaltung des ersten teiles der dichtung nach dem vorbild eines epos von 'der Nibelunge nôt' führen auch innere gründe. dass man, wie es im Waltharius der fall war, auch für dieses epos eine vorgeschichte wünschte, ligt nahe, und wenn die 'Not' die grofsen feste am hofe Etzels aufwies, so musten auch die Burgundenkönige ihre hoffeste haben; so wurde denn die hochzeitsfeier Etzels und Kriemhilds durch die doppelhochzeit in Worms überboten, statt des einen bischofs in Passau wurden in Worms zwei bischöfe verwendet, um die königin zu hofe zu führen. und so ergeben sich auch andere auffallende parallelen. Rüdiger ist vermutlich von Konrad an Etzels hof gebracht[3], mag man nun in ihm eine beziehung auf den markgrafen Burkhard[4] oder auf Liutpold I. den Babenberger[5], finden.

[1] vgl. Strecker aao. 576. [2] Das altdeutsche volksepos (Halle 1903) s 7. vgl. Wilmanns aao. 24. Zs. 51, 208 f. [3] vgl. Roethe aao. 683. [4] Vancsa Geschichte Nieder- und Oberösterreichs (Gotha 1905) I 196 [5] Neufert aao. 30.

am hofe Gunthers sind zwei solcher hohen gäste vorhanden, die sicherlich zeitgenössische fürsten sind. Hagen hatte in der alten dichtung einen treuen freund am Hunnenhofe, Dietrich, dem er an mehreren stellen des liedes in herzlicher freundschaft beigesellt ist. nun bekommt er auch einen Wormser freund in dem offenbar von rheinischen dichtern eingeführten Volker von Alzei. die ähnlichkeit der freundschaft geht so weit, dass in der Ths. sowohl Dietrich wie Volker mit Hagen zusammen gehen, indem sie den arm um des freundes schulter legen (c. 373 und 375). auch Hagen könnte zu gleicher zeit wie Volker im gebiet der Wormser könige localisiert sein. — die erweiterung des epos durch eine vorgeschichte ist sehr begreiflich, vor der rache Kriemhilds will man die schuld Hagens genau erzählt haben, vor Kriemhilds und ihrer brüder ende auch Siegfrieds tod im epos lesen, daher ist es sicherlich, nachdem einmal ein episches gedicht von dem untergange der Nibelunge vorhanden war, eine frage nicht langer zeit gewesen, auch von den freuden und festen in Worms mit dem nachfolgenden leid, dem geschick Siegfrieds, ein ausführliches epos oder eine erweiterte vorgeschichte zu der vorhandenen Nibelungendichtung zu schaffen. so wird auch in der vorstufe unseres liedes (Ths. c. 342) mit bemerkenswerter ausführlichkeit von der glänzenden regierung der Burgundenkönige in Worms erzählt: 'und von dem an, dass Sigurd Grimhild zur ehe erhalten hatte, stand dieses reich in grofser herrlichkeit auf alle weise (. . *stođ þetta riki međ mikilli þrýđi a alla lund* . .), zuvörderst dadurch, dass so manche häuptlinge auch dort herschten, sich doch keine ebenso streitbare und mächtige fanden, und alle ihre feinde vor ihnen in furcht waren . . .'

Gerade um die wende des 10 und 11 jh.s erlebte Worms einen glänzenden aufschwung, der die blütezeit Passaus unter Pilgrim bei weitem übertraf, damals regierte in Worms der von den zeitgenossen vielgerühmte bischof Burchard (1000—1025), unter dessen herschaft, vielleicht auch einfluss, das epos von den Wormser königen sich neu belebt und gestaltet haben wird. als freund könig Heinrichs II, der widerholt selbst in Worms erschien, trat Burchard in aufserordentlicher würksamkeit hervor [1],

[1] HGrosch Burchard I. bischof von Worms, Leipziger diss. Jena 1890. Hauck Kirchengeschichte Deutschlands III (Leipzig 1896) s. 435 ff.

der mächtige fränkische graf Konrad, der sich herzog von Worms genannt hatte, muste ihm weichen, und die alte stammburg der Konradiner in der stadt, von denen einer, schwiegersohn des königs Otto I, auf dem Lechfelde gegen die Ungarn 955 gefallen und in Worms unter groſser teilnahme der bevölkerung beigesetzt war, wurde vom könige Burchard übergeben, der sie zu der stattlichen Paulskirche mit der vielgepriesenen inschrift *ob libertatem civitatis* umbaute [1]. mag auch der verfasser seiner vita, der ihn persönlich gekannt hatte, vielfach übertreiben, jedesfalls gilt Burchard den zeitgenossen als der neugründer der vollständig durch die Ungarnzüge und manche misstände zerrütteten stadt, er wird der gerechte herscher genannt und bewährt sich als kundiger begründer des rechts und eifriger förderer des landfriedens, von Heinrich II durch eingreifende verordnungen unterstützt [2]. schon 979 hatte Otto II dem Wormser bischof das erste richterliche privileg gegeben, die volle gerichtsbarkeit erhielt Burchard 1014 bestätigt. die gegend von Worms war in jenen zeiten bekannt geworden durch blutige familienfehden unter den eingeborenen geschlechtern die sich nach alter grausamer sitte mit todschlag, meineid und blutigen greueln bekämpften, sodass, wie Nitzsch [3] meinte, durch solche taten jenen kreisen die Nibelungendichtung 'vollständig verständlich' war. wir können sogar vermuten, dass durch die mächtigen laiengewalten, die vögte und grundherren, gegen deren übergriffe Burchard in seinem hofrecht [4] und in seiner verwaltungstätigkeit ankämpft, jene rätselhaften häuptlinge ihre erklärung finden, die den Wormser Königen zu schaffen machen. (Ths. c. 342). Burchard bändigte die hofgenossen in kirchlicher zucht, ordnete die güter und suchte an stelle der blutrache die geldbuſse einzuführen [5]. so galt er durch seine tatkraft als der

[1] Vita Burchardi c. 9 (MG. SS. IV 830 ff.) [2] Hauck aao. s. 392. ADB 3, 563. [3] Deutsche geschichte II 34. [4] vgl. Gengler Das hofrecht des bischofs Burchard v. Worms, (Erlangen 1859) s. 5. Burchard spricht im vorwort von den *crebrae insidiae multorum qui more canino familiam S. Petri dilacerabant . . . infirmiores suis iudiciis opprimentes* . . . vgl. auch Vita Burch. 7: *Castello itaque confirmato et constructo inimicorum audaciter factis fortiter resistebat et spem suis augebat, plerumque etiam ipsos hostes dictis et factis entrepidus terrebat.* [5] Nitzsch Ministerialität u. bürgertum (Leipzig 1859), 131.

tüchtigste regent und richter im lande und durch die aufzeichung des Wormser hofrechts, für welches er auf alte volksrechtliche satzungen zurückgriff, sowie durch seine sammlung von decretalen, die auf umfassenden quellenstudien beruhte, als der rechtskundigste und gelehrteste mann seiner zeit. bischof Thietmar von Merseburg, 'dessen chronik uns am lebendigsten in die ganze atmosphäre der zeit einführt'[1], wird durch Burchards persönlichkeit zu begeisterten versen angeregt[2]:

Urbs Wormacensis gaudet temporibus istis
Libertate sua, cuius manebat in umbra
Hactenus, atque ducum fuerat sub lege suorum.
Burchard antistes laetatur et inter heriles
ex animo proceres, quod non timet amplius hostes
nunc ex contiguo, longe semotus ab illo.
Aula ducis domini domus est iam praeclua Christi,
et iudices varios clerus nunc deprimit illos.

Ein solcher mann wird sicherlich durch seine persönlichkeit und durch seine studien des alten rechts auch den sinn für die geschichte und sage der stadt Worms belebt haben. vielleicht liefs seine glänzende regierung die alte zeit burgundischer herrlichkeit gerade so wider lebendig werden, wie die hofhaltung des erzbischofs Philipp von Köln 1177—1180 in Soest eifrige beschäftigung mit der Nibelungendichtung, vielleicht sogar deren localisierung veranlasst haben wird[3].

Sogar in unserm Nl. scheint noch eine spur vorhanden zu sein, die ein abbild jener zeit in der friedevollen und gesegneten regierung der königlichen brüder und ihres schwagers Siegfried erkennen lässt.

In der Ths. c. 342 fällt auf, dass Siegfried nicht nur wegen seiner stärke und tüchtigkeit, sondern vor allem wegen seines edelmuts, seiner weisheit und umsicht gepriesen wird (*hugprydi ok sprœki oc framvisi*). im Nl. ist die erzählung von Siegfrieds regierung in Xanten eine änderung des staufischen dichters, der die herschaft Siegfrieds in dessen erbland verlegt hat. das lob ist ursprünglich auf seine tätigkeit in Worms gerichtet. bemerkenswert ist auch hier die starke betonung des gerichts v. 714 ff:

[1] Nitzsch Deutsche geschichte II 368. [2] prolog zu buch VI.
[3] Zs. 51, 213f.

Er bevalch im sîne krône, gerihte unde lant.
sît waser ir aller meister. die er ze rehte vant
unt dar er rihten solde, daz wart alsô getân
daz man sêre vorhte der scœnen Kriemhilde man.
In disen grôzen êren lebet er, daz ist wâr,
und rihte ouh under krône unz an daz zehende jâr.

dass in den folgenden strophen zugleich von Gunthers regierung die rede ist, beweist, wie die beziehung ursprünglich eine andere war, nach der art unseres Nibelungendichters aber geändert wurde. das ursprüngliche findet sich eben in der Ths. c. 342, wo die herrlichkeit des Wormser reiches gepriesen wird.

In die zeit um 1000 fügen sich auch passend der graf Eckewart und der 'herzog Gero': so wird nämlich Gêre einmal genannt und zwar in altem zusammenhang, während C* in *marcgrâve* ändert (str. 582, 1). von Wormser grafen und herzögen wurde aber in der zeit Burchards in erinnerung an die Konradiner noch oft gesprochen, und so dürfte denn auch aus der alten dichtung jener rätselhafte bischof von Speyer seine erklärung finden, der so plötzlich am Wormser hofe erscheint und den ausziehenden Burgunden seinen segen wünscht str. 1508:

Dô truoc man diu gereite ze Wormez über den hof.
dô sprach dâ von Spîre ein alter bischof
zuo der schœnen Uoten 'unser friunde wellent varn
gegen der hôhgezîte: got müeze ir êre dâ bewarn'.

der alte bischof scheint doch eine ganz besondere person zu sein, weil er so unvermittelt in den gang der erzählung tritt und wie ein rest älterer zeit ja auch bezeichnet wird. bischof Burchards langjähriger freund und treuer helfer bei abfassung seiner kirchenrechtlichen sammlung war aber Walther von Speyer, der seinen freund oft in seiner 'cella' vor der stadt besuchte, ein gelehrter und seit frühster jugend in lateinischer dichtkunst geübter bischof [1]. und nun erklärt sich auch wol jene andere bemerkenswerte stelle, wo am Wormser hofe zwei bischöfe erwähnt werden, str. 658:

Von rossen unt von liuten gerûmet wart der hof.
der vrouwen ieslîche fuorte ein bischof,
dô si vor den künegen ze tische solden gân.

[1] Vita Burchardi c. 10 . . . *domino Walterio Spirensi episcopo adiuvante . . . canones in unum corpus collegit.* vgl. Hauck Kirchengeschichte III 325f. 437.

die erklärung ergibt sich, wenn wir an Burchard und seinen freund Walther von Speyer denken und erwägen, dass im zweiten teil der dichtung bereits bischof Pilgrim und zwar ausdrücklich mit namen ebenfalls als geleiter der königin eingeführt war. um 1000 stehn auch die bischöfe in engem verhältnis zum könig, sie sind ihm vertrauter als weltliche fürsten und 'wandeln ganz auf den pfaden des hoflebens' [1]. der hof Heinrichs II aber, der häufig in Worms residierte, war der kirchlichste Europas, und die zeitgenossen wie Thietmar werden nicht müde, die bischöfe in ihrer treue als diener des königs dem laienadel gegenüberzustellen.

Auch andere zeitgeschichtliche beziehungen scheinen auf die Wormser verhältnisse um 1000 zu weisen. die streitscene vor dem Wormser münster gehört zwar erst dem dichter um 1200 an, aber wahrscheinlich ist in der alten dichtung schon von Siegfrieds bestattung die rede, und so wird damals auch schon der dom hineingebracht sein, er als durch Burchard grofsartig erbaut und von dem kaiser Heinrich persönlich auf seinen ausausdrücklichen wunsch unter grofsem gepränge geweiht wurde [2]. ob auch das haus bei der stadt, das sich Burchard erbauen liefs, um sich zum gebet und zur arbeit an seiner kirchenrechtlichen sammlung zurückzuziehen, an jene wohnung Kriemhilds uns erinnern darf, in der sie einsam ihrem schmerz sich hingeben konnte? vgl. Vita Burch. 10 . . . *cellam egregiam construxit. Illuc se post concilia regiaque colloquia . . . diversosque mundi strepitus receperat* und Nl. str. 1102. *ze Wormez bî dem münster ein gezimber man ir slôz, wît unt vil michel, rîch unde grôz, dâ si mit ir gesinde sît âne vreude saz.* — jedesfalls aber wurde in Worms zu jener zeit viel vom Odenwalde gesprochen, der, wie ich Zs. 51, 208 ausgeführt habe, wahrscheinlich erst um 1200 aus der kenntnis des Waltharius in den Wasgenwald verwandelt wurde. bald nach

[1] Nitzsch Deutsche gesch. I 368. Lamprecht Deutsche gesch. II 214.
[2] Vita Burchardi 14: *Eodem tempore quippe Heinricus imperator cum exercitu in Burgundiam ire disposuit et eo itinere Wormatiam venit. Cum autem egregium illud monasterium vidisset, episcopum ut se praesente consecraretur, assiduis rogationibus petivit . . . imperatore praesente et iubente cum magnis laudibus et maximo cleri plebisque tripudio multis episcopis praesentibus Deo dicata est haec domus.*

1000 spielen streitigkeiten zwischen Worms und Lorsch um die grofsen wald- und jagdbezirke des Odenwaldes. im jahre 1002 schenkte Heinrich II den königlichen wildbann in dem grofsen reichsforste zwischen Bergstrafse, Rhein und Neckar, der sich also an den Odenwald anschloss, an Worms, trotzdem der gröste teil von grund und boden innerhalb desselben zu Lorsch gegehörte; im jahre 1012 aber wurde nach langen verhandlungen und einem durch eidliche aussagen begründeten verfahren von könig Heinrich II selbst eine urkunde ausgestellt, welche den wildbann im Odenwald zwischen Worms und Lorsch teilte [1]. wie nah lag es während solcher erörterungen und streitigkeiten in Worms, die königliche jagd, an der die alten burgundischen könige und der herrliche Siegfried teilnahmen, in jenen von den Wormser herren beanspruchten forst zu verlegen, vielleicht um das recht der stadt Worms zu bekräftigen. in derselben zeit taucht auch die wichtige burgundische frage auf, Heinrich zieht von Worms aus nach Basel, um aus der später ihm zufallenden burgundischen erbschaft bereits jene wichtige stadt zu besetzen [2]. in unserm liede weist vielleicht noch eine stelle auf jene zeit hin, wo man von Worms aus nach jener gegend jenseits des Wasgenwaldes blickte, in der am eingang des Burgundenlandes Basel lag. bei den rüstungen zur fahrt ins Hunnenland, die auch in der vorlage unseres Nl. schon ausführlich beschrieben wurden (vgl. Ths. c. 361), heifst es str. 1522:

Die snellen Burgonden sich ûz huoben.
dô wart in dem lande ein michel uoben.
beidenthalp der berge weinde wîp und man.
swie dort ir volc getæte, si fuoren vrœliche dan.

unter den bergen kann nicht gut etwas anderes verstanden werden als der Wasgau, es wird also die gegend um Worms einerseits und anderseits um Basel gemeint sein. die bearbeitung C* weifs mit den bergen nichts anzufangen und ändert in *beidenthalp des Rînes.*

Durch die burgundische frage, die um 1000 so lebhaft auftaucht, möchte auch die tatsache ihre erklärung finden, dass, während im Waltharius die Wormser immer Franken heifsen,

[1] FKieser Beiträge zur geschichte des Klosters Lorsch I, progr. Bensheim 1908, s. 43. [2] Ann. Einsidl. 1006: *Heinricus rex in regnum Burgundionum veniens Basileam civitatem regno suo adsciuit.*

dass Nibelungenlied mit grofser beharrlichkeit regelmäfsig den alten Burgundennamen festgehalten hat. in jener zeit nun, wo aller herzen im kern des reiches, der oberrheinischen ebene, durch die burgundische frage bewegt wurden, wo Burchard von Worms die alten rechte der Burgunden für sein hofrecht durchforschte, das ein mittelglied wurde zwischen den alten volksrechten und den spätern mittelalterlichen satzungen, in jener zeit erregte das alte burgundische königshaus das lebhafteste interesse. damals konnte in der tat geschehen, was schon früher vermutet ist, dass die namen der Burgundenkönige Gernot und Giselher durch 'den einfluss gelehrter überlieferung' in die Nibelungendichtung kamen[1]. ich glaube allerdings, dass Gernot sich neben Gunther als alte person der sage gehalten hat, aber Giselher ist, wie wir später beobachten werden, offenbar so äufserlich in den zusammenhang eingefügt, dass sein eindringen um 1000 wahrscheinlich wird, und was Heusler[2] gegen Wilmanns, der den einfluss meister Konrads annimmt, mit recht vorbringt, es sei 'unwahrscheinlich, dass ein dichter, und wäre es auch der latinist meister Konrad, seinen historischen spürsinn bis auf das burgundische gesetzbuch ausgedehnt hätte', dieser einwand wird hinfällig, wenn wir nicht Konrad als finder jener namen vermuten, sondern einen Wormser dichter aus der zeit und umgebung Burchards, der die burgundischen rechtsquellen nachweislich studierte und als freund des königs der burgundischen erbschaftsfrage und der Burgundengeschichte besondere teilnahme entgegenbrachte.

Noch eine andere figur, die ebenso unvermittelt erscheint, wie die zwei bischöfe und der alte bischof von Speyer, dürfte schon in der Ottonenzeit in die dichtung eingeführt sein. eine ganz besondere rolle spielen in Worms und im reiche unter Heinrich II die königlichen capläne. Burchard selbst war wie sein bruder und vorgänger Franko königlicher caplan gewesen[3], wie überhaupt zu jener zeit fast alle bischofstühle des reiches mit hofcaplänen besetzt wurden[4]. nach Frankos frühem tode wurden nacheinander die capläne Erpo und Razo als bischöfe

[1] Wilmanns aao. 23. [2] Geschichtliches und mythisches in der germanischen heldensage, (Sitzungsberichte der preufs. akad. 1909) s. 932, anm. 1. [3] Grosch aao. s. 7. [4] Giesebrecht II 82. Hauck kirchengesch. III 404.

von Worms in aussicht genommen. aber der eine starb schon am dritten tage, der andere in demselben jahre, keinem wurde die würde zu teil [1], dann wurde Burchard bischof. gewis wurden diese vorgänge um das jahr 1000 in dem kreise Burchards viel besprochen, und der königliche caplan mag auf derartige anregung in die dichtung gekommen sein. noch in unserem liede heifst er mehrfach ganz officiell (1542, 3. 1574, 4.) *des küneges kapelân.* die bearbeitung C* findet jedoch die plötzliche einführung des caplans befremdlich und sucht die stelle vorzubereiten durch den zusatz 1523, 5f:

in den selben zîten was der geloube kranc.
doch frumtens e i n e n k a p e l â n, der in messe sanc.

allerdings scheint das unchristliche vorgehn Hagens gegen des königs caplan erfindung des spielmannsepos um 1115 zu sein (vgl. Zs. 51, 191), in dem die vorgänge an der Donau erweitert wurden, die persönlichkeit des caplans aber kann vorhanden gewesen sein, mag er nun früher umgekehrt oder beim kentern des kleinen bootes (Ths. c. 366) unter den 'wenigen männern' ans linke ufer gerettet sein.

Noch andere geschichtliche beziehungen weisen auf die zeit der Sachsenkaiser. so ist zu jener zeit der eigentümliche gedanke Etzels nicht unwahrscheinlich (Ths. c. 360), das Hunnenreich für den unmündigen sohn von den Burgundenkönigen regieren und den kleinen Ortlieb am Rhein erziehen zu lassen (Nl. 1915f). unter dem eindruck der deutschen erfolge nach der grofsen Ungarnschlacht und der bekehrung der Ungarn zum christentum konnte eine solche absicht leichter aufkommen, als zu einer spätern zeit, in der die Ungarn sich mehr und mehr vom reiche entfernten. schon zur zeit Geisas [2], der sich dem christentum geneigt zeigte, giengen gesantschaften hin und her, und später erhob Waik, der den christlichen namen Stephan annahm und sich mit Gisela, schwester des Baiernherzogs, spätern königs Heinrich II vermählte, das christentum zur staatsreligion [3] und trat in enge beziehung zum deutschen könig. — anderseits ist die bekriegung der Dänen, die sich noch in unserm Nl. merk-

[1] Thietmar III 62: *Voluit imperator capellanos suimet . . . episcopali gradu sublimare . . . uterque sine sacerdotali [illegible] discessit.*
[2] Riezler Geschichte Baierns (Gotha 1878) I 393f. [3] Vancsa aao. s. 202

würdig gegenüber den Sachsen in den vordergrund schieben (str. 167 ff), wol verständlich gerade zur zeit der Sachsenkaiser, einmal weil am ende des 10 jh.s die Dänenzüge wieder eine rolle spielen, so hat namentlich Otto II die Dänen tief gedemütigt, und dann, weil die alten Sachsenkriege, von denen man seit Karl dem grofsen sang, doch nicht gut gepriesen werden konnten, wenn ein sächsischer kaiser auf dem throne safs. die Sachsenkriege werden erst unter den Saliern Heinrich IV und Heinrich V durch geschichtliche ereignisse auch in der Nibelungendichtung von neuem belebt.

So fallen manche beziehungen auf die zeit um 1000 an der Donau und am Rhein, unter Pilgrim und Burchard, auffallend zusammen. gewis sind nicht alle puncte sicher und greifbar, und das ist auch bei einer doppelten umdichtung, um 1115 und um 1200, nicht zu verwundern, aber sie genügen, um jedesfalls eine erhebliche einwirkung auf die dichtung auch der umgegend von Worms zuzuschreiben. die annahme einer dichtung meister Konrads und einer umarbeitung durch einen österreichischen dichter reicht nicht aus, die vielfachen anklänge an die verhältnisse im kern des reiches um Worms zu erklären. auch die berechtigte frage, die schon Neufert (aao. 29) stellte, findet so ihre einfache antwort, wie 'gerade die beiden sächsischen markgrafen den meister Konrad für sich erwärmt haben sollten, dass er sie von den vielen heldengestalten der Ottonenzeit herausgriff und neben seinem bischof verherrlichte'. der grund dass sie in ihrem charakter 'mit Pilgrim in mancher beziehung wahlverwant' seien, ist nicht stichhaltig; bei der annahme eines Wormser dichters zur zeit des letzten Sachsenkaisers erklärt sich die einführung einfacher: sie finden ihren platz in Worms, wo die sächsischen kaiser vielfach residieren, als gegenstück zu den vielen fürsten des barbarenhofes, dem nunmehr der Burgundenhof in reicherer ausgestaltung gegenübergestellt wird[1].

III

Wie für Ekkehard das bestreben, Walthers gefahr und ruhm zu steigern, anlass gab, die gruppe der kämpfer zu ver-

[1] auf der andern seite ist vielleicht gerade in diesem zeitalter der sächsische Iring an den hof Etzels gebracht, wie Ekkehard den Sachsen Ekivrid eingeführt hatte. Irnfried scheint der dichtung schon früher anzugehören.

mehren, neue namen und kampfarten bis zur wunderlichsten, der anwendung des seiles[1], zu erfinden. so sind auch in der Nibelungendichtung besonders die kämpfe mannigfach erweitert und verändert worden. gerade in diesem teil der dichtung, der zur mehrung und verstärkung am meisten lockte, der auch in den einzelheiten schwerer im gedächtnis zu behalten war und vielleicht deshalb auch schon in den liedern häufiger verändert wurde, lässt sich die allmähliche entwicklung beobachten. schon bemerkt wurde, dass Giselher vermutlich erst später eingeführt ist, in der nordischen sage fehlt er ganz, und in der Ths. lässt sich sein äufserliches einwachsen noch erkennen. nachdem Rüdiger — vielleicht von Konrad — eingeführt und besonders seine milde gastlichkeit mit bemerkenswerter wärme geschildert war, sucht der dichter, welcher der burgundischen königsfamilie seine teilnahme zuwendet, die freundschaft zwischen Rüdiger und den königlichen brüdern enger zu knüpfen, und gibt dem jungen königssohn, dessen name um 1000 der lex Burgundionum entnommen sein mochte, die junge markgräfin zur braut. diese verlobung und ihre folgen bilden den eigentlichen kern von Giselhers handlung. sonst wird er immer nur im anschluss an Gernot genannt. c. 360 grüfst ihn Attila mit den andern brüdern, mit denen er c. 361 auch zur unterredung kommt. c. 362 hat Ute vergeblich die söhne gewarnt und ist von Hagen abgewiesen. in einem zusatz, der von unserm Nl. einfach weggelassen werden konnte[2], fleht sie, ihr wenigstens den jüngsten sohn zu lassen, der aber will vor den brüdern nicht zurückbleiben, und so will er — eine widerholung des motivs — auch später im kampfe, als Hagen c. 390 für ihn bittet, nichts vor den brüdern voraushaben. sonst ist er bis auf die freundliche begrüfsung durch Kriemhild (c. 373) nur eine ergänzung zu Gernot. wie Gernot hat er einen roten schild mit goldenem Habicht (c. 363), 374 sitzt er neben Gernot an der königstafel, 377 wird er ausnahmsweise neben Gunther gestellt, sonst folgt er Gernot, 382. 384. 385, bis er sein eigentliches werk vollzieht, um dessen willen er eingeführt wurde. er erschlägt den vater seiner braut mit dem geschenkten schwerte, ihn aber tötet, wie auch den bruder Gernot, der alte Hildebrand, der nun durch den kampf mit den beiden tapfern königssöhnen auffallend reich-

[1] Walth. v. 982 ff. [2] vgl. Wilmanns aao. 20.

lich belastet erscheint. bei der gestaltung der persönlichkeit Giselhers hat vielleicht der im Waltharius bei Etzels einfall noch ganz zarte Gunther anregung geboten v. 29f . . . Guntharius *nondum pervenit ad aevum, ut sine matre queat vitam retinere tenellam*, vgl. Ths. 390, wo Giselher sagt: 'ich war fünf winter alt und lag im bett meiner mutter'.

Auch sonst ist in der vorstufe unseres liedes, wie wir sie im wesentlichen in der Ths. zu finden meinen, bei der schilderung der kämpfe nicht alles ursprünglich. es fällt zb. auf, dass Dietrich nach dem falle Rüdigers zu den waffen ruft und mit seinen mannen vordringt, aber die Nibelunge erschlagen ihm seine Amelungenrecken, im erneuten kampfe erschlägt Dietrich Volker, Hildebrand wird auf Gernot und Giselher abgelenkt, und schliefslich erklärt Hagen Dietrich, ihre freundschaft müsse nunmehr geschieden sein. zwischen Hagen und Dietrich kommt es zu einem 'langen und schweren' kampfe, sie ermüden und verwunden sich gegenseitig. dann folgt die scheltscene zwischen beiden helden und endlich die überwältigung Hagens durch Dietrich. zunächst kommt Volker im letzten kampfe etwas ungelegen dazwischen, er trat wol erst später an dieser stelle ein, wie ja seine person als Hagens freund jünger zu sein scheint; ferner versetzt Hildebrand erst Gernot und bald darauf ebenfalls Giselher die todeswunde. Wir hätten als einfacheren aufbau: Dietrich zürnt wegen Rüdigers fall und entsendet seine mannen: als ihm diese erschlagen sind, stürzt er sich auf Gernot und Giselher, für welche dann Hagen auftritt; und auf einer noch früheren stufe, als Rüdiger und Giselher fehlten, würde als einfaches motiv genügen, dass der tod der Amelungen einerseits und Gernots anderseits Hagen und Dietrich zum letzten kampf zusammenführt. dass wie in der Ths., so auch in der dichtung des 10 jh.s herzog Osid den könig Gunther erschlug, schliefse ich daraus, dass es als eine wolerwogene und passende ähnlichkeit erscheint, wenn der verwante Attilas den bruder Gunthers erschlägt und Gunthers bruder Gernot den bruder des Hunnenkönigs Bloedelin; der name Osid ist aber offenbar dem auch schon im 10 jh. vorkommenden namen Ospirin verwant.

In der Ths. scheint gerade am schluss die vorlage erheblich gekürzt zu sein, und so sind wol namentlich bei der kurzen be-

merkung in c. 389, dass die Nibelunge die mannen Dietrichs fällten, einige einzelheiten ausgefallen. dass hier auch Wolfhart, der verwante Dietrichs und Hildebrands neffe, eine gröfsere rolle gespielt habe, dürfen wir mit grund vermuten. in unserm Nl. und auch wol schon in der ältern dichtung wird er besonders geehrt, er allein, der edle jüngling aus dem geschlecht der Wölfinge, wird auf den königssitz Attilas gezogen und später gewürdigt, von dem königssohn Giselher erschlagen zu werden und auch ihn zu fällen. so wird er auch in der ältern dichtung seine rolle gespielt haben, aber in anderer weise, denn dass sich Giselher und Wolfhart ebenso gegenseitig erschlagen, wie Rüdiger und Gernot, ist sicherlich nicht die alte überlieferung. in der schönen scene unseres liedes, die Wolfharts tod behandelt, fällt es sehr auf, das Wolfhart von Volker nur zum 'straucheln' oder zum 'stieben' gebracht wird (str. 2277: *dô sluog er Wolfharten, daz er stieben began* A B, *strûchen* C). offenbar soll er für den kampf mit Giselher aufgespart werden. kurz vor seinem tode aber warnt er, von Giselher schwer getroffen, den meister Hildebrand 2301: '*nu hüetet iuch vor Hagenen: jâ dunket ez mich guot. er treit in sînem herzen einen grimmigen muot*'. der alte zusammenhang wird gewesen sein, dass Hagen Wolfhart den todesstreich versetzt und dadurch vor allem Dietrichs grimm erregt. in unserm liede wird jetzt höchst wunderlich Hagen durch Hildebrand abgelenkt. in str. 2274 stürmt Wolfhart vor, ohne sich von Hildebrand halten zu lassen, in str. 2275 heifst es darauf: *Dô gesprane zuo Hagenen meister Hildebrant* und schon in der folgenden strophe: *schant dô wande Hildebrant von Hagenen wider dan: dô lief der starke Wolfhart den küenen Volkêren an*, sodass an die stelle Hagens erst Volker, dann Giselher getreten zu sein scheint. an denselben personen lässt sich auch sonst die entwicklung der dichtung erkennen. sobald Hildebrand die tötung Gernots und Giselhers abgegeben hat, wird er frei für den kampf mit Volker, den er in unserm liede str. 2287 erschlägt; Ths. c. 389 erschlägt ihn Dietrich selbst. überhaupt scheint der letzte dichter nicht mehr so grofses gewicht auf die auswahl der sieger zu legen, wird doch der vielgerühmte Dancwart von dem unbedeutenden statisten Helferich gefällt. von einer 'grundanlage der kämpfe' (Roethe aao. 673) kann bei der allmählichen ausgestaltung des

epos kaum die rede sein, ebenso wenig von einem 'dreimännerkampf' am schluss, wenn wir an Osid als besieger Gunthers festhalten und Gunther schon früher aus dem kampfe ausscheiden lassen.

Wenn wir nun vor unserm Nl. zwei stufen bemerkenswerter entfaltung wahrgenommen haben, so ist damit nicht ausdrücklich ausgeschlossen, dass nicht schon früher ansätze zum epos gemacht sein mögen, wie auch n a c h der entstehung des epos noch einzellieder weiter gesungen werden konnten. wenn ein junger klosterschüler sich um 930 einer sage zuwante, die längst nicht so gewaltig und berühmt war, wie die Nibelungensage, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sich schon früher epische tätigkeit mit der gröfsten und herrlichsten sage beschäftigte, zumal da schon in dem zeitalter karolingischer renaissance stoffe aus dem alten germanischen sagenschatz in reicher ausführung zb. von Paulus Diaconus zusammengefasst wurden, anderseits schon in der ersten hälfte des 9 jh.s ein geistlicher stoff in volkstümlich epische form sich kleidete.

Während Roethe die dichtung Konrads mit der einladung Etzels und dem aufbruch von Worms beginnen lässt, möcht ich als anfang des ältern epos vor der Wormser erweiterung die werbung Etzels annehmen, wie ja die Ths. und unser Nl. an dieser stelle einen scharfen einschnitt erkennen lassen. wir haben dann in der Ths. etwa ein verhältnis beider teile wie 1 : 2, während in unserm liede beide teile nahezu gleich gemacht sind. es kommen jetzt auf den ersten teil str. 1—1142 und auf den zweiten str. 1143—2379, also 1236 strophen; bis auf 94 strophen, die der zweite teil mehr enthält, sind also beide hälften ausgeglichen. das ist sicher kein zufall, sondern eine beabsichtigte planmäfsige auffüllung des ersten teiles, und schon der alte dichter wird jene beiden hälften unterschieden haben. dass die vorstufe unseres liedes schon die Siegfriedsage enthielt, betonte ich Zs. 51, 177 f. und allem anschein nach ist die Siegfried behandelnde vorgeschichte in Worms um 1000 hinzugefügt.

Die ursprünglich getrennte dichtung des ersten und zweiten teils, ein episch erweitertes lied von Siegfrieds tod und das epos von 'der Nibelunge nôt', würkte auf die ausgestaltung der charaktere in verschiedener richtung ein: der Gunther des ersten teils ist der grundstock des Gunthers im Waltharius, der

Gunther des zweiten teils ist viel edler und feuriger und mit dem tückischen und feigen kämpfer, der mit seinen gefährten am seile den schild des matten gegners niederziehen will, nicht zu vergleichen. die anfügung des Siegfriedepos wird aber den charakter Gunthers im Nl. gedrückt haben. da nun der Siegfried so sehr nachstehnde könig auch im zweiten teile der dichtung zurücktritt, Gunther hat keine eigentliche heldentat verrichtet, nur im massenkampf zeigt er sich tapfer. Hagen ist der eigentliche held des gesamtepos, aber auch er zeigt zweifache charakterzüge, die sich zum teil aus der zusammenfügung der epen ergeben, der mörder Siegfrieds und der trost der Nibelunge waren auszugleichen. — ob für Konrad oder allgemeiner für das epos um 1000 die dichtung noch 'das epos vom kampf um den Nibelungenhort' war[1], ist zweifelhaft. gewis spielte das alte schatzmotiv noch eine gröfsere rolle, aber in der Ths. ist Etzel nicht mehr der habsüchtige, in c. 359 ist die bemerkung: 'Etzel war der habsüchtigste aller männer . . .' ein fremder zusatz (vgl. Zs. 51, 189.); auch c. 376 will er auf gold und silber kein gewicht legen. in der werbungsage, die in gegensatz zu der alten hortsage trat, ist das schatzmotiv zurückgedrängt[2], und in der Thidrekssaga scheint Kriemhild vor allem auf ihr eigentum, das sie durch Siegfried bekommen hat, hinzuweisen, c. 373 sagt sie: 'hast du mir der Nitlunge schatz mitgebracht, den jung Siegfried hatte?' und c. 359: 'meine brüder wollen mir nicht einen pfennig davon gönnen'. in unserm liede wird der schatz ausdrücklich als persönliches eigentum Kriemhilds aufgefasst, er ist ihre morgengabe, str. 1116, 4 und 1118, 4, und 1741 betont sie:

'hort der Nibelunge, war habet ir den getân?
der was doch mîn eigen, daz ist iu wol bekant';

auch 2367 wird ihr anrecht hervorgehoben. vielleicht geht diese wendung nach der privatrechtlichen seite in das 10/11 jh. zurück. im Wormser hofrecht wird über das besitztum der frau nach dem tode des mannes gehandelt, und in der lex Burgundionum war die morgengabe mit besonderm nachdruck er-

[1] Roethe aao. s. 685, vgl. s. 672. [2] vgl. Léon Polak Untersuchungen über die Sigfridsagen (Berliner diss. 1910) s. 62.

wähnt, während sie in andern rechten zb. in der Lex Salica früh in der 'dos' verschwand [1].

Auch andere änderungen scheinen über die Ths. hinaus in die zeit der Sachsenkaiser zurückzuweisen. so vermut ich, dass die streitscene der beiden königinnen, in der Kriemhild nicht vor Brunhild aufsteht, auf die strenge höfische etikette der Ottonenzeit zurückführt. das derbere spielmannsgedicht, das der Ths. zu grunde liegt, hätte kaum so höfisch geändert; auch im Ruodlieb ist das aufstehen vor einem höheren besonders stark betont [2]. als die scene später in einen streit um den vortritt verwandelt wurde, ist von dem staufischen dichter nach seiner art das motiv nicht ganz fallen gelassen, sondern in einer andern scene in av. 29 'Wie er niht gên ir ûf stuont' verwertet worden.

Ebenso setz ich eine ausführlichere schilderung der jagd schon in die Wormser dichtung, da auch im Ruodlieb, wie schon erwähnt, mit vorliebe von jagd, jägern und spürhunden gesprochen wird; die Ths. erwähnt mehrfach die hunde. auch die umwandlung des gestaltentausches in die verwendung der tarnkappe möcht ich in dieselbe zeit setzen. schon in dem letzten an die heldensage anklingenden teil des Ruodlieb (XVIII, 1 ff) kommt die fesselung eines zwerges vor, der durch seine worte (v. 4 ff) an Alberich erinnert (Nl. str. 497 f) und wol derselbe ist, weil auch in der Ths. ein Alfrikr mit Rozeleif zusammengebracht wird [3]. mit diesem zwerge besonders ist aber die tarnkappe verbunden, und so wird auch in jener zeit schon von der tarnkappe im epos gefabelt sein, wie denn ein unsichtbar machender helm oder mantel von dem 'helithhelm' des Heliand bis zum 'unsichtigen rock' bei Hans Sachs in Deutschland bekannt war [4]. gerade in den Wormser kreisen, die von Burchard beeinflusst wurden, ist der ersatz des alten aberglaubens vom gestaltentausch durch eine immerhin wunderbare, aber nicht so stark heidnische anschauung deshalb wahrscheinlich, weil Burchard in seinem verbot

[1] Gengler Hofrecht c. I. Lex Burg. XLII (MG. LL. III 549): *de morgengeba vero, quod priori lege statutum est, permanebit.* [2] Seiler zu Ruodlieb s. 87. [3] WGrimm HS [3] 63. [4] vgl. JGrimm Myth. [4] I 383. Hans Sachs Fabeln u. schwänke ed. Goetze (Hallische neudrucke 110, 17) I 447.

des heidnischen unwesens vor dem glauben an einen gestaltentausch in jeder form warnt [1].

Wenn Hagen im epos Konrads als eine freundliche figur erscheint, so mag das zum teil durch den auffallend günstig geschilderten charakter Hagens im Waltharius veranlasst sein, aber die anlage zu dieser günstigeren auffassung war schon in der stellung des helden im zweiten teil des Nl. begründet; wie grausam anderseits Hagen auch später noch ist, hebt die Thidrekssaga noch recht geflissentlich bei der tötung des fährmanns hervor, und auch unser lied betont deutlich den gegensatz in seinem charakter, str. 2198:

> *Swie grimme Hagene wære und swie herte gemuot,*
> *ja erbarmet im diu gâbe die der helt guot*
> *bî sînen lesten zîten sô nâhen hete getân.*
> *vil manic ritter edele mit im trûren began.*

von einer absichtlichen 'schmälerung der sympathie für Hagen' [2] durch den staufischen Dichter des Nl. kann daher nicht die rede sein, gewis wird Dancwart auf seine kosten hervorgehoben und Volker als 'verre sterker' gerühmt, aber Hagen bleibt doch der 'trost der Nibelunge' und übertrifft str. 1843 Volker an einsicht. auch Siegfried hat nicht immer den vollen ruhm; als Lüdiger ihn bedrängt, wird er von den andern helden unterstützt (str. 211), und Dancwart muss es sich gefallen lassen, von dem unbedeutenden Helferich erschlagen zu werden. so bleibt Hagen die mit besonderer vorliebe ausgeführte gestalt des dichters. gerade in der staufischen zeit ist grofse sorgfalt auf die feinere behandlung seines gefühlslebens verwendet. wie uns lebhaft die empfindungen Rüdigers geschildert werden, so zeigt sich auch Hagen empfindungsreicher und weicher. er ist es ja wunderbarerweise, der die verlobung Giselhers mit der markgrafentochter, die in der Ths. einfach von den eltern dem königssohne gegeben wird, 'harte güetlîchen' begünstigt, 1677 f:

> *des antwurte Hagene vil harte güetlîchen dô:*
> *'Nû sol mîn herre Gîselher nemen doch ein wîp:*
> *ez ist sô hôher mâge der marcgrâvinne lîp,*

[1] Burchards decret bei Grimm aao. III⁴ 419, wo bei gelegenheit des aberglaubens vom werwolf auch von *transformari in aliam aliquam figuram* die rede ist. [2] Roethe aao. 689.

daz wir ir gerne dienden. ich und sîne man.
und soldes under krône dâ zen Burgonden gân',

und str. 1679 heifst es wieder:

Diu rede Rüedegêren dûhte harte guot.

dasselbe motiv wird auch str. 531 f benutzt, wo Hagen Siegfried mit Kriemhild zusammenführen will. die rührende scene aber, zu der Hagen schon in der Ths. anlass gab, indem er beim abschied den schild Nuodungs sich ausbittet, wird in würksamer weise abgeschlossen, indem Volker vor Gotelinde tritt str. 1705:

er videlte süeze dœne und sanc ir sîniu liet:
dâ mite nam er urloup, dô er von Bechelâren sciet.

Hagen und Volker spielen in den meisten zusätzen der staufischen dichters die hauptrolle, namentlich in av. 29 und in einer stelle von 30, in der Hagen seine freundschaft mit Volker aufs innigste empfindet, str. 1831:

'*Nû lône iu got von himele, vil lieber Volkêr.*
zallen mînen sorgen son gerte ich niemen mêr,
niwan iuch aleine, swâ ich hete nôt.
ich sol ez wol verdienen, mich enwendes der tôt'.

Werden uns so die charaktere gefühlvoller geschildert, so tritt auch das bestreben des dichters deutlich hervor, die charaktere zu veredeln und zu vertiefen, indem ihrem wesen weniger angemessene handlungen andern personen übertragen werden. und da sollte dieser dichter so minderwertig sein, dass er, wie Roethe (s. 672) meint, 'nicht freien und unfreien adel sondern kann'. die behandlung von Siegfrieds abhängigkeitsverhältnis scheint gerade die auffassung des ausgehnden 12 jh.s wiederzuspiegeln. wenn Siegfried bei der begegnung in Isenstein von Gunther sagt str. 420:

'*wan der ist mîn herre*',

so denkt er an den könig als lehnsherrn und will sich als freien lehnsträger bezeichnen, damit verschmilzt aber in der auffassung Brunhilds den zeitverhältnissen entsprechend der begriff des ministerialen. sie trauert deshalb schon str. 620:

'*Ich mac wol balde weinen*', *sprach diu scœne meit.*
'*umbe dîne swester ist mir von herzen leit.*
die sihe ich sitzen nâhen dem eigenholden dîn:
daz muoz ich immer weinen, sol si alsô verderbet sîn'.

sie hält Siegfried, der doch Gunther als eine art von reise-

marschall begleitet hat und später ein auswärtiges land wie ein reichsministeriale verwaltet, für nicht ebenbürtig, und sie kann es glauben, weil in der Stauferzeit reichsministeralen die höchsten ämter und ehren bekleiden und doch für unfrei gelten. selbst in den höchsten hof- und reichsämtern, obwol ihr einfluss den fürstlichen überflügelt und die glänzendsten vertreter unter ihnen zu markgräflichen und herzoglichen würden gelangen. selbst männer wie Markward von Anweiler und Werner von Bolanden, die fast eine herscherstellung bekleiden, haben noch den makel der unfreiheit, und dieser trifft besonders auch die gemahlin; noch am ende der 13 jh.s hält die rechtstheorie an der unfreiheit der ministerialen fest [1]. — In solchen erwägungen kann die stolze Brunhild den glänzenden und gefeierten Siegfried allerdings wegen der mangelnden freiheit als nicht ebenbürtig ansehen, und dieser punct ist der gegenstand des streites vor dem münster. in dieselben anschauungen über die rangverhältnisse dieser staufischen zeit, in der kein grofses hoffest ohne die gehässigsten rangstreitigkeiten verlief [2], führt uns der streit der königinnen. der dichter konnte ein lebendiges vorbild gerade aus jenen jahren vor augen haben, denn auf dem berühmten reichsfest zu Mainz, pfingsten 1184, das auch sonst seinen abglanz im Nibelungenliede zeigt, kam es mitten in der begeisterten festfreude zu einem vielbesprochenen rangstreit zwischen dem erzbischof von Köln und dem abt von Fulda [3]. in der kirche ereignete sich vor den versammelten grofsen eine erregte scene in gegenwart des kaisers, da der abt nicht vor dem erzbischof zurücktreten wollte; der erzbischof drohte mit abreise, aber der junge könig fiel ihm um den hals, um ihn zu versöhnen. auch der im verlaufe von aventiure 14 von Siegfried angebotene eid, den Gunther ablehnt, hat in der Mainzer begebenheit ein eigentümliches gegenstück. Friedrich erbietet sich, seine unschuld an der herabsetzung des erzbischofs durch einen eid zu erweisen aber der erzbischof erklärt, die worte genügten. Arnold. Chron. Slav. III, 9 erzählt: *Imperator dixit: Innocentiam quidem nostram super hac impositione verbis praetendimus, sed si adhuc diffiditis, iuramento nos in praesenti expurgare non*

[1] Nitzsch DGesch. II 274. Heusler Deutsche Verfassungsgeschichte (Leipzig 1905), 165. vgl. ADB. I 499f; III 95f. [2] vgl. Heusler aao. s. [illegible]
[3] vgl. Giesebrecht VI hg. v. Simson s. 65f.

dubitetis . . . et extendit manum, quasi iam super reliquias positurus. Ad haec verba requievit spiritus archiepiscopi et dixit: Sufficit, quia verba vestra pro iuramento mihi sunt.

Vgl. dazu Nl. str. 860:

Sîfrit der vil küene zem eide bôt die hant.
dô sprach der künic rîche 'mir ist sô wol bekant
iuwer grôz unschulde: ich wil iuch ledec lân,
des iuch mîn swester zîhet, daz ir des niene habet getân'.

Solche vermuteten spuren zeitgeschichtlicher vorgänge sind ja keineswegs bestimmt erkennbar, indes dürften sie im zusammenhang mit den oben besprochenen sicherern beziehungen, soweit überhaupt bei den dürftigen geschichtlichen anklängen im epos dieser ausdruck gebracht werden darf, einige beweiskraft besitzen. besonders deutlich lässt sich die stufenweise entwicklung des epos an den örtlichkeiten im Donaugebiet beobachten, wo der einfluss der Passauer dichtung und die tätigkeit des dritten, österreichischen dichter bemerkbar sein wird. in unserm liede str. 1332 scheint noch die Traisen grenze des Hunnenreiches zu sein:

Bî der Treisem hête der künic von Hiunen lant
eine purc vil rîche, diu was wol bekant,
geheizen Treisenmûre: vrou Helche saz dâ ê
unt pflac so grôzer tugende, daz wætlîch nimmer mêr ergê . .

dort bleibt Kriemhilde drei tage. könig Etzel kommt ihr bald darauf in Tulln entgegen, es hat indes noch in unserm liede den anschein (vgl. str. 1334), als ob die begegnung früher in Treisenmûre stattgefunden habe. das ursprüngliche war die einholung der braut durch Etzel von Worms aus, an der grenze werden ihm seine mannen begegnet sein, vgl. Zs. 48, 480. in der weitern schilderung fällt auf, dass grofse feierlichkeiten in Tulln veranstaltet werden, dann die reise weiter geht und noch gröfsere feste in Wien gefeiert werden (str. 1361 ff), wo auch die eigentliche hochzeit ist; darauf erst geht die fahrt nach der residenz Etzelburg. so ist eine stufenreihe von Traismauer über Tulln nach Wien erkennbar. die grenze, die zuerst angenommen wird, ist aber die historische grenze von 970 [1], die bald nach dieser

[1] OKämmel Die besiedlung des deutschen südostens vom anf. des 10 bis ende des 11 jh.s (progr. des Nikolaigymnasiums, Leipzig 1909) s. 7 anm. 3.

zeit in das lied hineingekommen sein muss. Tulln ist den Deutschen besonders nahe gerückt seit dem heereszuge Heinrichs V im jahre 1108, vgl. Zs. 51, 183 f, auch scheint der ort erst im laufe des 11 jh.s zu gröſserer bedeutung gelangt zu sein, seit Leopold II sich hauptsächlich dort aufhielt. endlich tritt Wien hervor und zwar erst in der Stauferzeit, 1172 bezeichnet Arnold von Lübeck die stadt als *metropolitana*, 1189 als *quae maior est in terra*, erst ganz am ende des 12 jh.s ist sie die bedeutende handelsstadt[1], wie sie im liede erscheint[1]. daher wird die hervorhebung Wiens bei Etzels hochzeit offenbar unserm letzten dichter verdankt; es ist keineswegs nötig mit Neufert[2] 'eine spätere interpolation' anzunehmen. — auf der mittleren stufe werden die in str. 1376f zusammen genannten städte Heimburg und Wieselburg mit besonderem nachdruck betont sein, da sie durch wichtige ereignisse den Deutschen im gedächtnis waren, wie ja auch Tulln für die Deutschen durch eine heerfahrt wichtig wurde. in Heimburg hatten 1050 deutsche scharen drei tage lang den brandgeschossen der Ungarn widerstanden, und bei Wieselburg hatte 1060 das deutsche heergefolge des flüchtenden Ungarnkönigs Andreas unter markgraf Wilhelm von Sachsen und graf Poto, sohn des pfalzgrafen Hartwich von Regensburg, den nachdringenden Ungarn tag und nacht widerstand geleistet, bis beide von hunger und durst überwältigt sich ergaben[3]. gewis haben gerade diese kämpfe des salischen zeitalters die dichter zu neuer begeisterung für die alten mären angeregt, wie überhaupt in jener zeit das deutsche nationalgefühl den Magyaren gegenüber auf das lebhafteste gesteigert war. Poto erschien den zeitgenossen wie ein recke der alten zeit, und der annalist von Nieder-Altaich, der zeitgenosse und geschichtsschreiber jener kämpfe, meint, dass alle heldentaten der vorzeit durch diese ereignisse verdunkelt würden[4]. in demselben zeitalter erzählte ein deutscher chronist vom schwerte Attilas, das Otto von Nordheim, herzog von Baiern, von der königin-witwe Anastasia, der mutter Salomos, als

[1] Vancsa aao. 342f 399f. [2] s. 32. [3] vgl. Kämmel aao. 9.
[4] Ann. Altah. 1060: *ut ea, quae pridem de fortissimis quibusque admiratu digna habebantur, modo in comparatione istorum parva videantur.* Ann. Saxo 1104: *Pannonia . . . talem illum . . . (Botonem) ac tantum se fatetur aliquando sensisse, ut is vere de gigantibus antiquis apud illos fuisse credatur.*

dank für seine Hilfe gegen Bela empfing. Lampert. Hersf. 1071[1]. keineswegs brauchen wir mit Neufert anzunehmen, dass die bezeichnung Heimburgs als einer hunnischen stadt in die zeit Pilgrims führen müsse[2], da der ort seit 1042 dauernd in deutschem besitz gewesen sei; halten doch die späteren dichter auch an der abhängigkeit der mark Rüdigers von Etzels reiche fest. dass Heimburg, str. 1376 'die alte' genannt wird, scheint unsere vermutung zu bestätigen. der staufische dichter fand die stadt in seiner vorlage und nannte sie 'die alte', weil sie zu seiner zeit wider viel besprochen wurde. das lösegeld von Richard Löwenherz wurde nämlich nach 1193 zum teil zu einer neubefestigung von Heimburg verwant[3], und so konnte die in der dichtung genannte stadt von dem umdichter ebenso als 'die alte' bezeichnet werden, wie derselbe dichter den 'alten' bischof von Speyer, den er in seiner vorlage fand, so zubenannt hat.

Auf weitere beziehungen des liedes zum zeitalter Friedrich Barbarossas und seines nachfolgers, namentlich auch auf die zeit des dritten kreuzzuges hab ich schon Zs. 48, 486 hingewiesen. hier spielt die stadt Gran eine rolle, die aber nicht mit Neufert s. 5 anm. 5 als die hauptstadt Etzels anzunehmen, sondern der residenz Etzelburg (Ofen) gegenüber zu stellen ist. in str. 1497 heifst es von Wärbel und Swämmel:

Gâhen mit den mæren sah man die spileman,
Etzeln si funden in der stat ze Grân.

die worte wollen offenbar sagen, dass Etzel damals gerade in Gran gewesen sei, und dem entspricht auch ein vorgang aus der zeitgeschichte. bei Gran kam auf dem dritten kreuzzuge der könig von Ungarn dem kaiser Friedrich Rotbart mit grofsem gefolge feierlich und freundlich entgegen. vgl. Arn. Lub. IV 8: *Cum autem domnus imperator in civitatem venisset, quae Grane dicitur, rex ei in propria persona cum mille militum comitatu sollempniter occurrit.* später wird der kaiser von dem könige von Gran nach der Etzelburg bei Ofen geleitet[4]. so ist auch im

[1] ungefähr um dieselbe zeit las bischof Günther von Bamberg, († 1065) lieber von Etzel und Amalung und andern heidnischen helden als vom hl. Gregorius und Augustinus, vgl. Giesebrecht III[4] 60, Bresslau ADB 10, 139. [2] s. 21. [3] Vancsa aao., 397 f. [4] *inde domnus imperator a rege deductus est in urbem Adtile dictam, ubi domnus imperator quatuor diebus venationi operam dedit.*

liede Gran von Etzelburg zu unterscheiden. — zu den beziehungen auf das zeitalter Heinrichs IV und Heinrich V, auf das ich Zs. 51, 178 ff vor allem wegen der Sachsenkriege geschlossen habe, füg ich zur ergänzung nach, dass es auffällt, wie Lüdeger und Lüdegast sogar das siegesfest in Worms mitmachen und der Dänenkönig sich harmlos und friedlich über das verhältnis Sigefrieds zu Kriemhild äufsert str. 298:

Der künec von Tenemarke der sprach sâ zestunt:
'diss vil hôhen gruozes lît maneger ungesunt,
des ich vil wol empfinde, von Sîvrides hant.
got enlâze in nimmer mêre komen in mîniu künges lant.'

Diese bemerkung, besonders aber die milde behandlung der übermütigen feinde lässt sich erklären, wenn wir an die geschichtliche unterwerfung und versöhnung des Sachsenherzogs in Mainz unter Heinrich V denken, die dem dichter als vorbild diente (Zs. 51, 180 f).

Nach solcher umwandlung der dichtung in drei zeitaltern wird sich von dem einfluss des Waltharius schwerlich viel erkennen lassen. wenn sich aber einige beziehungen ganz deutlich herausheben, so ist von vornherein wahrscheinlich, dass sie sich schwerlich durch den wandel des epos von der zeit um 1000 her werden erhalten haben, sondern um 1200 sich neu eindrängten. und das ist auch durchaus nicht mit Roethe (s. 680) so schroff abzulehnen. denn unser nicht unbedeutender dichter (vgl. Zs. 51, 210) konnte um 1200 den Waltharius, der bis in jene zeit oft abgeschrieben und gelesen wurde, noch kennen und benutzen. so enthält eine offenbare anspielung auf den Waltharius str. 2344:

Des antwurte Hildebrant 'zwiu verwîzet ir mir daz:
nu wer was der ûfme schilde vor dem Waskensteine saz,
dô im von Spanje Walther sô vil der friunde sluoc?
ouch habt ir noch ze zeigen an iu selben genuoc'.

ohne frage wird auf die scene bei Ekkehard, der den Wasgenstein und das eigentümliche verhalten Hagens in die dichtung einführte, bezug genommen. aber in Nl. ist die stelle eine ganz junge. denn noch in der Ths. steht für den streit zwischen Hagen und Hildebrand die altertümliche scheltrede Hagens und Dietrichs (c. 391). diese scheltrede ist aber nicht eine copie (Roethe 677, anm. 1) der in der handlung gar nicht begründeten

bezeichnung Walthers als 'faunus' (v. 763), denn wenn auch nur die Ths. Hagen einen albensohn nennt, so ist doch Hagen der eigentliche Nibelung und in ältester sage wunderbarer abkunft, besonders wol mütterlicherseits[1]. — auch die erinnerung an Hagens aufenthalt bei Etzel stammt aus dem Waltharius, sie findet sich in dem jungen abenteuer 29, das wol ganz auch dem stoffe nach unserm dichter gehört, vgl. str. 1797, wo ein Hunne über Hagen und Walther spricht:

Er unt der von Spâne die trâten manigen stîc,
dô si hie bî Etzeln vâhten manigen wîc,
zen êren dem künege: des ist vil geschehen.
dar umbe muoz man Hagenen der êren pilliche jehen.

die worte erinnern lebhaft an die verse 106 ff des Waltharius:

Militiae primos tunc Attila fecerat illos,
Sed haud immerito, quoniam, si quando moveret
Bella, per insignes isti micuere triumphos;
Idcircoque nimis princeps dilexerat ambos.

vgl. auch die worte Hagens 1109 f:

Compatior propriusque dolor succumbit honori
Regis.

die andere stelle entspricht der darstellung der Ths. und ist dem stoffe nach älter. Etzel fragt nach dem fremden recken und auf die antwort, es sei Hagen, sagt er str. 1755 f:

Wol erkande ich Aldriânen: der was mîn man.
lob und michel êre er hie bî mir gewan.
ich machet in ze ritter und gap im mîn golt.
Helche diu getriuwe was im inneclichen holt.
Dâ von ich wol erkenne allez Hagenen sint,
ez wurden mîne gîsel zwei wætlîchiu kint,
er und von Spâne Walther; die wuohsen hie ze man.
Hagenen sande ich widere: Walther mit Hiltegunde entran.

Vgl. Ths. 375: Attila fragte, wer dort mit könig Gunnar und könig Thidrek ginge. da antwortete herzog Blodlin: 'es wird Högni und Volker sein'. da antwortete der könig: 'wol möchte

[1] auch das auffallend häufige köpfen der helden (Roethe 674 f) ist im Nl. keine nachahmung des Waltharius, denn im Nl. ist das kopfabschlagen als eine art strafe bei manchen personen wol begründet, während gerade bei Ekkehard dies motiv durch das wiederanfügen der köpfe an die rümpfe eine wunderliche steigerung erfährt.

ich Högni erkennen, denn er war einige zeit bei mir, und ich und königin Erka schlug ihn zum ritter, und fürwahr war er da unser guter freund'. auch hier ligt kenntnis des Waltharius vor, wenigstens der sage, ob bei Konrad oder dem salischen dichter lässt sich nicht ausmachen, beides ist möglich, aber unser staufischer dichter hat nach seiner art ohne bedenken die sage geändert, indem er dem zusammenhang des liedes entsprechend die eigenmächtige flucht Hagens in eine freundliche entlassung durch Etzel änderte, er hat auch aus eigener genauer kenntnis der sage die stelle erweitert, indem er von Hagens vater etwas hinzufügte.

Eine weitere bekanntschaft unseres dichters mit dem Waltharius kann auch aus anderen stellen erschlossen werden. so wäre es möglich, dafs Dietrich Gunther und Hagen besiegt, wie Walther sich gegen Gunther und Hagen wehren muss, während in der alten dichtung Osid Gunther gefangen nahm. der neue krieg gegen die eben besiegten Sachsen, den Hagen, um Siegfried ins feld zu bringen, vorschützt, könnte durch Walth. v. 170 ff angeregt sein:

Venerat interea satrapae certissima fama
Quandam, quae nuper superata, resistere gentem.

ferner erkennt Hagen ebenso schnell Siegfried bei seiner ankunft in Worms, wie Hagen im Waltharius gleich von der ankunft Walthers überzeugt ist (Nl. str. 86 u. Walth. v. 464 ff). auch möcht ich den vergleich Dancwarts mit dem zum walde eilenden eber (str. 1947) lieber aus dem Waltharius v. 1337 ff herleiten, als mit Roethe (s. 679) aus Vergil Aen. x 707 ff. da hier das hervorbrechen des aufgescheuchten wildes aus dem versteck den vergleich bildet, während im Waltharius und Nl. der vergleich auf dem umdrängen der hunde und dem zurückgehen des tieres beruht. — vielleicht mag auch der Hagen, welcher im Waltharius Hildegunde so freundlich zuredet, zuerst für ihren verlobten zu sorgen (v. 1418 f: '*Defer*' *ait* '*prius Alpharidi sponso ac seniori, Virgo, tuo*' . . .), dem dichter die anregung gegeben haben, Hagen 'harte güetlichen' zureden zu lassen, Giselher möge sich mit Rüdegers tochter verloben.

Sprachliche spuren der älteren dichtung haben sich bei der mehrfachen umarbeitung des epos in unserm liede kaum erhalten können. Roethe, der unsern dichter im zweiten teile des liedes

unmittelbar auf die übertragung des Konradschen epos sich stützen lässt, glaubt den wortschatz dieser quelle trotz der bearbeitung durch den Nibelungendichter noch durchschimmern zu sehn (s. 665 u. 655). und in der tat sind unterschiede in wortwahl und wortgebrauch in beiden teilen des liedes nicht zu verkennen. so viele unterschiede möcht ich zwar nicht annehmen, mehr auch als Roethe aus dem behandelten stoffe erklären. so wird zb. die von Roethe besonders betonte vorliebe des ersten teils für den superlativ sich doch wol aus den vielen übertreibenden lobpreisungen der festlichen pracht und des königlichen reichtums, der ritter und frauen ergeben. auch ist es eine häufige erscheinung, dass ein lieblingswort des dichters streckenweise besonders oft widerkehrt, wie das wort *minne* und *minneclich* in den strophen 281—294. die vielfache umschreibung mit *lîp* mag sich daraus erklären, dass sie meist auf *wîp* reimt und von den königlichen frauen besonders oft im ersten teil die rede ist. dass *Hagene* : *degene* im letzten drittel so sehr überwiegt, mag mit dem hauptbelden jenes teiles zusammenhängen. vor allem wird sich aus der geringeren handlung und der umfassenderen schilderung von festlichkeiten herschreiben, dass sich im ersten teil die vierte zeile oft als schleppender füllvers findet und erst im zweiten eine kräftigere rolle bekommt. daher werden sich die unterschiede beider teile nicht so sehr aus der vorlage erklären lassen als aus der andern aufgabe. im zweiten teil war eine rüstig fortschreitende handlung darzustellen, im ersten galt es, durch oft einförmige und unbedeutende schilderung von höfischen festlichkeiten und zurüstungen die zahl der strophen zu mehren, um der ersten hälfte des liedes den gleichen umfang zu schaffen.

Die drei stufen des Nl. fallen in drei zeitalter der mittelalterlichen kaiserzeit, und zwar in den ausgang der herschergeschlechter der Sachsen, der Salier und der deutschen Staufer. die zeit jedes geschlechtes hat also ihren anteil an der entwicklung des nationalepos, in dem sich die verhältnisse jener drei zeitalter spiegeln. das erste epos baut sich auf einer grundlage auf, welche ein Passauer dichter förderte. dieser wurde wahrscheinlich angeregt durch Ekkehards Waltharius. ebenso wirkte aber auch der Waltharius auf die in Worms weiter gepflegte dichtung. Ekkehard anderseits benutzte bereits für sein gedicht eine ausführliche Nibelungendichtung, wol nicht nur lieder, son-

dern auch epische vorstufen. die blütezeit bischöflicher politik, die strenge ottonische hofetikette und die verhältnisse der stadt Worms haben in dem epos der sächsischen kaiserzeit spuren hinterlassen. das salische epos führt etwa 100 jahre später auch auf den nördlichen teil der oberrheinischen tiefebene, den kern des mittelalterlichen reiches, und weist erinnerungen an die Sachsenkriege Heinrichs IV und Heinrichs V und andere heerfahrten jener zeit auf; durch ihren derberen ton kennzeichnet sich die dichtung als spielmannsepos. der dichter der stauferzeit hat um 1200 unserem liede schöne scenen zugefügt, sich aber auch in kleinlichen änderungen gefallen und uns die schilderungen nicht erspart. die zeit Friedrich Rotbarts, namentlich des dritten kreuzzuges spielt in die dichtung hinein. der dichter kennt das Donaugebiet, namentlich die blühende handelsstadt Wien; er betont mehr das gefühlsleben der handelnden personen, namentlich Hagens, der neben der in vordergrund gestellten Kriemhild doch der lieblingsheld des dichters geblieben ist.

Dass diese ergebnisse meiner drei aufsätze über das Nl. s i c h e r sind, glaub ich nicht, hoffe jedoch nicht ohne gründe in zusammenhängender hypothese gezeigt zu haben, wie sich die entwicklung der dichtung erklären lässt. für unsere drei erkennbaren dichter oder umdichter bestätigt sich, was Heusler aao. s. 943 sagt: 'die heldendichter schöpfen aus der geschichte, dem privatleben, eigener erfindung und vorhandenem erzählgute — auch mythus und märchen —, und zwar sowol die ersten schöpfer einer heldensage, wie die späteren umdichter; ein grundsätzlicher unterschied zwischen beiden besteht nicht'.

Wilhelmshaven. **Karl Droege.**

ÜBER EINIGE BEISPIELE BONERS UND IHRE LATEINISCHEN VORLAGEN.

Zs. 46, 341—359 stellt ChrWaas die ergebnisse zusammen, die er für die quellen einer reihe von fabeln und erzählungen Ulrich Boners aus handschriften der Pariser Nationalbibliothek gewonnen hat. besonders wertvoll ist die entdeckung einer vorlage von Bon. **89** 'Von einem esel und drin brüedern' (asinus

trium'), da für diese geschichte bisher weder quelle noch parallele aus der zeit vor Boner bekannt war. in den 3 hss. des Alphabetum narrationum Etiennes de Besançon hat Waas sie gefunden, die übrigens auch im Münchener pergamentcodex 14752 steht, wie ESchröder aao. s. 353 n. 1 angibt. die übereinstimmung zwischen B. und EdeBesançon ist unbestreitbar. im einzelnen entspricht sich: B. v. 1 *ein man*: 'quidam'; v. 5 *hât dri süne*. v. 7 *den gab er einen esel*, 'tribus filiis suis legavit unum asinum'; v. 10·11 *wer den esel vuorte hein, des tages sölt er im spîse geben*, 'unus uno die, alius alio uteretur et eum sustentaret, quilibet die suo'; v. 17 *erbeit er den langen tag*, 'eum multum laborare'; v. 19 *muost ân ezzen sîn*, 'nichil ei pro pabulo dedit'; v. 20 *gedâcht*, 'cogitabat'; v. 21 *spîst in morne wol*, 'in crastino satis ei daret'; v. 27/28 *in hæte wol gespîset*, 'illum bene paverat'; v. 29 *wand er was rîch*, 'eo ditior'; v. 43 *der esel starp*, 'asinus mortuus est'; v. 60 *si des erbes wurden blôz*, 'legatum amittitur' (überschrift).

Wichtig ist ferner die auffindung eines Bon. 49 'Von einem habke und einer kraejen' ähnlichen lateinischen abschnittes aus der hs. 16515 des Liber de abundantia exemplorum [1] unter 'Exempla varia' fol. 157: 'Item pica fovit ovum accipitris, ut haberet defensorem contra aves rapaces, et pullus accipitris, quando crevit, comedit picam cum pullis suis'. also fremde eier werden ausgebrütet zum eignen schutz, doch in würklichkeit zum eignen verderben. dass dieser gedanke der Bonerschen fabel näher steht als der vom kuckuck und der grasmücke, wo eier ausgebrütet werden, die ein fremder vogel ins nest gelegt hat, ist zuzugeben. wenn Waas aber meinen hinweis auf die fabel Odos (Boner u. s. lat. vorlagen, Charlottenburg 1901, s. 20) mit den worten abzutun glaubt, diese fabel habe mit B. 49 gar nichts zu tun, weil sie die alte geschichte vom kuckucksei sei. so hat zwar bei Bon. der habicht seine eier nicht in das krähennest gelegt, aber er weifs um das brüten der krähe, wie der kuckuck um das der

[1] in meiner oben angeführten arbeit s. 29. 30. 36 hatte ich den Liber d. ab. ex. nach dem titel des von mir benutzten druckes mit Albertus Magnus bezeichnet. dies rügt Waas, Litbl. f. germ. u. rom. ph. 22 nr 10 s. 322/323. freilich hatte schon ESchröder Zs. 44, 425 ausgeführt, das werk würde recht verkehrt dem Alb. Magnus zugeschrieben und stelle eine nachahmung und gründliche ausschöpfung Etiennes de Bourbon dar

grasmücke, und lässt es in derselben absicht geschehen. auch bleibt im 2 teil in beiden fabeln der gleiche grundgedanke: undank, übler lohn für aufgewante mühe und schliefslicher untergang statt gewünschter erhöhung. anderseits sind auch verschiedenheiten zwischen dem neuentdeckten stück und Bon. vorhanden: dass 'nur statt der krähe die noch diebischere elster eingesetzt' ist, wie Waas schreibt, ist nicht das einzige abweichende. 'die pflegemutter stiehlt selber die eier des gröfseren vogels, um kräftigere jungen zu erziehen' hatte Waas Die quellen der beispiele Boners s. 47 als inhalt von B. 49 angegeben. doch in dem lat. stück steht einmal nichts vom stehlen der eier. und dann wird als besonderer zweck des brütens schutz vor raubvögeln angeführt. wenn Waas nun abweichend von seiner früheren angabe hier als zweck des brütens bei Bon. 49 bezeichnet 'um einen mächtigen beschützer zu erhalten', so lässt sich das bei B. nicht nachweisen. von den worten des lat. stücks finden sich nur 'fovit ovum accipitris': v. 35 *si stal dem habk sin eiger dò*; v. 43 *die krâ saz ûf den eigern dô*, wider, wobei auch noch der numerus abweicht; denn 'quando crevit', v. 65 *ir gevider wart bereit*; 'pullus comedit picam', v. 68 *des muoste si verliern ir leben*, v. 82 *sus starp diu arme brüeterin*, ist nur inhaltlich, nicht dem ausdruck nach ähnlich. überhaupt ist bei Bon. manches anders: die krähe ist garnicht von raubvögeln bedroht, sondern v. 9/10 *diu krâ hât nòt und erbeit um swache spis*, v. 23 *kein vogel kunnen wir gewin*. v. 27 *daz unser nest wirt spìse vol*; und edle, kraftvolle, stets satte kinder wünscht sie; v. 31 *sò werdent edel unser kint und vrech* (= stark). v. 33 *und wirt unser geslechte gròz, und werden niemer spìselòs*. darauf geht auch der anfang der nutzanwendung. v. 84 *wer erhœhen wil sìn geslecht über daz daz es sol wesen*. vom stehlen der eier. von der schadenfreude des habichts, der es bemerkt hat. aber schlauer weise die krähe beim brüten nicht stört. sondern noch dazu zum stillsitzen ermahnt. da er das ende voraussieht, hat das lat. stück nichts, dagegen bringt es. 'picam cum pullis suis', die jungen der krähe hinein. deren tod bei Bon. nicht vorkommt. die schlussfolgerung des lat. stücks handelt von dem eigennutz der zum schutz fremden besitzes in sold genommenen advocati, während Bon. nur die überhebung geiselt und den schaden beklagt, den der hoffärtige sich selbst zufügt: v. 91/92

ez richtet manger umb daz guot, daz im vil grôzen schaden tuot; v. 93 *ez brüetet manger sînen tôt.* v. 99 *wer im selber schaden tuot von hôchvart.* bedenken wir, wie wörtlich genau Bon., bei aller freien behandlung seiner vorlagen, diese benutzt, so können wir nur zu dem schluss kommen, dass die von Waas mitgeteilte fabel, die nicht einmal inhaltlich B. 49 genau entspricht, in dieser form die quelle nicht gewesen ist, höchstens ein kurzer, gedrängter auszug einer parallele, die Bon. nicht vorgelegen hat.

Von andern bisher unbekannten quellen Boners hat Waas seiner eigenen darlegung nach nur für Bon. 94 eine solche in den Pariser hss. gefunden, die übrigen Bon. ähnlichen stücke lehnt er entweder selbst als quellen ab, oder sie sind schon von ESchröder Zs. 44, 420 f bei Etienne de Besançon nachgewiesen worden.

Die parallele zu Bon. 2 aus Etienne de Bourbon entspricht fast wörtlich der von mir Zs. f. d. ph. 11, 329 (1879) aus Vincentius Bellovacensis abgedruckten und kommt auch nach Waas für B. nicht in betracht.

Zu Bon. 4 teilt Waas aus der von Hervieux für Avian benutzten hs. aufser den schon früher abgedruckten 4 ersten versen eines gedichts nun auch noch die nächsten 6 mit, die zum lernen auffordern, eh es zu spät ist und der tod naht. die anklänge an die moralisation bei B. sind auch nach Waas nicht der art, dass die verse als B.s quelle gelten können. allerdings die sätze 'mors instat, eos matura negabit vires, quas iuveni grata iuventa dabit' decken sich nicht mit B. v. 43 ff *wer sleft in sîner jugent, noch êren gert, noch kunst noch tugent von trâgkeit nicht erwirbet, wel nôt, üb der verdirbet an kunst und an wîsheit gar?* v. 50 *sô der wirt alt, ez wirt im leit.*

Dagegen führt Waas auch hier widerum das sprichwort 'radicis amaritudinem dulcedo fructuum compensat' an, aus dem er Bon. 4 herzuleiten gesucht habe, ebenso widerholt er Litbl. f. germ. u. rom. ph. 22 nr 10 (s. o.), dass B. das sprichwort in irgend einer form benutzt habe, könne keinem zweifel unterliegen. wenn ich mich, wie Waas aao. sagt, 'weitläufig in den zusammenhang' der stelle bei Hieronymus eingelassen habe, dadurch dass ich sie abdruckte und möglichst kurz erläuterte, so schien mir dies nötig dem leser gegenüber, damit er sich ein

urteil bilde. an beiden orten sucht Waas seine ansicht durch den hinweis darauf zu stützen, dass 'tatsächlich aus sprichwörtern oder sprichwörtlichen sentenzen, aus einem apophthegma fabelartige erzählungen herausgesponnen worden sind', und führt zum beweise dafür an beiden orten Hausrath Das problem der äsopischen fabel für die griechische literatur an. demgegenüber sag ich: für Boner ist sonst dergleichen nirgends erwiesen, daher abzulehnen. im übrigen verweis ich auf meine ausführungen, Boner u. s. lat. vorlagen 17—19, von denen durch Waas nichts widerlegt ist.

Für Bon. 43 hat Waas in einer hs. vom j. 1322 eine parallele gefunden, von der früher nur der anfang bekannt war; obwol sie in mancher beziehung Bon. näher steht als die bisher in ermangelung einer andern quelle geltende Appendixfabel des Anon. vet. ined. bei Robert u. Hervieux, bleibt Waas doch bei seiner früheren annahme. ein hauptunterschied von B.s darstellung ist nach Waas die aufforderung der alten maus, das nest zu verlassen: indessen in der Append. heifst es auch: 'cum procul exieris foramine nostro', freilich 'iusura' oder 'lustrura', nicht wie in dem neuen stück, 'ut quererent sibi pascua': auch in der zweimaligen widerkehr der mutter braucht man nicht mit Waas etwas besonders unterscheidendes zu sehen. ebenso wäre es nicht mehr nötig, eine umsetzung der lehre seiner vorlage in die handlung seitens Bon., über die sich Waas, D. quellen d. beisp. Boners s. 18 f so weit verbreitet hatte, anzunehmen. für diese weiterbildung einer fabel hatte ich, B. u. s. l. vorl. s. 5, eine reihe von belegen angeführt, von denen Waas, Litbl. f. g. u. r. ph. 22, 10 s. 322, die in B. 1. 75 u. 81 für zu geringfügig hält. indes wenn B. 1 auch nur einen vers hinzufügt, so erzählt er doch etwas neues, ebenso B. 75 v. 39 40, nur dass hier Avian[1] 10, 10 'distulit admota calliditate iocum' schon die fol-

[1] dass ich Avian in das 2 oder 3 jahrh versetzt habe, rügt Waas aao. die bezeichnung Avians als 'eines fabeldichters aus dem 2 oder 3 jh.' hatte ich von meiner ersten arbeit von 1875 herübergenommen Lachmann De aetate Flavi Aviani wies ihn noch ins 2 jh., in Pauly-Wissowas Realencyklopädie heifst es: 'A. muss nach der mitte des 3 jh. und wird e. 4 anf. 5 gelebt haben'; in Teuffels Gesch. d. r. litt. (1890): 'ungefähr aus d. 4 od. 5 jahrh. sind wol die 42 fabeln Av.'. hiernach herscht unsicherheit, am richtigsten setzt man den A. wol mit Teuffel-Schwabe ins 4 od. 5 jahrh.

gende handlung enthalten sein könnte, sowie B. 81. 54/55, wo wenn auch nur in 2 versen, doch folgerung aus der rede, also erweiterung der quelle vorliegt. im einzelnen finden sich auch manche übereinstimmungen zwischen Bon. 43 und der lat. prosafabel: v. 22 *dô kam ein hane in daz hûs*, 'in media domo gallum'; v. 24 25 *sînes kambes schîn, sîn sporn*, v. 59 *ein krœnter hêr mit sînen sporn*, 'habentem in tibiis (schienbeinen) suis aculeos et in capite quasi galeam'; v. 40 41 *dô lag ein katze bî der gluot vil senfteklîchen*, v. 44 45 *dô was vil geistlîch getân ir gebærd*, v. 67 68/69 *bîdem viure ein tierlî, was gehiure* (angenehm, freundlich), *ez hâte gar geislîchen schîn*, 'iuxta ignem cattum ita humiliter iacentem, quasi esset sanctus homo, sanctus heremita'; v. 62 63 *neinâ! er tuot niut*, 'noli timere quod numquam mali faciet tibi'. demnach würde man in diesem stück B.s vorlage sehen können, läge nicht die Appendixfabel vor, die auch entsprechendes bietet. jedenfalls ist die entscheidung fraglich geworden.

Für Bon. 48 hat Waas in hs. 15913 Etiennes de Besançon einen mit dem text des Jacques de Vitry bis auf unbedeutende varianten genau übereinstimmenden gefunden, sodass er die entscheidung offen lässt. die nutzanwendung JdeVitrys, wie sie Joh. Junior überliefert: 'qui plures delicias habent, . . frequentius infirmantur', entspricht indessen Bon. v. 149/150: *überig gemach gesunde liute machet swach* genauer als die Etiennes: 'delicati frequentius infirmantur'. doch dürfte es nicht genügen, um Etienne als quelle zu verwerfen.

Zu Bon. 52 hat Waas nichts neues bringen können, da die stelle Etiennes de Bes. schon von P.Meyer, Nicole Bozon s. 285 mitgeteilt worden war. es bleibt also auch hier die entscheidung zwischen Jacques de V. und Etienne de Bes. unbestimmt, s. ESchröder aao. s. 423 und meine arbeit B. u. s. l. vorl. s. 21. wenn ich dort bei P.Meyer und Waas ein versehen hinsichtlich der angabe der reihenfolge, in der vater und sohn sich mit dem esel abfinden, zu sehen glaubte, so bezog ich mich dabei auf die lat. übersetzung Bozons, während Waas das altfranzösische original im auge hatte, in welchem, wie W. richtig schreibt, 3 und 4 bei Bon. umgestellt ist, beide zuerst zu fufs gehn und dann reiten, während sie bei Bon. zuerst beide auf dem esel reiten [1].

[1] zugleich berichtige ich hier einen irrtum meinerseits, Bon. u. s. l.

Für B o n. 58 teilt Waas die antwort der dritten witwe, die ESchröder auch in den 2 Münchener hss. Etiennes de Bes. fand, aus der Pariser hs. 15913 mit mit dem bemerken: hier hat also Bon. aus ergiebigerer quelle geschöpft. worin dies liegt, ist nicht zu erkennen, da bei Jac. de Cessolis und Hieronymus dasselbe zu lesen ist. ja bei ersterm steht etwas am schluss was Bon. vor sich gehabt haben muss: 'castitatem servare', v. 78 *wil ein kiuschez leben hân*, worauf ich nochmals hinweise (s. Bon. u. s. l. vorl. s. 23). danach bliebe es bei meinem früheren ergebnis.

Ebenso wenig bringt Waas für B o n. 71 neues.

Für B o n. 74 hat er zwar eine parallele in der hs. Etiennes de Bourbon fol. 189 gefunden, doch lehnt er selbst sie als vorlage ab, obschon gerade die anfangsworte 'de duobus sapientibus et tercio simplici' bei B. v. 11 ff widergegeben zu sein schienen: *zwên wâren an den sinnen kluog, und dâ bî schalkhaft ouch genuog; der dritte was ein einvalt man,* wofür sich bei Petrus Alfonsi, der bisher als quelle galt, nichts entsprechendes fände. doch bei ihm heifst es ja ebenfalls: 'de duobus burgensibus et rustico', und später: 'haec artificiose dicebant, quia simplicem rusticum ad hujusmodi fictitia putabant'. dann 'rusticus percepta eorum astutia'. da Waas nun auch, wie ESchröder in den 2 Münchener hss., ein von der Disciplina clericalis wenig abweichendes stück Etiennes de Bes. in der Pariser hs. 15193 gefunden hat, so hält er eine entscheidung zwischen beiden für unmöglich, während nach ESchröder eine unmittelbare benutzung der Disc. cler.[1] wahrscheinlich ist, da B. v. 8/9 *wallende wolten si dô gân mit einander in ein lant* die worte 'causa orationis Meccam adeuntibus' voraussetzten. die worte Etiennes de B. 'simul ibant in peregrinationem' entsprechen m. e. allerdings weniger denen Boners. doch dürfte dies zur quellenbestimmung nicht genügen, daher schreibt auch

vorl. s. 8, wo ich Bozon als etwas älter als 1350 bezeichnet hatte, während er nach Meyer, introduction II, nicht viel später als 1320 seine erzählungen geschrieben hat.

1 die parallelen oder vorlagen der D. cl. für B. 71. 72. 74. 76. 92 findet man jetzt auch bei Ulrich Proben d. lat. novellistik d. ma., Leipzig 1906, ebenda die aus Jacques de Vitry für B. 82. 92, aus Etienne de Bourbon für B. 100, aus d. Gesta Rom. für B. 71. 92. 97. 100.

ESchröder, aao. s. 122: für nr 74 ist eine entscheidung unmöglich.

Die beiden parallelen, die Waas für Bon. 76 in der hs. Etiennes de Bourbon gefunden hat, sieht er selbst nicht als seine vorlagen an, wol aber die Etiennes de Besançon, hs. 15193 fol. 27, die Schröder schon in den 2 Münchener hss. entdeckt hatte. die Pariser hss., die zu anfang die lesart 'civitatis' haben, kann Bon. nicht benutzt haben, da er, wie Schröder nachgewiesen hat, statt dessen 'comitis' las, was die Münchener hs. A. 7995, bietet. er machte nun den 'janitor' zum *zolner*, den 'comes' zu einem *grâven*, den er v. 11 *der herre* nennt, und liefs den 'rex' ('donum habebat a rege') ganz fort. dies liegt m. e. näher, als dass er nach Schröders annahme den 'comes und rex' zu einer person, dem *grâven*, gemacht hätte. hiervon abgesehen dürfte Etienne de Bes. auch deshalb den vorzug verdienen, weil er die umständliche einleitung des Petr. Alf. fortgelassen hat und dann die unabhängige form der rede wie Bon. anwendet gegenüber der erzählenden der Disc. cler. v. 27 *gip har zwên phenninge!* 'duos debes'; v. 30 *gip drie har!* 'nunc mihi tres debes'; v. 32 *nu gip har vier phenninge!* 'modo quattuor mihi debes'; v. 36 *gip har vünf phenning âne kip* (widersetzlichkeit)! 'certe mihi debes quinque denarios'; ferner entspricht v. 24 *geriet wider streben* 'quo recusante'; v. 33 *er geriet sich weren* 'luctantibus illis'. Etienne de Bes. dürfte daher als quelle zu gelten haben, da hier nichts bei Bon. die benutzung der Disc. cler., trotz seiner bekanntschaft mit diesem werke, voraussetzt.

Die Bon. 82 entsprechende erzählung Etiennes de Besançon hat Waas in den Pariser hss. nicht finden können, daher bietet er dessen text nach den 2 Münchener hss. in denen Schröder ihn gefunden hatte. die abweichung von Jacques de Vitry ist sehr gering. wegen der überschrift des catalanischen Recull 'Cantus pomposus usw.' und anderer stellen glaubte ich bisher, in der vorlage des catalanischen Recull müsse die quelle Boners gesehen werden. indessen könnte Bon. bei seiner überschrift *Von üppekeit der stimme* auch das 'presumptuosi' des Jacques de Vitry vor sich gehabt haben, die übereinstimmungen des Recull mit Bon. aber würden noch eine andere fassung Etiennes d. Bes. voraussetzen als die der Münchener hss. jedenfalls lässt sich eine entscheidung zwischen Jac. d. V. und Etienne nicht treffen.

In der exempelhs. d. Bibl. nat. 15971 hat Waas eine Bon. 85 entsprechende geschichte gefunden in einer fassung des Jac. d. Vitry und in hs. 15193 fol. 74 Etiennes de Bes. ein stück, das den von Schröder in den 2 Münchener hss. nachgewiesenen entspricht. beide geben der fassung Etiennes den vorzug. für diese soll sprechen, dass sich wie bei Bon. nur der abt ohne die mönche an der züchtigung des laienbruders beteiligt. indes bei Et. heifst es ja auch: 'accusavit eum in capitulo', und nachher: 'quibus ille dixit'. hinsichtlich der verse B. v. 36—39, die nach Schröder fast wie eine wörtliche übersetzung Etiennes aussehen, sei darauf hingewiesen, dass in Waas hs. nur steht 'et depilantur' ohne das 'ita' in der mitte, also noch weniger entsprechend als des J. de V. 'et ideo'. dagegen stimmt anderes bei Bon. mit J. de V. überein: v. 8 *wölti varn in geistlich leben*, 'ut in pace et humilitate deo serviret'; v. 25 *dô er hin ze market kam*, 'cum autem ad forum pervenisset' (fassung v. Wright); v. 43 *ruor er wider hein*, 'cum ad claustrum fuisset reversus'; alles dies fehlt bei Etienne. ferner entspricht v. 52 *liegen mag mir nicht gevromen* 'nolui mentiri' besser als 'veni huc, non ut mentirer' bei Et., sowie v. 56 57 *werde wunt an der sêle*, 'ledere animam meam' besser als 'salutarem a. m.' bei Et., und das was Waas zu gunsten Etiennes anführt, v. 14 *wand er ê was ein wîser man*, Et. 'virum sapientem', spricht gerade für J. de V., 'quod fuisset industrius in seculo': *ê* vertritt das plusquamperfectum. 'industrius in seculo' fasste B. auf als einen in der welt tätigen und gewanten mann und gab daher zu anfang die ausführliche schilderung v. 1—3 *ein ritter was an sinnen kluog und ist ouch alles des genuog, sô man zer welte haben sol*. demnach lässt sich eine benutzung J. de V.s durch Bon. schwerlich bestreiten, mag er auch Etienne aufserdem vor sich gehabt haben, worauf dessen catalanische übersetzung, besonders mit den worten 'mantenir veritat', v. 53 *an der wârheit gestân*, allerdings hindeutet.

Bei Bon. 87 schwankt Waas zwischen Etienne de Besançon, dessen erzählung er in der Pariser hs. 15913 fol. 58 gefunden hat, und der schon bekannten stelle des Liber de abund. exempl.: durch textvergleichung allein liefse sich nichts feststellen. Schröder jedoch, der aus den 2 Münchener hss. die stelle Etiennes kennt, schliefst aus B. v. 25 26 *als bald dîn houbet*

wirt bedacht mit erde, im vergleich mit Et. de Bes. 'posito super vos pulvere in morte' und Lib. d. ab. e. 'positus in pulvere', dass die version Etiennes Bon. entschieden näher stehe. aber im Lib. d. ab. heifst es ja ebenfalls 'posito vero pulvere super lapidem', B. v. 11 *wenn er bedacht mit eschen wart,* und für B. v. 25,26 sind die beiden lat. fassungen keine wörtliche übersetzung. 'positus in pulvere' entspricht m. e. insofern mehr B.s worten, als es auch den tod nur mittelbar bezeichnet ohne seine ausdrückliche erwähnung.

Die beiden andern stellen, die Waas aus Pariser hss. Etiennes de Bourbon und der Exempla varia abdruckt, sieht er selbst nicht als quellen B.s an. der text E. de Bourbons entspricht genau dem Martins von Troppau. nun finden sich aber in diesen 2 stellen, die mit Bon. genau übereinstimmen: 'coopertus pulvere', v. 11 *bedacht mit eschen:* 'vivus' und noch genauer 'quamdiu viveret' in d. Ex. var. (16515 fol. 213), v. 19 *die wil du macht daz leben hân,* wo Et. de Besançon und der Liber de ab. nur 'nunc' bieten. auch der catalanische Recull hat übrigens 'que ara mentre s o t s v i u'. hiernach erscheint trotz Waas' entdeckungen eine sichere entscheidung zwischen den 3 vorlagen nicht angängig [1].

Für B o n. **92** hat Waas die von Schröder nachgewiesene erzählung Etiennes de Besançon auch in der Pariser hs. 15913 fol. 22 gefunden und tritt Schröders ansicht, dass diese Bon.s vorlage gewesen sei, bei. nur hebt er hervor, dass auch hier die reihenfolge der 3 lehren mit der Bonerschen nicht übereinstimme. indessen schien Bon. wol durch vertauschung der ersten und dritten eine begrifflich richtigere stufenfolge zu entstehn, ein hinaufsteigen vom denken zum handeln, unglaublich, unwider-

[1] in m. programm B. u. s. lat. vorl. s. 29, hatte ich bezüglich Waas bemerkung in seinem schlussverzeichnis (Die quellen d. beisp. Bon. s. 74) Et. de Bourbon sei vielleicht auch noch für B. 87 die quelle, gesagt: 'B. 87 ist hier wol nur ein versehen statt B. 85', da er in seinem text Et. de Bourbon für B. 87 nicht erwähnte und nachher den Lib. d. ab. ex. als quelle angibt ohne hinzufügung v. Et. de Bourb., diesen aber unter B. 85 nennt, wenn er auch schliefslich dort Jac. de V. als unmittelbare quelle bezeichnet. Waas erklärt Lit.bl. f. g. u. r. ph. 22, 10 dies nun dahin, dass der Lib. d. ab. nur eine bearbeitung d. 1 buches v. Et. de Bourb. sei. indessen liegen ja gerade für B. 87 verschiedene fassungen dieser beiden werke vor.

bringlich, unerreichbar, zugleich ein beweis für seine freie, selbständige, nicht urteilslos nachahmende benutzung der quellen.

Aber wenn auch Boners eingangsverse aus Et. d. Besançon stammen, wie Schröder aao. s. 424 darlegt, so muss ich doch, nachdem nunmehr der ganze text Etiennes vorliegt, die ausschaltung des Jacques de Vitry anfechten, da für ihn manches bei Bon. spricht. v. 35 37 *du hâst unwîslich gar getân, daz du mich, tôre, hâst gelân vliegen*, hat J. de V.: 'o miser, quid fecisti, quia me dimittere voluisti', während Et. de Bes. 've tibi, quam malum consilium hodie habuisti' bietet, ohne etwas entsprechendes für v. 35, obwol anderseits 'malum consilium' und *unwîslîch* sich ähnlich sehn. v. 38 *ich trag in dem lîbe mîn* entspricht J. de V. 'habeo in visceribus meis'. Et.: est enim i. v. m.'; v. 48 *er wart betrüebt als umb sîn leben*, J. d. V. 'contristatus est valde' (wie auch im Barlaam und Josaphat und bei Odo de Ceritona, Hervieux II 595), was bei Et. fehlt; v. 50 *wart gevlizzen sêr ûf daz, wie er den vogel möcht gevân*, J. d. V. 'eam apprehendere conabatur', während Et. mit den worten 'eam arte et promissis capere attemptaret' mehr zu entsprechen scheint; v. 54 *niut hâstu der lêre mîn behebt*, J. de V. 'doctrina mea nihil profecisti' (wie auch in Barl. u. Jos. 'nullum ex his proficuum assecutus es', bei Odo 'fructum habuisti'), was wider bei Et. fehlt; v. 59 61 *leit und smerzen hâstu in dînem herzen, daz du mich, tôre, hâst verlorn*, J. de V. 'doles de re perdita, quam recuperare non potes', wo Et. nur 'dolens' bietet. demnach, und zwar besonders wegen der zwei stellen v. 48 und 54, für die Et. de Bes. nichts entsprechendes hat, muss Boner hier auch Jacques de Vitry benutzt haben.

Für Bon. **94** hat Waas die entsprechende erzählung Etiennes de Bourbon in der Pariser hs. fol. 154 gefunden, sie stimmt genau mit der von mir, Bon. u. s. lat. vorl. s. 30, aus Martin v. Troppau abgedruckten, nur steht dort 'constantinopolitanum' statt 'Constantinopolis' bei Mart. und 'unam' statt 'aliquam'. dieser lat. text muss Bon. vorgelegen haben, da Et. de Besançon nach Schröder für v. 23 ff nichts entsprechendes hat. Waas hat hier das betreffende stück aus der Pariser hs. 15913 nicht mitgeteilt, weil es wie das des Liber de ab. exempl. hier nicht in betracht käme. indes findet sich in ihm zu anfang eine stelle

'multa promittebat ei se daturum c u m f o r e t d i v e s', die Et. de Bourbon nicht hat, Bon. aber mit v. 19 *alles des mich beriete got* widergegeben haben dürfte. ferner entspricht die lat. überschrift des catal. Recull 'Amici falsi multa promittunt usw.', die sich in den andern vorlagen nicht findet, der Bon.s 'Von betrogener vriuntschaft', worauf ich, wie auf die weiteren anklänge im Rec., von neuem hinweise. meine vermutungen erledigen sich also nicht, wie Waas meint. Bon. könnte Et. de Bourb. ja noch in einer andern fassung als der von ihm mitgeteilten benutzt haben. hierüber äufsert auch A.Borgeld seine ansicht, Tijdschr. v. nederl. taal-en letterk. xxvi, 10 s. 23,24, 'Don Torribio en de deken van Badajoz', wo er diese erzählung durch die literatur hindurch verfolgt bis zu Rückerts gedicht 'Die Freundschaftsprobe'. hinsichtlich der stellen des Recull schreibt er: 'de overeenstemmingen zullen zeker ewel toevallig moeten zijn; zoo bijzonder groot komen ze mij trouwens ook niet voor'.

Die vorlage für B o n. **95** hat Waas auch in der Pariser hs. 15913 fol. 13 Etiennes de Besançon gefunden, nachdem sie von Schröder in den 2 Münchener hss. nachgewiesen worden war. hier entspricht B. v. 30 *ein schœne kuo* 'pulchram vaccam' genauer als bei Joh. Junior 'v. pinguem', ebenso v. 39—43 *dur mînen willen hilf dem man, daz er sîn sache müg behân und ouch sîn guot; des bit ich dich! der bette nicht entère mich! der hêrre lobt der vrouwen daz.* 'que (uxor) tam institit apud ballivum, quod ipse promisit se facturum, quod ipsa petebat', was bei J.Jun. fehlt; ferner v. 55 *der hêrre sprach*, mit dem nicht der streitende gemeint sein kann, welcher immer nur als *man* bezeichnet wird, sondern der richter, der widerholt als *hêrre* auftritt, bei Et. 'ballivus respondit', während bei J. J. 'respondit adversarius' zu lesen ist. anderseits scheint v. 50/51 *red ochse! wiltu nicht reden? es ist zît.* und v. 57 58 *diu kuo den munt beslozzen hât dem ochsen*, eher die worte des Joh. Jun. 'bos meus quando loquetur?' und 'vacca mea eius gulam stringit' vorauszusetzen als die Etiennes 'bos loquere! vacca non permittit'. jedoch könnten diese auch als ausreichende vorlage für B. gelten, zumal da der catal. Recull, den ich B. u. s. lat. vorl. s. 31 verglichen habe, ihnen meist genau entspricht. danach bliebe es bei Schröders ergebnis.

Zu B o n. **96** bringt Waas aus der Pariser hs. 1615 der Exempla varia den satz bei: 'item catus discurrendo amittit pellem et excoriatur sepe; qui fuisset domi, vixisset': auf eine Bon. ähnliche geschichte bezw. das ihr zu grunde liegende sprichwort werde darin angespielt. aber weder von einem umherlaufen, noch einem verluste des fells oder einer abhäutung, noch von einem schliefslichen sterben der katze enthält B. 96 etwas, sondern, wie Waas selbst sagt, ein versengen des fells zum schutze vor den nachstellungen des nachbarn. da liegt ja des J a c q u e s d e V i t r y stück (209 bei Crane, s. m. arb., B u. s. l. vorl. s. 31) n o c h n ä h e r.

Für. B o n. **97** lehnt Waas selbst den text Etiennes de Besançon, den er in den Pariser hss. gefunden hat, wie er auch von Schröder in den Münchener hss. nachgewiesen wird, als vorlage ab. Etienne müsse hier unbedingt ausscheiden. es bleibt also bei meinem ergebnis, B. u. s. lat. vorl. s. 34, dass Jacobus de Cessolis oder die lat. vorlage des Libro de los enxemplos die quelle war, wie dies letztere werk für B. 72 neben Valerius Maximus und Joh. Junior Boner vorgelegen hat.

Zu B o n. **100** druckt Waas das bereits von Schröder in den Münchener hss. nachgewiesene stück Etiennes de Besançon aus der Pariser hs. 15913 fol. 19, wo er es gefunden hat, ab, mit der lesart 'in tualia, cum qua solebat radi', die die Münchener hs. B abweichend von A bietet. es stimmt sonst im wesentlichen mit dem des Liber de ab. ex. überein, das ich aao. s. 36 abgedruckt hatte. da Waas einen neuen fund nicht gemacht hat, verweise ich nur auf meine ausführlichen früheren auseinandersetzungen. aber Waas kommt trotz Schröders klaren darlegungen über den Dialogus creaturarum nicht hinweg. und doch hatte er in seiner dissertation s. 41 gesagt: auszuschliefsen von der vergleichung mit Bon. ist die erzählung im Dialogus creat., da . . . dieses werk wahrscheinlich erst 1355 abgefasst ist; ebenso s. 52: nun kann aber Bon. den Dial. creat. aus chronologischen gründen nicht mehr benutzt haben; und s. 63: aus chronologischen gründen sind auszuschliefsen der Dial. creat und Bromyard. für Bon. 100 aber erscheint ihm im wortlaut des Dial. cr. mit nicht allzu grofsen varianten der text einer gemeinsamen vorlage vorzuliegen, da Bon. und der Dial., die direct mit einander nichts zu tun haben, im gegensatz zur

sonstigen überlieferung so übereinstimmend erzählen. das wäre freilich kein andres ergebnis, als wenn man auf Bromyard oder die Gesta Romanorum als mittelbare quellen zurückginge. wo diese gemeinsame quelle zu suchen sei, ist nach Waas schwer zu sagen. allerdings müste man dann für B. 100 eine ganz neue quellenschrift annehmen. nach meinen ausführungen aao. s. 37/38 wäre es die lat. vorlage des catal. Recull. der nach Schröder aao. 428 den Etienne de Besançon recht wol ersetzen kann, also Etienne de Besançon selbst: Etienne de Bourbon und der Liber de abundantia exemplorum kommen aufserdem in betracht.

Gerade die benutzung der vorlagen für beispiel **100** durch Boner ist m. e. bezeichnend und zugleich lehrreich für seine art zu dichten. während Waas auf seine annahme einer exempelsammlung in der hand Boners (Die quellen d. beisp. Boners s. 75) nicht wider zurückgekommen ist, sondern für die einzelne fabel eine einzige bestimmte quelle zu ermitteln sucht, so komme ich nach allem was nunmehr vorligt zu dem schluss, dass Boner, der doch die sämtlichen lat. exempla der verschiedenen verfasser kannte, auch für seine einzelnen **beispiele öfter zugleich mehrere vorlagen**, wenigstens nicht immer eine allein, benutzt hat, vielleicht in der weise, dass er zunächst eine zu grunde legte und sie nachher hier und da aus einer andern ergänzte. nur eben für B. 100 setzt Waas, so weit ich sehe, derartiges voraus, hier äufsert er auch, aao. 358, Boner könne in der erinnerung an früher gelesenes hie und da von der darstellung seiner quelle abgewichen sein, eine vermutung, die gegenüber dem streng an seine überlieferung sich haltenden dichter zu weit gehn dürfte. auch E. Schröder, aao. 428, nimmt für Bon. 76 eine contamination aus Petrus Alphonsi und Etienne de Besançon an, wie auch für B. 100 zwei vorlagen. eine verwertung nicht einer quelle allein seitens Boners wäre also überall da anzunehmen, wo eine entscheidung zwischen den vorlagen nicht zu treffen war, nach diesen meinen untersuchungen bei B. 43. 48. 52. 58. 72. 74. 82. 85. 87. 92. 94. 97. 100.

Charlottenburg, 7 october 1909. **Reinhold Gottschick.**

ZUR HEIDELBERGER HANDSCHRIFT COD. PAL. GERM. 341.

Rosenhagen hat in seiner ausgabe eines teiles der Heidelberger hs. 341 in den DTexten des ma. XVII. eine so treffliche untersuchung zur äufseren kenntnis der hs. und ihrer localisierung geliefert und aufserdem so viel licht über die heute leider fast unbenutzbare Caloczaer hs. verbreitet, dass seine arbeit der ausgangspunct für weitere ergebnisse sein wird. ein erster schritt soll der vorliegende beitrag sein. wenn ich mich im folgenden häufig selbst citiere, so ist das eben durch die frage bedingt, die auf dem boden spielt wo ich heimisch bin.

Ich muss zuerst in eigener sache ein wort verlieren. Rosenhagen hat in der einleitung p. VII in der besprechung der überlieferung gegen mich einen ungerechtfertigten vorwurf erhoben. er sagt: 'der letzte teil der hs. bestand also aus vier lagen zu 6 blättern. dies hat vdHagen bereits richtig erkannt, ist aber neuerdings unrichtig dargestellt worden von Bernt (HvFreiberg s. 20f.).' wer meine darstellung liest, findet kein wort einer erwähnung von den lagen der hs. oder auch nur der letzten lage, welche das Schrätel und die Ritterfahrt enthält. ich gebe blofs die seiten und spalten an, auf denen sie stehn, und zwar genau so wie Rosenhagen. ich habe schon vor 15 jahren selbst die sachlage betreffs der einfügung des heutigen halbblattes 370 mit dem schlusse des Schrätel richtig vermutet — was übrigens nicht schwer war — indem ich ohne weitere auslassung sagte: 'es liegt nahe, zwischen dem manco hier und dort einen zusammenhang anzunehmen.' in der erklärung die Rosenhagen zur anordnung der Ritterfahrt an den schluss des codex gibt, bleibt der eine punct ungeklärt, warum der abschreiber zwischen dem schluss des Schrätels (bl. 370ª, das als inneres lagenblatt nach bl. 372 einzuschalten ist) und dem beginn der Ritterfahrt 6¾ spalten leer gelassen habe, um dann die 10 vv. (mit der überschrift 12), die heute fehlen, in die 7 spalte unten derart einzusetzen, dass mit den folgenden 2 bll. das gedicht beendet und das pergament bis zur letzten zeile ausgenützt wurde. denn das ist der grund den Rosenhagen angibt: 'der freie platz wurde

so benutzt, dass die Ritterfahrt, für welche der nötige raum sich leicht berechnen liess, genau bis ans ende reichte'. dafür fehlen in der praxis die analogieen, wenigstens dafür dass ein schreiber 12 zeilen vor schluss eines sonst leeren blattes ein neues gedicht beginnt, wenn er nicht mit miniaturen und bilderinitialen zu rechnen hat. die Ritterfahrt stand schon bl. 90^c, z. 35 ff. und wurde dort ausradiert, um einem andern gedichte platz zu machen: sie wurde am schluss eingefügt und ist dort heute ohne anfang erhalten. Rosenhagen erwähnt meine vermutung nicht, dass vielleicht die ersten 10 vv. des gedichtes etwas enthielten, was entweder dem abschreiber, oder der persönlichkeit für die der codex hergestellt wurde, in irgend einer richtung anstöfsig erschien. diese vermutung ist denn doch nicht mit stillschweigen zu übergehn, zumal wenn sie durch keine wahrscheinlichere ersetzt wird. auch hätte der liebhaber des schönen pergaments vielleicht den schluss des Schrätels auf dem erhaltenen halbblatte ebensowenig verschont wie den anfang der Ritterfahrt, denn dass er den anfang der Ritterfahrt 'übersehen' habe, ist wol ausgeschlossen. die sache ist mit unsern mitteln nicht zu entscheiden [1].

Meine oben citierte vermutung wegen des abschreibers, oder der persönlichkeit für die der codex hergestellt wurde, hat mir schon längst die frage nach der localisierung der hs. nahegelegt, und ich freue mich, dass Rosenhagen die sache auf einem andern wege verfolgt hat: die anzeichen weisen nach Böhmen und sind durch sprachliche und litterargeschichtliche untersuchungen zu erhärten. ich kann heute meine abhandlung zu den im Heidelberger codex überlieferten deutschböhmischen gedichten nicht vorlegen, obwol ich schon in meinem HvFreiberg s. 199 einen für die mhd. litteraturgeschichte interessanten beitrag versprach. ich gebe hier nur einige ausschnitte, die das buch von Rosenhagen ergänzen sollen: den nachweis der burg Dewin in der Wiener Mervart, um den sich ohne rechten erfolg ESchröder Zs. 29. 355 ff. bemühte, als er zuerst das gedicht der böhmischen literatur zusprach; eine darstellung der ortho-

[1] meine ansicht, dass die rückseite des halbblattes 370 ausgeschabt sei, widerlegt Rosenhagen. ich hatte jedenfalls vor 15 jahren diesen eindruck und nehme die berichtigung gern zur kenntnis. die spalte ist also blofs leer.

graphie von vier sicherlich deutschböhmischen gedichten und ihr ergebnis für die herkunft der hs., sowie gründe für die entstehung des gedichtes vom 'Bergmann' auf dem boden des Iglauer bergrechtes.

Die burg Dewin der Wiener Mervart (v. 32 *von Dewin burgrâve Herman*), die 'Maideburg', liegt am Hammerteiche südlich des Lausitzer gebirges, an der alten heerstraſse die von Prag über Jungbunzlau im tale der Iser nach norden und einerseits an den burgen der Wartenberger vorbei ins Lausitzergebirge und von da nach Zittau führt, anderseits über Turnau zu den strassen über das Iser- und Riesengebirge nach Schlesien gieng. im besitze der burg war in der ersten hälfte des 13 jh.s das geschlecht der Michelsberge, doch verloren sie ihn unter könig Premysl Ottokar II, die burg wurde königlich und von einem burggrafen verwaltet; so wird 1260 *Heinricus burgravius de Dewin* genannt (Emler Regesta Bohemiae II p. 99, vgl. Hohenfurter urk.buch p. 9)[1]. erst Johann von Michelsberg, derselbe dessen Ritterfahrt nach Paris von Heinrich von Freiberg besungen wurde, erhielt über verwendung seiner freunde von könig Wenzel am 28 august 1283 (Emler II 560) *castra Weleschin* (in Südböhmen), *Scharfenstain et Dewin cum civitatibus et villis pertinentibus ad eadem*; (vgl. meinen HvFreiberg einl. s. 188. um 1310, wahrscheinlich aber schon seit dem tode Johannes vor 1306, ist die den Michelsbergen verwante linie der Wartenberge im besitz des Dewin, während erstere nunmehr ihren hauptsitz in Südböhmen auf der burg Weleschin haben, wo nach Johannes tode dessen sohn Benesch residierte, ein tapferer und einflussreicher herr, der zwischen 1322 und 1327 gestorben ist und als haupt des geschlechts seinen nicht minder bedeutenden sohn Johann II hinterlieſs (vgl. Klimesch, Mitteil. des Ver. f. gesch. d. Deutschen in Böhm. 22, 185 ff.). in der mitte des 14 jh.s spielt der Dewin eine bedeutende rolle in den fehden der Wartenberge gegen Zittau, ebenso in der Hussiten-

[1] er ist auch unter den rittern die sich bei Laa in Niederösterreich zum kampfe mit Bela von Ungarn versammeln, Palacky II 1, 176. also hat auch dieser burggraf von Dewin damals Wien gesehen. die dichtung nennt aber einen späteren burggrafen Hermann. vielleicht war er 1293 unter den zahlreichen böhmischen edlen im gefolge könig Wenzels und seiner gemahlin in Wien, wo sie 12 tage in fröhlichen festen zubrachten.

zeit, wo er 1441 von den Lausitzern vergeblich belagert wurde. über den Dewin und seine geschichte vgl. WFeistner Die burg Dewin (Mitteil. des Nordböhm. excursionsclubs 1878, 41—51); auch Schaller Topogr. des k. Böhmen IV 229; Sommer Das königreich Böhmen II 253. vorstehendes wird hinreichen, um die entstehung der WMervart ohne zuhilfenahme innerer gründe in Böhmen wahrscheinlich zu machen. dafür sprechen auch andere namen des gedichts, so die zusammenstellung von Akers mit Prag (v. 136) und die Preufsenfahrt (v. 147), wie sie von Böhmen aus 1254 und 1268 mit so grofsem erfolge unternommen wurde. mir ist auch der name *Brandeiz* (v. 360) entscheidend. dass Brindisi gemeint ist, liegt auf der hand; und doch scheint die anspielung nach einer andern seite berechnet. Brandeis a. d. Elbe ist burg und stadt auf der eben erwähnten alten heerstrasse von Prag nach dem norden, und dieses Brandeis war, ebenso wie der Dewin, im besitz der Michelsberge, und zwar bis zur hussitenzeit (über Brandeis vgl. Heber Böhmens burgen VI 241 ff.). zwischen dem Dewin und Brandeis ligt bei Jungbunzlau die noch heute imposante ruine der burg Michelsberg (abbildung und abhandlung bei Heber I 35 ff.). —

Ich gebe im folgenden eine auf eigenen abschriften aus dem codex beruhende darstellung der orthographie der vier deutschböhmischen gedichte Wiener Mervart, Rädlein, Schrätel, Ritterfahrt, wozu ich als ergänzung für den schreiber β gelegentlich den leich RvZweters heranziehe. das vorgebrachte statistische material wird Rosenhagens aufstellung willkommen ergänzen und hat als hauptzweck den nachweis, dass wir es mit ostmd. und zwar böhmischer orthographie des 14 jh.s zu tun haben. die sprache der dichter, soweit sie in den reimen zutage tritt, bleibt ausdrücklich unberücksichtigt.

Zuerst das wichtige capitel der nhd. zerdehnung: WMervart *î* als *i*, ausgenommen 2 *sei* (682. 696)[1] und *l̉it* (378), das nach dem diakritischen zeichen hieher zu setzen ist[2]. — *û* erhalten

[1] hs. F des HvFreibg., um 1300 in Böhmen geschrieben (einl. p. 3 und 11), die keine zerdehnung > *ei* aufweist, abgesehen von kleinen stücken der nebenhand, schreibt gern *sie, sies* (und *bie*), was immerhin der erwähnung wert ist. [2] ich geb die diakritischen zeichen, die als *e*, als *v*, als halbbogen, als zwei einem flüchtigen *e* ähnliche puncte erscheinen, aus typographischen gründen als *e* wieder.

als *e*, selten *u*, in 24 fällen, wozu noch die 15 fälle von *ei* kommen, die ausnahmslos ohne zerdehnung überliefert sind, entsprechend dem in Böhmen geläufigen *ei*: dem stehn gegenüber *ě* 398f; *av* 116. 176. 424. 625. 637; *aw* 626; *avw* 612; *or* 485f. 488. 553. 585, also 14 fälle, ausschliefslich auf die wörter *gerûmet, versûmet, kûme, sûre, nakebûre* verteilt, also vor *m* und *r* (s. u.). — *iu* 〉 *ev, ew, ěw* in 15 fällen (2. 15f. 24. 48. 164. 218. 356. 373. 406. 407. 568. 661. 670. 704), dazu *prŭzzen* (147) und die schreibung *ie*, die hier als verlegenheitsschreibung gelten kann. in *triwe, getriwe* (38. 285. 551). das wort *vriunt* bedarf besonderer behandlung. der reim *vrunden : sunden* (401) sichert und überliefert auch hsl. die md. form. dazu kommt *vrŭnde : svnde* (131); daneben aber im verse *vrvnt* 564. *vrŭnt* 282; aber *vrevnt* 287. 606. *vrevnde* 555. 592. die überlieferung erweist, dass dem schreiber neben der durchgängigen zerdehnung 〉 *ev* die böhmisch im 14 und 15 jh. ganz allgemein geltende form *frunt, frunde* bekannt war; über ihre weite verbreitung in unserem gebiete vgl. Jelinek Die sprache der Wenzelsbibel (Görz 1899) s. 45f. — nicht zerdehnt findet sich noch die form *vvret* 352. wir sehen also ein ganz klares verhältnis zur neuen diphthongierung.

Im Rädlein, von der hand des schreibers γ, ergibt sich folgendes: *î* als *i* erhalten. *û* als *v* erhalten (29. 71. 77. 128. 136. 168. 169. 178. 194. 210. 233. 268. 329. 357. 393. 448. 454. 466. 492) in 19 fällen, wozu die 17 fälle von *ei* treten. dazu kommt als verlegenheitsschreibung *trŏven* 124. *gebrŏchte : gedrŏhte* 91 und die zwei fälle von zerdehnung *dochte* 128. *darchte* 415. — *iu* in regelmäfsiger zerdehnung 〉 *ev* (93. 197. 223. 236. 298. 327. 339. 350. 364. 393. 477.); der schreiber γ ist also in dieser zerdehnung weitergegangen als β. eine ausnahmestellung verlangt bei ihm das pronom. *iuch*. erscheint schon *iuwer* in verlegenheitsschreibung *ŭwer* (s. ob.) 80. 81. 185. 302. 498 neben einem *ŏwer* 184, so ist *ech* in alter erhaltung (81. 83. 172. 294. 299. 301. 508) neben einem einzigen *eech* 79. wenn Rosenhagen (einl. XXIV) sich damit durch die bemerkung abfindet 'regelmäfsig *euch*, auch *ech* geschrieben', so will ich an einem parallelfalle, ohne weitere deutschböhmische quellen heranzuziehen, die sache beleuchten. der cgm. 579, den ich in der einleitung zum 'Ackermann aus Böhmen' in Böhmen localisiere,

überliefert für diese dichtung bei sonst völliger diphthongierung (aufser dem md. *eff* und vereinzelten *freut*) neben 10 *euch* 38 *ech*. im Rädlein steht ein *euch* (79) neben 7 *ech*. das wort dürfte sonach als merkwort neben *ef* und *freut* rücken. anderseits will ich nicht verschweigen, dass in nordböhmischen und schlesischen quellen gerade *euch* als eines der ersten wörter mit der neuen zerdehnung vorkommt; so find ich es in der nach Schlesien gehörigen Krummauer deutschen Bibelübersetzung (Mitt. des Vereins f. g. d. Deutschen i. B. 38, 384), und in dem von mir bekannt gemachten reste des deutschen Weichbildrechtes von Leitmeritz (Mitteil. des Vereins 42, 199) finden sich neben der völligen erhaltung von *û* und *iu* (als *u*) 5 zerdehnte *euch*. vielleicht dass sich südliches und nördliches Böhmen darin verschieden verhalten, denn ebenda ist *î* durchaus *ei* geworden, während im Heidelberger cod. 341 *ei* nur ganz sporadisch auftritt. die glatte entscheidung, ob hier landschaftliche und sprachliche factoren mafsgebend gewesen, oder ob zufall und schreibergewohnheit den ausschlag gaben, will ich seinerzeit bringen. ich will hier nur noch das von Rosenhagen (einl. IX) herausgehobene *beherten* = *behüeten* berühren. ich habe bei bekanntmachung eines in Böhmen ('in Prag oder nördlich davon') geschriebenen deutschen Psalters (Mitteil. des Vereins 39, 23 ff.) neben der vergleichsweisen darstellung deutschböhmischer kennzeichen s. 42 auch ein ausnahmsweises *ich han gehertet* ('custodivi') verzeichnet; die parallelen aus deutschböhmischem schrifttum lassen sich aber mehren. auch im Rädlein steht ein ganz merkwürdiges *hirte* = *hüete* (363), dessen normale entwicklung ein *herte* gäbe. wenn ich noch in Pietsch, Trebn. Psalm., einl. XLVII die form *beheute* ('custodi') und *irbleute* ('refloruit') finde, so kann die erscheinung als ostmd. erwiesen gelten.

Im Schrätel zeigt sich folgendes verhältnis zur neuen zerdehnung: *î* als *i* erhalten, *û* als *e* erhalten in 25 fällen, worin die schreibung *mel* 227. *seste* : *preste* 221 f einbezogen ist; dazu kommen die 18 fälle *ef*. die zerdehnung erfolgte in *sovmte* 35. *kovme* 187. *rovmen* 207. *bovman* 319. 324. 346. 348. *gebówer* : *sówer* 55 f. *sower* 160, also vor *m* und *r* wie beim schreiber *β*. man bemerkt, dass der schreiber *γ* seit der niederschrift des Rädleins der eindringenden diphthongierung weniger standgehalten hat und sich dem verhalten von *β* nähert. zu

der zerdehnung vor *u* notiere ich, dass gerade *korne* auch in schlesischen denkmälern frühzeitig auftritt. so find ich es in der oben erwähnten Bibelübersetzung (Mitt. des Vereins 38, 383) neben durchgängigem *u* und einzelnen *ü*. *iu* steht im Schrätel in der zerdehnung *ev*, *ew* (3. 4. 70. 92. 138. 144. 170. 181. 188. 201. 334.). ebenso zu betrachten ist die schreibung *é* (69f. 97) und *iw* (195f.). dazu tritt nun das schon oben gesondert betrachtete *iwer* (67. 83. 86.) neben *uwer* (131. 135.) und als ausnahme wie oben *vch* (16. 64. 84. 105. 121. 141. 146. 150.), also kein *evch*, und das als erhaltung anzusprechende *vrínt* 66.

Der schreiber δ, der die Ritterfahrt anfügte, hat *u* in den wörtern *vz* (9 fälle) und *lvte* (229) erhalten und nur die zerdehnung *travren* (79), also vor *r*. dazu kommen die 13 fälle von *vf*. dieser conservativen haltung entgegen findet sich eine zerdehnung des *î* in *enbeizzen : vleizzen* (65f). die *iu* sind diesmal ausnahmslos zerdehnt, die bei β und γ gewöhnliche schreibung *ev* ist aber seltener (55. 108. 112. 150. 199; hieher auch *creatûre : fevre* 197f); gewöhnlicher ist *ew*, auch *íw* (28. 85. 117. 185. 273. 287); auffällig und für δ charakteristisch ist *evw* (136. 143. 164. 178) und ebenso die zerdehnung *ev* = *iuch* 61.

Die zerdehnung der alten monophthonge zeigt also in den behandelten gedichten ein für die zeit der niederschrift der hs. rüstiges vorschreiten der neuen schreibung, wie es nachweislich nicht in dem nördlichen Deutschböhmen der fall war. es zwingt das zu dem schlusse, dass der schreiber, wenn er im nördlichen Böhmen geschrieben hat, mit dem südböhmischen und mährischen schriftgebrauche vertraut war oder aus dieser gegend stammte. die um 1300 geschriebene hs. F des Tristan HvFreibergs weist nur in kleinen stücken der nebenhand solche zerdehnungen auf (einl. p. 2), hat aber sonst eine etwas schärfere md. farbe in den *ver* 〉 *vor*, *vur* 〉 *vor*, *ze* 〉 *zu*, die in der Heidelberger hs. nur in mehr oder minder starken ansätzen vorhanden sind. denn *ver* 〉 *vor* kennen die hier behandelten stücke überhaupt nicht. *vur* 〉 *vor* nur Rädl. 9, Schrät. 129, 166, Ritt. 180; daneben aber *vur* Merv. 103. 415. 641. *frrbaz* 430; Rädl. aufser den reimbelegen) v. 390. *frrbaz*, *vurbaz* 83. 142. im Schrät. aufser den reimbelegen v. 112. 152. 219. Ritt. 44. 235[1]. umgekehrt

[1] *verwar* in Merv. 356. 476. 518. 564. 644.

wird *vor* > *ver* Merv. 319, neben *vor* 355. 422. — die angabe Rosenhagens (einl. XXIV) 'die vorsilbe *zer-* ist immer *zu-*' ist ungenau: ich notiere aus der Mervart *zebrochen* 448 neben *zebrochen* 567. *zebrach* 120; Rädl. *zetriben* 414 ist falsche überlieferung. aus dem Schrät. aber *zestoret*, *zerettet* 130. *zekratzt* 300. 315. *zebizzen* 315. *zerizzen* 316 neben *zvzerren* 240. 316. — das verhältnis der präpos. *zu* (md.) zu *ze* (bayr. öst.) ist in Merv. 35 : 10, in Rädl. 13 : 17, im Schrät. 3 : 14, in Ritt. 14 : 4. wollen wir verallgemeinern, so sehen wir, dass die bemerkung Rosenhagens (XXIV) nur für β und δ passt, für γ nicht; aber auch in β weist zb. der leich RvZwet. *zu* : *ze* ein verhältnis 4 : 10 auf. — als monophthongierung sind die von *uo* > *u* gesetz, die von *ie* > *i* ausnahme, nämlich vom standpunct der orthographie, und zwar in Merv. *schire* in allen 3 fällen (59. 177. 487)[1] und *si* in 56 fällen — auch in RvZweters leich stehn 10 *si* desselben schreibers — beim schreiber γ im Rädlein ist es *schire* 208 und *imant* 392 (neben *niemant* 432. 453.). im Schrätel findet sich nur *idoch* 321 und der reim *zich* : *rich* 121 (darüber HvFreib., einl. 97). in der Ritterfahrt, also beim schreiber δ, steht neben 5 *si* (96. 166. 246. 254. 256) und *doch* 318 noch *geziret* 202, *geleysiret* 220 (neben *gezieret* 219. 271). wir haben einen ähnlichen bestand wie in hs. F des HvFreiberg.

Im folgenden seien nun kennzeichnende md. und auch für böhmische herkunft beweisende formen angeführt. das ist md. *iz*, so in der Merv. in 18 fällen, dem nur 2 *ez* (196. 357) entgegenstehn; im Rädl. 17 *iz* neben 4 *ez* (192. 221. 222. 305); im Schrät. (also bei demselben schreiber wie im Rädl.) aber nur e i n *iz* (234) gegenüber 44 *ez*; in der Ritterf. (dem schreiber δ) nur *iz* (70. 158. 160). — beweisend ist weiter *qvam*, *quam*[2]: Merv. 605. 637 — ebenso RvZweter leich 71 — Rädl. 103. 511, Schrät. 43. 275. 280. 285. 346; plur *qvamen*, *quamen* Merv. 497. 584, Schrät. 28. 31; conj *quemen* Rädl. 159. Ritt. 69. daneben aber *kom* Merv. 268, Ritt. 54. 221. 267; plur. *komen* Merv. 494, Ritt. 254; dazu auch eine conj.-form *kom* Merv. 196. — nicht minder bekannt aus hss. des mittleren und nördlichen Böhmens ist die form *nakebur*. die in der Merv in

[1] ein *hier* : *mier* Merv. 381 f. ist durch den reim erzwungen. nordböhmisch noch heute *ha*^{r} *quóm*.

der schreibung *nakebarr* 176. *nakebrr* 335. *nakgebŕr* 398. *nahgebawr* 626. *nachtgebvr* 495[1]. *nachgebarr* 447 überliefert ist. — dass sich die kennzeichnende nordböhmische form *kegen, kein* nicht findet, soll nicht unerwähnt bleiben; es steht *gegen* in der Merv. in 8 fällen; im Rädl. v. 386; Ritterf. 248. 274. 317. *engegen* 267; und *gein* im Schrät. 20. 38. 188. 272. belege für *kegen* für unser gebiet bei Jelinek Wenzelsbibel s. 68. — hier mag auch die form *vnde*, die in Böhmen md. von obd. eintragungen zu scheiden pflegt, erwähnt werden. allerdings tritt *vnde* auch in Böhmen nur in wenigen urkunden und schriftwerken ausschliefslich auf. *vnd* und *vñ* stehn gewöhnlich dabei. die untersuchten gedichte bieten folgendes verhältnis: Merv. (β) 33 *vnde*, 56 *vnd*, 17 *vñ*[2]; Rädlein (γ) 14 *vnde*, 30 *vnd*, 14 *vñ*; Schrätel (γ) 23 *vnde*, 48 *vnd*, 17 *vñ*; Ritterf. (δ) 11 *vnde*, 12 *vnd*, kein *vñ*. während also die schreiber β und γ ziemlich denselben gebrauch aufweisen, tritt bei δ in der Ritterf. *vnde* mehr in den vordergrund, während *vñ* fehlt. demnach ist also die bemerkung Rosenhagens (einl. x vgl. auch IX unten), 'dass γ meist *vnde*, nie *vñ* schrieb' unrichtig, ebenso wie seine bemerkung über δ mit berufung auf meine notiz zu z. 14 der Ritterf. dort habe ich die 11 belege von *vnde* genau angeführt, mehr nicht! dass weitere 12 *vnd* in dem gedichte stehn, erweist ein blick; sie in den laa aufzuführen, war kein grund vorhanden. für alle schreiber kann also *vnde* als zeichen md. orthographie in anspruch genommen werden. — für charakteristisch halt ich auch die form *selch* Merv. 262. 422. 529. 674. Schrät. 168. über die verbreitung von *sulch* in unserem gebiet vgl. Jelinek s. 32. noch mehr bezeichnend für böhmische denkmäler, besonders in Prag und dem südlichen und südöstlichen Böhmen entstandene, sind die bair.-österr. schreibungen *schullen* neben *sullen*. sie sind nicht nur eine schreibeigentümlichkeit von β (Rosenhagen p. xxv) und haben eine gröfsere beweiskraft eben wegen ihres gemischten auftretens. wir finden sie allenthalben

[1] *nachtgepawer, nachtpawer* kennt auch die Wenzelsbibel, vgl. Jelinek s. 39. [2] in RvZweters leich steht aber von demselben schreiber fast aus nahmslos *vñ*, nur einmal (v. 40) *vnd* und einmal (v. 55) *vnde*. [3] die form *zwu*, die auch Rädl. 465 steht, nennt Mourek Zum Prager deutsch des 14 jh. p. 43 'eigentümlich pragerisch'; sie ist aber überhaupt ostmd., belege bei Jelinek aao. s. 38.

in böhmischen und mährischen, auch schlesischen quellen, zumeist neben *sullen, sollen.* hier zeigt Merv. 578 *schelle wir* (neben *sullen, selt* 172. 506); Rädl. *ir schelt* 497. *scholt* (impf.) 358. *scholde* 70. 135. 291. 427. 490 (neben *selt, sel* 81 f. 172. 282. 300. *solde* 242. 257). auch sonst sind die für sprache und orthographie entscheidenden verbalformen in der Heidelb. hs. dieselben wie sie in böhmischen urkunden auftreten. so nur *gên, stên* in allen untersuchten gedichten. die belege sind zahlreich. die *â*-form in den reimen wie Schrät. 53. 147. 201. Ritt. 249 sind eben litterarische reime, die auch die schreiber nicht beseitigen konnten. litterarisch scheinen überhaupt diese *â*-formen bei HvFreiberg zu sein, wenn er auch nur vereinzelte conj. *ê*-formen reimt. — dazu *konde* (nur Ritt. 256 *kende*), *begonde, solde, wolde, torste, mochte, dorfte, weste* (die im ostmd. auch bekannte form *woste* ist grob mundartlich) in hinreichenden belegen. *schrei* ist von den schreibern im versinnern überliefert Merv. 445. Rädl. 168, Schrät. 243; auch im reim Merv. 450; *schrê : wê* nur im Schrät. 235. sie ist bei HvFreib. (einl. 110) als litterarisch angesprochen. — die prät.-form von *hân* ist im indic. *het* Merv. 474, Rädl. 35. 102, Schrät. 190. 192. 290, Ritt. 106. 288; *hete* Merv. 484. 486, Ritt. 202. 219; plur. *heten* Merv. 102. 215. 242. 245. 250. 527. 562. 604, Ritt. 238. es werden alle diese formen das von mir (HvFreibg einl. 105) ausführlich besprochene *hête* (*hæte*) meinen. dass beim schreiber γ auch *hat* und zwar im Rädl. 29. 50. 66. 98. 318. 470; *hatte* (hsl. *harte*) 61; plur *hatten* 26. 95. 466 vorkommt, wird mit der beschaffenheit der vorlage zusammenhängen. den einfluss der vorlage auf die schreiber zu untersuchen, wäre ja von interesse, gewis aber wird das ergebnis nicht sehr viel eindeutiges material liefern. denn wir haben es bei den von Rosenhagen nachgewiesenen schreiberhänden mit einer im ganzen recht gefestigten und einheitlichen orthographie zu tun. wichtiger ist die frage, ob die Heidelb. und Caloczaer hss. originalarbeiten nach demselben plane oder abschriften sind. ich bin bei allen beobachtungen zur überzeugung gekommen, dass wir es mit abschriften zu tun haben, die eine ziemliche reihe von jahren nach der anlage des originals entstanden sind. die Heidelberger hs. weist soviel jüngere sprachliche erscheinungen auf, dass sie vor 1320—1330 kaum geschrieben sein kann. eine genaue

untersuchung der orthographie auch der Colaczaer hs. würde durch den gegenseitigen vergleich und durch die zusammenstellung mit dem reichen, wenn auch weit auseinanderliegenden materiale in Böhmen unanfechtbare ergebnisse bringen, und eine solche untersuchung wäre im interesse der litterarisch und culturgeschichtlich merkwürdigen frage lebhaft zu wünschen.

Anhangsweise will ich noch auf einige orthographisch-sprachliche kennzeichen aus der vorliegenden hs. aufmerksam machen. dass *s* und *z* nicht selten permiscue gebraucht erscheint, betont Rosenhagen. die beispiele treffen besonders *z* für *s*; so hab ich aus der Mervart allein 13 *waz* = *was* notiert. — den bair. anlaut *ch* für *k* beleg ich ganz vereinzelt: *charkeit* Merv. 689. — auch *y* für *i* tritt selten auf. ich bemerke, dass die schreibung mit *y* vornehmlich Nordböhmen und noch mehr Schlesien charakterisiert. in unsern gedichten gerne zwischen vocalen. Rädl. *meyen* : *zweyen* 467, *eya* 187; Schrät. *eyer* 156; sonst *neyge* Schrät. 2, *ysenin* 193, *tyer* Ritt. 155, *gyres* 129. 133, *banyr* 156, *tyust* 214. 236, *geleysiret* 220, *terneys* 306 und mehrere eigennamen. — das bair. *ai*, das besonders in der ersten hälfte des 14 jh. in Böhmen neben *ei*, *ey* auftritt, zeigt sich in den untersuchten gedichten nur auf wenige worte beschränkt. Rädl. *maidelin* (überschrift), *maitin* 49, *maytin* 55, *maytem* 252. 258. 277, *mayt* 501, *mait* 388. 485 : *verzait* 169 : *gesait* 507. Ritt. 37. Schrät. *er saite* 161. 169; Ritt. *gesait* 300, *sait* 324, also nur in wörtern, die die kontraktion aus *-age* erkennen lassen[1]. daneben *megetin* Rädl. 357, *geseit* Ritt. 190. sonst findet sich nur *schaitel* Rädl. 59, *rait* Ritt. 178. — auch die rundung des *a* ist ganz vereinzelt: Rädl. 139. 209 *er molet*, 268 *gemolt*; Ritt. 167 *nohen*, 310 *begobet*. diese verdumpfungen treten in Böhmen gewöhnlich in mit *dar-* und *war-* zusammengesetzten adverb. und sonst nur häufig gegen das schlesische sprachgebiet hin auf. — die Mervart überliefert durch H und C v. 561 *ir krenket im sin ere*. die von Hagen und Lambel gebrachte conjectur *ez* (*iz*) *krenket* ist unnötig; wir haben *erkrenken* vor uns und zwar in md. orthographie *irkrenket*, um die es mir hier zu tun ist. — unorganisches *-e* (s. Rosenhagen, einl. XXV) in Merv. 339 *lage*, 420 *zubrache*, 575 *wire* (= *wir*); Ritt. 118. 125 *gabe*, 221 *kome*. — von der schreibung *oe* für *ô* bietet

[1] im leiche ReimvZwet. *meide* 56. 68, *maytem* 80, *maget* 117. 163.

Merv. *boese* 21. 200. 421. 595. 697. — auslautend *g* erscheint in Merv. als *ch*, *k* und *ck*, selten als *c*; im Rädl. als *c*, selten als *k* und *ch*; im Schrät. als *c*, selten als *k*; in der Ritt. als *k*, selten als *c* und *g*, wozu noch 4 fälle der schreibung *kruich* kommen. über die entsprechungen in unserem gebiete im späteren 14 jh. vgl. Jelinek Wenzelsbibel p. 67 ff. — die schreibung *ht* statt des späteren *cht* scheint mir einer der gründe, dass wir es mit der abschrift einer älteren vorlage zu tun haben [1], so in *niht* Rädl. 25 fälle, Merv. 21 fälle, Schrät. 10 fälle; daneben schreibungen Merv. *mohte* 160. 239, *moht* 409, *iht* 503. 576 (neben *icht* 675), *liht* 119. 475, *hinaht* 598, *nehten* 566, *vehten* 598, *reht* 197. 287. 482. 573. 577. 655. 681, *des nahtes* 222. 481, *maht* : *naht* 267, *trehtin* 388, *niht* : *schiht* 296 : *geriht* 255 u. ö.; Rädl. *iht*, *mohte*, *licht*, *dorhte*, *nehten* u. a.; Schrät. *lihte*, *licht*, *dahte*, *gahte*; Ritt. *zeht*, wobei ich von *seht* u. ähnl. absehe. nur die Ritterf. hat *nicht* in 7 fällen, *icht* v. 12, *licht* 118. 125; dafür aber merkwürdig *och* 224. 296. 326. in Merv. steht übrigens auch *darnah* 475, *nah* (= *nach*) 681. wenn man dann noch reimbilder sieht wie *naht* : *gewacht* Merv. 500; *sleht* : *recht* Rädl. 129, *brachte* : *bedahte* 387, *erwachte* : *gedahte* 107; und dann wieder fälle, wo das *c* über der zeile eingefügt wurde, wie *da^c hte* : *bra^c hte* Rädl. 215, übrigens auch v. 68 *bra^c ht*, so muss das den gedanken einer in älterer orthographie geschriebenen vorlage nahelegen.

Da Rosenhagen sich die entstehung des gedichtes vom 'Bergmann' in Böhmen denkt, was auch schon der erste herausgeber Pfeiffer (Germ. 1, 353) vermutete, will ich im folgenden notizen beisteuern, die diese annahme stützen können, indem ich aus dem in Böhmen geltenden Iglauer bergrecht zusammenstelle, was der erklärung dienen kann, ohne Pfeiffers erklärung und belege zu widerholen. einige stellen werden beweisen, dass das gedicht aus der genauen kenntnis des Iglauer bergrechts heraus entstanden ist. ich beziehe mich dabei auf Zycha Das böhm. bergrecht des ma., vor allem auf die im II bde

[1] auch verschiedenheiten im gebrauche desselben schreibers bei verschiedenen gedichten wie *wegen* und *wein* (s. o.), *ez* und *iz* (s. o.), *hete* und *hat*, *hatte* (s. o.), auch dass im leich RvZweters, der nach Rosenhagen von demselben schreiber wie die Mervart geschrieben ist, fast nur *vñ* steht, könnten auf differenzen in den vorlagen zurückgehen.

niedergelegten textquellen; auch konnte ich in einer reihe von bogen schon Jelineks im erscheinen begriffenes wörterbuch benutzen. — v. 15 *einem ausläuten* heifst in Böhmen auch heute 'jem. zum begräbnis läuten'. — v. 39 ff sicher ist bei dieser wol schon in der vorlage verderbten stelle, dass *gruner swaif* eine bestimmte färbung des minerals bedeutet, die auf das auftreten von silber schliefsen lässt. vgl. *bleischweif* bei Göpfert (Zs. f. d. wortf., III beiheft). 'schweif' hat dabei immer die bedeutung 'ende, ausläufer', von dem die hauptsache, der kopf, nicht weit ist. gemeinsamer fehler ist v. 42 *guldin*, das die schreiber für das anspruchlosere silber gesetzt haben, um das es sich im gedichte handelt, vielleicht ebenso v. 468. *als ein glas* kann wol richtig sein; es bedeutet eben 'glaserz' = 'silberglanz', eines der wichtigsten erze für die silbergewinnung, vgl. v. 472. *alsam ein gras* wird dann, wie Rosenhagen vermutet, nur der formelhafte mhd. vergleich sein zur verdeutlichung des grünen gesteins. — v. 46 *einen gang bestechen* ist der terminus für die prüfung auf den erzgehalt; im Igl. bergrecht allenthalben. — v. 47 *eines lachters lanc*: mindestens eine klafter lang muss ein neuer stollen erz aufweisen. Igl. bergr. § 13, 3 *das ercz sal czum minsten eins lochters lang sin*: man bemerke die wörtliche übernahme des ausdrucks. — v. 48 *unvorschroten*: vgl. ebd. § 5 *findet er abir ercz an gengen, di vor vnvorschroten vnde vnvorhawen sin.* auch in Mathesius Sarepta 10, 447 *unverschrotten gang.* — v. 49 *gerilde* in den Iglauer oberhofentscheidungen nr 1, 7 terminus für den zu untersuchenden bergbereich. — v. 55 *das ligende* = gestein unter dem gang, vgl. Igl. urkunde A § 2 u. B § 2. oberhofentscheidungen nr 3. — v. 66 *zwene schepfen,* vgl. zum folg. vers. — v. 67 *lener* ist der verleiher des abbaurechtes, vgl. Igl. bergr. § 13. *Newe genge habin das recht, das man si emphfahen sal von nimande wenne alleine von dem liher. Von rechte gibt er im nicht mer denne ein czweiunddrisigteil. Unde dem finder sal man heissen rumen ein lehen. Der dornach ist, is sie der andir, der dritte adir der virde, hat dasselbe recht. Findet er ercz, do er der masse czu gert, di schepphin sullen sinen gang hawen czu minsten czwene. Das ercz sal czum minsten eins lochters lang sin czu fusse in siner sale. Gibet das einen firdung silbers obir alle sine huttekoste und das die schepphin begrifen mit irem eide, ap*

si gefraget werden von dem urbarer, so ist is der maße wert. diese stelle erklärt auch die ganze situation unseres gedichtes; vgl. auch v. 97 und 266 f. wer bergverleiher sein kann, bestimmt das DIgl. bergrecht § 17. — v. 72 *sin teil* = 1/32 mitbaurecht fiel auf den verleiher. — v. 97 *die kost* = *bergkost*, der von jedem teilhaber zu leistende beitrag für den aufwand beim bau, der wöchentlich zu zahlen war (vgl. v. 131. 184. 307 f. 421), auch wenn noch nichts gefördert wurde. — v. 141 *kratze*, in deutschböhmischen mdaa. ganz gewöhnlich, auch in urk. B des Igl. bergr. § 19 belegt. — v. 142 *kauwe* 'schachthäuschen', auch dem Iglauer bergr. geläufig. — v. 166 *swartz sam ein blî*: die böhmischen silberbergwerke um Iglau förderten hauptsächlich bleiglanz. — v. 226. über die vorschriftsmäfsige ausbeute Igl. urk. B. § 8 *vnd daz ez* (= *ercz*) *ouch also versuecht si, daz sin ein hicz czu dem ministen einen vierdunc uber die hutenkost gebe*, hier also auch die bedeutung der *hitz* (v. 229) als schmelzprocess; vgl. DIgl. bergr. § 13. 3. — v. 255 u. 339 *richtschacht*, terminus auch im Igl. bergrecht. — v. 319 wird man wol *dar nach* lesen wie v. 316. — v. 348 wer von den gewerken seiner verpflichtung gegen den betrieb nicht nachkommt, dessen anteil verfällt nach dreimaliger versäumnis. DIgl. bergr. § 28 *Ist das iemant tail hat an eim gepirge und auzerhalb landes ist, versaumet sein besteller oder sein pfleger drei gedinge, daz er seiner cost darczu nicht geit, er verleust sein tail mit rechte.* — v. 362 beweist wol auch, dass wir auf deutschem neuland stehn, im osten, wo meifsnische und fränkische colonisten sich betätigten; dasselbe geht aus v. 60 f hervor, der wol freibergische entstehung ausschliefst. — v. 402 ff *bulgen* auch in Wenzels constitution des bergrechts, Zycha I 7. 16 *das man furpas nimande lonen noch begaben sol mit ercze, ausgenumen di di bulgen machen vnd pessern.* v. 404 f wird erst durch diese bestimmung des bergrechts verständlich. da nur diese arbeiter (und noch zwei gattungen fachleute) statt gemünzten geldes mit erz entlohnt werden durften, redet sich der schwindler über die fehlende förderung leicht aus. — v. 442 *klaft* im gestein ist in der bergsprache dem gehauenen gang (v. 443) entgegengesetzt. 'letten' ist in Böhmen nur der glänzende, undurchlässige tonmergel, nicht lehm. bei Mathesius Sarepta 5, 222 heifst es *zeher Letten oder pichichter Leim.* — v. 472 *pli linden* (auch in K) ist kaum

etwas anderes als *blîblinde* = 'bleiblende, bleiglanz': vgl. zu v. 166. — v. 492 *grelle* 'gabel' steht in der Wenzelsbibel; *Grellensmid* ist ein eigenname in den Iglauer oberhofentscheidungen nr. 36.

Das im vorstehenden gesagte, besonders bei v. 47; 67 u. 402, beweist den engen zusammenhang, ja die wörtliche kenntnis und benützung der bestimmungen des Iglauer bergrechts. so dürfte der wortschatz allein die entstehung des gedichtes in Böhmen sichern.

Leitmeritz, im februar 1910. **Alois Bernt.**

SIEGMUNDS SCHWERT.

In seinem vortrefflichen abriss der deutschen heldensage in der sammlung Göschen[3] klagt Jiriczek s. 80 über den mangel an zusammenhang in der von der Vǫlsungasaga erzählten Siegmundsage: 'das siegschwert, das Siggeirs gier erweckt und das ganze drama von verrat und rache einleitet, spielt weiter keine rolle darin. Siggeir kümmert sich nicht um seinen verbleib und wird nicht mit dem schwerte gefällt'. weiter heifst es s. 81: 'das siegschwert muss in der alten Siegmundsage eine entscheidendere bedeutung gehabt haben, als die überlieferung erkennen lässt'. und s. 82: 'die sage verliert den festen motivreif, der sie umschliefst, wenn man das motiv des Wodansschwertes beseitigt': denn wie sie mit der verleihung des schwertes durch Wodan anhebt, so endigt sie mit der zertrümmerung der waffe durch den gott. — versuchen wir, die berechtigung der von Jiriczek ausgesprochenen vermutung prüfend, uns vorzustellen, wie etwa das schwert früher in der sagenhandlung mitwürkte, so kann es zb. in der schlacht der Vǫlsungen gegen Siggeir wol eine rolle gespielt haben. dass sein träger in die gefangenschaft geriet, ist dann vielleicht nicht denkbar; aber es scheint sehr wol möglich, dass Siegmunds überwältigung secundär ist, dass er in der alten sage dem feinde dank seinem schwerte entrann, während der vater und die brüder, falls der held schon solche hatte, dem verderben anheimfielen. eine derartige reconstruction der ursprünglichen sagenform muss selbstverständlich als gewagt bezeichnet werden, direct unhaltbar aber wird man sie nicht nennen. dagegen, kann das schwert Siegmunds jemals bei der

vollendung der rache an Siggeir in action gebracht worden sein? dass eine solche annahme unzulässig ist, kann zur evidenz erwiesen werden. vielleicht ist es kein primärer zug, dass Signý die eigenen kinder opfert; jedenfalls aber erzählte die sage von allem anfang an, wie sich Signý mit ihrem bruder verband. da nun die rache vollbracht ist, besteht für Signý keine andere möglichkeit aufser der die sie selbst nennt: 'soviel habe ich getan, die rache auszuführen, dass es mir nicht erlaubt ist, länger zu leben'. so erscheint es als unumgängliche psychologische notwendigkeit, dass Signý mit ihrem gemahl in den tod geht. für den gemeinsamen tod des paares ist aber offenbar der mordbrand die einzige in betracht kommende form, das siegschwert wurde mithin bei der katastrophe nicht geschwungen. ist aber die göttliche waffe von jeher dem ziel der handlung des Signýdramas fern geblieben, so kann der zweifel nicht unterdrückt werden, ob denn das siegschwert überhaupt zur rachesage gehörte. nimmt man mit Jiriczek und allen andern aufser Boer an, dass die schlusscene, in welcher Odin seinem liebling das schwert zerbricht, zur alten sage gehöre, dann allerdings bleibt dem gesagten zum trotz kaum eine andere auffassung übrig als die, dass die inneren glieder der schwertmotivkette ausgewittert seien. dass aber jene eindrucksvolle scene verhältnismäfsig jung ist, dürfte sich aus folgendem ergeben. die Siegmundsage ist verbunden worden mit der Siegfriedsage. zu den alten elementen der Siegfriedsage gehört das motiv, dass dem jungen helden von einem schmiede ein unübertreffliches schwert geschmiedet wird. am reinsten ist der zug erhalten in Reginsmǫl und Skálda: das schwert wird für den drachenkampf geschmiedet und in 2 proben geprüft, durch die zerschneidung der wollflocke und durch die spaltung des ambos. die Vǫlsungasaga compliciert die erzählung dadurch, dass der schmied zuerst 2 mal gewöhnliches eisen nimmt; erst als Sigurd die daraus verfertigten schwerter nacheinander zerschlägt, werden, nun mit vollem erfolg, die trümmer des schwertes Siegmunds verwendet. die Thidrekssaga hat vergessen, dass das schwert ausdrücklich für Sigurd geschmiedet wird, der schmied schenkt dem helden das beste schwert aus seinem vorrat. im Siegfriedslied endlich ist blofs noch die ruinierung des ambos durch Siegfried erhalten, die ursprünglich eine schwertprobe bedeutete, hier aber Siegfrieds unbändige kraft illustrieren muss. dass das

Nibelungenlied den schmied nicht kennt und die erwerbung des schwertes zur erwerbung des hortes gerückt hat, ist bekannt. — die verschiedenen zeugnisse beweisen die echtheit des motivs, das, wie Boer Untersuchungen I 98 mit recht sagt, offenbar ein alter zusatz zum drachenkampf war, eine einleitung zu diesem abenteuer, bestimmt, über die bei der tötung des ungeheuers verwendete waffe einige auskunft zu gewähren. — da nun die sage von Siegmund, der ein göttliches schwert besitzt, mit der sage von Siegfried verknüpft wurde, trat die notwendigkeit ein, die beiden schwerter, das des sohnes und das des vaters, in eine beziehung zu bringen. die schwerter einfach zu identificieren und Siegmunds schwert geradeswegs als erbstück an Siegfried übergehn zu lassen, war nicht möglich; dagegen protestierte der zug, dass dem jungen drachentöter ein schwert geschmiedet wird. so entschloss man sich denn zu dem compromiss: Siegmunds schwert wird in stücke gebrochen, aus diesen stücken mag dann der schmied dem sohne das drachendurchbohrende schwert schmieden. jetzt mündet die Siegmundsage glatt in die Siegfriedsage ein. — es fragt sich, ob Odins auftreten und der schwertbruch schon vor der Vǫlsungasaga erzählt wurden, oder ob die scene erst vom schreiber der Saga erfunden ist, wofür verschiedene umstände sprechen. der Sagaschreiber hat nachgewiesenermaſsen Odinserscheinungen erdichtet; dass mindestens ein teil der rede, in welcher der sterbende Siegmund im beisein seiner gattin sein testament macht, von ihm herrührt, ist schon früh erkannt worden. hier in der Saga wird extra hervorgehoben, dass Siegfrieds schwert aus jenen bruchstücken gemacht wird, es könnte also scheinen, als ob die beiden partieen mit und für einander geschrieben wären. dass überhaupt kein anderer ein so groſses interesse an einer gutgefügten verbindung der beiden biographieen hatte wie der Sagaschreiber, ligt auf der hand. endlich haben wir neben der erzählung von Siegmunds fall, capp. 11 und 12, noch zwei andere berichte, cap. 25 und das Eddastück Frá dauþa Sinfjǫtla: in beiden erscheint Odin nicht: das kann eine einfache folge der kürze sein, mit welcher die sage hier resumiert wird, oder ligt hier eine ältere odinlose sagenform vor? — was uns hindert, die Odinscene dem Sagaverfasser zuzusprechen, ist die tatsache, dass im Sinfjǫtli-prosastück Odin den unbedeutenderen der beiden helden holt.

dass zuerst diese scene, nachher die action Odins bei Siegmunds tode entstanden sei, scheint recht unwahrscheinlich. Sinfjǫtlis entrückung ist doch wol in anlehnung an die erscheinung des gottes in Siegmunds letzter schlacht erfunden worden. es ergibt sich also, dass die Saga die zertrümmerung des schwertes durch Odin aus dem liede herübergenommen hat, dessen existenz aus der dichterischen ausdrucksweise der capp. 11 und 12 erschlossen ist.

Wenn Boer Untersuchungen III 93 meint, der dichter, der die traditionen von Siegmund und Siegfried aneinander geleimt habe, habe auch das zerbrochene schwert wider zusammengeflickt, so fasst er also den hergang verkehrt auf. die früheren sagenkritiker haben die scene für alt gehalten, weil sie schön ist; oder geschah es, weil Odin darin auftritt? aber für das alter kann die erscheinung Odins natürlich nichts beweisen. dem dichter, der Siegmunds schwert in trümmern an den sohn übergehen lassen wollte, blieb nichts übrig, als den gott herzubemühen; nur dieser vermag die von ihm geschenkte waffe zu zertrümmern. sie auf andere weise zerstören zu lassen, gieng nicht an. — dass die scene so lange unbesehen und unberedet für alt gelten konnte, verdankt sie wol auch ihrer verhältnismäſsig guten structur. man könnte einwenden, es sei unglaublich, dass Siegmund gegen den gott das schwert erhebe. schon daran, dass Odin im costüm des wanderers durch das schlachtgewühl schreite, sollte der held den übernatürlichen erkennen und vor ihm zurückschrecken, wie Diomedes vor dem gotte, den er in Glaukos wittert. und weiter, der tag an dem Siegmund alle andern helden überstrahlend in seines vaters halle das schwert aus dem stamme riss, war doch wol der schönste seines lebens. sollte ihm nicht der geheimnisvolle fremdling, der ihm damals die waffe und den triumph bescherte, in unauslöschlicher erinnerung geblieben sein? ist es zu glauben, dass er nun den im selben gewand daherkommenden einäugigen nicht wider erkennt? diesen einwürfen ist aber dadurch vorgebeugt, dass Siegmund im getümmel keine zeit zu betrachtungen hat, er handelt in notwehr, wenn er das schwert zückt. man könnte anderseits tadeln, dass der gott den speer schwingt, ohne den stoſs zu ende zu führen, das heiſst ohne den gegner zu vernichten. die halbe action stehe dem gott übel an; allein auch

hier ist die schwierigkeit behoben, diesmal durch unbestimmte ausdrucksweise: *Odinn brá upp geirinum fyrir honum*, also nicht direct 'gegen ihn'. die darstellung ist also zwischen der Scylla eines freiwilligen angriffes des menschen auf den gott und der Charybdis eines würklichen aber nicht vollführten angriffes des gottes auf den menschen, so gut es gieng, hindurchgeglitten. der abgang Odins ist allerdings bei weitem nicht so natürlich wie in der scene in Vǫlsungs halle. dort behält der gott seine angenommene gestalt bei, solange menschliche augen ihn verfolgen; erst draufsen hinter der hallentür verschwindet er. hier ist von ihm plötzlich einfach nicht mehr die rede; wie er abgeht, wird nicht gesagt. tilgt man nun die scene, in der Odin Siegmunds schwert zertrümmert, aus der alten sage, so bleibt der eigentlichen handlung von schwertscenen nur noch die verleihung der waffe durch Odin. schon Wilhelm Grimm hat Altdeutsche wälder I 212 auf die ähnlichkeit dieser partie mit der bei Jordanes mitgeteilten gotischen sage vom schwert des Mars, das in Attilas hände kommt, hingewiesen. wir dürfen wol die beiden sagen als parallelen auffassen; auch darin stimmen sie überein, dass die sage zu ende ist, sobald das schwert dem bestimmten helden gehört. weder verrichtet Attila besondere taten mit dem schwerte, noch zieht sich die schwertsage in die erzählung vom untergang Vǫlsungs und der rache an Siggeir hinein. so erkennen wir denn zwei heterogene sagen in der Siegmundsage, die schwertsage und die rachesage. über die alte form der selbständigen schwertsage etwas festzustellen, ist schwierig. fand der held, allein durch den wald schweifend, das schwert in einem eichenstamm, oder war schon ein wettstreit dabei, sodass durch das erfolglose bemühen mindestens eines concurrenten der erfolg des siegers erst ins rechte licht gerückt wurde? ziemlich sicher scheint, nach dem zeugnis der gotischen sage, dass der gott nicht persönlich auftrat, er blieb wol hinter den coulissen. wie die urform der schwertsage ungewis bleiben muss, so ist auch die veranlassung zu der combination mit der rachesage nicht deutlich. dürfte man die episode vom misglückten racheversuch für sehr alt halten, so könnte man annehmen, dass das schwert, mit dessen hilfe die beiden begrabenen sich retten, einen dichter auf die schwertsage hingewiesen habe. allein die episode ist sicher jünger, erfunden von

einem der die bereits mit der rachesage verbundene schwertsage ausbeuten, das göttliche schwert irgendwie in die handlung einfügen wollte. als einzige wahrscheinlichkeit bleibt vorläufig, dass die schwertsage eingesetzt wurde, um den streit zwischen den Vǫlsungen und Siggeir zu motivieren. eine begründung der verhängnisvollen fehde kann schon in der alten sage nicht gefehlt haben, aber der streit um das göttliche schwert schien sich als glänzender eingang zu empfehlen. — wie sich die rachesage der innerlichen vereinigung mit dem fremden gebilde widersetzte, wurde gezeigt; doch als die Siegfriedsage antrat, da wurde die frage nach dem verbleib des göttlichen schwertes gestellt, welche beantwortung sie fand, ist besprochen.

Der damit gewonnene standpunct erlaubt einen neuen ausblick auf die umstrittene frage nach der rolle Odins oder Wodans in der alten Siegmundsage. von den in der Vǫlsungasaga erzählten handlungen des gottes scheiden ohne weiteres diejenigen aus, die in der erfundenen vorgeschichte stehn. weiter die sendung des heilkräftigen blattes im capitel vom werwolfsleben, vgl. Boer III 85. als junge erfindung ist vorhin das auftreten des gottes in Siegmunds letzter schlacht erkannt worden; so bleiben die heimholung des Sinfjǫtli und die erscheinung in Vǫlsungs halle. die entrückung des Sinfjǫtli braucht nicht sehr alt zu sein, vgl. die notiz bei Rassmann I 91; dass wir in ihr wol ein pendant zur 'abberufung' Siegmunds zu sehen haben, wurde vorhin bemerkt.

So erkennt man denn: der gott gehört ausschliefslich zur schwertsage. in der rachesage hatte er keinen platz; ist es doch eine durchaus menschliche sage, die der götter nicht bedarf. erst durch die verbindung mit der schwertsage kam der gott in die Siegmundsage hinein. vielleicht war es ursprünglich übrigens eine andere gottheit, die in der schwertsage genannt war, als Odin; des gewittergottes leibwaffe ist ja der speer, und hinter dem Mars des Jordanes ist schwerlich Odin verborgen. das schwert ist wol die waffe des vom himmelsgott zum kriegsgott gewordenen Tiwaz gewesen. wenn nun Odin als spender der waffe erscheint, so kann man schwanken, ob das nordische neuerung ist, oder ob schon bei den Franken die waffe dem untergeordneten gotte aus der hand genommen und dem höchstverehrten übergeben worden ist. darin aber möcht ich

das werk eines nordischen dichters sehen. dass der schwertverleihende gott nicht nur beim namen genannt wird, sondern dass er selbst hervortritt, sein schwert vor den augen der menschen in die eiche sticht und in kurzer rede sein tun erklärt. eines der schönsten bilder ist damit entstanden, ein bild in dem alles überzeugend würkt: dass die schwerteiche in der mitte der königshalle steht, nicht mehr im einsamen walde, kann kein widerspruch gegen die altgermanische baukunst sein. die scene gehört zu den würkungsvollsten in welchen die nordische poesie das erscheinen des fürstengottes besungen hat.

Ist die möglichkeit zuzugeben, dass erst die skandinavische dichtung Odin zum herrn des siegschwertes gemacht habe, so scheint auch nicht ausgeschlossen, dass die schwertsage erst im norden mit der rachesage combiniert wurde. in diesem falle würde sich als zweck der verbindung die beziehung der Siegmundsage auf Odin herausstellen. es lässt sich aber vielleicht doch dartun, dass schon in Deutschland und schon in sehr früher zeit die beiden sagen sich vereinigten. Siegmunds vater heifst W a l i s 'der auserwählte'. wie kommt er zu diesem auszeichnenden namen? seine taten geben ihm kein recht darauf, mit denen ist es nicht weit her. sehen wir von dem ab was er in seiner trotzrede von sich erzählt, so bleiben als wesentliche tatsachen nur, dass er tüchtige kinder erzeugt und in tapferem kampfe gegen eine übermacht fällt. der name sticht auch merkwürdig ab von den andern namen der sage, die alle zusammengesetzt und zwar mit ausnahme des sohnes der blutschande mit Sieg - zusammengesetzt sind. gibt es doch eine erklärung für Walis? die schwertsage erzählt von einem göttlichen schwert, das einem auserwählten helden zufällt. der gedanke lässt sich nicht abweisen, der auserwählte habe Walis geheifsen. wer sich zu dieser ansicht entschliefst, kann ohne bedenken annehmen: der hauptheld der rachesage behielt seinen alten namen Siegmund, auch als er mit dem schwerthelden identificiert wurde. der alte name war gestützt durch die namen des gegenspielers und des weibes der sage. der name Walis aber wurde nicht fallen gelassen, man gab ihn dem vater, der seinen ursprünglichen namen verlor. — wäre der schwertname Welsung nicht erst durch den Biterolf, sondern aus früheren jahrhunderten überliefert, so würde er die vorgelegte theorie bestätigen. dass personennamen zu

schwertnamen werden, kommt sonst nicht vor. man könnte sich also geneigt fühlen, den männernamen der urkunden von dem schwertnamen zu trennen und diesen als erinnerung an die Welssage erklärend annehmen. hier liege die vorstellung zu grunde, dass ein Wels ein gutes schwert besessen habe, dabei möchte der irrtum untergelaufen sein, dass man Wels als den schmied der waffe betrachtete, wie Mime der verfertiger des Miming war. in anbetracht des umstandes, dass erst das mhd. volksepos den schwertnamen überliefert, ist aber diese folgerung doch schwerlich erlaubt. dass die uralte schwertsage noch so lange selbständig fortexistiert habe, obwol sie in die rachesage eingetreten war, ist kaum glaublich. und so wird man den namen der waffe wol oder übel auf Siegmund den Welsung zurückleiten müssen.

Die scene welche die zertrümmerung des Siegmundschwertes durch Odin darstellt, ist als hauptzeugnis dafür verwendet worden, dass die alte Siegmundsage mit dem tode ihres helden schloss. nachdem wir sie ausgeschieden haben, fragt es sich, ob andere gründe für die altertümlichkeit der 'nachgeschichte' sprechen. die geschichte von Siegmunds (zweiter) heirat zeigt lauter nordische namen; was vom tode des Sinfjǫtli erzählt wird, ist wie bemerkt nicht dazu angetan, irgend welche auskunft über das alter der fortsetzung der rachesage zu geben. wurde in deutschland nur die rachesage gesungen, und ist vielleicht eine fortsetzung erst im norden hinzugefügt worden? das scheint möglich. die alte sage war eine frauensage, in der achse der handlung stand Siginiu. mit ihrer vermählung, der sie sich ahnungsvoll widersetzt, beginnt das verhängnis, sie sucht vater und brüder zu retten, sie rettet zweimal ihrem bruder Siegmund das leben, sie opfert ihre eigenen kinder, sie begeht um der rache willen den incest und verschafft dem bruder den helfer, sie stirbt, als die rache vollendet ist. wie viel von diesen motiven die deutsche sage schon hatte, ist schwer zu sagen; ganz sicher gehört der incest zum grundstock. in dieser überzeugung geh ich einig mit John Becker Die Atlilieder s. 87, dessen radicale skepsis mir aber übertrieben scheint; diese überzeugung zwingt mich im verein mit andern momenten, Boers theorie über die Siegmundsage abzulehnen. wie unglaublich ist seine ansicht von der entstehung des incestmotivs! die Siginiusage geht

zweifellos auf würkliche ereignisse zurück. unter diesen war die unerhörte tat eines weibes, das um die rache für den erschlagenen vater zu ermöglichen, vor der blutschänderischen verbindung mit dem bruder nicht zurückschreckte. sobald wir Siginiu als centralfigur erkennen, so stellt sich die einfachheit und geschlossenheit der alten sage dar. was aus den beiden überlebenden helden wurde, diese frage beschäftigte die der Siginiu zugewante aufmerksamkeit zunächst sicher nicht. die inhaltlich einheitliche sage von Siginiu hat wol auch in einer formalen einheit ihre existenz geführt, in einer ballade, die wir das Siginiulied nennen könnten. ob nun bereits in Deutschland diese grundsage schon erweitert worden ist bis zum tod der beiden helden? dass Siegmund und sein schwestersohn schon auf deutschem boden das interesse des publicums auch für ihre eigenen personen gewonnen hatten, bezeugt der Beowulfbericht von ihren fahrten und riesenkämpfen. er geht wol auf ein lied zurück, dessen inhalt die zeit ausfüllen sollte, bis der knabe Fitela zum mann herangewachsen war, mit dem zusammen Siegmund den feind zu vernichten hoffen durfte. die ballade ist nach England verschlagen worden und hat dem Beowulfdichter direct oder indirect zu seiner unsicheren weisheit verholfen. treten uns die beiden gefährten hier als helden eines selbständigen liedes entgegen, so wird sich die phantasie der sagenpfleger auch mit ihren späteren geschicken beschäftigt haben, ob auch mit ihrem ausgang, bleibt dunkel. in der einzigen, der nordischen überlieferung erscheint Siegmunds tod als folge der verbindung mit Siegfrieds mutter, die an die Siegmundsage angeschlossene Siegfriedsage also hat dem ende des helden die form gegeben. ist das die älteste fassung der sage von Siegmunds tod, ist das überhaupt alt? gab es in Deutschland eine sage, in der Siegfrieds mutter Sieglinde im vordergrund stand und wo erzählt war, wie Siegmund Siegfrieds vater wurde? während die überlieferungen der nordischen dichtung und der Thidrekssaga durch ihre gänzliche verschiedenheit, sowie durch die weitgehende benützung fremder sagenmotive verblüffen, wird im Nibelungenlied und im Siegfriedslied die ehe von Siegfrieds eltern einfach vorausgesetzt. diese tatsache wird gewöhnlich so ausgelegt, dass die frühere heiratssage abgewelkt sei; warum soll aber die statistenrolle des elternpaares nicht alt, nicht das ursprüngliche sein?

es wäre sicher verfehlt zu glauben, dass die beziehung Siegfrieds auf Siegmund erst zu der zeit erfolgte, wo von diesem nichts mehr übrig war, als der glänzende name und die fränkische herkunft. so jung ist Siegmunds vaterschaft nicht; zur zeit ihrer entstehung hat die Siginiusage noch in vollem flor gestanden. dennoch zweifel ich, ob die beiden sagen durch eine zu diesem zwecke erfundene erzählung von Siegmunds heirat zusammengefügt wurden. es sei hier auf die combination der Siegmundsage mit der Helgisage hingewiesen. die Vǫlsungakviþa en forna constatiert einfach: 'könig Siegmund, der sohn Vǫlsungs, hatte Borghild von Brálund zur frau. sie nannten ihren sohn Helgi'. ebenso Vǫlsungasaga cap. 8: 'Siegmund hatte die frau, welche Borghild hiefs, sie hatten zwei söhne, Helgi und Hámund'. die verbindung der beiden sagen ist also hier einfach so hergestellt, dass der eine held mit der mutter des andern vermählt ist. eine besondere sage ist nicht vorhanden. ähnlich liegen die dinge bei der verknüpfung von Nibelungensage und Ermenrichsage. Guþrúnarhvǫt und Vǫlsungasaga 39: Jónak heiratete Guþrún, ihre Söhne waren Sǫrli und Erp und Hamþi, auch hier von einer heiratsgeschichte keine rede. nur muste natürlich die translocation der heldin erklärt werden: es geschah durch die geschichte von der fortführung Guþrúns durch die meereswogen. analog diesen fällen von sagenverknüpfung denk ich mir die ursprüngliche verbindung von Siegmundsage und Siegfriedsage, die alten Siegfriedsballaden hoben so an wie das lied vom hürnen Seyfrid. — man muss sagen, es war eine seltsame procedur, den elternlosen märchen- oder mythenhelden zum sohne Siegmunds zu machen, ihn aber auch weiterhin seine jugend als findelkind verleben zu lassen. hier war die literarische mode, die familienverhältnisse der sagenhelden durch zuweisung eines vaters zu regeln, ganz und gar nicht am platz. vielleicht hat die vorstellung von Siegfrieds elternlosigkeit, die in seiner fränkischen heimat fest eingewurzelt war, beigetragen, die entstehung einer elternsage hintan zu halten. durch welches motiv übrigens der königsohn zum waldleben kam, ist unmöglich auszumachen; auf keinen fall glaube ich, dass der name Hjalprek-Chilperich genannt wurde; wozu noch ein weiterer könig, wenn es sich darum handelte, den prinzen zum schmiedelehrling umzucostumieren? — zu der ansicht, dass Siegmunds name nur in ganz

äufserlicher weise an den anfang der Siegfriedsage gesetzt wurde, stimmt, dass keine deutsche quelle von seinem tode etwas weifs. wäre die kindheit Siegfrieds im walde durch den hinschied des vaters motiviert gewesen, so würde man nicht begreifen, wie diese durch ihre einfachheit überzeugende erklärung so radical vergessen werden konnte. es scheint darum sehr wahrscheinlich, dass erst die nordische poesie Siegmunds tod erfand, oder, falls das motiv in Deutschland in anderem zusammenhang schon erzählt wurde, dasselbe mit der Siegfriedsage verknüpfte. ob schwertbruch und tod von demselben dichter stammen, oder ob der schwertbruch in eine ältere überlieferung von Siegmunds tod eingesetzt wurde, bleibt unentschieden. wer gegen letztere möglichkeit einwendet, Siegmunds tod sei überhaupt nur denkbar gewesen unter der voraussetzung, dass der held von seiner waffe im stich gelassen wurde, schätzt das bedürfnis der sage nach logischer consequenz zu hoch ein; auch in der Siginiusage wird ja der besitzer des götterschwertes überwältigt, gerade so wie seine mit gewöhnlichen waffen fechtenden brüder. —

Zürich im januar 1910. **Rudolf Pestalozzi.**

MÜNSTERISCHE BRUCHSTÜCKE DER NIEDERDEUTSCHEN APOKALYPSE.

Psilanders verdienstvolle, auf heranziehung aller bekannten handschriften beruhende ausgaben der nd. Apokalypse (Upsala universitets årsskrift 1901 *und* 1904) *haben erneut die aufmerksamkeit auf dieses alte, aber durch eine grösstenteils trümmerhafte und junge überlieferung sprachlich und textlich vielfach entstellte denkmal nd. dichtung gelenkt. einen willkommenen zuwachs des besonders gegen das ende des gedichts dürftigen handschriftlichen materials bieten die einem codex des* 14 *jahrhunderts entstammenden nd. bruchstücke, welche die universitätsbibliothek zu Münster in ihrer sammlung von handschriftenblättern bewahrt. ihre kenntnis verdank ich einem freundlichen hinweis von professor Bömer, der bei seinen inventarisierungsarbeiten für die Deutsche commission auf sie aufmerksam wurde. erhalten ist das pergamentdoppelblatt einer lage, das unter beibehaltung der ursprünglichen faltung später als umschlag diente, wie die stärkere abnutzung der aufsenseiten beweist. die höhe des gefalteten blattes beträgt* 20,8 *cm, die breite* 14 *cm, die höhe des schriftfeldes* 15,7 *cm, die breite* 11,5 *cm. der obere rand des*

stark gebräunten pergaments ist zerfetzt: es sind hier lücken entstanden, die bis in die oberste zeile hineinreichen. sonst ist die erhaltung eine gute. die kräftige, grofse buchschrift, einer hand der 2 hälfte des 14 jh.s angehörend, ist von wenigen stellen abgesehen gut lesbar. der text endet mit der ersten spalte der letzten seite. den noch frei bleibenden raum haben spätere hände zu lateinischen schreibübungen verwandt: solche finden sich auch am rande der rückseite des ersten blattes. eine spätere hand hat auch auf der ersten und letzten seite verblasste buchstaben nachgezogen. die verse sind fortlaufend geschrieben, aber in üblicher weise durch puncte getrennt und beginnen meist mit rubricierten majuskeln. die anfänge gröfserer abschnitte, ein stück der Apokalypse oder die folgende auslegung umfassend, werden durch alinea und rote initialen hervorgehoben. von abkürzungen kommt nur der wagrechte strich, meist als vertreter des nasals, vor. Das y erhält immer zwei striche, das i einen und nur da, wo es die deutlichkeit erfordert. die lücke zwischen beiden teilen beträgt nach Psilanders letzter ausgabe (1904)[1] 319 verse oder 2 doppelblätter.

Die sprache der bruchstücke, die ich fortan als M bezeichnen werde, weist nach dem westen des nd. sprachgebiets. von md. einflüssen, die der ganzen nd. überlieferung der Apokalypse eigentümlich sind, ist auch sie nicht frei.

Erhalten sind die verse 2117 bis 2214 und der schluss von v. 2534 ab. für diese teile des gedichts legte Psilander bei der herstellung seines textes die dem ende des 15 jh.s angehörende Trierer hs. T zu grunde, die einzige vollständige hs. neben der etwa gleichzeitigen, aber frei umdichtenden Wiener hs. W. bis v. 2144 reichen ferner die an T sich eng anschliefsenden Trierer fragmente Tf, bis v. 2390 die im Britischen museum befindliche hs. β. alle diese hss. gehören dem 15 jh. an, die älteste, Tf, ist um 1400 geschrieben. die sprache von Tf und β ist nd., die von W rein md., T zeigt bei md. grundlage starke nd. einflüsse. M übertrifft also alle anderen hss. an alter, und für v. 2534 ff. ist es die einzige hs. die uns die sprache des alten gedichts bewahrt hat. entspricht auch der text nicht allen erwartungen — besonders gegen schluss häufen sich nachlässigkeiten und misverständnisse —, so bietet er doch eine reihe von lesarten, die zur textbesserung zu verwerten sind (zb. 2141. 42. 2147. 2148. 2150. 2541. 2558. 2582. 2603. 2606), und zum teil werden conjecturen Psilanders handschriftlich gestützt (so 2133. 2135. 2150. 2152. 53. 2190. 2200. 2589. 2600).

Da M auch eine reihe von schlechteren lesarten aufweist, die nur ihm eigen sind (zb. 2211. 2549. 2563. 2576. auch 2163, wo es offenbar glättet) und ferner die schlussverse 2618—19 sich sonst nicht finden, so kann es keiner der anderen hss. als

[1] die ich auch weiterhin allein benütze.

vorlage gedient haben. am nächsten steht M der besten hs. T und dem dieser eng folgenden fragment Tf. T und M haben gemeinsame fehler (zb. 2212. 13. 2586) *und setzen so eine gemeinsame vorlage voraus, die indessen noch nicht die von Psilander für T und Tf angesetzte hs. *T ist, sondern eine frühere sein muss. das zeigt in v.* 2130 *die T und Tf gemeinsame verschlechterung* dyre, *während M und β die richtige lesart* cleider *zeigen. auch sonst zeigt M eine reihe von übereinstimmungen in besseren laa. mit der sonst minderwertigen hs. β (zb.* 2166. 2169. 2206. 2208. ick *für* he 2157. 2198), *sodass den Münsterer bruchstücken eine selbständigere stelle innerhalb der handschriftengruppe zukommt.*

Ein vollständiger abdruck erscheint schon des nd. sprachcharakters wegen erwünscht. ich gestalte ihn, abgesehen von der einführung der interpunction, der i-puncte und der trennung der verse, in engem anschluss an die hs. unter hinzufügung der verszählung Psilanders. ergänzungen sind in klammern eingeschlossen; außer den blattanfängen (v. 2117. 2534), *dem nur teilweise lesbaren* ghedaen (*v.* 2141) *und* wante he (*v.* 2142) *betreffen sie buchstaben, die durch risse im pergament verloren gegangen sind. rote initialen sind durch fetten druck widergegeben.*

bl. 1 ra. 2117 [*He ſach*] de hemel porten ope[*nſl*]aen vile wide
vnde ſach vp einen blanken roſſe einen man [riden.
De was truwe vn̄ warachtich,
2120 eme ne was nema ghelyc.
He vacht mit rechte in deme lande
weder sine viande.
Sine oughen waren flammen ghelyc,
he droch eine crone herlyc,
2125 Cleider wit vnde goede;
vnde was b[*e*]ſprenget mit deme bloede.
He was herlic vnde vrome,
he was gheheten godes ſone.
Al hemelche here volghede hem to hant;
2130 ere ros vn̄ ere cleider waren blanc.
He ret bevore eñ to allen ſtunden;
ein ſwert ſcarp ginc vte ſinen munde.
Dat ne was nicht vermeten,
vppe ſinen cleide was gheſcreuē,
2135 Dat he conig bouen alle conige were
vnde here bouen allen heren.

Got ſelue betekenet den de dar reet.
  dat blanke ros de criſtenheit.
Dar got ſachte vppe ridet,
2140 also he des ſelighen herte bestridet.
bl. 1rb. Sin oughen w[*ar*]en na einer flammen g[*heda*]en[1],
  wan[*te he*] unſen danken mit den werken ſut an.
Al hemelſche here volghede eme mit wittē cleiden,
  dar he de lieuen ſceidet vnde de leiden,
2145 In der ſtat to ioſaphat,
  alſe he ſeluen ghelouet hat.
Dat ſine cleider van bloede ſin roet,
  dat is dat he wart ghemarteloet.
De ſelue verſchen wonden
2150 toghet he daer to ſtunden.
Dat ſuert dat vte ſinē munde ghet,
  dat is dat ordeel dar he mede ſlet
Aller manlike na ſinen werken;
  dat moghet gi wol merken!
2155 He is ein coning gheher
  vnde is dan daer ein recht richtere.
Hir na ſach ich einen engel ſtaen in der ſūnen,
  de riep mit groter ſtemme.
He ladede de voghele dat ſe quamen,
2160 dar ſe wertſcaf vernamen.
Dar ſolden ſi eten beide ros vnde man,
  wante ſe weder got hadden ghedan.
bl. 1va. Do quā daer ein dier vte dē | mere
2165 mit [*ei*]nen michelen here.
Se wolden ſtriden weder godes holden
  de de wertſcap beſitten ſolden.
Dat dier wart ſegheloes alto hant.
  wo uaſte men do dat dier bant
2170 Vnde ſine ſellen.
  mėn ſande ſe dar men ſe ſolde quellen
An den vure vnde an den ſueuele
  vnde an maniger hande ouele.
Somelike wordē ſe doet gheſleghen;

[1] *vgl. v.* 883—84; *auch nach anwendung von gallustinctur blieben die eingeklammerten buchstaben in v.* 2141—42 *unlesbar,* he *fehlt wahrscheinlich mit T Tf.*

2175 ſe verloren dat lyf alſe boſe ſaghē.
De engel de in der ſūnen ſteit,
dat is de p̄diket van der gotheit
Vn̄ de vns ladet vlitelike
to ſinē hemelrike.
2180 Beide dach vnde nacht
to den [!] lammes wertſcap,
De dar comet na dē leſten daghe,
alſo vns de ſcrift ſaghet.
De hemeliſchen voghele ſin de ſeligē,
2185 de mit eren goeden werken na gode vleghet,
Dar ſi de vrowede ſolen beſittē.
dat ſe ros vnde man ſolen eten.
Dat is de wrake de ſe ſolen ſien,
do godes viande ſal beſcen.
bl. 1vb. 2190 Godes torn ſal ſe | verſl[*uk*]en; [1]
ſe ne moeten der vrowede nicht ghebruken.
Dat is iv gheſaghet oc er:
antixpc is dat dier,
De ſich weder got gheſettet in den leſten ſtunden;
2195 de wert gheuāgen vnde ghebunden
Van gode vnſen heren
vnde wert mit ſiner ſelleſcaf verdomet, iummer [mere.
Hir na ſach ich comen einē engel alto hant;
de vorde den ſlutel des afgrundes in der hant
2200 Vnde eine rekenten de was groet.
de nam den alden draken oc
Vnde bant ten in der ſeluer ſtunt
in der diepen hellen grunt
Vnde beſloet ene dar duſēt iaer,
2205 dat he dat volc ne verledede nicht meer.
Vnde alſe de ſun vergangen,
ſo loſt men en doch nicht lange.
Dar na ſach ich ſitten vppe ſtoelen de tuelf holdē,
de al mancunne ordelen ſolten,

[1] *lücke im pergament, sodass von den in klammern stehenden buchstaben nur noch teile vorhanden sind, die jedoch nur von* u *und* k *herrühren können.*

2210 Vnde al de martelere
de duruen dor god vnſen heren,
De anderes waren doch[1]
de waren al ſunder

bl. 2 ra.

[*Ere ſtra*]ten ſin van roden golde
2535 vnde ſin manich volde.
Se ſin lutter alſo ein glas.
neghein bedehus dar inne was;
Got is ſelue dat bedehus,
iohan ſaghet uns aldus.
2540 Dar ne ſcinet noch de ſūne noch de mane;
god is ſelue dat licht ſcone.
De conige vn̄ de heren
brenget in de ſtat al ere.
De porten ſtaet open;
2545 ſe ne werdet nummer beſloten.
It ne wert dar nummer nacht;
it is dar iummer clare dach.
De ſtat is van dogheden wllē vrome,
dar ne mach nicht rechtes[2] inne comen.
2550 **D**oe ſente iohannes hadde gheſen deſſe wn̄ne,
doe ſach he vleten einen lutteren brunne
In der wonlicher ſtat,
al daer dat lamp uppe ſat.
An beiden haluen der vlot.
2555 ſtunt dat holt oc.
Vrucht gaf dat alſo ghedane,
de ſe at, he wart ſorghen ane;
Noch he ne mochte gheſteruen,
noch he ne mochte verderuen[3].
2560 De bome waren clare;
ſe gauen tuelf warue in deme iare.
Er loef to aller ſtūt
wart[4] dar manighe gheſunt.
bl. 2 rb. In der ſtat ſolen ſe g[*od*]e ſen,

[1] doch *statt* doet, *das reimwort war* noet. [2] vnrechtes *T*, keū vnrecht W. [3] *Psilander ergänzt:* vorwerden; *vgl. v.* 21, 22. 1646, 47. 1738, 39. [4] makede *TW*.

2565 de nu to eme willet vlen
Vnde finen namen in den vorhouede draghet.
dat fi iv war ghefaghet.
Deffe betekenige is vrome:
dat lamp is godes fone,
2570 De brunne is de dope vnde fun bloet;
de holpē vns beide vter noet.
De bome de des plaghen,
dat fe gode vrucht gauen.
Beteikenet dat heilige cruce dar got anftunt;
2575 he felue is de vrucht fo goet.
De ene nemet[1] mit rechten finne,
de mach dat dar mede ghewinnen,
Dat he nicht ne verwerdet
noch des ewigen dodes fteruet.
2580 In der ftat is alfo grote wunne;
were alle de werelt eine tunge,
Se ne cundent nicht vorebringen:
dar is fūder ende
Got vnfe here
2585 vnde vrowede iummer mere.
De engel fprac do muenlike[2]:
defe wort fin war werlike.
Du falt fe fcriuen openbare
vnde doen fe widemare.
2590 Got heuet di laten ghefen
al de dinc de folen ghefcen,
Dat lieue vnde dat leide;
bl. 2va. ich fal nu | van di [*fc*]heiden.
Do wart bedrouet fere
2595 iohannes de here.
He vel neder vnde wolde den engel anbededen [.'.]:
des ne wolde he eme nicht fteden,
He fprac : iohan leue man,
ich ne dunke di nie fo wol ghedaen,
2600 Du bift wol min ghenot
vn̄ myn rechte hus ghenoet

[1] anebedet *T*. [2] do menliche *T* zu myr endelich *W* do mer endeliche *Psilander*.

In der hemeleſchen ieruſalem;
des ſal ich di dur rechte ghen.
Got is vnſer beider here.
2605 de engel begonde denen keren
Vnde vor to hemelrike an richte[1]
to iohannes ouchſichte.
Vnde iohannes dede alſo eme de engel boet
vnde ſcreef apokalipſim dat boec.
2610 Dar an ſteit allet dat he hadde gheſen,
dat in der werelde ſolde gheſchen
Bit an deme leſten ſtunden[2].
got dur ſine vyf wondē
Helpe vns to den beſten
2615 vn̄ moet vns ſo lange verſten
Hir in ertrike,
dat wi verdinen dat hemelrike.
Des gheunne vns got de hemelche vader.
nu ſeget amen alle gader. Amen Amen.
A M E N

Münster i. W. **K. Christ.**

HADLAUB.

Über Johannes Hadlaub, den Zürcher minnesänger, musten wir uns bisjetzt mit den beiden urkundlichen notizen begnügen, dass er am 4 jan. 1302 in Zürich im Neumarktquartier ein haus kaufte und an einem 16 märz vor 1340 gestorben ist. auch die jüngste arbeit, KBertrams quellenstudie zu GKellers 'Hadlaub' (Leipz. 1906) verzichtet auf weitere forschung.

I. Schon bekannt und bereits gedruckt[1] ist die urkunde (Zürcher staatsarchiv nr. 85), in der der Zürcher rat anzeigt, dass Niklaus Ochs und seine frau ihr haus im Neumarktquartier an Johannes Hadlaub verkaufen: 4 januar 1302 . . . *dasselbe hus gab Niclaus Ochse ze koufenne vúr ledig eigen Johannese Hadeloube umb sechs und fünfzig pfunt und vier schillinge mit allem rehte so derzú gehóret und sunderliche mit dem rehte das demselben huse dú gesicht hindenan niend' v'slagen sol werden von dem höuelin*[2] *Josebelles se-*

[1] *Psilander hat* al gerichte: *vgl. v.* 248. 1128. [2] *Vor* ſtunden *ist mit rotem strich getilgt* ende.

[1] vgl. Escher und Schweizer Urkundenbuch der stadt und landschaft Zürich bd VII (1297—1303), Zürich 1908, s. 221, nr. 2628 [2] auch heute noch liegt im Neumarktquartier, Froschaugasse nr 3 (wahrschein-

ligen des Juden . . — . . und hat Niclaus Ochse gelobt und bindet ouch dar zů sin erben desselben huses mit dem vor geschribenē und mit allem rehte wer ze sinne Johāses Hadeloubes und siner erben für ledig eigen. — . . so geben wir Johanse Hadeloube disen brief besigelt mit unserre búrg' ingesigel.

Bei einer durchsicht der urkunden und urbare in Zürich[1] fand ich einige notizen, die bisher noch nicht bekannt waren; in der einen wird die gattin des Johannes Hadlaub erwähnt.

II. urbar-rolle propstei nr. 2a. (staatsarchiv Zürich ungedruckt): *it' uxor Johis Hadelop i. q. t.* [*item uxor Johannis Hadeloup* I *quartale tritici*]. zeit: anfang des 14 jh.s, da propst Johannes vorkommt, ferner ein kauf von 1293 erwähnt wird.

III. das haus des Johannes Hadlaub wird erwähnt: 'Verzeichnufsen umb das ynnemen der Abbtey Frauwenmünster ab anno 1318 ad annum 1468'; stadtarchiv Zürich III 1. fol. 4) ungedruckt: *item P. Hadelōb* 1 *f'rto*[*nem*] *cere de domo Johannis quondam Biberli.* die zeit ergibt sich aus fol 3: *anno dni* m⁰ccc⁰xxII [1322] corrigiert aus xv.

IV. tod des Johannes Hadlaub (MG. hist. Necr. Germ. I 559), original stadtbibliothek Zürich mscr. c. 10: xvII *Kal.* (*Martius* 16) *Johannes dictus Hadloup ob.* zeit: die eintragungen ins anniversar fallen vor 1340.

V. Johannes Hadlaubs haus wird noch erwähnt (ebda s. 557): *Februarius* 23. vII *Kal. Ruedgerus filius C. dicti Phentzi camerarii accolitus est.* (anm): *Pr. de dimidia parte domus patris eius ad Novum Forum quae quondam fuit Johannis dicti Hadloup.*

Dieses sind sämtliche urkundliche nachrichten, die sich über Johannes Hadlaub ermitteln liefsen. von seiner jugendzeit erfahren wir nichts. erst 1302 wird er als käufer eines hauses erwähnt: er hängt sein bürgersiegel an die urkunde. das gekaufte haus lag zwischen 'Jacob Brunen huse und Wernhers Finken huse', den vornehmen bürgern, die im kreise der Manesse verkehrten. möglicherweise hat auch Hadlaub durch sie dort eingang gefunden. eine wichtige perspective eröffnet die notiz, in der die gattin des Johannes Hadlaub erwähnt wird: die leiden und freuden eines familienvaters, die uns H. in seinen gedichten so anschaulich schildert, sind also nicht fingiert, sondern würklichkeit. über sein weiteres leben erzählen uns die urkunden nichts; zweimal wird noch sein haus erwähnt. nur den todestag (16 märz) meldet uns noch das anniversar.

Aufser Johannes Hadlaub wird noch in einigen urkunden Peter Hadlaub und seine familie erwähnt. dass beide ver-

lich Hadlaubs haus) gegenüber der einzige kleine freihof, heute Burghof, Froschaugasse nr. 4. [1] für bereitwillige erlaubnis die originale benutzen zu dürfen dank ich auch an dieser stelle den directionen des Staats- und des Stadtarchivs, der Universitäts- und der Stadtbibliothek zu Zürich besonders herrn archivar dr Hegi.

wantschaftliche beziehungen hatten. lässt sich wol annehmen, da der familienname so selten vorkommt, beide als hausbesitzer im Neumarktquartier erwähnt werden und Peter abgaben für das haus des Johannes entrichtet.

I. Der stellvertreter des propstes von Zürich verleiht von Peter Hadlaub und seiner gattin Adelheid hiezu aufgegebne güter am Schmelzberg dem kloster Selnau. 1308, 7 februar, Zürich [1]. *Noverint quos nosse fuerint oportunum, quod Petrus dictus Hadelōp et Adelh. uxor sua coram nobis constituti in Thurego vineam unius iugeris sitam an Snelsberch* [2], *que quondam fuit converse de Wien* . . .

II. Peter Hadlaub als Zeuge (abtei urkunde 99 anno 1310 IX 14) ungedruckt. zeugen bei einem güterverkauf des Heinrich von Freinstein an die abtei. *Acta sunt hoc in choro monasterii predicti presentibus domino Chunrado de Sancto Gallo, capellano altaris sanctorum Jacobi apostoli et Leodgarii martirum* (?), *Johanne nobili de Frienstien, R. de Lunkhuft milite, H. ab dem Wasen, Petro Hadlob* . . .

III. tod der frau Adelheid Hadlaub (Necr. Germ. I 556) XVI *Kal.* (14 *februarius*) *Adelh. uxor Petri Hadloup ob.* (anm): *Pr. de quarta parte domus dictorum Vischer sita ad Novum Forum iuxta domum praedicti Petri, quae quidem quarta pars pertinet Ruod. Vischer.*

IV. frau Anna, Peter Hadlaubs [zweite] frau. (spital-urkunde nr 150. a. 1315. III. 26, ungedruckt:) . . . *unt hat mich zu lihen der erberen frōwen frou Annen, Peters Hadelōbes èlicher wirtin ze rechtem erbe* . . — . . . *ŏch sol man wissen, daz dieselbe fro Anne mit miner hant willen und gunst den vorgenanden acker Peter Hadelōbe, ir èlichen wirte gemachet het ze lipgedinge.*

V. Peter Hadlaub zahlt abgaben (staatsarchiv Zürich 3. G I. 135 (22) urbarbuch des kelleramtes pag. 3: II. *f. k. uñ ein hanen vo den gütern der vo wien einr beginen git pet. hadlōb.* [zwei viertel kernen und einen hahn von den gütern der von Wien einer laienschwester gibt P. H.]

VI. Peter Hadlaub zahlt abgaben. 'Verzeichnufsen umb das ynnemen der Abbtey Frauwenmünster ab anno 1318 ad annum 1468' (stadtarchiv Zürich III. 1); ungedruckt fol. 3. *anno dni* m°ccc XXII corrigiert aus XV. *de possessionibus, areis, domibus, vineis, et arvis census cere in hunc modum est solutus.* fol. 4 *item P. Hadelōb* 1 *f*[*erto*] *cere de domo Jo*[*hannis*] *quondam Biberli.* fol. 12, *anno dni* m ccc XVIII . . . *Petrus Hadelōb di*[*midi*]*um* [*librum*] *cere de domo et* II *d*[*enarios*]. fol. 21. *Anno dni* m°ccc XLII . . . . fol. 22 *item*

[1] Urkundenbuch VIII 185, nr. 2907. [2] diesen weinberg hatte Rudolf v. Ottikon 1300 an die laienschwester Elisabeth von Wien verkauft. (Urkb. VII nr 2561). diese verkaufte ihr erblehnrecht an das kloster Selnau (Urkb. VII nr 2723). prof. Schweizer möchte annehmen, dass die Hadlaub mit Elisabeth verwant waren.

Hadlŏp (1/2) *f[ertonem] cere et j d[enarium] de domo sua; für de wachs sint pfen[inge] genommen.* fol 24: *anno dni* m°ccc xliiii ... fol 27: *item Hadlŏp d[enarium] et* (1/2) *f[ertonem] cere de domo und j d[enarium] de vineis.*

VII. tod des Peter Hadlaub (Necr. Germ. i. s. 592), *Maius.* 14. II *id. ob. Petrus dictus Hadloub.*

Urkundlich ist also Peter Hadlaub zunächst 1308 nachgewiesen; er ist verheiratet mit Adelheid und besitzt einen weingarten am Schmelzberg; Adelheid scheint jedoch bald gestorben zu sein, ihr todestag ist urkundlich ein 14 februar. 1315 wird Anna als frau des Peter Hadlaub erwähnt. da nach 1343 Peter Hadlaub im abgabenregister nicht mehr erwähnt wird, ist damit wol sein todesjahr gegeben. — zur form und bedeutung des namens 'Hadlaub', den Keller so nett umgedeutet hat, weist mich prof. Schröder darauf hin, dass er in würklichkeit ein frauenname ist, der aus *Hathu-loug* erst spät in *Hathu-loub* umgedeutet ist. die familie ist also metronym benannt.

Erwähnen will ich noch, dass der name Hadlaub, der sonst nur in Zürich und der Ostschweiz (Urkb. d. abtei SGallen) vorkommt, sich noch findet im notizblatt zum Archiv für kunde österreichischer geschichtsquellen 1856 s. 19. *Omnibus notum sit, quod quidam vir. N. Wezil ancillam suam. N. Hadaloup et eius filium Uuolfram pro quinque denariis dedit ad altare sancti Petri pro anima uidelicet sua. et uxoris sue Wezele. Si autem per tres annos neglexerint et in quarto non emendauerint. monachorum seruitati subdantur. Engilsalch. Etzo. Meginpoz. Richarth. Oze. Liutolt. et eius filius Oze. Suitker.* cod. Salisb. lib I. anno 1004. pag. 3. nr 12.

Königsberg, im juni 1910. **Erich Stange.**

ZU BERTHOLD VON REGENSBURG.

1.

Die predigt von den rufenden sünden, die sechste der Heidelberger handschrift, an die sich Pfeiffer anschliesst, ist für die neuere forschung besonders wichtig geworden, denn sie enthält die historische anspielung, die nach Schönbachs überzeugenden darlegungen (Stud. z. gesch. d. ad. predigt 6, 92) erst nach Bertholds tode in den text hineingekommen sein kann: die stelle von den fünf kriegen, die frühestens 1278 oder 1279 verfasst ist. in derselben predigt ist noch eine weitere sehr auffällige stelle enthalten, die der wissenschaftlichen beachtung bisher völlig entgangen zu sein scheint, obwol sie für die deutsche verfassungsgeschichte von der grösten bedeutung ist.

Berthold sagt von den vier rufenden sünden, die in der predigt behandelt werden (I 88, 3; es liegt nur die eine Heidel-

berger überlieferung vor: *unde reht ze gelîcher wîse als dâ vier hôhe vürsten sint, die vor einem rœmeschen künege stênt, die gar grôziu dinc ze klagen hæten, und als man die vier vürsten vor dem künege müeste hœren vor aller diet, sô sie mit lûter stimme die ruoften. alsô ruofent die vier sünde vor dem almehtigen gote ze aller zît tac unde naht mit lûter stimme über sînen lîp und über sîne sêle, swer in der selben vier sünder einer ist.* auf welche rechtliche institution wird hier angespielt? mein college Keutgen, der sich seit langem mit verfassungsgeschichte des Deutschen reichs eingehend beschäftigt, belehrt mich, dass es sich hier wol um eine ähnliche einrichtung handeln müsse, wie sie der Sachsenspiegel angibt: nach den bestimmungen dieses rechtsbuches sind vier pfalzgrafen, für jeden der deutschen hauptstämme einer, die pfleger des königsgerichts, wie es der pfalzgraf schon in karolingischen zeiten gewesen war (vgl. Sachsenspiegel landrecht III 52, 3. 53, 1). die historische bedeutsamkeit dieser stelle, die unsre geringe kenntnis von der einrichtung und function des pfalzgrafengerichts und der pfalzgrafenwürde selbst um ein weniges zu erweitern imstande ist, wird Keutgen selbst demnächst in einem artikel beleuchten.

Falls ein directer zusammenhang der stelle Bertholds und der des Sachsenspiegels angenommen werden müste, eine möglichkeit, die für diejenigen nahe läge, die in jener stelle über die competenzen der pfalzgrafen keinen factischen rechtszustand, sondern eher eine juristische construction sehen möchten, so darf daran erinnert werden, dass Schönbach (Studien 7, 13) einen studienaufenthalt Bertholds auf der für die minoriten der deutschen ordensprovinz eigens gegründeten lehranstalt Magdeburg äufserst wahrscheinlich gemacht hat. wenn B. sich dort in der ersten hälfte des vierten jahrzehnts des 13 jahrhunderts aufhielt, so war das dieselbe zeit, in der Eike von Reppichau sein werk abgeschlossen hatte. die räumliche nähe Magdeburgs und Anhalts dürfte man dann wol als erleichterndes moment einer berührung ins feld führen (vgl. auch Schönbach Studien 6, 97).

2.

Eine weitere stelle aus der sich chronologische schlüsse ziehen, ja genaue zeitliche bestimmungen entnehmen lassen, findet sich in der 25 predigt, wo von drei sonnenfinsternissen die rede ist. schon Jacob Grimm hat in seiner berühmten besprechung von Klings ausgabe der predigten Bertholds in den Wien. jahrb. d. litt. 1825 (Kl. schr. IV 301) ausführlich über sie gehandelt. aber seine ausführungen bedürfen der correctur, die mit unsern heutigen astronomischen hilfsmitteln nicht schwer zu gewinnen ist. da Schönbach auf die stelle nicht näher eingegangen ist, so gebe ich hier, was sich aus Oppolzers für solche fragen

unentbehrlichem Kanon der finsternisse (Wien 1887) zur feststellung der dort angeführten himmelsereignisse ergibt.

Die worte lauten (I 400, 38; ich folge wider der Heidelberger überlieferung): *wan so verre ist ez daz wol kunt, daz etewenne der mâne dem sunnen sînen schîn underget, daz wir des sunnen diu zwei teil kûme gesehen, alse ervunden an sant Oswaldes tage (dô hete der mâne daz vierdege teil wol verdecket, daz man sîn niht gesehen mohte. und ouch eins anderen males an der mittewochen in den kriuzetagen vor den phingesten. und dâ vor eins, dô hete er den sunnen vil nâhe verdecket, des dâ lanc ist, unde wânden die ungelêrten liute, diu werlt wolte zergên.* die Brüsseler überlieferung, die Strobl in den lesarten des II bandes zum vergleich heranzieht, tilgt diese genauen anspielungen als für das erbauliche bedürfnis der zeit störend und belanglos: sie schreibt statt *erneut* einfach *etewenne* und lässt den ganzen passus von dem ersten *dô hete* an ganz fort, während sie das datum des Oswaldstages unversehrt lässt. in bezug auf die auffassung der verschiedenheiten beider predigtredactionen im ganzen stimme ich ganz dem bei, was Schönbach im Anzeiger VII 372 und Studien 6, 74 ausgeführt hat.

Drei finsternisse werden erwähnt. 1. am Oswaldstage des vorigen jahres. bereits Grimm konnte feststellen, dass hiermit nur der 5 august 1263 gemeint sein kann, da 1241 schon deshalb nicht in betracht kommt, weil da nur ein ganz kleiner teil der sonne verfinstert war. diese finsternis war ringförmig, und die centralcurve ihrer sichtbarkeit verlief nach der dem werke von Oppolzer beigegebenen karte quer durch Russland etwa von Odessa nach den Ostseeprovinzen. sie war also zweifellos in Deutschland zu sehen und wird auch von historikern der zeit hie und da erwähnt: eine stelle hat schon Grimm (s. 306) angeführt, drei weitere bringt Schultz (Höf. Leben I² 158) bei. die betreffenden worte müssen also im jahre nach der finsternis, d. h. 1264 aufgezeichnet sein (Grimm s. 305).

2. an einem mittwoch in den kreuztagen vor pfingsten, d. h. an einem mittwoch vor himmelfahrt. nach Grimm, der die stillschweigende annahme macht, als müsse diese zweite finsternis zeitlich vor der ersten liegen, die allerdings für den notwendig ist, der in den deutschen texten Bertholds wörtlich so gehaltene oder vom verfasser selbst niedergeschriebene predigten vor sich zu haben glaubt, wäre die finsternis vom 3 mai 1250 gemeint: er selbst gibt allerdings zu, dass die rechnung nicht genau stimmt, da ostern in diesem jahre auf den 27 märz fiel, der von Berthold bezeichnete kreuzmittwoch also der 4 mai war, eine differenz, die er glaubt übersehen zu dürfen. diese annahme ist schon deshalb ganz ausgeschlossen, weil nach Oppolzers karte diese finsternis nur im südlichen Africa und im indischen ocean zu sehen war. es lässt sich nun aber in

der ganzen in betracht kommenden zeit nur eine einzige finsternis belegen, die sowol dem verlauf ihrer centralcurve nach in Deutschland gesehen werden konnte als auch Bertholds angabe vom kreuzmittwoch ganz genau und ohne abweichung auch nur eines tages entspricht: die totale vom 25 mai 1266 (ostern fiel in diesem jahre auf den 17 april), deren centralcurve durch Sicilien, Griechenland und das nördliche Kleinasien geht. ein historisches zeugnis gibt Grimm (s. 306).

Es ist nun aber ohne weiteres deutlich, dass derjenige dem die finsternis von 1263 ein ereignis von *vernent* war, nicht unmittelbar anschliefsend von einer finsternis von 1267 berichten konnte, dass also die erwähnung der zweiten finsternis erst später eingesetzt worden sein kann und in der vorhergehnden redaction dieser predigt nicht enthalten war. damit ist ein neuer anhalt für Schönbachs auffassung gewonnen, dass die vorliegenden deutschen texte Bertholds nicht authentische und intact überlieferte, würklich so gehaltene predigten sein können. so gut wie bei der stelle von den fünf kriegen hat hier eine jüngere hand eine actuellere anspielung eingesetzt.

3. gedenkt Berthold einer offenbar länger zurückliegenden sonnenfinsternis, für die er eine genauere angabe des tages leider nicht beifügt. Grimm ist auf sie nicht näher eingegangen: nach Oppolzers karten kann nur entweder die finsternis vom 6 october 1241 oder die vom 3 juni 1239 gemeint sein, die beide auch von historikern erwähnt werden (Schultz I² 136). die centralcurve der ersten verlief durch Norddeutschland, speciell durch die gegend von Magdeburg, die der zweiten durch die drei südlichen halbinseln Europas. ist, was gröfsere wahrscheinlichkeit für sich hat, die erste gemeint, so kommen wir widerum auf die zeit von Bertholds wahrscheinlichem Magdeburger aufenthalt.

Nach Schönbachs tabelle (Studien 6, 66) besitzen wir die unsrer predigt entsprechende lateinische fassung als ersten der Sermones speciales. auf meine bitte hat Sievers durch einen seiner schüler die Leipziger handschrift nr 496 (vgl. Schönbach, Studien 5, 60) einsehen lassen: wie ich nach Schönbachs darlegungen über das gegenseitige verhältnis der lateinischen und der deutschen Bertholdtexte schon vorher vermutete, hat sich dabei herausgestellt, dass die lateinische predigt specielle andeutungen über sonnenfinsternisse überhaupt nicht enthält.

3.

Mit recht hat Schönbach (Studien 6, 78) die vermeintlichen anleihen, die Berthold nach Strobls darlegungen in der einleitung zum zweiten bande (s. XXIV) bei dem dichter des jüngeren Titurel gemacht haben soll, bis auf die eine bekannte stelle vom lobe Gottes in der creatur (I 157, 13) als irrig bestritten und

auch jene einzige anführung 'unbedenklich dem bearbeiter des deutschen textes, nicht Berthold selbst' zugewiesen. es gibt noch eine zweite, weder von Strobl noch von Schönbach bemerkte stelle, wo ein bearbeiter eine reminiscenz an den Titurel nicht hat unterdrücken können. in der predigt von den sieben siegeln der beichte heifst es von Gott, der die menschen mit milde und freundlichkeit zu sich ruft (I 566, 23): *dâ sprichet unser herre . . . und ladet uns mit dem zarte, daz nie vater sînem kinde sô mit minneclîchem zarte gebôt.* im jüngeren Titurel (761, 1: die haupthandschriften der von Zarncke aufgezeigten verschiedenen redactionen, die ich verglichen habe, stimmen hier völlig zusammen) spricht Herzeloide zu Sigune:

Got lône dir sælden rîche: swes muoter ie ir kinde
mit zarte minneclîche erbôt, die selben triuwe ich an dir vinde.

schon bei Wolfram steht die stelle und lautet dort so (115, 1):

Got sol dir lônen: swaz ie muoter ir kinde
mit minneclîchem zarte erbôt, die selben triuwe ich hie vinde

diese fassung des älteren dichters mit dem vorangestellten adjectiv *minneclîch* klingt noch genauer in Bertholds prosa wieder als die veränderte bei Albrecht, worauf man aber wol kaum einen sicheren schluss bauen kann, dass nicht diese, sondern jene dem bearbeiter der predigt bekannt war und in die feder kam. der paralleltext der Brüsseler handschrift (der beiläufig bemerkt 572, 16 die interessante variante *Zitel* für *zîten* bietet) hat die anspielung nicht, sondern schreibt (II 551): *er ladet uns sô vriuntlîchen, daz kein vater sîn kint sô vriuntlîchen nie geladt.*

4.

Ich schliefse mit drei kleinen sprachlichen bemerkungen.

In der predigt von den zwei wegen der marter und barmherzigkeit ist vergleichsweise von den zwei arten von wegen die rede, die zu hohen burgen hinaufführen: die eine geht sanft und gemächlich im kreise herum und dauert länger, die andere geht gerade aus und rasch zur höhe und ist kürzer. von den pfaden der letzteren art heifst es (I 171, 3): *si sint aber stickel unde wesehlt unde rûch unde gar steinec und dornec.* das Mhd. wb. (III 609 a) erklärt *weseht* zweifelnd durch 'rauh' und knüpft es ebenso zweifelnd an *was* 'scharf' an; Lexer (III 798) wiederholt beide angaben, aber ohne fragezeichen. ich halte diese etymologie für falsch, glaube vielmehr, dass *weseht* an *wase* anzuknüpfen ist und 'mit rasen bewachsen, grasig' bedeutet, eine vorstellung die auf solche bergpfade durchaus passt. den umlaut haben die adjectiva auf *-eht* nicht nur im ags. zuweilen (*þyrneht, stæneht*: Kluge Nominale stammbildung[2] § 218), auch im deutschen kommt er vor (*häricht, höckericht, töricht*, schon mhd. *schereht*: vgl. Grimm II 381. 382 und Wilmanns D. gramm. II 469). das vom Mhd. wb. noch verglichene *weserecht* hat, wenn die

lesart überhaupt richtig ist (im Liedersaal I 161 steht dafür *mitelwahsen*), jedenfalls nichts mit *weseht* zu tun.

Von der jungfrau Maria heifst es in der predigt von der messe (I 449, 1): *dâ von sô sult ir si vlîzeclîchen an ruofen, daz si iuwer êrenbote sî an unsern herren, daz er iu genædec sî, daz er sich über iuch erbarme, alsô daz uns sîn geburt erlœse von dem êwegen tôde.* was ist ein *êrenbote?* die wörterbücher geben keinen weiteren beleg. die Heidelberger hs., auf der Pfeiffers text beruht, hat *ernbote* (die Brüsseler setzt dafür *vorsprecherin*) und so mit *e*, nicht mit *ê* ist das wort anzusetzen, das ich für identisch mit *arnebote* halte, für das wir zwei belege haben. der eine findet sich in dem prosaischen Petrusgebet der neuerdings wider aufgefundenen handschrift von Muri (Wackernagel Altdeutsche predigten und gebete 77, 29: Piper Nachträge zur älteren deutschen litteratur s. 320); den andern hat Diemer im Vorauer Himmlischen Jerusalem (371, 12) aus einem fehler der handschrift zweifellos richtig gewonnen. ich lasse dahingestellt, ob der *Erenbote* vom Rheine, den Roethe nach Wackernagels vorgang für identisch mit Reinmar von Zweter hält (s. 166), nicht gleichfalls eigentlich ein *Ernbote* war, den man früher oder später volksetymologisch umdeutete; die versmelodie in Regenbogens strophe (Meisterlieder der Kolmarer hs. 82, 3) lässt sowol *e* als *ê* zu, wenn auch ersteres besser passt.

In der predigt von den vier stricken wird die vision der Apokalypse (9, 7) von den *similitudines locustarum* zitiert (II 144, 12): *ez sach sant Jôhannes in apocalipsi drüster, diu heten îsîne halsberge an und heten skorpenzegele an und menschenantlütze und lewenzene und vrouwenhâr. nû seht, disiu drüster bezeichenent die gitegen, wan der gitege ist an der natûre ein heuweschrickel.* was sind *drüster* (zeile 21 *trüster*)? Lexer (Nachtr. s. 376) setzt die bedeutung 'monstrum' an, die er wol ad hoc und ohne einsicht der bibelstelle aus dem zusammenhange construiert hat. ich sehe zwei möglichkeiten: entweder wir haben das wort mit dem *getrüste* der Strafsburger chronik ('schar, zug, gedränge' Mhb. wb. III 124b) und weiter mit dem ahd. *trust* ('*agmina*', wie in unsrer stelle neutrum), einem *ἅπαξ λεγόμενον* des Murbacher glossars Ic (Ahd. gll. I 2, 4) zu verbinden, oder es liegt ein sonst, soviel ich sehe, allerdings nicht nachweisbarer dialektischer ausdruck vor, der direct 'heuschrecke' bedeutet. im ersten falle hätten wir ein neutrum vor uns, dem analogisch die pluralendung *-ir* angefügt wäre, die in dem ahd. beleg sich noch nicht findet (*managiu trust*); gegen die zweite auffassung brauchte es nicht zu sprechen, dass auch der gewöhnliche ausdruck *heuweschrickel* daneben im texte vorkommt. eine entscheidung vermag ich nicht zu treffen.

Jena, 30. november 1909. **Albert Leitzmann.**

ZUR ÜBERLIEFERUNG UND COMPOSITION DES REINAERT.

Die auffindung und veröffentlichung einer neuen handschrift des älteren flämischen Reinaert (Rein. I) durch Degering[1] hat der untersuchung der an dieses ausgezeichnete gedicht sich knüpfenden fragen einen neuen anstofs und teilweise auch eine neue richtung gegeben[2].

I.

Zunächst ist die Dycker handschrift von der grösten bedeutung für die textkritik. diese war, von den 288 versen abgesehen für die seit Martins veröffentlichung 1889 (QF. LXV) die teilweise noch verstümmelten Darmstädter fragmente (*e*) vorliegen, auf die mittelbaren hilfsquellen, die lateinische übersetzung *l* und die jüngere flämische bearbeitung (Rein. II; nach der hs. *b*) und deren weitere nachkommenschaft angewiesen. konnte hier immerhin bei kritischen fragen der einwand erhoben werden, dass es sich eben um bearbeitungen handle, und also mit absichtlichen änderungen gerechnet werden müsse, so liegt nunmehr für den ganzen text dieser unmittelbare zeuge *f* vor, der weit höher zu bewerten ist, als die früher in dieser eigenschaft einzig vorhandene Comburger hs. *a*. auch ohne *f* waren eine sehr grofse anzahl stellen der hs. *a* verbessert worden. würklich verbessert; denn wir erleben die genugtuung, dass fast alle conjecturen die weiteren beifall gefunden hatten, sich durch *f* bestätigt finden. daneben aber werden von ihr noch sehr viele

[1] Van den vos Reynaerde, nach einer handschrift des XIV jahrhunderts im besitze des fürsten Salm-Reifferscheidt auf Dyck herausgegeben von Hermann Degering. Münster (Westf.), Coppenrath 1910. [2] nur nicht bei dem unverständlichen versuch von F. Buitenrust-Hettema, trotz allem auch jetzt noch die sich immer mehr als minderwertig herausstellende Comburger hs. als die älteste und womöglich ganz authentische überlieferung durchzusetzen: im eben erschienenen II teil (Inleiding, Aanteekeningen, Glossarium) der ausgabe des 'Van den vos Reynaerde' in den 'Zwolsche herdrukken'.

andere verbesserungen an die hand gegeben. ich habe den eindruck, dass wir uns nunmehr fast überall auf sicherem boden bewegen, und ein zukünftiger herausgeber, der mit der genügenden sprachlichen und philologischen ausrüstung ans werk geht, der das tatsächliche richtig zu beurteilen, dann aber auch jede richtig bewertete tatsache über die im nebel neumodischen dünkels aufflickernden ideen und ideechen zu stellen versteht, mit einigen ausnahmen für den ganzen text zu sicheren ergebnissen gelangen kann. eine frohe botschaft bei einem werk von so hohem werte! der herausgeber wird freilich noch eingehende voruntersuchungen über den charakter der einzelnen texte und ihres verhältnisses untereinander anzustellen haben, die über die andeutungen die ich im folgenden zu geben beabsichtige, hinauszugehn hätten.

Die wesentlichste frage dabei wäre für uns, ob die hss. ***a*** und ***f*** in einer näheren beziehung zueinander stehn. sie scheinen in der tat eine anzahl gemeinsamer fehler zu haben. 231 f (ich citiere immer nach Martin) schreiben die ausgaben auf grund der lesart von ***b*** *Isengrine* : *ende hondert werven meere pine* während ***a*** statt *meere pine* liest *meer dan ic hu rime* und desgleichen ***f*** *meer dan ic v rime.* es wäre nicht ganz ausgeschlossen, dass die verschiedenheit der lesarten an dieser stelle in irgend einem zusammenhang mit den laa. der unmittelbar vorhergehnden verse stünde (darüber s. unten s. 292 f). doch ist dies so wenig wahrscheinlich, dass es geboten sein dürfte, die stelle ohne rücksicht auf diese möglichkeit zu prüfen. die conjectur ist wol hauptsächlich wegen der assonanz gemacht worden, und dann weil der vers in der überlieferten form für metrisch zu lang gelten würde. der wortlaut von ***l***, v. 109 f *graviora hiis et maiora Sustulit ille lupo* enthält auch wenigstens nichts dem *dan ic u rime* entsprechendes. indessen genügen diese gründe nicht, um die richtigkeit der conjectur über den zweifel zu erheben, und die anscheinend gröſsere übereinstimmung von ***l*** mit ***b*** besagt, genau betrachtet, nicht viel, da das lat. zugleich auch v. 230 vertritt und in dem *meer* wahrscheinlich der adjectivische comparativ, *maiora*, zu verstehen ist. lassen sich reim und versbau rechtfertigen, so ist gegen die ursprünglichkeit von *dan ic u rime* nichts einzuwenden. die gleiche reimbindung *an Isengrine : rime*

— so ist zu lesen; *rime* in einem anderen sinn, was natürlich hier gleichgiltig ist — kehrt 2093 wider, ist mithin nicht zu beanstanden. entweder ist die assonanz als zulässig anzusehen, oder, da die anderen assonanzen vor der textkritik wahrscheinlich alle verschwinden werden[1], die dichter gebrauchten für den namen des wolfes neben der franz. form auf *n* auch die germ. auf *m*. das ist nach dem von JWMuller De oudere en de jongere bewerking van den Reinaert (Ojb.) s. 197 f erörterten tatbestand wahrscheinlich genug. in den verschiedenen hss. wechseln die formen, die neue ***f*** hat immer die auf *m*, sogar gegen den reim. der d i c h t e r von Rein. II scheint nur die form auf *n* gebraucht zu haben, sie ist häufig bei ihm im reim bestätigt. diesen zahlreichen reimen in Rein. II gegenüber fällt es sogar auf, dass in Rein. I die *n*-form nur dreimal im reim vorkommt (neben den eben erörterten 2 reimen mit *m*), und man könnte darnach sogar vermuten, dass sie hier nur einigermaßsen zaghaft gebraucht sei. die franz. namensform der wölfin *Hersant* ist stets durch eine eigene form auf *-sint*, oder *-sent* vertreten, und für den bären werden *Brune* und *Bruun* nebeneinander gebraucht. was das andere bedenken gegen den vers in ***af*** betrifft, so hat ***b*** nicht *hondert werven* sondern *tweewaerf*, das lat. spricht auch eher für einen milderen ausdruck, und mit den zahlen gehn die hss. ja recht willkürlich um, zumal wenn sie mit ziffern geschrieben sind. ein vers *Ende tweewerven* — oder mit einer anderen einsilbigen zahl; die form *waerf* mit höheren cardinalzahlen scheint nicht dem älteren text gemäſs — *meer dan ic u rime* gienge nicht über die wahrscheinlichkeit hinaus. als gemeinsamkeit von ***af*** würde also nur die übertreibung grade mit *hondert* übrig bleiben, die jedoch zu einem beweis nicht genügt. möglicherweise steckt auch in *C werue(n)* (*tweewaerf*) irgend ein anderer, in gleicher weise veränderter oder misverstandener ausdruck[2].

[1] ich glaube sogar auch die reime mit überschüssigem *n*. [2] eine wörtliche entsprechung von *graviora et maiora* in ***l***, *fwaerre en meerre*, würde graphisch dem *C waeruen meer* nahe stehn. aber wenn ersteres die echte lesart sein sollte, müsten ***a***, ***f*** und ***b*** wol unabhängig von einander auf die ihre gekommen sein. das wäre unwahrscheinlich. also wenn die graphische ähnlichkeit mehr als zufall ist, würde sie dann eher ein zeugnis für die ursprünglichkeit von *C werven* sein, das ***l*** in seiner vorlage misverstanden hätte.

2011 haben beide hss. *te hove bringhen* für das unzweifelhaft richtig durch conjectur hergestellte *te hovede br.* (Martin s. LI nach Verwijs) und 2243 *overdadich* statt *hoverdich* oder *hovaerdich* (*ende fier*: Verdam, Tijdschr. v. nl. taal- en letterkunde 1,21 f. und Mnl. Woordenb. v 2109) (auch ***l*** 1069 hat die synonyma *superbus et elatus*, ***b*** *so fier, so hooch ghemoet*). der fehler liegt an beiden stellen sehr nah: für die erste ist auch noch das überaus häufige vorkommen von *hof, te hove* im gedicht zu berücksichtigen, für die zweite die möglichkeit der schreibung *overdich* oder umgekehrt der lesung *hover-* als *over-*. auch 2265 haben beide hss. *sduvels ghewelt*, wo ich als die richtige lesart *spenninx ghewelt* vermutet habe (Ojb. 69). gegen diese conjectur liefse sich der einwand ins feld führen, dass die nun auch von ***f*** gebotene anaphorische und tautologische ausdrucksweise *bi sduvels cracht ende bi sduvels ghewelt* gerade im stil des gedichtes liege. man hat sich mit dieser erscheinung schon öfter beschäftigt: Martin XLVI. Buitenrust-Hettema aao. XXIX f., am ausführlichsten Jonckbloet Rein. XXIV. es läfst sich ja bei diesen durch *ende* oder durch *no* oder in sonst einer weise verbundenen ausdrücken schwer entscheiden, ob ein neuer begriff oder blofse verstärkung durch widerholung beabsichtigt ist. ich würde das erstere annehmen zb. bei 405 *bewachten no bescaermen*, 1432 *suchtic ende beve*, 2313 *verbeet ende verslant*, 2635 *smekedi ende roemt*, wol auch zb. bei 2158 *of ghi weet von enegher moort of enen mordeliken raet*, 2291 *daer ic was ende soe mi vant*. aber sehr reichlich sind auch die stellen, wo die tautologie nicht zu bestreiten ist, zumal bei abstracten begriffen, so 230 u. 573 *pine ende onghemac*, 485 *smeken ende lieghen*, 668 *onteert ende onterret*, 743 *met aerbeide ende met pinen*, 853 *verdoemen ende verwaten*, 912 *rouwe ende toren*, 915 *toren ende nijt*, 933 *siec ende onghesont*, 1046 [ebenso 2384 aber nur in ***a***] *sachi ende vernam*, 1048 u. ä. 2106 *vro ende in hoghen*, 1103 *quedden ende groeten*, 1168 *tornich ende gram*, 1176 *traghe no lat*, 1548 *vloecte ende swoer*, 1591 *bersen ende jaghen* (s. unten), 1672 *wijs ende vroet*, 1892 *mercte ende verstoet*, 2068 *wisen ende leren*, 2089 *fel ende wreet*, 2184 *die torment ende die pine*, 2350 *badic gode ende maende*, 2367 *henen trac ende henen liep*, 2358 *in diepen ghepeinse ende in groten*, 2717 *claghede ende caermede*, 3012 *smeken ende losengieren*. 3388 *droeve ende*

erre. man hat immer angenommen, dass die häufigkeit dieser ausdrucksweise auf stilistischer absichtlichkeit, 'der vielleicht ironischen lust des dichters am epischen pleonasmus' (Martin), beruhe. die absichtlichkeit tritt noch mehr hervor, wenn die verbindungen weniger einfach sind: 183 *verstaet, neemt miere talen goom,* 484 f *hi sal u smeken ende lieghen, mach hi, hi sal u bedrieghen.* 577 f *die ic voor alle gherechten prise ende voor alle gherechten minne.* 1055 *dit tekijn ende dit ghemoet.* 1273 *dit vernoi ende dese scame.* 1094 f *hets beter raet ende het dinct mi bet ghedaen.* 1287 f *laet sinken desen rouwe ende laet bliven uwen toren,* 1526 f *ic maecte groot gheluut int dorp ende groot gherochte.* 2309 *met groten gheerair, met groten ghelude.* 1886 f *sine consten niet verdraghen, no sine consten niet ghedoghen:* in ***f***: *sine constent niet verdraghen, no ghedulden, no ghedoghen.* vgl. auch 3364 ff *dese lettren dichte ic* ***hem***, *gaet te goede of te quade. dese lettren sijn bi minen rade aldus ghemaect ende ghescreven.* zwei auffällige stellen finden sich in der froschfabel: 2314 ff *in allen landen, daer hise vant bede in water ende in velt, daer hise vant in sine gheuelt* und 2318 f *het was te spade. het was te spade, ic secht u vri,* wo also ein satzteil wörtlich wieder aufgenommen wird. für das unmittelbar darnach folgende *doe droeghic sorghe voor ons allen. dus hebbic gesorghet voor u* ist wol die la. nach ***b*** 2354 f (und ***f*** 2294 f) zu gestalten, wobei die tautologie gemindert erscheint. bei 2369 ff *waest bi nachte, waest bi daghe, ic was emmer in die laghe; waest bi daghe, waest bi nachte, ic was emmer in die wachte* ist die textkritik zu beachten; s. unten s. 312. in manchen fällen dient die häufung zweifellos der absicht, eine angeführte rede recht nachdrücklich zu gestalten, wie der widerholte ausruf 2150 ff *o wi, Reinaert! o wi, Reinaert, o wi, o wi! owi, Reinaert, wat sechdi? o wi, lieve Reinaert, ic mane u* etc. (der wortlaut nach hs. ***f***). nach den vorangehnden zusammenstellungen kann die lesart *daer quamen si bi sduvels cracht ende bi sduvels gheuelt* allerdings der tautologie wegen nicht angezweifelt werden. aber ***b*** hat offenbar etwas anderes gelesen, von ***af*** aus ist seine bearbeitung nicht zu verstehn, wol aber von *spenninc*[1]

[1] belege für *penninc* im sinn von 'geld' s. Mnl. Woordenb. VI 250; ferner Beets Cato IV 4. 1; Sp. hist. 1[6], 33. 31. 53. 16; 3[5]. 15. 72 ff (m. anmerkung); Sp. der sonden 6051. 6409 u. oft in diesem text

ghewelt aus. einem ausdruck den der bearbeiter dann zu verdeutlichen gesucht hätte: *ende mines vaders ghewelde, dien dwanc mit sinen ghelde.* die fassung des relativsatzes ist mir auffällig; es ist mir nicht recht klar, wie der bearbeiter sich vorgestellt haben soll, dass der alte fuchs den teufel mit seinem geld gezwungen habe. verständlicher schiene mir *diese dwanc* oder auch *dien hi* (der teufel) *dwanc.* im letzteren fall würde der schatz als vom teufel stammend hingestellt, aber der relativsatz nicht zur erklärung des begriffes der *ghewelt* dienen. in ***l*** sind die verse nicht übersetzt, doch darf vielleicht darauf hingewiesen werden, dass diese bearbeitung von sich aus die macht des geldes an zwei stellen in diesem zusammenhang hervorhebt: v. 1071 *Es illi quoniam corda tumere facit* und v. 1092f, im anschluss an 2274ff des originals, *Nam pater hos censu removeret, copia cuius magna patri fecit omnia posse fidem.* ist nun die conjectur richtig, so braucht der fehler doch kein engeres verhältnis von ***af*** zu beweisen, da die auffassung der schreibung *d* oder *d'* für *penninc* (*denarius*) als *duvel* natürlich vor der hand lag. — 2459 finde ich den ausdruck *dit telde hi te spele,* der in ***a*** und ***f*** steht, etwas auffällig, und wenn man die la. von ***b*** berücksichtigt *dit telde hi die vier felle verrader* sowie die bezeichnung der mitverschworenen v. 2356 als *ghespelen,* so könnte man wol auch 2459 an *den ghespelen,* also an einen übereinstimmenden fehler in ***a*** und ***f*** denken. — auffällig ist die übereinstimmung 3375f (*namen*) *die scaerpe van den halse Bellijns, die bi der dompheit sijns,* wo die ausgaben nach ***b*** eingesetzt haben *Beline : sine.* man könnte ganz vereinzelte beispiele für den gen. des personale statt des possessivums geltend machen (Mnl. gr. § 214). aber es ist doch recht unwahrscheinlich, dass unser dichter sich einer so ungewöhnlichen und aus einem unsicheren sprachgefühl hervorgehnden ausdrucksweise bedient haben sollte. die auf ***b*** gegründete conjectur wird also richtig sein. indessen lag der irrtum den gen. *Belijns* statt des dativs zu setzen wider vor der hand, und da es in solchen fällen ein ganz gewöhnliches auskunftsmittel dieser schreiber ist, ihren fehler zu vertuschen, indem sie einfach den reim ganz äufserlich angleichen, so kann man auch auf diese stelle nicht viel gewicht legen [1]. ebensowenig auf 3425f, wo dem zweifellos

[1] auffallend ist, dass die gesamte überlieferung hier auf einen vers

für unsern text unmöglich ursprünglichen reim *ghelìet : verriet* in *f* ein doppelter reim, mit vier versen an stelle der beiden von *a*, entspricht: *belìet : getìet, verriet : gesciet*, eine lesart, die in ihrer lahmheit keiner für ursprünglich ansehen wird. ich halte es immer noch für die einfachste und an sich überzeugende annahme, dass ursprünglich *beghiet : verriet* stand, wie genau im selben sinn und in derselben verbindung 2956 *Reinaert hevet selve beghiet*. die beiden verba werden fortwährend miteinander vertauscht, und es kann an unserer stelle schon in einer alten hs. oder mehr als einmal geschehen sein. der jüngere, nachlässige und grade auch für die reinheit des reims wenig empfindliche schreiber von *a* begnügte sich mit *ghelìet : verriet*, während der von *f* durch eine mislungene nachdichtung wenigstens den reinen reim zu retten suchte. vielleicht ist ein ähnliches verfahren des letzteren bei 959f festzustellen, wie auch das bei 367—371 angewante zu vergleichen ist (s. unten); und noch bequemer hat er es sich nach 1146 = *a* 1158 gemacht. offenbar hat er 1157 als abschnittsschluss genommen und muste nun einen neuen abschnittsanfang haben, zu welchem zweck er die vorhergehnden reime einfach widerholte. auf ähnliche weise hat auch der schreiber von *a* bei 105 aus einem reimpaar ein doppeltes fabriciert. vgl. auch unten über 2369ff. von geringerer bedeutung ist 783, wo beide *die een sloech* lesen. das wird allerdings falsch sein, da es gleichlautend im vers vorher steht. aber ob Martins *die een hieu* die richtige fassung bietet, ist darum nicht ausgemacht. noch eher würde ich an *die een scoot* denken. — über 211f, 959f, 1900 und 3247 s. unten s. 300ff.—3104f nimmt Léon. Willems, Tijdschr. v. nl. taal- en letterkunde 27, 82f sogar einen gemeinsamen fehler in *a*, *e* und *f* an, da in *b* und *l* neben *palster ende scaerpe* auch die schuhe Reinaerts besonders erwähnt werden, und es unbegreiflich wäre, dass sie nicht besonders genannt sein sollten. ein verhältnis *a e f* ist aber sonst nirgends erwiesen. und wir müssen

hinführt der zu kurz ist, wenn man nicht die form *dompheide* einsetzen darf. man möchte darum erwägen, ob nicht ursprünglich geschrieben gewesen sein könnte *bi der dompheit selves sijns,* und *selves* infolge der ungewöhnlichkeit seiner stellung von verschiedenen schreibern ausgelassen worden wäre. allein die stellung *selves sijns* statt *sijns selves* ist nicht nur ungewöhnlich, sondern mir überhaupt sonst nicht bekannt. mit der gewöhnlichen stellung Ruysbr. I 21, 9 *in beiden siden ons selves.*

annehmen, entweder dass der dichter doch in der tat Reinaerts wundersame erscheinung in der erinnerung der leser durch *palster ende scaerpe* als genügend gekennzeichnet ansah, und die verfasser von ***l*** und ***b***, welche letzterer aus irgend welchen anderen gründen an der stelle sowieso ändert, von sich aus darauf kamen, auch die im zusammenhang ja allerdings wichtigen schuhe zu erwähnen, oder aber dass die drei texte unabhängig voneinander etwas verloren haben. in dem falle würde ich aber noch eher als an die von Willems vorgeschlagene lesart an einen ausfall von *scoen* oder *ende scoen* in v. 3105 glauben (*ende scoen, palster ende scaerpe* oder *ende palster, scoen ende scaerpe* oder aber *e. p. ende scoen ende scaerpe*). natürlich könnte es sich in diesem falle auch, und noch leichter, um ein zufälliges zusammentreffen von ***e*** und der vorlage von ***af*** handeln, wenn sonst ein verhältnis ***af*** als erwiesen zu gelten hat.

Recht auffällig scheinen sich einige beziehungen zwischen der lateinischen und der jüngeren flämischen bearbeitung vorzutun, die, wenn sie stich halten, entweder zu der annahme zwingen, dass der verfasser von Rein. II auch die lat. übersetzung benutzt habe, oder dass früh in dem älteren text einige veränderungen eingetreten waren, die in die vorlagen von ***l*** und ***b*** übergiengen, oder aber dass ***a*** und ***f*** noch in einigen weiteren fällen gemeinsame fehler enthalten. sie erfordern darum eine sorgsame erwägung.

Gleich die erste stelle ist auch die auffälligste, und von der entscheidung über diese hängt hauptsächlich die über die ganze frage ab. bei 230 ff

vinc ende waerpene in sinen sac.
dese pine ende dit onghemac
hevet hi leden dor Isengrime
ende tweewerven meer dan ic u rime (s. oben 286 f)

hat ***l*** einen neuen gedanken: *In sacco capitur: sicque retentus erat; Ille per ingenium licet evasit. graviora* etc. den gleichen gedanken finden wir in ***b*** wider:

in enen sac
daer hi met groten anxt uut brac
ende was wel na op die doot.
dit misval ende desen noot etc.

ligt in ***a*** und ***f*** ein fehler vor, so könnten folgende erwägungen

platz greifen. als ursprünglich lieise sich, in combination von *l* und *b*, eine textgestalt wie die folgende vermuten

sac;
ne ware dat hiere ute brac
met siere list, hi ware doot.
dese pine ende desen noot

das mittlere verspaar könnte verloren gegangen und der reim durch einsetzung von *onghemac* für *noot* wiederhergestellt worden sein. dann wären *a* und *f* nicht unabhängig voneinander. aber es könnte sich auch um einen ursprünglichen vierreim handeln (s. gleich zu 3107 ff und weiter unten zu 1732 f), auf dessen ergänzung durch *stac* etwa das lat. *retentus erat* leiten könnte: *sac* : (*daer hi op die doot* [oder *met groten anxte*] *in*) *stac* : (*ne ware hiere uut met listen brac* : *onghemac*. dann brauchte man aus der auslassung nicht notwendig auf eine abhängigkeit zu schliefsen. wäre dagegen der neue gedanke unursprünglich, so müste er entweder durch eine nähere verwantschaft von *bl* in dem oben angedeuteten sinne bedingt oder, was an und für sich sehr viel unwahrscheinlicher ist, es müsten *l* und *b* unabhängig voneinander auf ihn gekommen sein, weil sie es für notwendig hielten, ausdrücklich zu sagen, dass R. aus einer so bedrängten lage, nachdem er schon im sacke stak, doch noch entkommen sei. merkwürdig ist, dass uns nachher ein zweiter fall beschäftigen wird, v. 2457 ff, wo sich bei einer genau entsprechenden sachlage ein genau, in *l* auch wörtlich ziemlich genau, entsprechendes plus findet. wird die annahme einer verwantschaft von *bl* durch andere stellen einigermafsen nachhaltig unterstützt, so wird man sich natürlich für die ursprünglichkeit von *af* entscheiden.

Im anschluss an v. 733 list *l* 306 ff

Sicque ruunt vetule, que vix dentes habuere
Queque movere pedes vix valuere suos.
Sic fit, ut a vulgo solet assidue recitari,
Dum currus stat aque plurima verba sonant.
Quisque sibi caveat, dum dampna pericula servat
Sepe gravare magis nititur omnis eum;
Quod patet in Bruno, cui multi multa minantur
Qui non auderent, si suus ipse foret.
Brunus stat dubius; licet ipse pericula, penas
Atque metus retinet, deteriora timet.

es bringt also nach 733 die übersetzung von 766—776 unseres textes, und dann schliefst die übersetzung von 736 ff an; 734 f *voor hem allen quam gheronnen Lamfroit met ere scaerper aex* fehlt; er war schon vorher, in übereinstimmung mit 699 f erwähnt. desgleichen schliefst ***b*** die verse 766—768 unmittelbar an 733 an, und 734 f gehn verloren; aber 769—776 bleiben abweichend von ***l*** an ihrer alten stelle. hier handelt es sich sicher um einen zufall, denn ***b*** lässt sich aus ***l*** durchaus nicht erklären. in ***af*** ist die darstellung in der tat etwas breit, das herannahen der bäuerlichen gesellschaft wird eigentlich zweimal geschildert, und dieser umstand mag beide bearbeiter zur änderung veranlasst haben, bei der sich die gleiche umstellung von 766—768 zufällig ergab.

Für 840 ff *ende ghinghen daer die pape gheboot, bede met stringhen* (hs. ***f*** *stocken*) *ende met haken. die wile dat si die vrouwe uut traken* hat ***l*** (350) *parentque moventis Indictis, dominam fluctibus eripiunt. Talibus intentos dum Brunus viderit omnes* und ***b*** *ende ghinghen daer die pape gheboot. als Bruun sach dat die lieden altemale van hem scieden ende trecken gingen over dat oude wijf.* beide stimmen also darin überein dass sie die *stringhen ende haken* weglassen (die letzteren hat ***l*** jedoch schon vorher, v. 347, angebracht) und das verbum *sien, videre* einfügen. aber das kann auch sehr gut zufall sein. der anlass zur änderung für ***b*** war wol die form *traken.*

Kaum zu nennen ist 1107, wo dem *herberghet tavont met mi* von ***a***, *ghi moet te nachte herbergen mit mi* von ***f*** in ***l*** *ergo morare veni,* in ***b*** *daerom blijft te nacht met mi* entspricht.

Nicht unwichtig ist die stelle 2255 ff, wo ***af*** lesen

> ende quam in Waes, int soete lant,
> daer hi minen vader vant.
> mijn vader ontboot Grimbeert den wisen.

in ***l*** 1078 ff heifst es *In Wasiam venit, a patre receptus ibidem. Eius in adventu gaudet et ipse pater. Grimbertumque vocant.* in ***b*** 2279 ff

> (maecte hi hem te Vlaenderen waert)
> daer hi minen vader vant,
> dien wel ontfenc. doe te hant
> sende hi om Grimbeert den wisen.

der verfasser des Rein. II hat die erwähnung von *Waes* weggelassen und füllte das reimpaar mit *dien wel ontfinc, doe te hant* an, während in ***l*** *a patre receptus ibidem* an stelle von *daer hi minen vader vant* stehn kann. insofern ist also eine besondere übereinstimmung zwischen ***bl*** nicht vorhanden. doch würde bei ***l*** dann noch weiter v. 1079 auffallen, wenn kein anlass für seinen wortlaut in der vorlage gegeben gewesen wäre. es scheint mir darum möglich, dass in ***a*** und ***f*** zwei verse verloren gegangen sind des ungefähren inhalts und wortlautes (vgl. 3301)

> diene harde wel ontfinc
> want hi was blide van dier dinc.

träfe der wortlaut das richtige, so könnten ja unabhängig voneinander zwei schreiber von (*va*)*nt* auf (*dinc* abgeirrt sein. indessen stoſs ich mich weiter ein wenig auch am anfang von 2257 *mijn vader ontboot.* ein *ende ontboden* würde ***l*** (zum teil auch ***b***) besser entsprechen, so dass hier doch vielleicht die möglichkeit einer engeren berührung von ***af*** übrig bleiben könnte.

Auf 2456ff ist schon hingewiesen. ***a*** und ***f*** lesen

> daer die jagheren na hem (***f*** iaghers an) reden
> alle daghe met haren honden,
> die hem vervaerden (***f*** diene verraden) te meneghen stonden

aber ***l*** 1178 *Ipsum nam canibus venatores agitabant: Hos tamen evasit artibus ille suis* und ***b*** 2474ff

> daer die jagher na hem reden
> mit haren honden alle daghe,
> so dat hi nau ontdroech die craghe.

Man würde hier wol, wenn eine sichere entscheidung nicht möglich ist, an sich den inhalt von ***lb*** für das ursprünglichere ansehen, und dann würde die stelle wider für eine mögliche beziehung zwischen ***af*** sprechen, wenigstens wenn, wie es doch wahrscheinlich ist, *verraden* und *vervaerden* auf eine gemeinschaftliche lesart zurückgehn. sonst, wenn das letztere nicht der fall wäre, könnte allerdings die umstellung in 2457 auch wol zufällig übereinstimmen, und auf das auskunftsmittel *te menighen stonden* auch zwei leute unabhängig voneinander gekommen sein. ich glaube indessen, dass wir auch hier die

möglichkeit einer zufälligen übereinstimmung zwischen ***l*** und ***b*** nicht für ganz ausgeschlossen anzusehen brauchen.

Für die stelle 3107 ff liegen die dinge klar genug, sie sind aber auch lehrreich genug, um uns einen augenblick mit ihnen zu beschäftigen. ***a*** und ***f*** haben, mit kleinen abweichungen untereinander,

> soe was blide ende sprac saen
> 'Reinaert, hoe sidi ontgaen?'
> "ic bem worden peelgrijn".

b 3096 ff hat die beiden verse mehr in Reinaerts antwort

> 'ic was', sprac hi, 'int hof ghevaen,
> mer die coninc liet mi gaen.
> (ic moet werden pelgrijn)'

und ***l*** 1566 *Captus, ait, fueram: me rex dimiserat ire. Debeo nam fieri jam peregrinus ego.* hier hat, nachdem einmal die vermutung ausgesprochen war, dass die verse die ***b*** mehr hat dem original angehören, und ihr fehlen dadurch hervorgerufen worden ist, dass das auge des schreibers von einem *gaen* auf das andere abirrte, was natürlich auch mehr als einmal vorkommen konnte, niemand an diesem sachverhalt gezweifelt, bis auf B.-Hettema allerdings, der sich auch durch die hs. ***e*** nicht irre machen liefs, die würklich die beiden verse aufweist. vierfacher reim ist nicht selten, er ist aufserdem fürs original anzunehmen (230 ff? s. oben 292 f). 261 ff. 267 ff. 367 ff. 1301 ff. 1495 ff. 1731 ff. 2057 ff. 2747 ff. 2783 ff.

Es sind aber noch mehrere andere stellen zu erörtern. wegen 2656—2661 verweis ich auf die besprechung weiter unten. Muller hat Ojb. 50 v. 1428 geltend gemacht. ich halte das zusammentreffen hier für zufall. jedesfalls hat Muller selber schlagend nachgewiesen, dass der bearbeiter in seiner nl. vorlage grade so wie ***a*** las. 1735 f (Ojb. 55; Tijdschr. 27, 67 f) bleiben unsicher. das reimwort in 1736 kann nach ***b*** und ***f*** *verstoort*, aber auch nach ***a*** *verstorbeert* gewesen, und die laa. von ***b*** und ***l*** können durch das schwer zu erratende verbum in 1735 oder aber durch ein wort veranlasst sein, woraus das (*mine*) *herte* von ***a*** und ***f*** entstellt ist. dem sinn nach würde in letzterem falle ja das germ., im mnl. nicht nachgewiesene wort, auf dem *haest* beruht, von der grundform *haist* oder *haift* sehr gut passen. jedesfalls brauchen *duris verbis* von ***l*** und *overlopende woort* von ***b***, die

ganz verschieden construiert sind, keine nähere beziehung zu einander zu haben, als dass sie gleicherweise durch die ursprüngliche, verlorene la. hervorgerufen sind. die Ojb. 63 hervorgehobene übereinstimmung zwischen *b* und *l* an der 1971 entsprechenden stelle halte ich wider für belanglos. *l* hat die vorhergehenden verse verkürzt und gleicht mit einem kleinen zusatz aus, und *b* ändert an der stelle wegen *gaste*. wegen möglicher trugschlüsse sei auch auf die erörterung über 3247 weiter unten verwiesen, und selbst einer anscheinend so schlagenden übereinstimmung gegenüber wie bei 3418 ff (s. unten) ist alle vorsicht geboten. schlagender scheint noch das zusammentreffen bei v. 1295 (Ojb. 48), welches sicher einen zusammenhang beweisen würde, wenn nicht die möglichkeit bestünde, dass eine so interessante erzählung auch aufserhalb der uns bekannten litteratur verbreitet gewesen wäre, und der wortlaut einer bestimmten fassung hier in unsere texte hineinspielen könnte, oder aber dass die redensart 'es ist keine schande für die capelle mit e i n e r glocke zu läuten' auch sprichwörtlich bestanden habe. von dieser redensart abgesehen zeigt *b* keine nähere bezeichnung zu *l* als zu *af*.

Was bei dieser erörterung als einigermafsen gewichtiges zeugnis für eine besondere beziehung zwischen *b* und der lat. übersetzung übrig bleibt, vor allem die zuerst besprochene stelle, scheint mir eine zu schwache unterlage, um den schluss zu tragen. der bearbeiter war ein gebildeter mann und könnte natürlich das lat. gedicht gekannt haben. da ihm aber zweifellos genügend nl. texte zu gebote standen, so wäre es merkwürdig, wenn er daneben auch einen lat. zu rate gezogen hätte, und wenn das doch der fall gewesen, so hätte er ihm dann nur einen recht vereinzelten und oberflächlichen einfluss auf seine arbeit gestattet, und das müste einen an der annahme wider irre machen. beide texte, *l* und *b*, sind eben bearbeitungen, und es ist nur natürlich, dass ihre veränderungen mehr oder weniger auch nach derselben richtung liegen können. überhaupt muss bei allen handschriftenuntersuchungen dieser möglichkeit mehr als es häufig geschieht rechnung getragen werden.

Weniger wag ich eigentlich die möglichkeit irgend einer verwantschaft zwischen *a* und *f* zu bestreiten. doch muss auch dem gegenüber hervorgehoben werden, dass bei der überaus

grofsen anzahl der abweichenden lesarten in unserer überlieferung sonst engere beziehungen zwischen den beiden hss. nicht zu entdecken sind, dass sich die etwaige verwantschaft also nur auf einen noch wenig von fehlern entstellten und in der zeit weit zurück liegenden text beziehen könnte, und die beiden hss. mithin in den allermeisten fällen doch als unabhängige zeugen zu gelten hätten. da mir auch andere gruppierungen bei stärkeren textlichen abweichungen nicht aufgefallen sind[1], so liegen also die dinge für die textkritik recht günstig, zumal eine genauere vergleichung von *a f* und *e* auch für die entscheidung bei den zahlreichen abweichungen der sprachformen und des ausdrucks willkommene anhaltspuncte an die hand gibt, am wenigsten natürlich für rein mundartliche dinge, bei denen jeder schreiber, ohne den text stärker anzutasten, seiner neigung und seinen bedürfnissen folgen konnte. in den bei *e* erhaltenen versen habe ich mir 94 mal die übereinstimmung von *ef*, 58 mal *ae*[2] und 52 mal *af* angemerkt, und wenn natürlich die betreffenden lesarten auch erst genauer auf ihre echtheit oder unechtheit zu untersuchen wären, so erhellt doch auch ohne das schon der vorzug von *ef* gegenüber von *a*. in dieser partie ergibt sich mir kaum eine beziehung von *b* zu *f* gegen *ae*[3], eher, aber dann auch nur recht leise, eine solche von *b* zu *e* gegen *af*, während eine solche von *b* zu *a* gegen *ef*[4], auch in lesarten die wol auf einen jüngeren sprachcharakter weisen, nicht zu verkennen sein dürfte. die fragen wären für den übrigen text weiter zu verfolgen und entsprechend bei der kritik zu verwerten. eine bestätigung für die oben offen gelassene möglichkeit eines engeren verhältnisses *af* ist aus den eben genannten 52 *af* kaum zu gewinnen[5].

[1] Für *al* s. unten über 622 ff. 812 f. 860. 2655. das ist natürlich zu wenig und zu unsicher, um einen schluss darauf zu bauen. [2] darunter nicht der fehler 330 *ghemakelike* (s. unten), bei dem die übereinstimmung gewis zufall ist. [3] s. unten zu 860. [4] vgl. unten zu 211 f. 3196 f. [5] beide hss. stimmen auch 3164 mit *hoenre*, wo *e* *vor hoenre* an den tag brachte. dies hat Verdam Tijdschr. 9, 238 f überzeugend als *woerhoen* gedeutet, was zu meinem grösten bedauern bei der bearbeitung der lesestücke für die 2 ausgabe meiner Mnl. gramm. meinem gedächtnis entfallen war. ein vermeintlicher eigener einfall, der in würklichkeit also nur eine unbewuste erinnerung war, brachte mich erst wider darauf, und ich kann jetzt eine

Auch ohne die genauere vergleichung ergibt sich aber schon aus den stärkeren textabweichungen, dass, wie es auch der herausgeber hervorhebt, ***f*** dem original wesentlich näher geblieben ist als ***a***, jedoch auch seinerseits zahlreiche fehler enthält (von denen auch ***e*** nicht frei ist). die änderungen in ***f*** sind aber im allgemeinen weniger eingreifend, sie erklären sich vielfach als verlesungen und flüchtigkeiten, während die von ***a*** den text häufig weit stärker umgestaltet haben. nicht blofs in dem jüngeren alter von ***a*** dürfte seine geringere originalität begründet sein, sondern sie dürfte auch darauf hinweisen, dass die handschrift das glied eines stärkeren abschreibebetriebs ist. ***f*** mag einer tradition angehören, die verhältnismäfsig früh aus dem fläm. heimatsland heraus gelangte und seltenere abschriften erzeugte. man kann, glaub ich, nicht einmal sagen, dass in ***a*** die fläm. sprachform so sehr viel besser gewahrt sei als in ***f***, wie man es sonst von einer fläm. handschrift einer aufserfläm. gegenüber erwarten könnte.

Von den zahlreichen weniger wesentlichen verschiedenheiten abgesehen, verteilen sich die m. a. nach richtigen lesarten auf beide hss. folgendermafsen[1].

Vv. 1—6 wird wol eine combination von ***a*** und ***f*** notwendig sein, s. auch unten s. 321 ff. — 25 f nach ***a*** (und ***b***). — 32 nach ***a*** (und ***b***). — 33 in ***a***, 34 in ***f*** nach ***a*** (und ***b***). — 37 f. kaum zu entscheiden. — 39 vielleicht nach ***f***; vgl. ***b*** 41 ff. — 55—57 nach ***f*** (und ***b***; vgl. auch ***l*** 33 *venit ad lucem invite.*) — 97 nach ***f***. — 105—108 nach ***f***. — 124 *omberet* nach ***f***

längere begründende anmerkung, die an dieser stelle stehn sollte, streichen. übrigens wäre auch eine andere form statt *woer* denkbar, das onomatopoietisch ist oder doch so aufgefasst werden konnte.

[1] Ich geh nicht auf alle stellen ein, die schon früher, auch ohne rücksicht auf ***f***, m. a. nach richtig behandelt worden sind, noch weniger werd ich die begründungen widerholen, die jetzt also vielfach durch ***f*** eine weitere bestätigung erfahren. die litteratur in der die einzelnen stellen früher behandelt sind, führe ich im allgemeinen nicht besonders an. es kommen neben den verschiedenen ausgaben in betracht JWMuller De oudere en de jongere bewerking van den Reinaert; Tijdschrift voor nederl. taal-en letterkunde 1, 1—29 (Verdam); 5, 245—264 (van Helten); 9, 236—243 (Verdam); 12, 1—24 (Buitenrust-Hettema); 19, 137—149 (Verdam); 27, 50—98 (Léon. Willems); JWMuller in Verslagen en mededeelingen d. Kon. Vlaamsche academie 1908, s. 109—188.

120 (und ***b*** 132; ***l*** 66 *desinat inde queri*). übrigens könnte auch die starke form *omboren* ursprünglich gestanden haben. — 135 ist die la. der hss. ***a f b*** *saghe* (***a*** verlesen *laghe*) beizubehalten. — 163 f nach ***f*** 159 f (und ***b*** 171 f). — 175 nach ***a*** *noch*, nach ***f*** 171 *in* (oder *hin* nach ***a***?) *derre*; ***b*** 183. — 186—192 nach ***f*** 182—184 (und ***b*** 194—196); es ligt hier eine starke umarbeitung in ***a*** vor. — 198, ***f*** 190 und ähnlich wie letzteres ***b*** 202, scheint mir nicht sicher zu entscheiden, auch nicht nach ***l*** 97. — 203 f. die beiden verse fehlen in ***f*** (nach 194), und man wird wol zunächst geneigt sein, das für ein blofses versehen der handschrift zu halten. aber auch weder in ***b*** noch in ***l*** findet sich etwas entsprechendes; im gegenteil könnte man grade 211 von ***b*** als veranlasst ansehen durch Reinaerts worte *in hebbe daer an niet gheloghen*, wenn diese nicht durch Isengrijns frage hervorgerufen waren. ich glaube also, dass wir von den beiden versen für den alten text absehen müssen, wenn man sie auch ungern missen sollte, da der lebhafte einwurf die lange rede Grimberts in nicht unwillkommener weise unterbricht. — 211 f wird schwerlich zu entscheiden sein. die übereinstimmung von ***ab*** scheint auf *uplaset* zu führen, die von ***a f*** und ***l*** (102 *nimium saturatus eras*) im folgenden vers auf *versadet*. aber die assonanz *laset* : *versadet* bleibt für das alte gedicht wenig wahrscheinlich, und die conjectur *aset* oder *gheaset* oder *veraset* (Tijdschr. 2, 206 ff) nach ***b*** wird sonst durch die überlieferung nicht gestützt. mechanisch am sichersten wäre somit als ursprünglich nach ***f*** anzusetzen

ende ghi die goede (*oder* vette) pladise (up?) aet,

daer ghi u selven mede (*oder* ane) versaet (*oder* an hadt versaet?).

auf *uplaset* müsten ***a*** und ***b*** nach dem zusammenhang selbständig gekommen sein oder ***b*** es bereits in der vorlage gefunden haben. vielleicht ist aber doch *uplaset* : *veraset* die echte lesart und ***a*** und ***f*** kamen unabhängig voneinander auf *versadet* (***l*** auf *saturatus*). — 219 *butseel* nach ***f*** 209 (und ***b*** 223). — 234 nach ***f*** 222 (und ***b*** 240; ***l*** 111 *est mirandum*). — 237 nach ***a*** (und ***b*** 243) gegen ***f*** 225; auch ***l*** 114 betont die beiderseitige liebe: *ferventes . . . dedere fidem*. — 242 *ende of* nach ***f*** 230 (und ***b*** 246; ***l*** 115 *si*). — 243 nach ***f*** 231 (und ***b*** 247). — 245 nach ***a*** (und ***b*** 249; auch ***l*** 115 *quod inde*?). — 258 nach ***f*** 246 (und ***b*** 270). — 273 stimmt ***f*** 261 mit ***b***, indem beide hier

Reinaerts gewöhnliche burg Malpertuus nennen. sie könnten dazu gekommen sein, weil sie vielleicht in dem namen Malerois schwierigkeiten fanden, und sachlich eigentlich kein grund vorliegt, hier an eine andere als Reinaerts gewöhnliche wohnung zu denken. bei diesem sachverhalt muss man allerdings fragen, wie kam der dichter dazu, hier nach einem namen aus einer ganz anderen branche zu greifen (Martin s. xvii)? rührt Malerois doch von einem schreiber her? — 284 eher nach *f* 272; *b* 312 dem sinne nach vom letzteren abweichend *nederwaert ten dalen*, aber *l* 131 *de valle*. *nederwaert* war also vermutlich für 'unten', ohne den begriff der richtung gebraucht (vgl. Mnl. woordenb. iv, 2291), wurde aber misverstanden. — 338 nach *f* 326 (und *b* 366). — 351f nach *f* 339f (und *b* 389f). — 358 nach *f* 346 (und *b* 386). — 364 nach *a* (und *b* 392) gegen *f* 352, aber vielleicht mit *coninerike* nach *f* (und *b*). — 367—371 nach *a* (und *b* 395—399) gegen *f* 355—359. die beiden letzten verse sind wol, z. teil nach *f* (und *b*), etwa zu lesen

ende hadde ghedaen sware
pinen (*oder* carinen?) vor die sonden sine (*oder* pine *im reim?*)

die übereinstimmung von *f*, das mit den reimen in unordnung geraten war, und *b* in *penitencien* kann zufällig sein. — 378 bestätigt *f* 336 die an sich zweifellose conjectur. — 405—408 nach *a* (und *b* 433f) gegen *f* 394. der anlass für die eingreifende änderung von *f* bestand vielleicht blos darin, dass es versehentlich statt *bewachten no bescaermen* geschrieben hatte *bescermen no bewachten*. — 425 nach *f* 411 (und *b* 453). — 451—455 nach *f* 437—441

doe leidemen Coppen in dat (*oder* een) gracht,
dat met sinne (*oder* engiene) was gewracht (*eher als* graf: ghemaect was)
onder die (*oder* een) linde in dat gras.
een maerbersteen slecht alse glas
was die saerc die up haer (*oder* daer up) lach.

466 nach *f* (*ontboot*?) (und *b* 496). — 470 bestätigt *f* 456 van Heltens conjectur. — 502 nach *f* 488 (und *b* 528; *l* 215 *per opaca*). — 508 nach *f* 494 (und *b* 532; *l* 219 *vicinus*). — 530 nach *f* 516 (und *b* 554); vgl. auch *l* 226 ff. — über die stellung 557f = *f* 543f wird sich schwerlich entscheiden lassen. *niewer* von *a* (und *b* 614, *l* 238 *novis cibis*) neben *vremder* von *f* (Rom. de Ren. 504 *mervellos*) ist wol ursprünglich. — 562 nach

f 548 (und ***b*** 617; ***l*** 241). — 575 nach ***f*** 561 (und ***b*** 629; vgl. Rom. de Ren. 537f *'nomine dame Cristum file' dit li ors 'por le cors saint Gile'*). — 608 nach ***f*** 594 (und ***b*** 660). — 615 nach ***a*** gegen ***f*** 601, das *helet mare* beseitigt hat. wie 1072 (aber nicht 3243) *helet vri.* dagegen ist im folgenden vers ***f*** zu folgen, das mit ***b*** 667 und ***l*** 261 *tibi tam promptum foret omne, Brune, bonum* stimmt. die la. von ***a*** wäre überhaupt dem sinne nach ganz falsch, wenn wir nicht *honich* aus Reinaerts gesinnung heraus als bildlichen, ironischen ausdruck auffassen wollen. — 622 bleibt mir einigermafsen zweifelhaft; ***l*** 264 *ridet, vix quoque cessat ab hoc* stimmt eher mit ***a***, dagegen ***b*** 671 eher mit ***f*** 608. die la. des letzteren erinnert einigermafsen an eine spätere stelle, 2570. — 624 nach ***a*** (und ***b*** 673) gegen ***f*** 610; vgl. ***l*** 265 *si vim tenet ars mea.* — 650 nach ***f*** 636 (und ***b*** 702). — 658f nach ***f*** 643f (und ***b*** 709f). ob im folgenden vers das *soeket* von ***f*** richtig ist? vielleicht *roeket*? — 682 nach ***a***, dessen *smeken* in ***b*** 734 erhalten ist, gegen ***f*** 668. — 704 nach ***f*** 690 (und ***l*** 295 *Gaude, m a n d u c a, my Brune*). — 752 = ***f*** 738 ist auch nach ***b*** 804 nicht sicher zu entscheiden. besser gefällt mir eigentlich die lesart von ***f***, bei der *hem bedenken* entweder im sinne von 'zu mute sein' oder auch 'verdruss, reue empfinden' (Mnl. woordenb. *bedenken* IV 4 und IV B) oder von 'überlegen', mit bezug auf die unentschlossenheit des bären, zu verstehn wäre. — 766. die conjectur *staf* für *stap* in ***a*** wird durch *staf* in ***f*** 752 noch nicht erwiesen, zumal ich die verbindung *te haren staf* nicht versteh. sie könnte fast vermuten lassen, dass irgend ein verkanntes compositium von *stap* in der stelle stecke. so würde sich auch begreifen, dass ***b*** 788 nichts entsprechendes hat, während man die angabe, wenn *staf* gestanden hätte, oder auch, was ich bezweifle, *stap* 'krückstock' bedeuten könnte, in ***b*** und ***l*** wol widerzufinden, erwarten könnte. vgl. Tijdschr. v. nl. taal-en letterk. 17, 277. — 777 nach ***f*** 763. — 786 rechtfertigt ***f*** 772 die auf ***l*** 334 *contum cornutum* gegründete conjectur. — 805—816 muss das ursprüngliche, soweit es überhaupt möglich ist, aus ***a*** und besonders aus ***f*** zusammengesucht werden. ich geh von 812f aus, wo durch die übereinstimmung von ***f*** 795f *ghedichte gaen in sinen hals, entie coster als ende als* und ***b*** 841f *dicke gaen omtrent sinen hals. die coster maecte hem coc seer mals* ***f*** gegenüber ***a*** als ursprünglich er-

wiesen wird. daraus ergibt sich notwendig aber auch, dass zugleich die vorangehnden und folgenden verse nach *f* zu gestalten sind, wo gleichfalls großenteils wider die übereinstimmung von *b* hinzutritt. anderseits wird 805 f von *l* 330 wörtlich bestätigt, während entsprechendes allerdings in *b* ebenso wie in *f* fehlt. am schwierigsten scheint 815, wo *f* das was *a* von Lamfreit sagt einem andern angreifer, Otram, zuschreibt auch *b* nennt an der stelle Lamfreit, sagt aber von ihm, was in *a* an einer etwas frühern stelle, 796 ff, von einem anderen gesagt war und teilt dann das von Otram erzählte einem bruder Lamfreits zu. auch *l* aber nennt an der stelle, v. 336, *Lamfreidus*, schreibt jedoch in unmittelbarem anschluss daran den angriff mit dem beil einem Hatto zu. es ist also eine gewisse übereinstimmung zwischen *a*, *l* und *b* gegen *f* vorhanden, die sich aber kaum weiter erstreckt, als darauf dass Lamfreit genannt wird. sollte es nicht denkbar sein, dass alle drei von selbst darauf verfallen wären, der hauptperson eine rolle beim angriff zu geben, wobei *a* ihm einfach die einer anderen person übertragen hätte? grade ihm den beilhieb zuzuschreiben lag nach 699 ff und 734 f nah genug. wenn Lamfreit ursprünglich genannt war, wird es sich nicht mehr feststellen lassen, was der dichter von ihm gesagt hatte. ich erinnere noch einmal daran, wie unsere erörterung auch früher schon, oben 293 f, ergeben hat, dass diese stelle zu änderungen reizte. abgesehen nun von der möglichen erwähnung Lamfreits könnte etwa der folgende wortlaut ursprünglich gewesen sein:

805 Ander wijf ende ander man,
meer dan ic ghenoemen can,
daden Brunen groot torment.
Brune sat ende sach omtrent
ende nam dat men hem gaf.
810 die pape liet den cruusstaf
ghedichte gaen in sinen hals,
entie coster als ende als
ghinkene nopen metter vane,
ende Otram warp hem sere ter bane,
815 diene sloech ter selver wile
met ere harde scaerper bile
so tusschen hals ende hovet etc.

das *so dat hem dbloet uut lac* in ***a***, von dem schon vorher blutüberströmten bären gesagt, scheint auch etwas müfsig, während man anderseits den wol der natur abgelauschten zug in ***f*** *Brune sat ende sach omtrent* nicht gerne missen möchte. man sieht freilich nicht, was für ***a*** der anlass zur umgestaltung gewesen sein könnte. oder blofs die verschreibung *onghemac* für *torment?* — 860 wol wider nach ***f*** 844 (und ***b*** 898). zwar verflucht in ***l*** 362 f wie in ***a*** der bär auch den Lamfreit; aber die übereinstimmung zwischen ***b*** und ***f*** wäre sonst schwer verständlich. ***l*** nennt neben Lamfreit ausdrücklich auch noch verschiedene andere von der gesellschaft und könnte wol auch von der lesart ***fb*** aus selbständig zu seiner darstellung gekommen sein, während ***a*** möglicherweise blofs auf einem lesfehler beruht. — 873 = ***f*** 857 ist unsicher. von ***a*** aus ist vielleicht das *enen* in ***b*** 906 eher zu verstehn. — 902 = ***f*** 886. die conjectur JWMullers wird durch ***f*** schön bestätigt, nur bleibt auch *versleghen* erhalten. nicht aber kann auch *int oever* von ***f*** richtig sein. jedoch ist es auch fraglich, ob dies nun einfach nach ***a*** durch *thaus* zu ersetzen wäre. es hat wol ursprünglich etwas anderes dagestanden, vielleicht *ende tsinen behoeve hadde gerleghen.* — 914 f nach ***f*** 898 f (und ***l*** 385). — 934 nach ***f*** 918 (und ***b*** 953, ***l*** 392 *et vulnera multa gerentem*). — 938—940 nach ***f*** 922—924 (und ***b*** 958—960). — 944 nach ***a*** (und ***b*** 970) gegen ***f*** 628. — 945 f ist wol nach ***a*** bei *pri(h)ore : ore* zu bleiben gegen ***f*** 629 f. zwar hat auch ***b*** 972 *oren*, aber ***l*** 397 spricht von *leva aure*. für den nom. sing. *priore* wünschte man allerdings noch eine bessere bestätigung als im Mnl. woordenboek. — 954 nach ***f*** 938 (und ***b*** 980), aber wol mit anderer interpunction als bei Degering und mit *hine* für *hi*. ***l*** 403 *sed surda preterit aure probra* gibt keine genügende handhabe. — 959 f. sowol ***f*** 944 wie ***b*** 985 haben hier *ant ander lant*, entsprechend ***l*** 405 *ad ripam ulterioris aque*. der begriff 'ans andere ufer' muss also ursprünglich da gestanden haben. doch auch der begriff des in ***b*** und ***l*** auffälliger weise fehlenden *ende ghinc ligghen up dat sant* muss nach der übereinstimmung ***af*** als ursprünglich angesehen werden. dass aber diesmal die vier verse auf *-ant* von ***f*** als richtig anzusehen seien, scheint mir ausgeschlossen. sie sehen in ihrer mangelhaften fügung und mit dem wenig sagenden *daer hijt alre naest vant* ***f*** 946 zu sehr

darnach aus, als ob der schreiber sich aus einer verlegenheit herausgeholfen habe: vgl. s. 291. man könnte nun denken, es habe ursprünglich wie in *a* gelautet, nur mit *upt* (oder *aut*) *ander sant* in 960. daraus könnte bei verschiedenen schreibern unabhängig voneinander *ander lant* entstanden sein. *f* hätte aber auch *dat sant* nicht missen wollen und umgearbeitet. indessen habe ich bedenken bei *dat ander sant* für 'das andere ufer'. das wort *sant* für 'ufer' ist noch häufig genug belegt, aber wol nicht die verbindung mit *ander*. vielleicht lautete 959 ursprünglich *metten strome driven aut ander lant*, und das ist aus versehen, oder um den längeren vers (mit zweisilbigem auftact) zu kürzen umgeändert worden, wobei *a* und *f* zufällig beide auf *te hant* (vgl. *te hant* : *serjant* 983 f) gekommen sein können. das *velox* in *l* 404 entspricht keineswegs dem *te hant*, sondern ist durch *sloech* 955 hervorgerufen. *a* hätte sich bei der änderung *te hant* begnügt, während *f* beizuarbeiten suchte. — 969 f = *f* 954 f lässt sich wol wider nicht sicher entscheiden. es ist möglich dass die ungenaue consecutio in *a* (s. Martins anm.) nicht ursprünglich ist, aber auch dass *f* die genaue herstellen wollte. *a* hat die gewöhnlichere wortstellung *hoe hi die vaert bestaet*.

1023. da auch *f* mit der bisherigen überlieferung einstimmt, ist natürlich von einer weitergehnden conjectur abzusehen. die schande für die sippe besteht darin, dass die dritte ladung zur endgiltigen aburteilung des eines ehrenrührigen verbrechens bezichtigten und, bei seinem nichterscheinen, zur friedloserklärung und verurteilung in abwesenheit führt. 1338 verlangt dann allerdings Grimbert die dritte ladung als Reinaerts r e c h t. in der tat ist sie ja das recht des bezichtigten, aber ihr charakter als einer verurteilung nahe stehend wird darum nicht geschwächt. zudem muss Grimbert jenes recht betonen gegenüber dem *meneghen raet* der durchweg feindlich gesinnten mannen, die auch schon ohne die gerichtliche untersuchung Reinaerts handlungsweise als *overdaet* oder als *mordaet* (*f*) stempeln. *ter redenen bringhen* 1331 kann wol schon wie unser 'zur verantwortung bringen' denn sinn von 'zur s t r a f e bringen' haben. obwol man nun auch den ausdruck mit der cardinalzahl, den *a* 1023 und ebenso 1007, 1338 hat, im selben sinne wie den mit der ordinalzahl verstehn k a n n, so ist doch die hs. *a*

nicht so zuverlässig, dass man nicht die viel deutlichere ordinale ausdrucksweise, die die übrigen texte an allen drei stellen aufweisen, vorziehen dürfte. — 1066 nach ***f*** 1052 (und ***b*** 1094; ***l*** 459 *ante portam*). — 1072. ***f*** 1058 stimmt mit ***b*** 1096 darin dass es statt des *helet vri* von ***a*** das pronomen (*sidji*, *ghi* im reim hat. dagegen könnte das *tu michi dilectus* (neben *care*) von ***l*** 466 wol durch das *helet vri* veranlasst sein. *nere* von ***a***, ***b*** und ***l***, anderseits *sere* (*recht*) von ***f*** und ***b*** (Rom. de Renart 780 *bien soiez venus hautement*) dürften als ursprünglich anzusehen sein. *nere* wäre aber in ***f*** nicht so leicht unterzubringen, nur mit zweisilbigem auftact, vor oder hinter *Tibeert*. ***f*** scheint darum geändert zu haben, und so hat doch wol *helet vri* die wahrscheinlichkeit für sich echt zu sein, wie v. 3243 und wie *helet mare* 615 und vielleicht 3469; s. unten s. 337. — 1075—1083 nach ***f*** 1061—1071 (und ***b*** 1099—1108, ***l*** 467—471). in einzelnen ausdrücken mag ***a*** echter sein, so 1083 *gaeri* statt *sulvi* ***f*** 1070, wenn nicht etwa dort im folgenden vers *gaen* einzuschieben ist. dass in der sprichwörtlichen redensart 1079 f *line* als 'zeile' oder metonymisch 'vers, gedicht' zu verstehn ist (vgl. Mnl. woordenb. IV, 651 und 656) erhellt jetzt aus ***f***; vgl. auch noch Troyen 1010 *eert speel ten einde wort ghelesen*. — 1092 ist *al sonder waen* gegen ***f*** 1080 (und ***b*** 1116; auch ***l*** 480 *ibo*) nicht unverdächtig. doch ist *dat sal ic* durch die übereinstimmung von ***af*** gesichert, und dazu gehört dann notwendig auch *met u*. wenn wir combinieren, so kämen wir auf ein zeugma, etwa *dat sal ic met u (so) sal ic gaen*, was nicht wahrscheinlich ist. vielleicht ist die echte lesart beiderseits verloren gegangen. — 1110 nach ***f*** 1098 (und ***b*** 1131). man kann hier an sich die lesart von ***a*** vorziehen, aber auch ***l*** 483 hat nichts dem *sorghic* entsprechendes. — 1154 wird man *up die ghelede* erklären 'auf ein geleite unter dieser bedingung', und das ist eigentlich verständlicher als *op u gheleide* von ***f*** 1142 und ***b*** 1178. doch auch dies kann verstanden werden 'auf das geleite das du mir jetzt anbietest'; 1151 *ic lede u*. — 1162 nach ***a*** (und ***l*** 497 *paries terreus*; vgl. ***b*** 1186 *steenre mure*) gegen ***f*** 1152. — 1165 *nachtes* nach ***f*** 1155 (und ***b*** 1189; ***l*** 498 *preterita nocte*). — 1184 nach ***f*** 1174 (und ***b*** 1208). — 1187 dem sinne nach nach ***a***; doch ist wol *wel* nicht das ursprüngliche wort, sondern eins, aus dem das merkwürdige

(onse) beiach von *f* 1177 verlesen sein kann; *b* 1211 *mit bliscap.* — 1191 ist die echte lesart sehr zweifelhaft. *besteken* ist in der verlangten bedeutung (*l attemptare*) nicht so recht bezeugt. *bestoken* ist etwas stark. aus *bestoetse* *b* = *bestoedese* würde sich die überlieferung auch gut erklären; *f* 1181 hat *bestaese.* — 1192 nach *f* 1182, ohne *so,* wie *b* 1216; vgl. *l* 509 *andar esse soles.* — 1201 nach *a* (und *b* 1225) gegen *f* 1191. — 1213 ff. die beiden ersten verse nach *a* (und *b* 1235 f) gegen *f* 1201 f. auch *horesch* von *a* im folgenden vers ist richtig; dagegen 1216 wider nach *f* (und *b*). — 1224 = *f* 1212. mit letzterem stimmt *b* 1247 insofern als *lude* darauf weist, dass in *lach* auch ein verbum für eine schmerzensäufserung zu stecken scheint, und beide dann zwei solcher verba nebst einem adverbium haben. trotzdem ist mir die sache hier zweifelhaft. die schilderung des originals war hier wider einmal nicht ganz anstandslos. die erzählung von 1202—1205 wird mit 1224 nicht grade geschickt wider aufgenommen, was für *l* auch der anlass gewesen sein mag, das zwischenstück zu übergehn. da wäre nun grade das veranschaulichende *stont ende* in *a*, das wir mit 'er stand noch immer da und' widergeben dürfen, und wovon auch *stat catus l* 518, trotzdem es eigentlich an anderer stelle steht, ein nachklang sein könnte (wie auch *die niet enkan ontghaen* von *b*?), besonders passend. es scheint mir nicht unmöglich, dass *f* und *b* zufällig zu der übereinstimmung, soweit eine solche vorhanden ist, gelangt sind. *f* kann auf *stan* durch verlesung gekommen sein und sein *iamerlike* aus (*a*) 1205 haben, und *b* muste zur versfüllung einen zusatz machen. *clamorem miserum protulit l* 519 ist übersetzung von *a* 1204 f, nicht etwa von *f* 1212 (*a* 1224). 1238 wahrscheinlich nach *f* 1226 oder genauer nach *b* 1262 mit *upvaren: l* 523 *transvolat.* — nach 1263 sind die beiden verse *f* 1253 f einzusetzen (nach *b* 1284—1286 und *f* 531 f *dentibus, ungue fero Extrahit hic unum de testibus*). 1365 nach *f* 1355 (und *b* 1385). — 1416—1419 nach *f* 1406—1409 (und *b* 1460—1463; *l* 616 f *Sique bonum facis natis, si venero sospes, Grates condignas reddere promptus ero*). — 1433 f nach *f* 1423—1426 (und *b* 1477—1480, *l* 624 f *Jamque mori vereor, contricio magna movet me De culpe factis preteritisque malis*). — 1477—1480 nach *f* 1469—1472 (und *b* 1519—1522; *l* 646 f *Ac Isengrinum plus quam tibi dicere possum Decepi tociens,*

nec suas exsto nepos). — 1545 f ist es unsicher, ob die reime nicht nach ***f*** 1537 f *booch* und *vlooch* gewesen sind. — doch scheint ***b*** 1584 das reimwort *hooch* aus seiner vorlage (= ***a***) beibehalten zu haben, und dann dürfte ***a*** recht behalten. — 1591 wahrscheinlich nach ***f*** 1583 *bersen* und wol auch *ende* (*ghinghene* nach ***a***); ***l*** 733 *Hortanturque canes, hunc agitare student*. — 1610 nach ***f*** 1602 (und ***b*** 1624; ***l*** 683 *ter quater*). — 1633 nach ***f*** 1625 *hortene*. — 1678 eher nach ***f*** 1670 (und ***b*** 1704, ***l*** 762 *ut psalmos legat*). doch hat ***l*** im folgenden vers auch *vigilet*, also anscheinend dem *wakene* ***a*** 1678 entsprechend. es könnte sich wol ohne anlass in der vorlage neben *jejunet* eingestellt haben — ***b*** hat nichts entsprechendes, ebensowenig wie ***f*** —. würde man es in ***a*** 1679 unterbringen wollen — etwa *te wakene, vastene ende te vierne* —, so gienge die jetzt vorhandene genaue übereinstimmung von ***a*** 1679 und ***f*** 1671 verloren. — 1683 eher nach ***a*** gegen ***f*** 1675: vgl. ***l*** 764 f *ammodo vivat Contentus propriis*. — 1686 wird die conjectur durch ***f*** 1678 bestätigt. — 1707 nach ***a*** (und ***b*** 1727) gegen ***f*** 1699; vgl. auch 1733. — 1730 nach ***a*** (und ***b*** 1750) gegen ***f*** 1722. — 1732 f hat ***f*** hinter 1723 vergessen. das kam wol wider durch die vier gleichen reime. — 1746—1748 nach ***f*** 1736—1738 (und ***b*** 1766—1768); im letzteren verse jedoch mehr nach ***a*** (und ***b***) *hoe sere* (oder *so sere?* vgl. 3208) *bevede R.*; auch ***l*** 798 ff lässt Reinaert hier nicht sprechen. — 1770 nach ***a*** (und ***b*** 1790) gegen ***f*** 1760. möglicherweise könnte aus ***b*** *groot* (*ere*) zu behalten sein; doch spricht ***l*** 809 *Semper honor tibi sit* nicht dafür. — 1777 ist es wahrscheinlich, dass *nochtan* von ***a*** und *wanic* von ***f*** 1767 an stelle eines anderen wortes getreten sind; s. Ojb. 56. wenn es nicht dem *fraude* von ***l*** und *mit logen* von ***b*** dem sinne nach entsprach, könnte man an *mochtsi* denken. — 1785 enthält vielleicht ***f*** 1775 *honichscalkers* das ursprüngliche; ***l*** 823 hat *falsus adulator*, und ***f*** 1805 scheint ein unbequemes wort entfernt zu haben. — 1786 steht ***f*** 1776 gleichfalls der echten lesart näher. — 1788 nach ***f*** 1778 (und ***b*** 1808, ***l*** 823 *habetque locum*). auch der reim spricht hier mit; s. Muller Tijdschr. 7, 29 ff. da auch *loghe* : *hoghe* 2659 sich jetzt als unursprünglich ergibt, so hat Rein. in der tat keinen einzigen reim von gedehntem zu langem *o* ausser vor *r*. — 1789 f nach ***a*** (und ***b*** 1809 f). auch ***l*** 821 *Qui bene noverunt*

ledere fraude bonos dürfte für ***a*** und gegen ***f*** 1779 f sprechen. vgl. auch Rom. de Ren. 1231 *cil qui sont serf par nature.* — 1800—1802 steht jedesfalls wider ***f*** 1790—1792 dem echten näher nach ***b*** 1820 f und ***l*** 831 f *Quod tibi gratus eram, quod servieras tibi reddam Grates condignas.* auch mit seinem wortlaut könnte ***f*** das richtige erhalten haben; es wäre zu interpungieren *danc hebt! ghi hebbes wel verdient.* nach ***l*** könnte man wol glauben, dass in *dat wort u nu te rechte ghegouden* etwas ursprüngliches stecke; doch kann das *tibi reddam grates condignas* auch schon durch *dank hebt! ghi hebbes wel verdient* hervorgerufen sein. auch 1803 hat ***f*** das richtige *crede.* — nach 1820 sind die vier verse von ***f*** 1809—1812 einzusetzen nach ***b*** 1841—1844, ***l*** 846 ff *Si rapuit Brunus Lanfreidi mella, quid ad me? Si Lanfreidus dedecus intulerit, Ex hoc vindictam potuit sumpsisse priusquam Fugerat in fluvium, si foret ille valens* und Rom. de Ren. 1244 ff *se Bruns menja li miel Lanfroi, et li vileins le ledenja, et il por quoi ne s'en venja? ja a il tex meins et tex pies, si granz musteax et si grant giez.* — 1834 f nach ***a*** (und ***b*** 1858 f); ***l*** 860 f *Justa licet fuerit mea causa nimisve nocens sim, Sive gravare velis sive levare, potes.* doch steht die echte lesart (*hoe goet of quaet?*) nicht fest; s. Ojb. 58 f. — 1840 wird die conjectur *starc* durch ***f*** 1830 bestätigt. — 1846 nach ***a*** *sine hie* oder nach ***b*** 1870 *sine ooie* (***l*** 866 *uxor*) gegen ***f*** 1838. — auch für 1850 ff ist nach ***f*** 1842 ff einiges zu ändern und zu ergänzen; vor allem darf Cuwaert nicht fehlen, der auch in ***b***, ***l*** und Rom. de Ren. genannt ist. das ursprüngliche wird sich indes in vollem umfang nicht gewinnen lassen. — nach 1868 ist in ***a*** 1865 f von ***f*** oder die diesen entsprechenden ursprünglichen verse ausgelassen. auch nach ***l*** 882 f *Si vellem cunctas ex ordine pandere causas Hinc illinc* und ***b*** 1901 ff sowie offenbar aus der construction von ***a*** 1869 selbst geht der sachverhalt hervor. — 1900 wird jetzt durch ***f*** 1898 vollkommen bestätigt, und der übereinstimmung von ***a***, ***f*** und ***l*** 894 [*rex*] *loquitur Brunoque lupoque catoque* gegenüber ist die auffassung von ***b***, welches die dem könig zugeschriebenen worte vielmehr Tibert in den mund legt, in keiner weise aufrecht zu erhalten. 1897 *hier mach in lopen ander raet* bedeutet nicht 'hier könnte eine andere (mir gefährliche) überlegung sich einstellen', wie ***l*** 897 es aufgefasst hat: *hinc*

posset forte venire malum. sondern 'hier dürfte (von meiner seite) (vorteilhaft) eine andere überlegung einfliefsen', (vgl. DWB III 222 *einlaufen* 4 'mit einlaufen, mit unterlaufen'). wie ***b*** 1928 es versteht: *doe docht hi mit vroeden gronde*, '*hier toe hoorde wel ander raet*', und in dieser voraussicht hält es auch der könig für wünschenswert, dafür zu sorgen, dass zunächst Reinaerts hauptfeinde vom schauplatz entfernt werden, um vielleicht gelegenheit für diesen 'anderen rat' zu gewinnen, gerade so wie Reinaert ihre entfernung absichtlich betreibt. in v. 1902 ist aber ***a*** gegen die anderen texte unursprünglich. — 1941 f nach ***f*** 1935 f. auch aus ***l*** 925 f und ***b*** 1976 f ergibt sich, dass ***a*** 1941 eine ganz willkürliche, vielleicht durch den verlust eines verses in der vorlage veranlasste änderung ist. — 1957 f nach ***a*** gegen ***f*** 1951 f, das sich verschrieben hatte und willkürlich einen neuen reim macht. — 1964 wird die auf ***l*** 938 *quos non Reynardus amavit* und v. 1999 gegründete conjectur *die R. sere hadde leet* durch ***f*** 1958 bestätigt, das allerdings wider verschrieben hat *die R. hadden harde leit.* — 1987 ist vielleicht der satz nicht so eng mit dem vorangehenden zu verbinden und *ende* mit ***f*** 1981 wegzulassen; vgl. ***b*** 1995. —

Bei 2005 gibt ***f*** 1998 *Enne dar wel steruen enewarf* leider ein neues kleines rätsel auf. ist *enne* nur verschrieben für *ende?* an die von dem Glossar. Bernense überlieferte fragepartikel *ene* 'numquid' (vgl. daselbst *iene* und Inleid. XXVII) zu denken lässt die fügung bei der sonstigen übereinstimmung von ***f*** mit ***a*** nicht zu. jedesfalls steht ***a***, wenn es nicht ganz das echte ist, ihm nahe. wegen der bedeutung der stelle vgl. anmerk. zu I Mart. 948. — 2007 wird durch ***f*** 2000 die conjectur *sorghen* bestätigt. — 2057 f ist nach ***f*** 2042 (und ***l*** 981 *innocuus*) jedesfalls *onsculdeghen* einzusetzen; vgl. auch ***b*** 2084 *enen anderen, dies niet enbestaet.* doch könnte nach ***b*** 2085 *na desen tiden* auch *namaels* von ***a*** oder ein synonymes wort ursprünglich sein, das in 2058 raum fände. — 2084 nach ***f*** 2069 (und ***b*** 2114). — 2093 nach ***f*** 2077 (und ***b*** 2123; ***l*** 998 *lupum invenio*). s. oben s. 287. — 2096 nach ***a*** (und ***l*** 999 *patruum se tulit esse meum*) gegen ***f*** 2081; auch ***b*** 2125 f ist gewis Isengrim als subject zu verstehn. möglicherweise hiess es auch im alten text tatsächlich, mit ungenauer construction, *Ende vekende*, woraus sich das misverständnis von ***f*** erklären würde. — gegen 2105 stimmen ***b***

2135 und ***f*** 2089 bis auf *so* ***f***, *also* ***b*** mit der zweifellos echten lesung überein. — 2148 hat jedesfalls ***a*** mehr gewähr als ***f*** 2132; vgl. ***l*** 1026 *quod amicis dedecus esset.* ***b*** hat nichts entsprechendes, so dass es immerhin nicht ganz sicher ist, ob ***a*** die ganz echte lesart bewahrt. — 2153 f nach ***f*** 2137 f (und ***b*** 2174 f; vgl. ***l*** 1028 ff). — 2168 steckt vielleicht in *hie)* noch etwas ursprüngliches gegen ***f*** 2152, aber das verbum (prät.) ist schwerlich richtig. — 2182 f jedesfalls weniger ursprünglich als ***f*** 2166 f (und ***b*** 2202 f). vielleicht blofs *mach lichte mi gherieh in die helle daerom te sine.* dagegen 2184 nach ***a*** (und ***b***). — 2234 nach ***f*** 2200 *hem* einzufügen, das man aber wol besser auf *viande* als auf den vater und Grimbert bezieht. — 2273 f nach ***a*** (und ***b*** 2297 f; ***l*** 1089 *regia sceptra geret*). dagegen könnte nach ***f*** *daer jeghen stunen* ursprünglicher sein als *dat weder segghen* von ***a*** 2275. — 2279 stimmen ***a*** und ***b*** im präsens *wetic*, während ***f*** 2245 *wistic* hat; ***l*** 1094 *Omnia prenovi.* wenn aus ***ab*** auf die ursprünglichkeit von *wetic* zu schliefsen ist, so scheint mir ein merkwürdiges beispiel des präs. hist. vorzuliegen. auch 2331 und 2336, wo das präsens für uns eher begreiflich ist, hat ***a*** beidemal *kenne*, ***b*** 2357 *ken*, aber 2362 *kende*, ***f*** 2297 und 2302 *kende*, ***l*** 1118 und 1120 *cognovi*. — 2282 dürfte, trotz ***b*** 2306, *in hoghen* von ***f*** 2248 (*letum* ***l*** 1095) eher ursprünglich sein als *dronken* von ***a***. — 2283—2285 nach ***f*** 2249—2251 (und ***b*** 2308). — 2287 wol nach ***a*** gegen ***f*** 2253. — 2300 würde die verbesserte lesart von ***f*** 2266 *ic ghepeinsde hoedane wijs* zu ***l*** 1106 *Ranarumque memor* stimmen, während die abweichende lesart von ***a*** allerdings auf einen ähnlichen sinn wie ***b*** 2328 hinausläuft. aber es könnte zufall sein, dass die beiden letzteren auf das adj. *wijs* gekommen wären. — 2302 f nach ***f*** 2268 f (und ***b*** 2330 f). — 2318 würde die lesart nach ***f*** 2284 *het ware te spade* gegen ***a*** und ***b*** 2344 *het was te spade* die auffällige construction des wörtlich wiederholten *het was te spade* beseitigen. aber die erklärung 'sie beklagten sich, es wäre jetzt zu spät', nämlich 'sie könnten sich jetzt nicht mehr an einen könig gewöhnen' kommt mir wenig wahrscheinlich vor. — 2333 f. die stellung nach ***f*** 2299 f (und ***b*** 2359 f). — 2343 stimmt jetzt ***f*** 2309 mit *peusde* zu ***a***, während ***b*** 2369 *pijnde* hat und auch ***l*** 1123 nur *laboro nimis. peusde* ist wol beizubehalten: auch ***f*** hat an der 2300 entsprechenden stelle (s. vorher)

ghepijnde für *ghepeinsde.* allerdings war anderseits 10 verse vor 2343 *peinsde* vorausgegangen. — 2345 f nach ***f*** 2311 f (und ***b*** 2371 f). — 2359 nach ***a*** (und ***b*** 2385) gegen ***f*** 2323; im folgenden vers vielleicht *bevinden* statt *vinden*, was allerdings gegen ***f*** wäre. — für 2369—2372 hat ***f*** nur die beiden verse 2333 f. wörtlich gleich den beiden letzten von ***a***. ***b*** gleichfalls nur zwei verse 2393 f, wörtlich gleich den beiden ersten von ***a***. das sieht so aus, als ob von der tautologischen ausdrucksweise von ***a*** die beiden schreiber sich in weiser beschränkung je eine hälfte ausgesucht hätten. ich glaube aber doch, dass die sache in würklichkeit anders liegt, dass ***f*** das ursprüngliche enthält — auch ***l*** 1132 hat nur *sum custos* —, dass ***a*** zu der häufung kam entweder in absichtlicher übertreibung, oder weil es versehentlich *waest bi nachte waest bi daghe* geschrieben hatte, dazu einen neuen reim schuf, aber auch das ursprüngliche nicht missen wollte. dass ***a*** und ***b*** beide auf das reimwort *laghe* gerieten, ist nicht auffällig, da dies wort auch im original (= ***a*** 2370) stand. *wachte* mag ***b*** beseitigt haben, weil es unmittelbar vorher und nachher das verbum *wachten* gebrauchte. — 2373 f ist das ursprüngliche schwerlich mit sicherheit widerzufinden. *daernare* ist für unseren text nicht wahrscheinlich, noch weniger *daernaren*, und *daerna* von ***f*** 2335 durch den reim ausgeschlossen. was die satzfügung betrifft, so müsten wir, wenn sonst nichts dagegen spricht, ***f*** den vorzug geben und die ganze stelle etwa gestalten

> tenen stonden dat ic (mi?) ......
> (mi?) hadde bedect (*oder* decte) met groenen (*oder* groten) varen
> ende lach ghestrect neven deerde, [(*oder sing.* vaerne?)
> ende van den scatte dien ic begheerde
> gherne iewet hadde vernomen,
> doe sach ic

l 1134 hat *Ast intra philicem cum quondam, mane, iacerem Pronus humi tectus meque latere volens.* der letztere ausdruck legt nun für das reimwort der ersten zeile das verbum *daren(en)* 'verborgen sein' oder 'sich verbergen' sehr nahe: *dat ic (mi?) te darene* (: *varene*), oder *dat ic omme* (oder *dor*) *daren(en)* (: *varen(en)*). das verbum ist meines wissens bis jetzt nicht belegt (Kluge hat in der 6 und 7 auflage neben mengl. auch mnl. *daren*: woher?).

da aber noch das adverb *darnenlike* nachgewiesen ist (Tijdschr. voor nl. taal- en letterk. 17, 274), kann es wol noch bestanden haben. — 2383—2385 nach *f* 2345—2347 (und *b* 2405—2407). — 2394 nach *f* 2356 (und *b* 2416; *l* 1145 *signaque pedum*). — 2404 f nach *f* 2364 f (und *b* 2426 f; *l* 1149 *et invenio, jam bene nosco locum*). — 2419 könnte gleichfalls *f* 2380 in dem allerdings verderbten *manliken* das ursprüngliche beiwort gegenüber *overgroten* (*b groten*) erhalten haben; etwa *maerliken?* ein mhd. *magenlih, meinlih* 'gewaltig' entsprechendes wort ist im nl. nicht nachgewiesen. — 2420 *stat* statt *gat* nach *f* 2381 (und *b* 2440; *l* 1156 *Inque locum fidum, plus notum* (hs. *notum*) *plusque placentem*). das lat. bestätigt zugleich das *bet a* 2421 (und *b*). — 2439 f werden die schwierigkeiten wider durch *f* 2400 f einfach gelöst. die genauere übereinstimmung von *b* 2460 *vonden* und *l reperire* gegen *gewonnen* ist also zufällig. *a* hat hier durch seine änderung zu verdeutlichen gesucht, da das logische verhältnis von vorder- und nachsatz etwas eigenartig ist. — 2473 nach *f* 2434 (und *b* 2491). — 2492 nach *a* gegen *f* 2453 *statet sware*, wo der sprichwörtliche ausdruck ungeschickt beseitigt ist; auch *b* 2507 und besonders *l* 1195 *Postponor, jam sum vilis habendus ego* sprechen für eine weniger blasse ausdrucksweise. — 2500 nach *a* und *b* 2520 gegen *f* 2461; in *l* dürfte übrigens nach 1200 ein vers verloren gegangen sein. dieser fall, wo *hanghen doet* zu *anxt doet* geworden ist, sei nur als beispiel für häufigere fehler ähnlicher art in *f* angeführt, die hier nicht weiter berücksichtigt sind. — auch 2518 f stimmt *b* 2542 noch ganz wörtlich mit *a*, während *f* 2479, diesmal aus schwer erkennbarem grund, wider abweicht. vielleicht war *lieghen* schon in seiner vorlage ausgelassen, und *f* hat dann das *ende* statt auf das subject aufs prädicat bezogen. — 2525—2530 nach *a* (und *b* 2549—2554) gegen *f* 2486—2491; auch *l* 1219. *aliis feris* bestätigt in einer einzelheit die lesart der ersteren. — 2531 f nach *f* 2492 f (und *b* 2555 f). — 2533 f ist vielleicht, mehr nach *a* als nach *f* 2494 f, zu schreiben

so wil ic (dan?) up u ghenent
dese vorwoorde ende dit covent
up Reinaerts trauwe laten staen.

2556—2558 eher nach *f* 2517—2519; dagegen ist 2561 f die

stellung von ***a*** vorzuziehen. über *ende miere trauwen* ***a*** 2561, *bi miere trauwen* ***f*** bin ich zweifelhaft. jedesfalls steht das erstere sonst nirgends, und auch das *bi miere trauwe* ***a*** 2556, das dort nach unserer annahme nicht ursprünglich ist, darf dabei nicht übersehen werden. *Entes scattes* ***f*** 2523 ist wahrscheinlich nur dadurch veranlasst, dass der schreiber 2521 (***a*** 2560) als vollständigen satz fasste. *ic sel daerom denken* ***b*** 2578 stützt einigermaſsen die lesart ***f*** 2518 *ic merke wel.* — 2569 nach ***a*** (und ***l*** 1243 f *ut si Tocius hunc mundi constituisset herum*) gegen ***f*** 2530. — 2580. ob dem *tromphoem* von ***f*** 2541 eine bedeutung beizumessen ist (Muller, Vl. acad. s. 38 f), scheint mir doch zweifelhaft. es ist ja an der hs. einer beteiligt, der trotz dem namen *Kriekepit*, und trotzdem nachher von dem *putte* die rede ist, würklich gemeint hat, es handle sich um einen baum (v. 2549), und der mag zur vermeintlichen verbesserung *een cromp boem* geschrieben haben. was, wenn wir an den ortsnamen *Trompe* zu denken hätten, dann mit *een tromphorne* gemeint sein könnte, wäre doch schwer zu sagen. — 2594 nach ***e*** und ***f*** 2555 *elwaer*. — 2597 f nach ***f*** 2558 f und ***e*** (und ***b*** 2609 f); dagegen 2599 ff nach ***a*** und ***e*** (und ***b*** 2611 ff) gegen ***f*** 2560 ff. — 2602 nach ***e*** und ***f*** 2563. dass ***b*** 2614 ändert, erklärt sich auch leichter aus ***ef*** als aus ***a***. — 2648 nach ***f*** 2609 (und ***b*** 2660). — 2650 nach ***e f*** 2611 (und ***l*** 1294 *trepidatque timore Cuardus*). — 2655 nach ***e*** und ***f*** 2616 (und ***b*** 2665) gegen ***a*** (und ***l*** 1299 *monet*); vgl. Anz. xv 215. — 2656—2661. der von Jonckbloet (und Martin) nach ***b*** (und ***l***), mit bestechenden conjecturen, gestaltete text ist jetzt nach der ganz abweichenden lesart von ***e*** und ***f*** 2617—2626 herzustellen[1]. die übereinstimmung von ***b*** *van des ic u vraghe* mit ***l*** 1299 *Te de querendis dicere vera monet* muss zufällig sein, wenn man nicht eine benutzung von ***l*** durch den bearbeiter zugibt. — 2674 nach ***e*** und ***f*** 2639 *sies*, dem ***a*** selber mit *ries* näher steht als dem *vries* von ***b*** 2686. s. Muller, Vl. acad. s. 39. auf eine kritik der namensform verzicht ich. jedesfalls stehn sich ***f*** *Symon* und ***b*** *Simonet* verhältnismässig nahe und wol auch nicht so weit vom ursprünglichen: *Sīmont*?[2]. — 2683 f steht ***f*** 2649 f dem ursprünglichen näher: *Ghi sout toghen* (oder wol *tughen*) *vor dese dier Met sconen*

[1] vgl. schon Schröders vorschlag DLZ 1889 sp. 979.

[2] Dass die dichtung mit den falschmünzern hunde gemeint habe

rime. — 2700 f *siet den raet* nach *e* und *a* (und *b* 2712) gegen *f* 2665 f. — 2702 wird die conjectur *berke* (nach *b* und *l*) durch *e* sowie durch *f* 2667 weiter befestigt. — 2748, wie schon Ojb. 79 richtig gesehen ist, nach *f* 2713 (und *l*) *daer* für *dat.* — 2761 wäre, da andere beweise fehlen, nach *f* 2725 zu lesen. — 2765 (nicht in *a*). 2766—2774 nach *f* 2730—2734. von dem kleinen gespräch zwischen R. und der königin weiſs die sonstige überlieferung nichts. es mag einem schreiber nötig erschienen sein, dass der höflichkeit halber R. nicht stumm neben der fürstin stehe. bemerkenswert ist auch der gegensatz der nun zwischen dieser stelle und 2832 ff entsteht, wo Isengrim sich mit ungestüm an die königin herandrängt und rücksichtlos in heftige worte ausbricht. es entspricht aber auch gar nicht den tatsachen, dass wie in *a*, der könig und die königin jetzt vor die tiere hintreten; sie stehn schon an ihrem platz. wer diesen zusatz machte, mag dann bei den folgenden versen absichtlich etwas gekürzt haben. ich will aber nicht sagen, dass hiermit die entstehung der lesart von *a* völlig erklärt sei. ob gerade alles in *f* echt ist, sei dahin gestellt. man könnte einigermaſsen zweifeln an *beghinnen* und ferner an *coninclike*, wo *a vriendelike* und *b* [*die coninc*] *sonder ghelijc* hat. *l* hebt nur die nachdrücklichkeit der königlichen rede hervor. — 2777 nach *f* 2737, da weitere anhaltspunkte fehlen. — 2800 nach *a* (und *b* 2796) *ende danen comen nemmermee* gegen *f* 2760. — 2804 müssen wir allerdings nach Verdams schöner erklärung (Tijdschr. 19, 149) annehmen, dass *a* mit *danen* ganz allein das richtige bewahrt hat gegen *f* 2764 *tes*, *b* 2800 *daer*, *l* 1389 *quo.* — 2814 wol nach *a* gegen *f* 2774. die übrigen texte geben keine entscheidung. möglicherweise hat *f* den rührenden reim beseitigen wollen. — 2828 nach *a* (und *b* 2820) gegen *f* 2788. — 2862 nach *f* 2822 (und *b* 2852; *l* 1420 *soleas fac anteriores. Aptas nempe*

(Tijdschr. voor nl. taal- en letterk. 9, 242), wird mir schwer zu glauben. natürlich konnte auch ein mensch den beinamen *sies* tragen, und dann auch der übersetzer ihn mit *catulus* bezeichnen. wenn er von dem falschmünzer sagt *Et cum complicibus hominum consorcia fugit*, so scheint er mir nicht an tiere zu denken. wie weit auch Arnold die vermenschlichung treibt, so würden mir doch hunde, die mit schmelztiegel und münzstempel umgehn und um geld ihren lebensunterhalt erwerben, über die man sich in einzelnen franz. erzählungen allerdings nicht zu verwundern brauchte, unter seinen schöpfungen fremd vorkommen.

michi, det lupus ipse duas). möglicherweise hatte auch der alte text wie ***b*** blosses *doen* im sinn von 'gewähren' (Mnl. woordenb. II 247) oder 'leihen' wie im mud. und nnd. — 2870 nach ***f*** 2830 (***b*** 2860 und ***l*** 1423 *Et de jure potest).* — 2878—2881 nach ***f*** 2838—39 (und ***b*** 2868—2870). — 2925 hat Jonckbloet nach ***a*** *ne ware* beibehalten, und es scheint jetzt von ***f*** 2883 *mare* bestätigt zu werden. aber es ist nicht zu leugnen, dass dies adversativum, das sich nur auf *sweech stille* beziehen würde, zum ganzen satze aber sonst nicht passt, zumal so allein und mit enjambement in den verschluss gestellt, als störend empfunden werden kann. ***l*** 1449 knüpft diesen satz sogar mit *namque* an; ***b*** 2911 hat *voor waer.* das epithethon *die mare* scheint mir in diesem zusammenhang auch nicht recht passend; es wäre nur als besonders starke ironie zu verstehn. vielleicht war hier *Brune* mit dem zusatz *de bare* gebraucht, wie vier verse weiter *Tibeert, die cater,* 3082 *neve Belijn, de ram* (letzteres bei der anrede). — 2934 wol nach ***f*** 2892 *te:* vgl. Ojb. 84. — 2935f wird die conjectur durch ***f*** 2893f vollauf bestätigt. — 2942 stimmen ***f*** 2900 und ***b*** 2928 mit *bliden* gegen *soeten* in ***a*** überein. aber damit ist die sache nicht erledigt; 2772 erwies sich *met enen bliden sinne* nicht als original. — 2948 eher nach ***f*** 2906; vgl. ***b*** 2904 und ***l*** 1462 *rex accersiri Bellinum precipit.* — 2966 nach ***f*** 2924. — 2968 bestätigt ***f*** 2926 die conjectur Ojb. 84. — 2989 mit ***f*** 2947 *een palsterkijn?* ***b*** 2981 *een clein palster,* aber ***l*** 1484 *cum baculo.* — 2995f nach ***f*** 2953f (und ***b*** 2987f; ***l*** 1492f *Nec dolor ullus erat, aut quod quos deserat omnes Non gravat).*

3030 ***e*** *gemakelike,* ***a*** *ghemakelijc,* ***f*** 2988 *gemeenlike* ***b*** 3018 *gherensdelic.* mir scheint dass hier die überlieferung zwingend auf *ghemenlike* oder *ghemelike* führt; s. Mnl. woordenb. II 1347 f. zwar ist die bedeutung an die wir zunächst hier denken würden, 'lustig, possierlich' im mnl. nicht belegt, aber sie muss einmal vorhanden gewesen sein, und sonst würde auch 'fremdartig, wunderlich' genügen, wie im vers vorher *wonderlike* steht. — 3034f nach ***e*** und ***f*** 2992f (und ***l*** 1515 *Huncque peregrinum calceamenta docent).* — 3047f mit ***e*** und ***f*** 3005 *gode (be)volen* gegen ***a*** und ***b*** 3039; s. Anz. xv 215; dagegen sonst nach ***a***, ***e***, ***b*** gegen ***f***. — 3049f nach ***e*** und ***f*** 3007f, an deren lesung nichts auszusetzen

ist. — 3069f nach ***e*** und ***f*** 3027f (und ***b*** 3061f; ***l*** 1538 *Felix est vestra vita, quia vivitis olim Sicut ego vixi*). auch *felix* 'heilig' steht der lesart *gheestelic* 'fromm, gottesfürchtig', bei Kiliaan 'religiosus pius', nahe genug. — 3157 bestätigt ***f*** 3116 abermals die vermutung Ojb. 89, doch ist vielleicht die lesart von ***e*** vorzuziehen; s. Tijdschr. 27, 84. — 3177f nach ***a*** gegen ***f*** 3135—3137 (aber 3176 nach ***f*** *Ne*). die verse in ***f*** zeigen uns, wie die schreiber oft verfahren. unserer hat in *wemmerme* 3177, wahrscheinlich bei einem ganz flüchtigen blick, geglaubt *mit Ermeline* zu lesen, und nun brachte er auf die törichteste weise, u. a. mit einem vers vom kaliber *al noch seide Ermelijn mee* die stelle wieder in die reihe. — 3196f wahrscheinlich nach ***f*** 3156f (und ***l*** 1624f *Sic latitare magis michi quam prodesset abire, Nam non discedens ipse redire queam*): vgl. Tijdschr. 27, 88ff. die stelle bereitet insofern schwierigkeit, als der gegensatz an sich sowol auf die pilgerfahrt oder das bleiben im lande als auch auf Reinaerts vorschlag, ihren wohnsitz in eine wilde gegend zu verlegen, bezogen werden könnte. die letztere, m. a. nach nicht zutreffende auffassung scheint bei ***a*** vorzuliegen, vielleicht auch bei ***b***. dieses hat hier eine längere auseinandersetzung eingeflochten, worin Ermeline Reinaerts plan, den wohnsitz zu wechseln, widerspricht und auf die vorteile von Malpertus, dessen gelegenheiten ihnen bekannt sind, hinweist. das ist zweifelsohne hauptsächlich mit rücksicht auf die fortsetzung des alten Reinaert geschehen, aber eine misverständliche auffassung von ***a*** 3196f mag bei dem wortlaut der ganzen stelle 3183—3220 doch auch im spiele sein. in dem *bliven* ***b*** 3196 und 3211 könnte man den gegensatz von *bliven* und *varen* 3196f in der fassung von ***a*** widererkennen wollen. aber das zusammentreffen kann zufällig sein, möglich aber auch dass der gegensatz *sculen* und *varen* in der überlieferung früh zu *bliven* und *varen* geworden war. beides ist wahrscheinlicher als die annahme, *bliven* und *varen* sei das ursprüngliche und ***f*** und ***l*** hätten das unabhängig voneinander in *sculen* (im lande bleiben und sich verstecken) und *varen* und in *latitare, abire* gesteigert. — 3202. das dem ausdruck nach (trotz Mnl. woordenb. IV 2049 nr. 3) auffallende und auch dem sinne nach wenig passende *die na mijn oom was* scheint sich nach ***f*** 3162 in *die na mi comen was* aufzulösen. freilich ist dieser an sich ja ganz klare ausdruck

hier auch etwas unerwartet, wenn er nicht besagen soll 'der sich gleichfalls, er der erste baron des hofes, als bote um mich bemüht hatte'. das auf Grimbert bezügliche *michi carus* an der entsprechenden stelle von ***l***, v. 1626, hat wol mit dem in frage stehnden ausdruck nichts zu tun. — 3240 nach ***f*** 3200 (und ***b*** 3254) *dat herte* oder ähnlich statt *ten eersten*. — 3243 nach ***f*** 3203 (und ***b*** 3257); vgl. Tijdschr. 27, 93f. — 3247 wird die lesart von ***a*** jedesfalls wider von ***f*** 3207 und der übereinstimmung der übrigen texte gebessert. man könnte sich aber gegen die einfache übernahme der lesung von ***f*** sträuben, mit rücksicht darauf dass ***b*** 3261 *Bellijn die niet was fel* auffällig mit ***f*** 1650f *Belinus ad ista, Sicut erat simplex, jam bene credo, refert* übereinstimme. so ergäbe sich entweder eine nähere beziehung von ***b*** zu ***l***, oder aber von ***a*** zu ***f***, letzteres in bezug auf die übereinstimmung *ja ne waest el: ende niet el*. sollte das aber nicht ein trugschluss sein? sagt *die niet was fel* würklich dasselbe wie *sicut erat simplex*, d. h. 'in seiner leichtgläubigkeit'? es wäre doch für den dichter des Reinaert ein wenig glücklicher ausdruck. ich glaube vielmehr, dass *jam bene credo* die übersetzung von *ja ne waest el* und *sicut erat simplex* ein erläuternder zusatz ist. die lesart von ***b*** wird durch verlesen aus der von ***f*** oder als ersatz für diese entstanden sein, mit einem durch den reim nahegelegten epitheton ornans des widders. — 3254 nach ***a*** (und ***f*** 3268) gegen ***f*** 3214. — 3300 nach ***f*** 3260 (und ***b*** 3314; ***l*** 1682 f. *in altum unius in spacium dimidiique pedis*). — 3304—3307 nach ***f*** 3264—3267 (und ***b*** 3316—3319; ***l*** 1684 ff *Domineque Reynarde, scio quod me diligis, inquit, Extolli cum me queris honore magis: Sic per te cunctis regis venerabor in aula, Cum scierint etc.*). einige einzelheiten mögen in ***a*** echter sein. — 3314 stimmt zwar ***b*** 3326 mit ***a***, doch dürfte trotzdem ***f*** 3274 (etwa zu lesen *wats u lief?*) zu berücksichtigen sein. ***l*** 1692 f *My domine! Cuardus quid dicit?* stimmt nicht genau zu ***ab***. — 3336 ist wahrscheinlich nach ***f*** 3296 das nicht unauffällige *dese* in *des* (*tes?*) *si* zu verbessern. — 3339 nach ***f*** 3299 (und ***b*** 3337)? die umständliche schilderung von ***l*** 1710 ff *Ad mediam celi spacium jam duxerat axem Chirius ac umbras fecerat exiguas, Perque polum jam declivem descendere querens Versus ad occasum themo reflexus erat* würde jedoch eher für ***a*** sprechen. — 3382

ist die genaue fügung nach *f* 3342 und *b* 3378 nicht zu ermitteln. das demonstrative *dat* in Martins text scheint mir am wenigsten gewähr zu haben: entweder *Botsaert ende saecht. hi sprac*, oder, mit zurückgreifendem *dat* (vgl. 3475; Mnl. wordenb. II 83), *B. ende saecht* (oder blofs *sach*, also ganz nach *a*), *dat hi sprac.* — 3395 f nach *a* (und *b* 3392; *l* 1739 f *cuncte contremuere fere. Horribilique sono percussa timore ferarum Stat . . . . turba.*) — 3407 f nach *f* 3367 f (und *b* 3404). dagegen hat 3405 natürlich *a* recht gegen *f*. — 3414 f in näherem anschluss an *f* 3374 (und *b* 3408) *die* (oder auch ohne *die*) *heuet mi een valsch peelgrijn doen verwerken so* (oder *also*) *sere*. *b* stimmt wider scheinbar zu *a* mit 3410 *dat rouwet mi int herte mijn* (*a* 3415 *dat gaet miere herten na so sere*). aber der vers von *b* entspricht vielmehr dem *dat ics bem erre* 3408 und *dat ic recht mi selven hate* 3410. — 3419 bestätigt *f* 3380 widerum eine glückliche conjectur. die übereinstimmung von *a* und der handschrift *b* bereitet keine schwierigkeit, da es nicht im mindesten über die wahrscheinlichkeit hinausgeht, dass beide schreiber selbständig auf *doen comen* geraten sind. aber die ganze stelle wirft noch einmal schwere bedenken auf. Willems hat Tijdschr. 27, 97 bei 3418 eine lücke vermutet, indem er auf das zusammentreffen von *l* 1756 f *Hanc, Fyrapellis ait, rex, praetermitte loquelam, Tu quia, cum sis rex, non querulosus eris* und *b* 3420 *wats dan heer coninc? warts anders te rade!* hinweist. er hätte noch hervorheben sollen, dass der anscheinend auffällige gedanke des zweiten lat. verses, den man in *a* vergeblich sucht, sich auch in *b* findet, 3402 f *sidi niet heer van al den lande? is niet onder u al dat hier es?* dagegen beruht es auf einem irrtum, dass *f* verse mehr enthalten solle, die dem in *a* vermissten irgendwie entsprechen könnten. der von mir als auffällig bezeichnete gedanke steht nun in *b* und *l* nicht an gleicher stelle, in *b* folgt er auf *a* 3405, in *l* auf *a* 3418, und ich glaube, dass er auch nach dem wortlaut, den wir als den echten vorauszusetzen haben, doch nicht so sehr fern lag. auch er betont das ungebührliche in Nobels betragen als könig; seine erregung brauchte nicht gröfser zu sein, wenn die königin tot wäre. es wäre nicht nur *wel* gehandelt sondern auch *wijsheit groot*, wenn er sich mäfsigte. der lat. übersetzer hat auch an der ersten der beiden stellen dieser ansicht noch einen besonderen ausdruck verliehen, indem

er den vers *Non pulchrum flere regibus esse reor* hinzufügt. ***b*** hat an der ersten stelle offenbar den ausdruck *doet wel ende wijsheit groot* entfernen wollen und konnte dadurch zu einem zusatz kommen: *ende grijpt enen moet: het is groot scande*, und dann die beiden vorher genannten verse *sidi niet* etc. es bleibt aber auch noch eine andere möglichkeit. statt ***a*** 3405 *ende slaect uwen rauwe een deel* (: *Fierapeel*) liest ***f*** 3365 *ende matet uwen sin ende u seer*, mit unrichtigem reim zu *Fierapeel*. es könnte darum entweder, was mir weniger wahrscheinlich ist, ein verspaar verloren gegangen sein, oder 3405 ursprünglich einen anderen, dem sinne nach mehr mit ***f*** und ***b*** sich berührenden wortlaut gehabt haben (*maet uwen sin ende u riveel?*); *een deel* kommt hier in ***a*** etwas häufig hintereinander vor, auch 3398 und 3434. 3407 bis 3409 sind dann offenbar wider nach ***f*** 3367—3369 (und ***b*** 3404) zu lesen; desgleichen 3414f (*di heret mi*) ***f*** 3374f (und ***b*** 3408), 3411 nach ***f*** vielleicht auch *herte: miere herten* ***a*** 3415 und *int herte mijn* ***b*** 3410 mag dadurch veranlasst sein. von *leren* 3417 in ***a*** und ***f*** findet sich nichts in ***b*** und ***l***, deren ausführungen eher an einen begriff für 'herschaft' (*erre?*) denken lassen würden. es bleibt nun noch die anscheinende übereinstimmung zwischen ***b*** und ***l*** bei v. 3417. ***b*** hatte hier wider einen zusatz gemacht über den verhängnisvollen einfluss der frau, er war also unter umständen infolgedessen genötigt, dem vers und reim zu lieb noch nach einem neuen gedanken zu suchen, und die übereinstimmung *wats dan, heer coninc? warts anders te rade!* und *hanc, rex, praetermitte loquelam* ist nicht so wörtlich. es könnte sich also doch auch hier wider um einen zufall handeln, wenn nicht etwa das *echt* von ***a*** und ***f***, wie man wegen des metrums fast vermuten könnte (es findet sich auch gleich darnach 3432 *andworde . . . . echt*), nicht das ursprüngliche, sondern an die stelle einer interjection oder sonst eines kurzen ausdrucks getreten ist, aus dem sich der wortlaut von ***b*** und ***l*** erklären würde. an sich könnte *wat echt* oder *wats echt* denselben sinn haben wie *wat dan* oder *wats dan*; doch ist die verbindung m. w. nicht nachgewissen [1]. — 3422—3424 nach ***f*** 3382— 3384 (und ***b*** 3424—3426).

[1] Vielleicht steckt ein altes, bis jetzt nicht genügend belegtes wort auch in v. 2138, wo statt des unwahrscheinlichen *telle antwoorde* von ***f***

II.

Noch mehr beachtung als die textkritische bedeutung des neuen textes hat eine angabe über die verfasserschaft gefunden, die die handschrift in ihrem eingang bringt, und die eine noch vollständigere überraschung gewesen wäre, wenn nicht im j. 1897 Léonard Willems (Tijdschr. voor nl. taal- en letterkunde 16, 258 ff) eine hypothese ausgesprochen hätte, die wenig beifall fand, aber nun vollauf bestätigt wird. die hs. ***a*** enthält in ihrem eingang angaben über den dichter Willem und sein werk in irgend einem zusammenhang mit franz. Reinaertdichtungen, die im überlieferten wortlaut unverständlich sind. die lat. übersetzung enthält die angaben nicht. verständlich an sich ist was ***b*** aus den worten gemacht hat, aber das ursprüngliche kann seine fassung nicht enthalten. die herausgeber vermochten, auch mit einer gar nicht enthaltsamen kritik, nicht zu einer allgemein überzeugenden lösung zu gelangen. vor allem LWillems ist seinen eigenen weg gegangen und hat die vermutung ausgesprochen, dass ursprünglich von dem werk eines namentlich genannten andern dichters und dem verhältnis von Willems arbeit zu der des vorgängers die rede und gesagt gewesen sei: 'Willem, der früher den Madoc gedichtet hat, bedauerte sehr, dass die abenteuer Reinaerts im flämischen unvollendet geblieben sind; darum hat er die franz. branches aufgesucht und sich an die arbeit begeben'. in v. 6 war ursprünglich der name des vorgängers genannt, der nicht alles gedichtet hatte. Willem selbst fügte den anfang bis etwa v. 1750 hinzu. und das was LWillems vermutete steht nun tatsächlich und unverkennbar, mit einer kleinen abweichung nur, in der neuen hs.

Willam, die Madocke makede,
Daer hi dicke omme wakede,

2122 das noch weniger passende *selue antwoorde* gebracht wird. nach den bearbeitungen wäre auch ein stärkerer ausdruck als *snelle* zu erwarten: s. Tijdschr. 1, 20. ein wort dass mir hier sehr passend schiene wäre das mhd., frühnhd. *schel* 'auffahrend, aufgeregt, rasch', s. *schel, scheller* bei Lexer und *schell, schellig* DWB. aber im mnl. ist das einfache wort bis jetzt nicht gefunden, wol eine zugehörige merkwürdige bildung, *inschel*, *inschellich*. die anschliessenden worte der königin in der vorliegenden situation sind richtig '*schel*'. jedesfalls scheint mir die echte lesart nicht erhalten zu sein.

Hem vernoide so haerde,
Dat een avonture van Reinaerde
In dietsche was onvolmaket bleven,
Die Arnout niet en hadde bescreven,
Dat hi die vite dede soeken
Ende hise uten walschen boeken
In dietsche (dus *nach* ***a*** *und* ***b***?) hevet begonnen.

Die lesart *een* v. 4 wird richtig sein. es wäre wenigstens sonst unerfindlich, wie so sie hätte in die hs. ***f*** hineingeraten können. um so berechtigter erscheint sie, wenn wir berücksichtigen, dass *die avonture* um die es sich handelt, der einheitlichen franz. erzählung, dem Plaid, entspricht. zu lesen ist der vers wol *dat één avontûre.* indessen braucht *een* nicht notwendig betont zu sein, so dass vielleicht auch zweisilbiger auftact angenommen werden könnte. *onvolmaket* könnte hier im zusammenhang unmöglich etwas anderes bedeuten als 'unverfertigt'. dass *volmaken* diese bedeutung haben könnte, zeigt eben unser 'fertigen, verfertigen'. aber wahrscheinlicher ist mit hs. ***a*** *onghemaket* zu lesen. es war für die abschreiber schwer, den richtigen zusammenhang zu verstehen, und so mag einer zu *onvolmaket* für *onghemaket* gekommen sein, ähnlich wie im folg. vers ***a***, wie ich vermute, *vulscreven* für das ursprüngliche *ghescreven* von ***f*** (und ***b***?) geschrieben hat.

Glänzender kann eine kühne hypothese nicht bestätigt werden, als hier die von LWillems. Es ist begreiflich, dass sich noch leise widerstände regen, wenn jetzt die vorstellung, wie man sie sich seit langem zurecht gelegt hatte, umgewertet werden und der alte Reinaert nicht mehr für ein einheitliches werk gelten soll. aber ich glaube, dass die widerstände schwinden werden. der sachverhalt ist aber wert, noch einen augenblick mit einer allgemeinen bemerkung bei ihm zu verweilen. die tatsächlichen angaben die der dichter Willem in den eingangsversen gemacht hatte, waren in der bis dahin einzigen handschrift seines werkes heillos zerrüttet. eine ganze reihe namhafter forscher hatte sich, auch mit zuhilfenahme der überlieferung in ***b***, vergeblich um den richtigen sinn bemüht, von den lesern zu geschweigen, die sich durchweg bei den ansichten der herausgeber beruhigt haben werden. der verfasser von Rein. II läfst die worte *Willams, die Madoc maecte* ruhig als seine eigenen durchgehn, trotzdem sie

auf seine eigene arbeit ebensowenig passen, wie ihr der usurpierte verfassername zukommt, und auch heute wissen wir noch nicht genau, ob die verse 11—40 des prologs gleichfalls von Willem herrühren, oder ob sie schon der ältere dichter Arnold ähnlich seinem werk voraufgeschickt hatte. die gleiche erfahrung machen wir aber fast jedesmal da, wo es sich in der handschriftlich überlieferten litteratur um angaben über die dichter, über ihr werk oder sonst um tatsächliches aus der zeitgeschichte handelt, also überall wo die sachkritik sich nicht so leicht abweisen lässt wie in der erzählung, d. h. bei den schöpfungen der dichterischen phantasie. einen besseren beweis für das recht und für die pflicht der textkritik kann es doch nicht geben. dass nun ein wortführer der gegner der textkritik, Buitenrust-Hettema, auch heute noch grade diesen Reinaert sich auswählt, um seinen antiphilologischen standpunct bis in die äufsersten folgerungen zu vertreten, das ist schwer begreiflich. der neuen handschrift gegenüber hat doch in diesem falle gerade die sogenannte conservative richtung vollständig schiffbruch gelitten.

Im j. 1894 hatte ich auf der versammlung des Niederd. sprachvereins zu Köln einen vortrag über die composition des Reinaert gehalten, der nicht veröffentlicht worden ist. ich hob damals — was in dem bericht des Korrespondenzblattes 17, 48 ff nicht zur geltung kommt — den starken unterschied hervor, der innerhalb des alten Rein. inbezug auf die vermenschlichung der tiere zu bemerken sei. ich brachte ihn in verbindung mit der bekannten tatsache, dass der erste teil der dichtung sich genau an das franz. Plaid, die 1 branche in Martins ausgabe des Rom. de Ren., anlehnt, die fortsetzung hingegen, von Reinaerts verurteilung an, im wesentlichen auf der eigenen erfindung des flämischen dichters beruht. ich beruhigte mich also bei der annahme, dass dieser dichter, soweit er eine vorlage hatte, ungefähr bei dem grade der anthropomorphisierung den er vorfand, stehn geblieben sei, hingegen da wo er freier gestalten muste, einen weit höheren grad der vermenschlichung für gut befunden habe. auf den, in verbindung mit den angaben der eingangsverse von ***a*** und ***b*** gar nicht so fern liegenden gedanken, dass wir es mit zwei verschiedenen dichterindividualitäten zu tun hätten, war ich nicht gekommen, obwol, von einem andern gesichtspunct aus, dieser gedanke auch schon früher aufgetaucht war. der ange-

deutete unterschied ist nicht leicht zu verkennen. man erregt zwar eine falsche vorstellung, wenn man im gegensatz zum zweiten teil den ersten teil des Reinaert als eine genaue übersetzung des franz. bezeichnet. auch hier bewegt sich der fläm. dichter frei und selbständig genug. fortwährend wird die erzählung in einzelzügen umgestaltet und ergänzt, und zwar geschieht das ganz besonders auf grund einer vortrefflichen und überlegenen psychologischen beobachtungsgabe, die in meisterhafter weise die figuren gegeneinander bewegt und die geschehnisse aus ihren gesinnungen und stimmungen entwickelt. so ist auch hier die vermenschlichung der tiere, die ja von anfang an ein grundpfeiler der ganzen gattung, und in Frankreich aufs glücklichste weitergebildet war, zu einem recht hohen grad gediehen. aber die erzählung bleibt dabei doch meistens nahe bei dem was sich aus der augenblicklichen sachlage und den instincten der tiere ergibt, oder bei den geläufigen schwankthemata, wie der beichte Reinaerts vor Grimbert. am weitesten geht die einleitung des Brunabenteuers, das ausdrücklich als die frucht einer überlegung Reinaerts, den feind *te scherne* zu *driven* (v. 545) hingestellt wird, wie denn auch v. 900 f ausdrücklich Reinaerts freudige hoffnung, den hauptgegner am hof unschädlich gemacht zu haben, betont wird. und wenn er 1218 ff wünscht, dass auch Isengrim neben Tibert im strick säfse, so kann auch dabei, neben dem traditionellen hass, an die besorgnis wegen der hofverhandlung gedacht sein. aber eine so planvoll angelegte handlung wie die entfernung der gegner vom hofe durch die weitblickende überlegung von könig und Reinaert, wie überhaupt die ganze schatzgeschichte, die lüge vom bann, die berückung von Cuwaert und Belijn, kurz wie im ganzen von anfang bis zu ende planvoll ineinander gefügten zweiten teil würde man im ersten vergeblich suchen. und die hauptlist hat Reinaert sich bereits in der nacht vorher, d. h. nachdem er die untat an Tibert begangen, ausgedacht (2040 ff). auch darauf sei aufmerksam gemacht, wie Isengrim sich an den tod seiner brüder (1913 ff), und Reinaert an den seines vaters erinnert (2006 f). daneben tritt bei Arnold eine andere eigenart hervor. auch Willem hat zwar die natürlichen eigenschaften der tiere ausgezeichnet beobachtet, wie das hühnervolk sich im freien ergeht, die henne den boden scharrt, Brun über die erde rutscht und mit den lanken schlägt, Tibert in der

schlinge laut gellt usw. auch die eigenartige haltung, die Brun v. 808 f einnimmt, meine ich bei einem tier das schwere prügel empfängt, in der natur geschaut zu haben. aber während dieser dichter mit den äußerungen der tiere bei ihren natürlichen beweggründen bleibt, knüpft Arnold sie an mehr als tierische gemütsstimmungen an. in dieser weise ist v. 2026 ff beim fuchs, der seinen feinden gedankenvoll nachschaut, eine eigentümliche art verwertet, in der z. b. hunde manchmal andern hunden beim spielen zusehen. wenn bär und wolf auf die nachricht vom umschwung am hofe ihre *lede recken* und in ungebührlicherweise vor die königin *ghedronghen* kommen, so tun sie es aus blinder angst vor dem drohenden unheil. der alte fuchs taucht aus der höhle auf und schaut sich vorsichtig um, um das versteck seines schatzes nicht zu verraten. der eigenartige hochsprung des widders mit gleichen füßen ist die äußerung seines glückes über die bevorstehnden ehren. am höchsten ist es dem dichter gelungen v. 2820 bis 2831. wir haben da das bekannte bild, wie ein kater auf hoher stelle sitzt und in den abend hinein heult. wie wunderbar ist das mit der sachlage verflochten, in der Tibert das unheil, das er sich mit dem bund gegen Reinaert heraufbeschworen hat, voraussieht, und den tag verwünscht an dem er Reinaert kennen lernte! eigenartig scheint mir auch die naturanschauung zu sein, in der Reinaert die wildnis, in die er sich mit seiner familie zurückziehen will, und die noch schauerlichere, wo der schatz vergraben sein soll, zu schildern versteht. mit dieser stimmungsmalerei hat der dichter vielleicht etwas zu viel getan bei der ganzen schilderung der vorbereitungen zu Reinaerts hinrichtung, wo er gradezu die empfindung eines hereinbrechenden schweren verhängnisses erzeugt.

Mit dem verschiedenen grad der vermenschlichung hängt es wol zusammen, dass im 1 teil für die einzelnen mitspieler häufig *dier* gebraucht wird, im zweiten aber nie: *Reinaert, dat felle dier* 88. 856. 940 (hs. *f*). 956. 993. 1173, *en clene dier* (Tibert) 1027, *Bruun, onsalichst alre diere* 768, *Cuwaert dat blode dier* 1850 (der hs. *f*). daneben *al es R. andren dieren fel* 1019, [*tusschen R. ende dandre dier* 1868][1] und allgemein *dier*, sing., *diere*, *dier* plur., [*alle diere* 1839. 1866], und so

[1] bei den folgenden erörterungen sollen die verse von denen es nicht sicher ist, zu welchem teile sie gehören in, [ ] gesetzt werden.

häufig auch später 2244. 2338. 2527. 2684. 2762. 2773. 3050. 3068. 3395. 3396. vgl. auch *ene* (*die*) *felle creature* (Reinaert) 1348. 1698; später nur allgemein *creature die heret lijf* 2590.

Über den anteil der beiden dichter lässt sich meiner ansicht nach an Léon. Willems auffassung nicht zweifeln. Willem bedauerte, dass Arnold einen teil der erzählung von Reinaert — ich drücke mich absichtlich nicht bestimmter aus — unausgeführt gelassen hatte; er suchte die französische erzählung auf und übertrug sie ins niederländische. da wir nun im ersten teil die nachfolge des franz. Plaid, im zweiten eine im ganzen freie dichtung haben, so ist doch das ältere werk Arnolds im späteren teil. das jüngere Willems im früheren teil der vorliegenden composition zu suchen. Degering erklärt allerdings (s. xx) grade der entgegengesetzten ansicht zuzuneigen, dass der zweite teil Willem gehöre. seine gründe verspricht er an einer andern stelle darzulegen und hat vorläufig auf jede andeutung verzichtet. bei der verschmelzung der beiden teile durch Willem kann es ganz ohne eingriffe nicht abgegangen sein; ein etwaiger prolog Arnolds muste beseitigt oder versetzt werden. mit sicherheit wird sich die naht nicht angeben lassen. die freiere dichtung beginnt bei 1883, wo auch ganz wol ein anfang sein könnte. aber natürlich kann Arnold auch etwas früher eingesetzt haben. so bei 1751 mit der ankunft Reinaerts am hof. gehört das wort (*coninc*) *lioen*, das 1831. 3400 u. 3466 begegnet, nur Arnold an, so wäre letzteres die richtige annahme. unter den klägern rückt 1843 ff Belijn an die erste stelle (franz. 1315 f *Isengrins et li motons sire Belin*), und es wird ihm noch seine *dame Hawi* beigesellt, also eine persönlichkeit, der in der fortsetzung eine besondere rolle zugedacht ist, und unten ergibt sich für 1801 ff ein gewichtiger grund für die annahme, dass diese verse schon dem älteren dichter angehört haben. mithin wird auch in der abgrenzung der beiden teile Léon. Willems schon das richtige getroffen haben.

Bei erörterung der vorliegenden frage ist bereits die tatsache ins feld geführt worden, dass in sprachlicher und stilistischer hinsicht keine unterschiede zu entdecken seien, die für zwei verschiedene dichter sprächen. der ausweg, dass der jüngere dichter die verse seines vorgängers zugleich stilistisch umgearbeitet habe, kommt mir wenig wahrscheinlich vor. beide männer waren, wie

wir annehmen müssen, engere landesgenossen und müssen sich zeitlich ganz nahe stehen; sie behandeln den gleichen stoff und im ganzen auch mit der gleichen auffassung, und zwar einen stoff, der ohne zweifel in vielfacher mündlicher erzählung schon einen bestimmten stil ausgebildet gehabt haben muste. dabei erweist sich Arnold durch seine erfindung als ein so geistvoller kopf, dass wir doch kaum annehmen können, der nachfolger werde an seiner einkleidung viel auszusetzen gehabt haben. dieser wird wol das werk des vorgängers, soweit die composition nicht etwa eine änderung erforderte, wörtlich und höchstens mit gelegentlichen nachhilfen nach dem eigenen geschmack übernommen haben. die vorauszusetzende gleichheit der bedingungen unter denen sie schufen lässt es wol auch glaublich erscheinen, dass beide dichter sich auch in bezug auf sprache und ausdruck in weitgehndem maſse decken, zumal ja der nachfolger immerhin unter dem einfluss des vorgängers gestanden haben wird. dass trotzdem die übereinstimmung allerdings manchmal auffallend erscheinen kann, will ich nicht leugnen. aber ich weiſs nicht, wie man die sonstigen gründe und die bestimmte angabe umdeuten könnte. denn die annahme, dass der dichter des zweiten teils nachträglich selber den erst ausgelassenen anfang hinzugefügt und mit einem angenommenen verfassernamen sich seinem publicum gegenüber einen scherz erlaubt habe, scheint mir doch ihm ein seiner nicht würdiges verfahren zuzuschreiben. eher würde ich an die möglichkeit denken, dass beide männer sich auch persönlich nahegestanden und Willem mit vorwissen und tätiger anteilnahme Arnolds den anfang bearbeitet habe. zudem fehlen doch auch wol die unterschiede nicht ganz. was ich in diesem sinne anzuführen habe, wigt freilich im einzelnen nicht schwer; manches könnte sich auch sicherlich in dem werk eines und desselben verfassers, das nicht an einem tag entstanden ist, so darstellen, und mehreremal zeigen die hier aufgegebenen stellen selber, wie leicht der zufall es mit sich bringen kann, dass irgend eine eigentümlichkeit für längere zeit einmal zurücktritt; aber alles in allem dürften die zusammenstellungen doch die verschiedenheit der verfasser bestätigen helfen.

Der schon hervorgehobene unterschied im gebrauche von *dier* ist zwar mit dem unterschied in der anthropomorphisierung verknüpft, aber schlieſslich doch auch schon sache des

stils. ebenso ist auf den gebrauch von *lioen* eben schon hingewiesen. Degering hat auf einen unterschied in den formen des prät. von *connen*, *gonnen* und *beghinnen* aufmerksam gemacht. ***a*** und ***f*** haben *gouste* : *couste* 3311 (auch ***b***), *couste* 2715 (auch ***e***: ***b*** *conde*), 3124 (auch ***e***: ***b*** *mocht*), 3232 (***b*** anders), 3358 (***b*** fehlt), 3371 (***b*** fehlt): *begouste* 3393 (***b*** *begonde*); dagegen ***a*** *begouste*, ***f*** *begonde* 64 (***b*** *begonde*), 142 (***b*** *begousten*), ***a*** *couste*, ***f*** *conde* (***b*** *coust*) 342. 755 (***b*** anders). 757 (***b*** anders). 968 (***b*** 997 *cond*), 1029 (***b*** *couste*); ferner ***a*** *conde* 202 (***f*** *dorste*: ***b*** *conde*); ***a*** *begonden* (auch ***b***) 1707, ***f*** anders; dagegen ***a*** und ***f*** *couste* 953 (***b*** *conde*); ferner ***a*** *begouste* 1317 (***f*** und ***b*** *began*) ***a*** *couste* (auch ***b***) 1494, in ***f*** anders gewendet. das umgekehrte verhältnis ***a*** *encondi*, ***f*** *en couste hi* (***b*** *enmocht hi*) 1525. starke formen von *beginnen* ***a***, ***f*** 107 (reim). 538 (reim; auch ***b***). 2236 (reim; auch ***b***). 693 (auch ***b***). 972 (auch ***b***). 1749 (auch ***b***). 2097. darnach ist es allerdings wahrscheinlich, dass *couste*, *onste*, *begouste* (neben starken) die geläufigen formen für Arnold, dagegen *conde*, *onde*, *begonde* (neben starken) für Willem waren, und es ist interessant genug, dass Degering dies verhältnis noch in der hs. ***f*** zu entdecken vermochte. aufserdem will Degering s. xviii ff. noch einen unterschied im gebrauch von *vrouwe* bei enklise, nämlich als *ver* bei Arnold, *vrauwe* bei Wilhelm, sowie zwischen synkopierten und nichtsynkopierten verbalformen beobachtet haben. schon Jonckbloet hatte von anderen erwägungen aus die möglichkeit, dass wir es mit dem werk zweier dichter zu tun hätten, ins auge gefasst, um dann aber mit entschiedenheit die stilistische einheit zu verteidigen. von einigen gründen die er s. xxiii für das gegenteil angeführt hatte, sind mehrere in der tat zu beachten. *altoos* begegnet nur 2969 und 3008; *erre* 2836. 3378. 3388. 3408; *hem erren* 3210; *iet* als adverb 1946. 2211. 2583. 2633. 2699. 2733. 3255 (558 steht es substantivisch); *indien dat* 2185. 2470. 2509. 2827. ich füge weiteres hinzu. *aventure* ist in verschiedenen bedeutungen nach den glossaren in dem teil den wir Willem zuschreiben (W.) 10 mal belegt — darunter auch 401 nach ***a*** und ***f*** —, in dem vermutlich Arnold zugehörigen (A.) nur einmal in *bi aventuren* 'zufällig'. bei W. zähl ich 6 *bestaen* 'unternehmen' 553. 970. 1040. 1091. 1352. 1691, bei A. nur 2625 (ausserdem einmal *best.* = 'verwant sein'). auch verbalumschreibungen mit *gaen* 63. 144. 388. 522. 608. 682. 789.

849. 950. 960. 1177. 1247. 1591. 1766. 1862. 2074. 2758. 3048. 3134, mit *doen* 43. 144. 531. 552. 859. 995. 1464. 1484. 1497. 1500. 1515. 1518. 1614. 1864. 1942. 2689. 2745. 2904. 2938. 2948. 2959. 3221 und *leghinnen* 146. 361. 693. 972. 1317. 1749. 2097. 2102. 2813. 3393 machen den eindruck in W. beliebter zu sein als in A. *dinken* mit *goet* u. ä. W. 128. 148. 665. 1014. 1056. 1095. 1397, bei A. 2982; *dinken* allein im sinne von *goet d.* A. 2091. 2708. (sonst *dinken* noch 233. 362. 499. 954. 1366; 2217. 2752. 3006. 3023. 3106). verschiedene composita mit *mes-* sind nur in W. belegt: *mesdoen* 'schlecht behandeln' 1452. *mesleden* 208, *mesmaken* 987, *mesprisen* 168, *mesprijs* 1473, *mesraken* 496. 747. 1750, *mesral* [401; s. s. 328] 1355 (*mesvallen* aber 3250), *mesroeren* 74. auch der gegensatz zu *mesral*, nämlich *gheral* erscheint nicht gleichmäfsig: 46. 617. 1059. 1396; 2217. *overal* findet sich 45. [325 nur in ***f***]. 612. 1411. 1636. [1787]. 2218; *prenden* nur bei W. zweimal; aufserdem 1691 hs. ***f*** *prant*, **a** aber *nam*; *qualic* 258. 259. 550; 1802 wahrscheinlich nicht ursprünglich, s. oben: *rinnen* 'laufen' 118. 734. 760. 1319; aufserdem noch in ***f*** 344 (**a** und u *ghinc*). 756 (auch in **b**; **a** *liep*); *sint* und *sint dat* 78. 79. 217. 264. 356. 402. 1497. 1502. 1604; 3302, aufserdem 2741 causal nur in ***f*** (**a** und **b** *na dat*); *spel* bei W. gern gebraucht findet sich bei A. nur in dem nicht ganz unverdächtigen *te spele* 2459, s. oben; *wattan* bei W. dreimal, bei A. einmal *wats dan*; (*al*) *sonder waen* als bequemer ausdruck 90. 636. 900. 1092 (nur in ***f*** und vielleicht unursprünglich, s. oben). 1381; vgl. noch *na minen wane* 298. 1299; im späteren teil nur einmal und mit mehr bedeutung *sonder waen* 2536. der versinnlichende zusatz *al daer hi leghet* 2515 hat doch etwas bedeutungsvolleres, und *daer hi stoet* 3299 ist eher notwendiges relativum; sonst kommen derartige zusätze vor 75. 171. 623. (1207 wol bedeutungsvoller, vielleicht auch 1553). 1536. [1805 (in ***f*** und **b**)]. vgl. etwa noch die phrasen wie *meer dan ic ghenoemen can* Martin s. xlv. ausrufsätze mit *hoe* finden sich 747. 753. 921. 923. 926. 1423; später nur einmal *ai, hoe* 3142 wie 1423. die erzählung wird fortgesetzt durch *nu* mit präs. hist. oder perfectum, aber auch mit prät. 61. 465. 495. 497. 518. 684. 1043. 1686. 1689. 1692. [1865. 1882]. 1963. 3019. 3337. ich will auch einmal anmerken *tale* 107. 179. 183. 246. 283. 426. 539. 641. 909. 959. 1009 (*tale*

ende wedertale) 1075. [1867]. 2757. 2803. 3092 und *wale* 180. 801. 1076. 1407; 3091. 3146. andere wörter die sich nur in W. finden, ohne dass ihre vereinzelung grade in der natur der sache läge, sind noch *ongheniac, verlies, anegaen* (187. 261. 814), *niemare* (367. 1571. 1597), *recht* adv. bei örtlichen und zeitlichen bestimmungen (282. 1301. 1613; aber auch 1844, während der gebrauch 3053 und 3410 wol nicht genau damit zu vergleichen ist), *schinen* 'zum unglück deutlich werden' (424. 773. 1250. 1263). anderes begegnet überwiegend oder ausschliefslich im späteren teil: *bedraghen* in verschiedenen bedeutungen, *bejaghen* (7 mal; allerdings umgekehrt *bejach* 4 mal nur bei W.); *echt* hat A. dreimal in verbindung mit *spreken* und *antwoorden*, bei W. kommt es nur einmal, und zwar in anderem sinne vor; *ghewelt* zweimal (neben *ghewout*); *goeder-* und *arghertiere* nur 2337. 2528. 3067; *openbare* vor 1883 nur *ghinghen openbare staen* 1862, sonst 2062. 2157. 2161. 2209. 2221. 2298. 2491. 2645; *saen*, nur im reim vorkommend, 64. 82. 398. (442 nur in ***f*** gegen ***ab***). 1236. (1434 nur in ***a*** gegen ***fb***). 1590; 1941. 2625. 2838. 2947. 3107. 3126. 3132. 3180. 3316. 3344; die verbindung von *staen* mit *ende* und einem anderen verbum hat A. dreimal, W. einmal (Martin anm. zu I 1224); phrasen mit *stont, stonde* 161. 282. (934 nur in ***a***; s. oben s. 304). 1279; 2237. 2242. 2373. 2458. 2928. die einleitungsphrase *nu hoort!* begegnet 877. 970. 1428. (1528 in der rede einer handelnden person): 2162. 2236. 2268. 2766 (nach ***f***; s. oben). 2806. 2848. 2856. 2906. 3056. 3324; dazu *nu vernemet* 2225. selbst wenn man entsprechende phrasen in anderer syntaktischer form dazu nimmt, bleibt ein beträchtliches übergewicht für A.; s. Martin XLV; Buitenrust-Hettema, Reynaert 2 s. XX. das umständlich eine erklärung einführende *ic secht u twi* treffen wir 2382. 2911, ferner 2319 in der fabel von den fröschen, *ic segghe u hoe* 2279 (womit Martin noch *ic secht u* 3159 vergleicht). die phrase *wat holpe vele hier of ghesproken* 2482, ähnlich 2923, findet sich nicht ebenso bei W.; 1869 ff. ist wesentlich anders, aufserdem ist es nicht sicher, wem die stelle gehört.

Ein recht wesentlicher unterschied ergibt sich vielleicht noch in bezug auf die relativsätze. relative fügung ist überhaupt im ganzen gedicht sehr häufig, und im zweiten teil kaum weniger als im ersten. aber der sogenannte 'anknüpfende relativsatz',

der gar nicht dazu dient den hauptsatz oder ein glied desselben näher zu bestimmen, sondern eine neue behauptung als fortsetzung der erzählung enthält, ist in W. stark ausgeprägt, während er in A. sehr zurück tritt. die sache ist freilich nicht so einfach, da man häufig über den charakter des satzes verschiedener ansicht sein kann. ich führe folgende stellen an, wo das relativum, in der regel im anschluss an einen hauptsatz, ohne weiteres mit 'und' und dem demonstrativ übersetzt werden kann: 46. 155. 202 (bei einem nebensatz; *f* und *b* weichen übereinstimmend ab). 215. 296. 452. 652. 700. 1567; andere sind unsicherer: 330. 331. 360. 643. 1044. 1695. die einzige stelle welche die gleiche auffassung nahe legt, die ich im späteren teil bemerkt habe, ist 2438, wo man jedoch den relativsatz enger auf den vorhergehenden satz beziehen kann: 'dass die diebe so gründlich über seinen schatz gekommen waren, dass er keine drei pfennige davon wiedergefunden hätte'. aufserdem könnte das einem nebensatz sich anschliefsende *die* 2449 mit 'und diese' übersetzt werden. Arnold scheint in solchen fällen die demonstrative anknüpfung vorgezogen zu haben, wie 2096 und 3164 (die aber natürlich auch bei Willem nicht fehlt, zb. 526). 2408 wäre diese darum nicht mit rücksicht auf *b* und *l* in die relative zu ändern gewesen: die neue hs. bestätigt jetzt gleichfalls die erstere. ich möchte noch auf 1161—1167 aufmerkam machen, wo wir in einem und demselben satzgefüge drei oder, mit hinzunahme eines *doe*-satzes, vier relativsätze haben, etwas, was bei Arnold nicht vorkommen dürfte:

> eer si quamen tes papen scure,
> d i e met ere erdinen mure
> al omme ende omme was besloten,
> d a e r Reinaert in was ghebroken
> des ander daghes daer te voren,
> d o e die pape hadde verloren
> enen hane, d i e hi hem nam.

Man kann solcher unterschiede vielleicht noch mehr finden, aber es wird mühe machen sie aufzuspüren, und es wird ihnen vielleicht nicht jeder die genügende beweiskraft zuerkennen [1].

1 Fremdwörter sind in beiden teilen recht häufig. abgesehen von einer anzahl die gemeinsam sind, ist ihr bestand freilich recht verschieden. aber bei einer anzahl hätte die textkritik erst zu entscheiden, und aufser-

jedesfalls haben die früheren behandlungen dieser frage gezeigt, dass im ganzen, auch bis in einzelheiten hinein, in dieser Reinaertdichtung auch in sprachlicher hinsicht übereinstimmung herscht bis zu einem grade, der bei zwei verschiedenen verfassern überraschen muss. das gleiche scheint vom metrum gesagt werden zu müssen. ich habe wol zu bemerken geglaubt, dass im ersten teil ein ausgeprägterer monopodischer rhythmus hersche. aber prüfungen die ich über einschlägige einzelheiten anstellte, wie über das enjambement und die verwendung schwächer betonter wörter im reim, haben nichts greifbares ergeben, und solche untersuchungen werden auch besser gespart, bis einmal ein zuverlässiger text hergestellt sein wird. mag man sich wundern, dass zwei verschiedene individualitäten zu einem solchen einklang untereinander gekommen sein sollen, mag man darin geradezu ein phänomen erblicken, man gelangt damit über die bestimmte nachricht nicht hinweg.

Dass das werk inhaltlich einheitlich geworden ist, ist durch seine entstehung bedingt. Arnold setzte entweder das franz Plaid oder diesem entsprechende mündlich umgehende erzählungen voraus[1]. eine bearbeitung des stoffes in nl. versen gab es nach Wilhelms zeugnis vorher nicht. W. selber schuf eine solche, aber eben mit rücksicht auf Arnolds gedicht. widersprüche sind also von vornehein ebensowenig zu erwarten, wie bei einem einheitlichen werk. wenn wir von der psychologischen vertiefung der ganzen anlage absehen, so scheint W. jedoch auf die fortsetzung nicht einmal besondere rücksicht genommen zu haben in dem sinne, dass er seine erzählungen in noch engere beziehungen zu den von A. gestalteten ereignissen gesetzt hätte. allerdings mag er, wenn er v. 174 ff einen seiner vielen so wirkungsvollen zusätze anbringt: 'wird das Reinaert jetzt durchgelassen, so dürfte bald auch einer von ihm geschädigt werden.

dem ist es schwer, die richtige grenze zwischen eingebürgerten und weniger eingebürgerten wörtern zu finden. im ganzen aber ist der unterschied im bestand durch die situationen bedingt, und es wird sich von hier aus kaum ein kriterium gewinnen lassen.

[1] Vielleicht hat er mit bedacht eine gewisse zurückhaltung gegenüber dem verhältnis zwischen Reinaert und Hersent, wie es in seiner quelle stand, beobachtet. nur in den versen 1981 ff spielt er in maſsvollem ausdruck darauf an, während er sich 2897 ff, wo gleichfalls gute gelegenheit gewesen wäre, dessen enthält.

der sich dessen nicht versieht', eine bemerkung, die in so geschickter weise Isegrims absicht zu hetzen dient, auch insbesondere daran gedacht haben, wie in Arnolds erfindung der könig selber in kläglicher weise zum opfer von Reinaerts ränken wird. aber ob es auch erlaubt wäre, die oft bemerkte unterdrückung einer sehr hübschen episode des franz. originals aus der rücksicht auf die späteren ereignisse zu erklären? als die hühnerfamilie mit der gemordeten henne am hof erscheint, brüllt der löwe vor zorn so schrecklich, dass der hase aus angst das fieber kriegt. nachher schläft er auf dem grab der henne ein und erwacht gesund. an diesem wunder erkennt man, dass die henne eine heilige war, und Reinaerts untat erscheint in um so schlimmerem lichte. diese reizvolle geschichte fehlt im niederländischen ganz[1]. wenn man meint, W. habe sie weggelassen, weil sie doch das religiöse gefühl mehr als er es sonst tut habe verletzen können, so scheint mir das wenig glaublich. eher würde ich schon einfach den rein episodischen charakter der geschichte als eine genügende erklärung ihrer nichtbeachtung ansehen. früher hatte ich freilich noch einen andern beweggrund vermutet. der könig des nl. gedichtes nimmt Reinaerts untat viel gelassener auf als im französischen (vgl. v. 425 ff.). erst als Reinaerts streiche ihm selber an die ehre gehn, ihn persönlich schädigen, lässt der dichter seinen zorn so hoch steigen, dass er alle tiere durch sein gebrüll erbeben macht (3391 ff). für diese auffassung der dinge hätte also an der früheren stelle die voraussetzung für das fieber und die genesung gefehlt. unter den heutigen umständen scheint mir ein zweifel gegen diese erklärung um so berechtigter, aber sie darf trotzdem vielleicht einmal zur sprache gebracht werden. bei der schilderung von Reinaerts einwilligung, mit Grimbert an den hof zu gehn, v. 1391 ff. ist seine hoffnung, seinem schicksal doch noch zu entgehen sogar merklich schwächer betont (1396 *quame ic danen, het ware gheval*, 1398 *ghenese, of ic mach ghenesen*, 1417 f *ic salt mi nemen harde na, up dat ic mach, dat ic ontga*) als man es mit rücksicht auf

[1] wenn hier der zum zeugnis über Kriekepit vor den könig gerufene hase zittert, als ob er *coude* hätte (2650 ff), so dürfte das eine erinnerung an diese episode sein. übrigens bedarf es kaum eines besonderen beweises, dass sowol Arn. wie Wilh. jene franz. erzählung gekannt haben werden.

die spätere erzählung, nach der er mit einem in der hauptsache fertigen plan auszieht, erwarten könnte, so dass hier Wilhelms darstellung eigentlich besser zu der des Plaid als zu der Arnolds passt, und noch etwas mehr tritt das v. 1749 ff *harde sere beefde Reinaert, doe hi began den hove naken, daer hi waende sere mesraken,* also unmittelbar vor dem anfang des zu ergänzenden gedichts Arnolds hervor, die ziemlich genau den franz. versen 1192 ff entsprechen. aber auch wie Arn. sich die sache vorstellt, ist der ausgang ja noch sehr ungewis, und aufserdem könnte Wilh. sich absichtlich zurückgehalten haben, um die überraschung des umschwungs nicht abzuschwächen. wenn er 1385 ff Grimbert die worte in den mund legt: 'es ist ungewis, wie die sache ausgeht; du hast schon gröfseres unerwartetes glück gehabt als es eins wäre, wenn du diesmal frei vom hof abziehen würdest', so kann er dabei an Arnolds neue erfindung gedacht haben. doch hätte er auch ohne das Grimbert diese tröstlichen worte gebrauchen lassen können, zumal ja auch im Plaid Reinaert frei kommt und *met des coninx orlove* den hof verlässt. eine stelle wäre hervorzuheben, wo die beziehung allerdings eine recht enge ist. mit 1801 ff ist nach der echten lesart zweifellos der angriff auf Cuwaert (136 ff) gemeint; es werden an dieser stelle die untaten Reinaerts, die sich tatsächlich in unserer erzählung selber abgespielt haben, der reihe nach aufgezählt. auf diese stelle, die nicht etwa nach dem franz. gearbeitet ist, bezieht sich 3115 ff. Wilh. müste also hier besonders aufmerksam auf das einstimmen mit dem werk Arnolds hingearbeitet haben. aber eher dürfte die einstimmung ein beweis dafür sein, dass hier bereits Arn. selber am wort ist. ein schlagender beweis dafür, dass der verfasser des ersten teils mit besonderer rücksicht auf den zweiten arbeitete, fehlt also, so viel ich sehe, wenn man nicht das über die episode der heiligen henne gesagte gelten lässt. aber es fehlen auch würkliche widersprüche, so dass von hier aus nicht einmal die annahme eines einzigen verfassers für das ganze widerlegt werden könnte.

Wilhelm setzt bei einzelnen erzählungen in Reinaerts beichte vor Grimbert eine über seine andeutungen hinausgehnde bekanntschaft bei seinen hörern voraus. ebenso ist es im franz. Plaid, nur dass der fläm. dichter im einzelnen geändert, auch ausgelassen und hinzugefügt hat, dem entsprechend was er eben bei

seinem publicum voraussetzen durfte. eine selbständige ausgestaltung einzelner erzählungen durch den dichter ist dabei nicht ausgeschlossen. Arnold redet andeutungsweise vom galgentod der brüder Isengrims (1918 ff). eine übereinstimmende erzählung ist uns nicht überliefert, aber ich glaube, dass wir unbedingt eine solche voraussetzen müssen, die wol mit den vorstellungen und anspielungen im wallfartsabenteuer des Ysengrimus im zusammenhang stand; vgl. auch Voigt Ecbasis captivi s. 36 f. ebenso verhält es sich mit dem hund Rijn (2678 ff), der auch an ganz anderen orten, merkwürdigerweise auch nur in für uns dunklen anspielungen, erwähnt wird; s. Martin xxxviii, Muller Taal en letteren 14, 490. eine grofse rolle spielt der hund *Rhyn* im Henninck de Haan von Renner aus den 30er jahren des 18 jhs. (hg. von Nic. Meyer, Bremen 1831). was hier von ihm erzählt wird ist freie erfindung Renners, lässt jedoch vermuten, dass auch damals noch den lesern von Ryn mehr bekannt war, als sie hätten aus dem Reinke entnehmen können, der nicht mehr von ihm sagt als auch unser Reinaert. was den tod von Reinaerts eigenem vater am galgen betrifft, so könnte man ihn für eine freche lüge Reinaerts ansehen, wenn nicht die anspielung schon in den versen 2006 f es doch wahrscheinlich machte, dass auch hiervon eine erzählung unter dem volk umlief.

Wenn nun Arnold das Plaid bei Reinaerts erscheinen am hof oder bei seiner verurteilung aufnahm, dessen letzte, wenig geschickten züge fallen liefs und ihm, in freierer anlehnung an franz. fuchsgeschichten oder an heimische dichtungen, wie vielleicht Karel ende Elegast (Muller Taal en letteren 14, heft 11), aber überwiegend mit eigener erfindung, und zwar auf grund eines in ganz unerhörter weise zielbewusten vorgehens von Reinaert, eine fortsetzung gab, die in streng einheitlicher composition die geschehnisse zu ende führt, so müssen wir annehmen, dass es ihm dabei auch, und zwar, wie ich glaube, ganz hauptsächlich um den a b s c h l u s s der handlung zu tun war, um das was ihr trotz aller glänzenden erfindung in der tat bisher fehlte. versuche nach dieser richtung sind ja von früh an gemacht worden. aber die phantastische verwertung einer fremden geschichte beim verfasser des Ysengrimus, die häufung unmotivierter greuel bei Heinrich dem Glichezaere, die willkürlichen und märchenhaften erfindungen franz. branchen schufen wol einen

schluss, aber keinen abschluss. in der natur des stoffes lag hier auch wirklich eine besondere schwierigkeit. leben doch Reinaert und Isengrim und die andern, von denen die geschichten erzählen, noch stets und noch in den gleichen verhältnissen vor den augen der hörer! mit einer leisen und fast unmerklichen fiction rückt Arnold die zeit der geschichten und die zeit der hörer auseinander. Reinaert zieht sich mit seiner familie aus der alten wohnstätte in eine abgelegenere wildnis zurück, er hat ewige fehde gegen bär und wolf zu bestehn, die dafür straflos bleiben, wie sie straflos auch die schafe zerreifsen dürfen, wo sie sie treffen. die zustände wie sie vorher waren, unter denen der fuchs noch etwas näher an den menschlichen wohnungen zu suchen ist, und die gegenseitigen schädigungen der tierwelt untereinander, so sehr sie an der tagesordnung waren, noch keine ausdrückliche königliche bestätigung erfahren hatten, klingen durch den schluss der ereignisse aus in diejenigen zustände, wie sie zur zeit des hörers bestehn. die prachtvolle erfindung von der betörung des blöden Belin liegt ganz im character Reinaerts; auch ganz im geiste der dichtung, denn Belin empfängt nur seinen lohn dafür, dass er sich mit lügen unverdiente ehren erschleichen will. aber in ihrem ganzen wert erscheint sie doch erst, wenn wir erkennen, dass sie eben zu dem zwecke des abschlusses gemacht ist, um mit der preisgabe des geschlechtes der schafe die schwer gekränkten barone zu versöhnen.

Der schluss, wie er in der hs. *a* vorliegt, gehört also notwendig zu der genialen erfindung Arnolds. wie trefflich stimmt es auch zu dessen sonstiger auffassung, wenn der edle könig, der todfroh ist, aus der schweren klemme herauszukommen und seine barone, ohne dass es ihn einen pfenning kostet, zu versöhnen doch die gelegenheit benutzt, um doch auch noch einen persönlichen vorteil heraus zu schlagen und sich vom bären und wolf von neuem treue schwören zu lassen! der lat. übersetzer hat den schluss auch so verstanden wie ich ihn auffasse, und gar nicht ungeschickt den gedanken noch weiter ausgesponnen: der friedlose Belijn unterstellt sich gegen jährlichen abstand seines vlieses dem schutz der hirten und hunde, der kater, der verängstet auf dem galgen sitzen geblieben war, kommt gleichfalls herbei und erhält die wohnung im hause des menschen mit dem recht auf die mäuse angewiesen. dann erzählt der übersetzer noch, wie

der könig mit den seinen vor Malpertus zieht, natürlich das nest ausgeflogen findet, Reinaert für vogelfrei erklärt und die burg dem erdboden gleich macht, und wie der hof dann auseinandergeht. das ist nur eine ausführung des beschlusses, der im original 3428 ff erzählt wird. es ist nicht im mindesten notwendig anzunehmen, oder auch nur wahrscheinlich, dass der übersetzer hier irgend eine andre erzählung mit einem dem seinen ähnlichen schluss im auge gehabt habe. anderseits entbehren wir nichts, wenn diese dinge nicht ausdrücklich erzählt werden. wir wissen ja, dass die urteilsvollstrecker das nest ausgeflogen finden, und auch die mitteilung, dass das leere schloss zerstört wird, durfte uns Arnold ruhig vorenthalten. in der bearbeitung ***b*** fehlt der ganze schluss, weil er zu der fortsetzung nicht passte.

Man hat aber die abweichung von *l* und ***b*** von ***a*** benutzt, um allerlei zweifel gegen diesen schluss zu erheben und sogar den ganzen teil von 3397 an als unursprünglich zu verdächtigen, und auch Muller (Vl. Academie s. 44 ff) hält die zweifel noch aufrecht, die sogar jetzt eine neue nahrung erhalten, indem in hs. *f* zwar nicht die letzten 80, aber doch die letzten 46 verse von ***a*** fehlen, ohne dass die hs. eine lücke andeutete. das kann nur ein zufälliges zusammentreffen sein; jedesfalls kann es die hypothesen in keiner weise unterstützen, denn es fehlt nicht das was man als unecht vermutet hatte, noch wird in sonst einer weise das was hypothetisch verlangt war, bestätigt. verschiedene einzelheiten die man zur unterstützung der zweifel geltend gemacht hatte, erledigen sich jetzt durch die neue hs. und die textkritik. die nicht ganz gewohnte wortform *vanghen* wird durch *f* bestätigt. wenn man eine ernste beschwerde darin findet, könnte man, auch gegen beide hss., den reim durch *vaen* : *haen* ersetzen. den reim *bere* (mit gedehntem *e*) : *hêre* 3469 f halt ich in der tat nicht für ursprünglich (Tijdschr. 7, 7 ff). aber die schlechte hs. ***a*** kann sehr leicht wider einen fehler haben, und nahe genug liegt *bare* : *mare* oder noch besser: *Bruun, helet mare* wie 615. auf keinen fall könnte *f* den richtigen schluss enthalten, das mit v. 3430 aufhört:

> ende daerna sullen wi alle lopen
> na Reinaerde ende sulne vanghen
> ende sullen sine kele hanghen.

so kurz kann Arnold sein gedicht nicht abgebrochen haben, und

wenn man sich sonst schon daran stoſsen wollte. dass ganz gegen ende noch eine neue persönlichkeit, Fierapeel, in die handlung eintrete, so würde das hier, wo nun noch viel weniger von Fierapeel gesagt ist, noch anstöſsiger. die fehlenden 46 verse mögen auf der letzten seite der vorlage von *f* oder einer früheren handschrift gestanden haben und unleserlich geworden oder aus irgend einem andern grunde ausgelassen worden sein. ich meine, wir sind nicht verpflichtet, die tatsache zu erklären. dass *a* in der tat den echten schluss enthält, ergibt sich auch, was man gewöhnlich übersehen hat, daraus, dass die in ihm erzählten dinge bereits in den unverdächtigen versen 3376 ff angekündigt sind.

Die neue hs. enthält auch die froschfabel, die von den verschiedensten seiten mit gröſserer oder geringerer bestimmtheit als ein unechtes und störendes einschiebsel betrachtet worden ist, aber durch die überlieferung einmütig bezeugt wird. man behauptet, ein solches element stimme nicht recht zu der geschickten erzählungskunst und überlegenen ironie des dichters. man vergesse aber nicht, welche rolle die fabel im schulunterricht, in der litteratur und vermutlich auch im leben spielte. mir scheint es dem erzheuchler Reinaert ganz wol anzustehen, wenn er, um seinen lügen überzeugungskraft zu verleihen, sich mit der miene des richtigen lehrmeisters auch dieses mittels bedient, einerlei, ob die fabel logisch so besonders passt oder nicht; für seine zuhörerschaft passt sie genügend. einige stilistische bedenken erledigen sich wider durch die neue hs. oder bilden eine frage der textkritik, und wenn die sonst in unserm text nicht, aber anderorts wol bezeugte anaphorische tautologie *het was te spade* 2318f übrig bleibt (s. oben s. 311), so wäre es möglich, dass der dichter sich an eine schon bestehnde nl. fassung der fabel angeschlossen hätte, oder, was mir noch wahrscheinlicher vorkommt, dass er hier den stil irgend eines bestimmten, vermutlich lehrhaften gedichtes parodiert. man muss also mindestens so vorsichtig sein wie Martin und Muller Ojb. s. 70 ff (gegen Muller Vl. acad. s. 31), und der herausgeber hat m. a. nach keinesfalls das recht, diese stelle aus dem text zu beseitigen.

Bonn. **J. Franck.**

ANTIKE ELEMENTE BEI GOTTFRIED VON STRASSBURG.

Dem verhältnis Gottfrieds von Strafsburg zum classischen altertum hatten bereits Heinzel, Preufs und Bahnsch [1] einzelne abschnitte ihrer untersuchungen gewidmet, doch erst das starke neue licht, das die Tristanforschungen von Bédier und Piquet [2] über Gottfried und seine quelle verbreitet haben, ermöglicht es, würklich scharf zu scheiden zwischen den antiken elementen aus Gottfrieds eigenbesitz und denen, die er aus seiner französischen quelle übernommen hat. ohne diese scheidung aber ist nichts für die erkenntnis von Gottfrieds bildungskreis zu gewinnen.

Einige anspielungen auf antike sagen in Gottfrieds Tristan und Isolde verraten sich ohne weiteres durch die mythologischen namen. freilich der im v. 16695 genannte Corineus (Verg. Aen. IX 571) entstammt nicht Gottfrieds eigner kenntnis; als eponymen von Cornwallis hatte ihn vom Anglonormannen Wace bereits Thomas übernommen, und auf demselben wege sind die merkwürdigen angaben über Rom und römische geschichte v. 5987, 5910, 18449 zu Gottfried gelangt [3]; mit unrecht also flöfsen sie Bahnsch (s. 7) mistrauen gegen Gottfrieds geschichtliche kenntnisse ein. nach Bédiers ansicht (I 52 [2]) gehört auch die erwähnung des leiches von Thisbe dem gedicht des Thomas an, den Tristan v. 3614 zusammen mit dem leich von Gralant an Markes hofe vorträgt. dieser leich von Gralant und ebenso des wallisischen harfners leich von Gurun sind von Bédier als französische lais nachgewiesen und waren gewis von Thomas genannt. indem nun Bédier an andere bretonische lais mit antiken stoffen erinnert, zählt er auch den von Thisbe zu diesen und fordert ihn damit für Thomas. dem widerspricht folgendes: Tristan hat nach v. 3625 und 3689 aufser bretonisch, wallisisch, französisch auch lateinisch in den vorgetragenen liedern gesungen. und diesen

[1] Heinzel, Zs. f. österr. gymn. 1868, 539 [= Kl. schr. s. 27]; Preufs, Strafsb. studien I (1881) 67. Bahnsch Tristanstudien, progr. Danzig 1885. [2] Bédier Le roman de Tristan par Thomas. I, II. Paris 1902, 1905. Piquet L'originalité de Gottfried de Strasbourg. Lille (Travaux et mémoires de l'univ.) 1905. [3] Bédier I 236 [1] u. I 76 [1].

lateinischen vortrag wird man naturgemäfs auf den stoff von Pyramus und Thisbe beziehen; damit fällt der zwang, ihn der französischen vorlage zuzuweisen; auch der ausdruck *de la curtoise Thispê* beweist nichts, da G. solche französische wendungen oft eigenmächtig erfindet. weiterhin nun nennt Tristan v. 3677 als seine lehrer nur einen für wallisisch und einen für bretonisch, vom lateinlehrer ist da auffallenderweise keine rede. dadurch wird die möglichkeit, dass die lateinische sangeskunst erst von G. hineingetragen und zwar an zwei stellen berücksichtigt, an einer dritten aber vergessen wurde, näher gerückt; sie wird zur wahrscheinlichkeit erhoben durch die tatsache, dass G. in der aufzählung der musikalischen vorträge von Thomas abgewichen ist: statt der drei lieder, welche die an. saga für Thomas bezeugt, hat G. nur zwei, das von Gralant also hat er beibehalten, die beiden andren hat er durch den einen leich von Thisbe ersetzt.

Im v. 13351 fordert Gandin Tristan auf, mit dem *leich von Didône* die traurige Isolde zu trösten. in der saga cap. 50 wird der namen Didos nicht erwähnt, und die aufforderung lautet dort allgemeiner: *vinr, kvað hann, gör mér nú aðra skemtan at hugga með Ísond, frú mína, svá þú komir af henni harmi sínum.* hat nun Robert, der verfasser der saga, den namen Dido zwar bei Thomas vorgefunden, ihn aber unterdrückt, weil er ihm oder seinen lesern unbekannt war? nein, denn er nennt Dido cap. 4. erst Gottfried hat also die forderung eines beliebigen trostliedes, die an sich dem sachlichen zusammenhang genügte, in die angabe eines bestimmten themas verwandelt. noch einmal erscheint Dido in Gottfrieds gedicht im v. 17193 zusammen mit Phyllis, Canace, Byblis; es sind die heldinnen der liebeslieder, aus denen Tristan und Isolde in der einsamkeit der minnegrotte ihre herzen mit schmerzlich-seliger liebesstimmung erfüllen. wie in v. 13351 wird auch hier nicht das stoffliche der Didosage, sondern ein lied von Dido erwähnt, das mit seinem erotisch-elegischen inhalt das gefühl der liebe im hörer wecken soll. diese gleichartige verwendung des motivs spricht für éinen verfasser, und dass wir in diesem bei der behandlung des v. 13351 mit recht Gottfried erblickt haben, findet von andrer seite her eine bestätigung: in einem excurs v. 12187—12438, den Piquet s. 232 überzeugend als gottfriedischen zusatz nachweist, spricht

G. v. 12326 ff von der liebewerbenden kraft, die den historien von wahrhafter liebe innewohnt

swaz wir mit rede vür bringen
von den die wîlent wâren
vor manegen hundert jâren,
daz tuot uns in dem herzen ol.w

gerade die tragischen liebesgeschichten haben diese starke seelische würkung, und so will G. sein ganzes gedicht verstanden haben, denn

der edele senedære
der minnet senediu mære (v. 121).

ob aber G. die sagen von Thisbe, Dido, Phyllis, Byblis, Canace aus Ovid selbst kannte, wage ich bei der grofsen verbreitung dieser stoffe im mittelalter nicht zu entscheiden; und dass Blickers Umbehang als vermittelnde dichtung in betracht kommt, wie Bahnsch will, lässt sich so wenig beweisen wie widerlegen.

Eine fülle mythologischer namen tritt von v. 4729 an auf in dem berühmten abschnitt über die deutschen dichter, hier braucht Gottfrieds selbständigkeit nicht erst bewiesen zu werden. das urteil über Heinrich von Veldeke lautet v. 4728.

ich wæne, er sîne wîsheit
ûz Pegases urspringe nam,
von dem diu wîsheit elliu kam.

G. will Veldekes dichtkunst durch die wunderbare herkunft auf eine besonders hohe stufe stellen. eine innere beziehung zwischen Pegasus und dem antiken stoff der Eneide (Zs. 39, 308) soll man darin nicht erblicken, sonst müste man auch für v. 4788 nach einer beziehung zwischen Orpheus und Reimar von Hagenau suchen. Ovid hat Met. v 262 die entstehung der Hippokrene durch den hufschlag des Pegasus erzählt; dass G. grade diese stelle vor augen gehabt hat, lässt sich höchstens vermuten. aber es wäre eine trügerische stütze dieser vermutung, wollte man aus demselben Metamorphosenbuch (5, 254) die gottfriedische schilderung des Helicon (v. 4860) herleiten:

mîne flêhe und mîne bete
die wil ich êrste senden
mit herzen und mit henden
hin wider ze Elicône
ze dem niunvalten trône,

von dem die brunnen diezent,
ûz den die gâbe fliezent
der worte und ouch der sinne.

bei Ovid ist weder an dieser noch an irgend einer stelle von den vielen bächen die rede, die dem Helicon entströmen. G. aber hat nicht etwa in selbständiger ausschmückung die eine Hippokrene des Ovid vervielfältigt, denn auch die vorstellung der zahlreichen quellen ist antik; im ausgeführten bilde gibt sie Statius Silv. II 1, 36, für G. lag noch näher die Serviuserklärung zu Verg. Ecl. 6, 64 *Helicon mons est Boeotiae, quae et Aonia dicitur; de hoc plurima cadunt flumina, inter quae etiam Permessus.* wer im mittelalter Vergil las, las ihn mit dem commentar des Servius, der in vielen handschriften verbreitet war, und auf Gottfrieds Vergilkenntnis grade führt der ganze zusammenhang der beiden zuletzt behandelten stellen: G. ist sich bei der darstellung fremder dichtergröfse der eignen schwachheit recht bewust geworden (v. 4831), schon will er verzagen, da greift er zum letzten unversuchten mittel; zum Helicon, zu den musen und ihrem führer Apollo [1] richtet er sein gebet um erleuchtung. genau so hatte Vergil die musen angerufen, ihm den Helicon zu eröffnen, wenn er in der darstellung auf eine schwierigkeit stiefs, die nur mit besonderer dichterischer kraft überwunden werden konnte. zwei mal in der Aeneis (VII 641 und X 163) findet sich das gebet *pandite nunc Helicona deae cantusque movete*, öfters die allgemeine bitte an die musen um belehrung und beistand in den nöten der kunst. Gottfried aber hat aus der fast traditionellen epischen formel Vergils heraus in kraftvollen farben vor seinem leser das bild des musenberges entwickelt. dagegen treten die kleineren mythologischen schnitzer, die Bahnsch zu der ansicht gebracht hatten, die antike welt sei in G. überhaupt nicht lebendig geworden, doch zurück; so die gleichsetzung der musen mit den sirenen im v. 4869

Apollo und die Camênen
der ôren niun Sirênen.

hier mag immerhin eine erinnerung an die antike tradition der

[1] es verdient beachtung, dass Apollo hier der echt antike musagetes ist, nicht der Sarazenengötze, zu dem ihn und Jupiter das mittelalter oft gestempelt hatte; vgl. Bartsch Albrecht v. Halberstadt, einl. s. XLVI und Cholevius Gesch. d. d. poesie nach ihren antiken elementen I 184.

abstammung der sirenen von einer der neun musen, wie sie Serv. zu Aen. v 864 *Sirenes . . Acheloi fluminis et Calliopes Musae filiae* bietet, die an sich schon vorhandene ähnlichkeit zwischen den wunderbar singenden musen und den wunderbar singenden sirenen für G. noch gesteigert haben[1]. eine leise mittelalterliche änderung wird an der gestalt des sängers Orpheus vorgenommen, v. 4788

ich wœne Orphêes zunge,
diu alle dœne kunde,
diu dœnete ûz ir munde.

die alten betonen stets die gewaltige würkung, die Orpheus gesang auf natur und menschen ausübt, den mittelalterlichen dichter interessiert die vielseitigkeit des könnens; auch von Tristan wird es gerühmt (v. 3624), dass er *alle dœne* beherrscht. Kassandra tritt v. 4930, 4948, 4970 im verein mit Vulcan auf und wird als meisterin der webekunst genannt. Vulcan den waffenschmied hat G. aus der Eneide Veldekes, auf dessen schilderungssucht er ironisch anspielt. die frage, wie aus der seherin Kassandra die weberin geworden ist, müsten wir hier aufwerfen, wenn es sich dabei um einen irrtum oder eine änderung Gottfrieds handelte; aber diese umgestaltung war durch eine allgemeine mittelalterliche überlieferung, die ESchröder Zs. 43, 257 bis auf den frz. Aeneasroman verfolgt hat, für G. etwas gegebenes. in den versen 4805—8

ich meine abr in dem dône
dâ her von Zithêrône,
dâ diu gotinne Minne
gebiutet ûf und inne

sind sichtlich der musenberg Kithaeron und Kythere die insel der Aphrodite verwechselt (Bahnsch s. 6), möglicherweise durch Gottfrieds eigene schuld, denn belegt ist diese verwechslung aufser dieser stelle bisher noch nicht. aber der fall der weberin Kassandra rät zur vorsicht in der verwendung eines solchen argumentum ex silentio; auch sie wurde, bis Schröder sie im Aeneasroman fand, für Gottfrieds eigentum ausgegeben. wir lassen

[1] von der vereinigung der sirenen und musen, die im gelehrten gespräch bei Plutarch Quaest. conviv. IX 14, 5 behandelt wird, führen keine fäden zu Gottfried.

daher auch hier die möglichkeit offen, dass das zusammenwerfen von Kythere und Kithaeron älter und allgemeiner war.

Der ganze abschnitt von der schwertleite und der damit verbundenen dichterbesprechung ist in gehobenem stile gehalten und wird durch eine fülle poetischer bilder charakterisiert; erst gegen ende, von v. 4906 an. bricht die schalkhafte stimmung der gegen Veldeke gerichteten ironie durch[1]. in diesem abschnitte des gesteigerten tones nun finden sich bei weitem die meisten antik-mythologischen anspielungen des ganzen gedichtes; wir können daher an dieser ihrer verwendung, mögen sie nun aus der antiken quelle oder aus der mittelalterlichen wasserleitung geschöpft sein, die wertschätzung des classischen altertums durch Gottfried ermessen: die gestalten der antike leben in seinem geiste, um ihm dann ihre dienste zu leihen, wenn es gilt, über das alltägliche hinaus in höherem schwunge die darstellung zu führen.

Nur wenige mythologische anspielungen aus andern teilen des gedichts sind noch übrig. v. 8091 und 8115 lässt G. die sirenen mit ihrem sange auf dem *agesteine* die schiffer zum scheitern bringen. vielleicht kannte er wider aus Serv. zu Verg. Aen. v 864 (vgl. s. 342) die felseninseln, an denen vom sirenengesang bezaubert die schiffer strandeten; sie wurden ihm unter dem einfluss des orientalischen märchens zum magnetstein. als originales erzeugnis Gottfrieds werden die verse 8080—8135 durch die von Piquet s. 179 vorgebrachten gründe sowie durch das mehrfache reden in erster person (8089, 8094) erwiesen, und auch hier ist es ein stück gehobenen stiles, die schilderung von Isoldens herrlicher sangeskunst, in das der dichter den vergleich aus der antiken mythologie einfliefsen lässt. wenn bald danach Tristan (v. 8256) die schönheit Isoldens preist, so hören wir die namen Aurora, Tyndaride[2], Mykene, Griechenland

[1] Schröder Zwei altdeutsche rittermären, einl. s. xv.

[2] die auffallende Form *Tyndarides* (8271), das männliche patronymikon statt der im lat. allein möglichen form *Tyndaris* nimmt eine sonderstellung ein; die verwechslung begieng G. wol, weil er die obliquen casus aus Vergil und Ovid im ohr hatte. aber sonst meidet er überhaupt lateinisch anmutende formen in den eigennamen; oft sind die deutschen declinationsendungen durch den reim gesichert (zb. 3615. 4806. 4863. 4895. 4930. 13351). dies verfahren ist für mhd. dichter keineswegs gesetz (s. Kinzel, Festschr. f. Zacher [Halle 1880] s. 66) und zeigt daher Gottfrieds

abermals im schwung der lobrede erschallen. wol enthielt auch Thomas gedicht diese lobrede, aber einstimmig weisen Bédier I 104[1] und Piquet s. 181 auf grund der stilistischen eigentümlichkeiten die ausschmückung im einzelnen Gottfried zu. als vorlage hat bereits Bahnsch (s. 6) Verg. Aen. II 589 ff erkannt. eine unmittelbare benutzung Vergils durch Gottfried anzunehmen, ist nach dem oben gezeigten durchaus ohne schwierigkeit; natürlich hat er sich nicht um des vergleiches mit Helena willen in ein genaueres studium der Aeneis eingelassen, vielmehr war ihm aus einer früheren lectüre das selbstgespräch des Aeneas im gedächtnis[1], und die gedächtnismäfsige widergabe liefs die verwechslung der Aurora mit Leda unterlaufen[2].

Auch wo der hinweis durch antike namen fehlt, vermögen wir bisweilen zu zeigen, dass G. aus lateinischen dichtern poetische motive, bilder und gedanken, entnommen hat. die verse Ovids Remed. am. 441 ff hat Heinzel s. 539 widererkannt in Gottfrieds worten v. 19436—51. hier ist einmal würklich das entsprechende stück aus Thomas in dem fragment Sneyd erhalten, v. 235 ff Béd. Zwar erzählt auch Thomas den plan Tristans, sich durch eine neue liebe vom kummer der ersten zu befreien und zu heilen, aber die erläuternden gleichnisse vom zerteilten fluss und vom zerteilten feuer gehören G. allein, und sie stimmen wörtlich zu den beiden ersten beispielen Ovids:

grandia per multos tenuantur flumina rivos
magnaque diducto stipite flamma perit.

in G. tauchte also, als er in den versen des Thomas den gedanken von der heilenden kraft der zweiten liebe las, die erinnerung an Ovids Remedia amoris auf, wo er den gleichen gedanken einst gelesen hatte; eine zweite gedankenverbindung

absicht, den einheitlichen stil seines deutschen gedichtes nicht durch formen wie *Pegasi* oder *Vulcanus* zu stören, wodurch das hypothetische akrostichon in latinisierter form GODE⟨FR⟩IDUS (vKraus Zs. 50, 221) etwas an wahrscheinlichkeit einbüfst.

[1] der monolog war berühmt, er bildete schon den scholiasten (Serv. zu II 566) wegen der fraglichen echtheit ein problem und wurde in der mittelalterlichen Vergilerklärung gewiss ebenso oft behandelt wie in der modernen.

[2] Bahnsch irrt in der angabe, Leda werde zur tochter, Helena zur enkelin der Aurora gemacht, *tohter unde ir kint* ist in der form des *ἓν διὰ δυοῖν* gesagt, die G. liebt; vgl. Kottenkamp Germ. 26, 399.

trat helfend hinzu: wenige verse später, Remed. 475, tröstet sich Agamemnon mit dem besitz der Briseis, die den platz der ihm genommenen Chryseis einnehmen soll:

est, ait Atrides, illius proxima forma
et, si prima sinat syllaba, nomen idem.

also wie bei Thomas v. 249. 50[1] gibt auch bei Ovid die namensähnlichkeit der neuen geliebten einen trostgrund ab, den alten schmerz zu verwinden; auch diese übereinstimmung wies G. bei der lectüre des Thomas auf Ovids Remedia hin. von dort holte er sich seine beiden gleichnisse, aber was in der rhetorisch zugespitzten und kunstvoll gearbeiteten sprache Ovids éin distichon füllt, nimmt im breit und behaglich fliefsenden stil des mhd. reimpaares 12 zeilen ein. G. liefs in feinsinniger bewertung dieses stilunterschiedes die beiden folgenden gleichnisse Ovids (447. 48)

non satis una tenet ceratas ancora puppes,
nec satis est liquidis unicus hamus aquis

in der widergabe fallen, das erste wol auch deshalb, weil er das bild vom ankerlosen schiff schon einmal v. 8090 ausgeführt hatte. durch die einsetzung des Rheins statt des allgemeinen ‘grofsen flusses’ gewinnt Gottfrieds gleichnis vor dem des Ovid an frische und lebendiger kraft.

Die *rede von minnen,* durch die v. 12187—12361 die erzählung vom liebesleben Tristans und Isoldens auf der fahrt unterbrochen wird, fehlte wahrscheinlich im gedicht des Thomas, da die saga und Sir Tristrem keine spuren von ihr zeigen; jedenfalls gehört ihre persönliche und lebhafte ausführung Gottfried (vgl. Piquet s. 232); in v. 12236 ff spricht dieser von der liebe unter dem bilde von saat und ernte:

wir müezen daz her wider lesen,
daz dâ vor gewerket wirt,
und nemen daz uns der sâme birt.
wir müezen snîden unde mœn
daz selbe daz wir dar gesœn.

hiermit möchte ich die verse Ovids Ars amat. II 319 ff vergleichen

[1] der gedanke ist nicht eigentum des Thomas, sondern gehört auf grund von Eilhart 5690 (vgl. Piquet s. 310[1]) schon dem Urtristan an.

. . sed si male firma cubabit
et vitium caeli senserit aegra sui,
tunc amor et pietas tua sit manifesta puellae;
tum sere, quod plena postmodo falce metas.

den zufall für diese übereinstimmung verantwortlich zu machen, geht nicht an; denn noch eine andere stelle Gottfrieds aus demselben zusammenhang stimmt zusammen mit einer Ovids aus unmittelbarer nachbarschaft der genannten verse. beide dichter klagen über den niedergang der zeiten und die feilheit der liebe in ähnlichen worten:

Gottfr. v. 12304 *minne, aller herzen künigîn,*
diu frîe, diu eine
diu ist umbe kouf gemeine

und Ovid Ars amat. II 277

aurea sunt vere nunc saecula. plurima auro
venit honos; auro conciliatur amor.

in einem längeren, ihm eigenen lehrhaften excurs über die liebe sagt G. v. 17983ff

swâ sô daz wîp ir wîpheit
unde ir herze von ir leit
17985 *und herzet sich mit manne,*
dâ honeget diu tanne,
dâ balsemet der scherlinc;
der nezzelen ursprinc
der rôset ob der erden.

der gedanke lag so in der form des *ἀδύνατον* geprägt in einem lateinischen sprichwort MSD[3] XXVII 2,90 = Floril. Gotting. 31 vor:

Immutando locum non mutant poma saporem
Non mutare valet innatum femina morem.

die einzelausdrücke lieferten Vergil und Ovid: zu v. 17986 Verg. ecl. 4, 30 (= Horaz Epod. 16, 47)

et durae quercus sudabunt roscida mella[1]

zu 17988. 89 Ovid Remed. 46 *et urticae proxima saepe rosa est.*

Anklänge an lateinische sprichwörter, auf die das letzte

[1] bekanntlich die lieblingsecloge des mittelalters, vgl. ESchröder Zs. 43, 371 und ThCreizenach, Aeneis, IV. Ecloge und Pharsalia im ma., progr. Frankf. 1864.

beispiel bereits hinwies, sind in Gottfrieds gedicht sehr zahlreich. doch da, wo als seine muster lateinische verse solcher mittelalterlichen sprichwörtersammlungen wie MSD³ xxvii 2 erscheinen, ist es nicht auszumachen, ob er die sprichwörter in der uns überlieferten lateinischen form durch den unterricht kannte, oder ob sie seinem munde aus der eignen sprache zugewachsen waren; dies gilt für die von Preufs s. 67 behandelten verse

Gottfr. 5460 = MSD³ xxvii 2, 139
10430 = „ „ „ 237;

hierzu gesellt sich noch der zweifel an Gottfrieds selbständigkeit für v. 16477 = MSD xxvii 2, 81 u. 82, da bereits Thomas geschildert hatte, wie allmählich der argwohn in Marke erwacht, und daher die veranlassung zum argwohn in der form des lat. sprichwortes ausdrücken konnte:

illic est oculus, qua res sunt quas adamamus,
est ibi nostra manus qua nos in parte dolemus.

hinzuzufügen ist dagegen, aus dem gleichen Gottfried eigenen excurs wie die oben behandelten verse 17983 ff stammend, die ausspinnung des lat. sprichwortes MSD xxvii 2, 65 *femina raro bona, sed quae bona digna corona* in den versen 17975—82.

Mit gröfserer sicherheit lässt sich von lateinischem sprichwörtergut bei Gottfried da reden, wo verse des Publilius Syrus in deutschem gewande in seinem gedicht erscheinen. über die zusammenstellungen von Preufs [1] hinaus habe ich für Publilius sicheres nicht ermitteln können; zu v. 13899 ff möcht ich folgendes bemerken: G. soll nach Preufs (s. 70) und Piquet (s. 251) in den worten

wan an den frouwen allen
enist nie mêre gallen,
als man ûz ir munde giht,
noch enhabent dekeiner trüge niht
noch aller valsche dekeinen,
wan daz si kunnen weinen
âne meine unde âne muot,
als ofte sô si dunket guot

[1] sie betreffen die sprüche Gottfrieds und aus dem Tristan die verse 8409 (= PS. 315), 17895 (= PS. 53, also eine lesefrucht, sodass Kottenkamp Germ. 26, 400 falsch interpretiert), 17921 (= PS. 18), 18047 (= PS. 340) und 13043 (= PS. 37, der in wahrheit ein Terenzvers ist, s. u.).

den vers des Publilius 130 M(eyer) benutzt haben *didicere flere feminae in mendacium.* aber G. ist in der ganzen umgebung dieser verse ein getreuer übersetzer seiner vorlage, und bereits diese vorlage enthielt sprichwörter. so wird grade in nächster nähe unsrer stelle das sprichwort v. 13991

man sprichet von den frouwen, daz
si tragen ir manne friunden haz

durch seine genaue übereinstimmung mit saga cap. 53 [1] als eigentum des Thomas erwiesen; dieser gibt in den betreffenden versen ein lateinisches sprichwort wider, Disticha Catonis I 8

nil temere uxori de servis crede querenti,
semper enim mulier, quem coniunx diligit, odit.[2]

und so hat Thomas auch ein anrecht auf das wort von den trügerischen weiberträhnen in v. 13899 ff. um so mehr, da eine viel mehr ins einzelne gehnde lateinische entsprechung als bei Publilius sich widerum in den Disticha Catonis findet, die bereits eben als Thomas quelle erschienen, aber sich nie in einem sicher originalen stücke Gottfrieds nachweisen lassen; dist. Cat. III 20 lautet:

coniugis iratae noli tu verba timere,
nam lacrimis struit insidias, cum femina plorat.

völlig und ohne weiteres freilich erscheint der zusammenhang mit G. nicht; aber *galle* (v. 13900) passt gut zu *irata*. die zweite zeile des distichons passt zu 13902—6. v. 13901 findet sich im distichon nicht, und bei genauerem zusehen ist der gedanke 'der frauen zorn ist erloschen, sobald man ihnen nach dem munde redet' im gottfriedischen zusammenhang unberechtigt und störend. vielleicht hat G. ungenau übersetzt und bei Thomas folgten die gedanken so auf einander: Isolde weinte so, dass Marke ihre trähnen für echt hielt; sie versuchte ihre absicht nicht durch zorn zu erreichen, denn wirksamer als frauenzorn sind frauen-

[1] *því at þat er opinberliga orðkvæði, at ferligt kann verða lunderni kvenna, at konur unna ekki frændum bænda sinna eða vilja hafa þá nær ráðu sinni eða verkum nætr sem daga.*

[2] so lautet der vers in den meisten hss, so wurde er also im mittelalter am meisten gelesen, so passt er auch am besten zu Gottfr. 13991, und in dieser fassung steht er in einer der mhd. übersetzungen: Zarncke, Deutscher Cato s. 35, v. 141—4. Nemethy in der ausg. des Cato (Budapest 1895) schreibt im anschluss an den Veronensis *coniunx servum quem diligit odit.*

trähnen, die sie jederzeit zur verfügung haben. so schliefst sich Thomas eng an Cato an.

In den versen 13043—49 hat Preufs s. 71 Publ. Syr. 37 *amantium irae amoris integratio est* erkannt; in der tat ist das ein vers des Terenz (Andria 555), den G. natürlich nur als sentenz, herausgebrochen aus seinem ursprünglichen zusammenhange, kannte. genau so möchte ich Gottfrieds worte[1] v. 9890 beurteilen:

der iuch dâ wil, desn welt ir niht.

es ist das antitheton des Terenz über die frauen Eun. 812

nolunt ubi velis, ubi nolis cupiunt ultro.

die existenz als spruchvers, die für Andr. 555 durch den übertritt in die Publiliussammlung erwiesen ist, können wir mit fug und recht von dort auf Eun. 812 übertragen; eine allgemeine bestätigung bieten würklich vorhandene sammlungen excerpierter Terenzverse, wie sie beispielsweise cod. lat. Monac. 17210 s. XIII zusammen mit Publiliussprüchen und sentenzen aus Sallust und Cicero enthält[2].

Die ausgiebige benutzung der lateinischen spruchverse beweist, dass G. auf einer gelehrten schule látein gelernt hatte, und man mag mit Bédier (I 31) eine etwas unbehagliche erinnerung an den zwang dieser schuljahre in der schilderung von Tristans ersten studien (v. 2066 ff) erblicken; auch die theologische quisquilienfrage, welche frucht eigentlich die begierde Evas gereizt habe (v. 17947), verrät nur allzu deutlich den klösterlichen magister. doch jene sententiae, unpersönliche excerpte, an denen der schüler Gottfried grammatik, logik, moral gelernt hatte, machen seine classische bildung nicht aus: der dichter Gottfried hat die alten auctores selbst, Ovid besonders und Vergil, gelesen; ihre gedanken und ausdrucksformen fügt er mit sicherer künstlerhand dem eigenen werke ein, die gestalten ihrer götterlehre sind in ihm lebendig, sind ihm mittel der gesteigerten dichterischen anschauung, schmuck der gehobenen rede, wenn auch bisweilen dem antiken körper ein mittelalterliches mäntelchen umgehängt ist.

[1] die selbständigkeit der stilistischen ausschmückung erweist Piquet s. 205. [2] WMeyer Die sammlungen der spruchverse des Publilius Syrus. s. 25.

Cassel. **Wilhelm Hoffa.**

FRAGMENTE VON WOLFRAMS WILLEHALM UND RUDOLFS BARLAAM.

Herr bürgermeister Schrader in Schafstädt übersandte vor einiger zeit herrn collegen Saran eine außen mit gepresstem leder überzogene holzeinbanddecke, deren innenseiten mit resten von beschriebenen pergamentblättern beklebt sind. zwecks deren näherer bestimmung überliess mir college Saran freundlichst den einband. über dessen herkunft herr bürgermeister Schrader mir folgendes mitzuteilen die güte hatte. 'in dem fraglichen einbande befand sich zu der zeit, als ich ihn erhielt, nur noch ein teil des früheren inhalts: die psalterausgabe von Bugenhagen, Basel 1526. *die dem angegebenen vorgebunden gewesenen werke waren herausgeschnitten. erworben habe ich den band aus der antiquariatsbuchhandlung von dr. Julius Determann, Heilbronn'. der inhalt der von mir abgelösten hslichen fragmente war leicht festzustellen: sie enthalten abschnitte aus Wolframs Willehalm und Rudolfs Barlaam.*

1. FRAGMENT AUS WOLFRAMS WILLEHALM.

Auf der innenseite des vorderen holzdeckels war vor seiner ablösung in längsrichtung ein pergamentstreifen, bis hart an den innern bandrücken reichend, aufgeklebt, der in seiner länge 16 *cm, in seiner ganzen breite* 27, 4,5 *cm mass. abgelöst, ergab sich als ursprünglich ein zweispaltig beschriebenes doppelblatt mit* 40 *zeilen auf der spalte, von dem jetzt das obere drittel* (13 14 *zeilen) fehlt. von bl.* 1 *ist nur noch die erste und vierte spalte vorhanden, in seinem jetzigen umfang* 9,3 *cm breit, während bl.* 2 *in vollständiger breite* (18, 1 2 *cm) vorliegt. von bl.* 2^{ad} *sind oben auf spalte a die eingänge weiterer* 4 *zeilen* (*Lachm.* 270, 29—271, 2) *erhalten: das kleine pergamentstückchen war ursprünglich um den rand des holzdeckels nach innen zu gebogen und hatte seinen platz zwischen holz und leder. bl.* 1^{d}. 2^{ab} *waren sehr fest aufgeklebt: durch die ablösung ist die schwärze der schriftzüge zumeist auf das holz übertragen worden, so dass es sich empfahl, bei der lesung den spiegel zur hilfe zu nehmen.*

Es handelt sich um eine sorgfältig geschriebene Willehalmhs. *des* 14 *jh.s* (*wol aus der ersten hälfte*) *in* 4^0 *mit rot durchstrichener majuskel zu eingang jeder verszeile und einzelnen gröſseren rot — einmal auch violett — ausgemalten initialen. das nur fragmentarisch auf uns gekommene doppelblatt umschloss früher zwei weitere und umfaſste mit diesen* Willeh. 243, 27 *bis* 276, 6. *davon standen* 249, 7—270, 20 *auf den beiden in unser doppelblatt eingelegten, dh.* 644 = 4 × 160 *zeilen* + 4; *das plus von* 4 *zeilen* (*nach Lachmanns zählung*) *reduziert sich wol in übereinstimmung mit der hss.gruppe* opt *durch den ausfall von* 252, 29 f. 261, 21 f. *unser doppelblatt bot ursprünglich* 243, 27—249, 6 *und* 270, 21—276, 6. *davon ist folgendes erhalten:*

bl. 1^a 244, 10—245, 6; *es fehlen* 243, 27—244, 9 *sowie* *bl.* 1^b: 245, 7—246, 16; *bl.* 1^c: 246, 17—247, 26;
bl. 1^d 248, 10—249, 6; *es fehlen* 247, 27—248, 9;
bl. 2^a 270, 29—272, 2; *es fehlen* 270, 21—28;
bl. 2^b 272, 17—273, 14; *es fehlen* 272, 3—16;
bl. 2^c 273, 28—274, 26; *es fehlen* 273, 15—27;
bl. 2^d 275, 10—276, 6; *es fehlen* 274, 27—275, 9.

so viel ich sehe, kommt von den sonst vorhandenen bruchstücken von gleicher anlage (*s. Zs.* 21, 84) *keines für das neue in betracht. der text, welchen unser fragment bietet, ist nicht frei von misverständnissen: er steht der gruppe* lopt *sehr nahe* (271, 23. 273, 3. 274, 9 f *seien nur als besonders beweisend angeführt*) *und innerhalb dieser wieder* lt (271, 25 f. 272, 19 f. 273, 6. 274, 13 f); *zu* t *stellen sich die lesarten* 248, 12. 274, 24. 275, 24. 30, *zu* l 275, 25. *die sprache zeigt md. einflüsse:* e = æ; fure kure kunic: konde begonde kolter; *neben* u *vereinzelt* u, *aber auch* u *für* u: künst gunst kunt drunder; ture; *vereinzelt steht* ie *für* i: fliez; geschen; crache: lache (*inf.*); gehen = jehen; wil = vil; vmbere = unmære 273, 11; viant.

1^a

Lachm. 244, 10 Vn hiez 11 ze allen (*oder* allem?) site 12 Von semftem plvmiten 13 [und] teppit vil da fure 14 [ûf diu] Plumit kolter v. d. kvre 15 in ture mv̊se 16 sie [hie] vf rucke solte s. (!) 17 phellel gaben 18 [hin abe] zv̊ dem 19 scheitis

21 ime gnvͤc 22 nenne 23 rehte 25 od daz] oder 28 al *fehlt* an deme 29 dâ *fehlt* ime 30 Die 245, 1 *gröſsere rote initiale* D marcgraue zime 4 gesehen marcgrauŷn 6 lobte kvnic Tandernas

1[d]

248, 11 (Wa)ren wunneclich zesehen 12 (D)es mvse man d. frowen gehen 15 tepich vñ dar vnder plvmit 16 (V)on koltern was och 18 (H)eimerich geselle 19 der andern [gar] 20 vordest 22 sehene 23 (D)ie 24 (O)ch 25 clarliche 26 (M)it phellel 27 beidiu *fehlt* 28 [alsô] gnůc 29 (H)ete ferifiez 30 (G)eben nich kostlichen fliez 249, 1 (M)ochte vf dem bilde 2 mantel mvse offenre snvre phl. 4 wene daz ieman konde 5 dan 6 beiagete aller herren(!)

2[a]

271, 2 die do 3 *gröſsere rote initiale* A 5 Die drungen den 7 ime sölhe] die selben 8 al sîn] Alyzen 9 al] dar zv 10 Sin blic erwarp 11 Der keine hazzen 12 sage lobes v. ime gnůc 13 Genaht dem] des! 14 und *fehlt* 15 Eines dinges 17 durch den rost gap die m. 18 do *fehlt* parzifal 19 vant] Wart (!) 20 Garnach Garnanz 22 Seht Rennewarte 23 Der selben schone der selben craft 25. 26 *fehlen* 27 kvneginne heymerich 28 menlich 29 în *fehlt* 30 einer sô] siner 272, 1 Kyburch, *gröſsere rote initiale* K

2[b]

272, 18 ouch *fehlt* 19. 20 *fehlen* 22 trurich 23 ich in 24 noch fr. od' 25 geschen 26 antlitzes 27 etslich 29 ich si ime 30 gein mir lihte 273, 1 *gröſsere rote initiale* R 3 Vil schiere d. marcgrauen 4 da vor ime 6 gein dir] durch zuht 7 Ganc 8 in] den 9 hât] hin (!) beidiu *fehlt* 10 sich lebelichez 11

Er mir niht ist vmbere 13 Er erfluge d. cranich wurfe ich in dar 14 Swie zegeliche er si g.

2^c

273, 30 viant gesin 274, 2 Heymerich bat d. 3 bat *fehlt*] 4 tepich tafeln 5 kvneginne 6 konde in 7 Der knappe kom m. 8 Heymerich lide 9.10 *fehlen* 11 kvnegin 13.14 Sie mit gůten willen (ruckte). Rennewart sich nig(ens buckte) 15 die kvneginne ime 16 houbt was wil hoher 17 můste 18 Sie vn̄ er ir beider 19 konde 20 beide 22 gahes drabe 23 daz] Ez, *gröfsere rote initiale* E 24 were nv l. wer sie 25 Man kúr wol *fehlt* 26 gelich beider

2^d

275, 10 waren bi s. 11 Gestricket dem] daz 13 *gröfsere violette initiale* V komen 15 han oder 16 Doch mohte ein starker wagen 17 crache 18 begonde lache 12 und] Er 20 sulich 22 Oder erzurne etliches 23 sie heben iwern toten 24 Ich swere iv bi den zwelf b. 25 wont einer 26 den] in 27 lazen sulich 28 Ez w. etlichen 29 Jo zerte 30 mêr d.] Baz denne cleine 276, 1 iwerme 2 [nu] Hvtet vngelimphe 4 Da endorfte nieman 5 taueln 6 Syropel.

2. FRAGMENT AUS RUDOLFS BARLAAM.

Auf der innenseite des hinteren holzdeckels war vor seiner ablösung in längsrichtung und zwar hart am rücken des bandes ein pergamentstreifen aufgeklebt, 9, 5 cm lang und in seiner ganzen breite 25, 7 cm; dieser muss ursprünglich so ziemlich die mitte des deckels eingenommen haben und erst später bis an den bandrücken vorgeschoben sein, nachdem ein weiterer pergamentstreifen, dessen schriftzüge sich im abdruck auf dem holzdeckel noch wol erkennen lassen, abgelöst war. dass dies würklich der fall gewesen, beweist der umstand, dass in dem abdruck des abhanden gekommenen streifens gelegentlich auch reste solcher

verszeilen durchschimmern, die dem erhaltenen streifen angehören. nach ablösung des letzteren ergab sich, dass es sich um den oberen teil eines der quere nach durchschnittenen, zweispaltig beschriebenen doppelblattes handelt, dessen zweites blatt 15, 4 *cm breit ist; vom ersten blatt* (10, 3 *cm breit) fehlen auf* 1^{b} *die zweiten vershälften, auf* 1^{c} *die versanfänge. das fragment entstammt einer hs. von Rudolfs Barlaam aus dem* 14 *jh.* 4⁰ *und zeigt in schönen schriftzügen einen fast wörtlich mit Pfeiffer übereinstimmenden text. die erste zeile jedes reimpaares ist durch eine mit rubrum geschmückte majuskel gekennzeichnet; auch finden sich reste gröſserer, blau oder rot gemalter initialen bei einzelnen abschnitten. es standen ursprünglich* 28 *zeilen in der spalte, von denen die* 13 *ersten erhalten sind, auf bl.* 1^{b} *und* 1^{c}, *wie schon bemerkt, nur in ihrem anfang resp. ende. ausserdem lassen sich aber für bl.* 1^{cd} 2^{ab} *jedesmal noch* 6—8 *weitere verse durch spiegellesung des deckelabdrucks verhältnismässig leicht gewinnen. es ergibt sich, dass zwischen den blättern unseres doppelblattes ein zweites lag und zwar die verse* 151, 13—156, 34 *umfassend; da dies nicht, wie eigentlich zu erwarten wäre,* 224 (8×28), *sondern nur* 222 *verse sind, so dürften auch unserer hs. wie ABCE die verse* 155, 19. 20 *gefehlt haben. das fragment enthält:*

bl. 1^{a} 148, 21—33, *es fehlen die folgenden* 15 *zeilen;*
bl. 1^{b} 149, 9—21, *nur die ersten vershälften sind erhalten: es fehlen die folgenden* 15 *zeilen;*
bl. 1^{c} 149, 37—150, 9, *nur die zweiten vershälften sind erhalten, durch spiegellesung auch noch die versausgänge von* 150, 10—15;
bl. 1^{d} 150, 25—37, *sowie durch spiegellesung* 150, 38—151, 4;
bl. 2^{a} 156, 35—157, 7 *sowie durch spiegellesung* 157, 8—15;
bl. 2^{b} 157, 23—35, *sowie durch spiegellesung* 157, 36—158, 3;
bl. 2^{c} 158, 11—23, *es fehlen die folgenden* 15 *zeilen;*
bl. 2^{d} 158, 39—159, 11, *es fehlen die folgenden* 15 *zeilen.*

so viel ich sehe, steht das fragment mit keinem der sonst bekannten in näherer beziehung. zu besonderen textkritischen bemerkungen findet sich kein anlass; erwähnt sei nur, dass der umlaut von u *und* ô *nicht bezeichnet, der von* â *durch* e *widergegeben, dass für* iu : u *geschrieben ist; bei der inversion sind schreibungen wie* lobich, mv́sich, woltich, dv̊htin (150, 27), kaner,

versinnich *beliebt: auch die schreibungen* nah, noh, durh dur, armecheit, stetecheit *seien angemerkt. von varianten verdienen allenfalls folgende aufzeichnung:* 148, 26 enpfahet 27 mſsich 37 Do *blaue initiale* 149, 17 zeinem 150, 6 (vurste)clich? 27 lideliche 28 stette 31 lidelichem 33 Do *rote initiale* 37 demvtlichen 156, 40 sundeclichen 157, 24 dvs 28 vragest dv 32 vunve 34 inselen 158, 20 naher 159, 1 lîbes *fehlt* 5 wehseliche 10 zebrochen.

Halle aS., sept. 1910. **Philipp Strauch.**

FRAGMENTE DES NIBELUNGENLIEDES AUS DÜLMEN.

Bei der inventarisierung der herzogl. Croyschen archive zu Dülmen[1] *entdeckte herr prof. dr Schmitz-Kallenberg aus Münster unter dem einbandmaterial zu rechnungen aus dem* 17 *jahrhundert zwei kleine fragmente einer handschrift des Nibelungenliedes, die er mir freundlichst zur verfügung stellte. das gröſsere der beiden pergamentblätter misst* 16 *cm in der höhe: die obere breite beträgt* 6½, *die untere* 7 *cm; das kleinere ist* 8 *cm hoch und* 7 *cm breit. jede seite weist* 2 *columnen auf: von der ersten col. ist der anfang der einzelnen zeilen der scheere des buchbinders zum opfer gefallen, von der zweiten col. der schluss, sodass nur der schluss der ersten col. und der anfang der zweiten auf beiden seiten erhalten sind. die einzelnen strophen sind nicht stichisch geschrieben, sondern* 5 *zeilen der handschrift bilden jedesmal eine strophe, deren anfang abwechselnd mit groſsen roten und blauen buchstaben bezeichnet wird. der schluss der einzelnen reimzeilen ist durch einen punct kenntlich gemacht. beide fragmente haben ursprünglich* e i n *blatt der handschrift gebildet; rechnet man die am obern rande und in der mitte weggeschnittenen zeilen zu den erhaltenen einer col. hinzu, so ergibt sich, dass wir es mit den fragmenten einer* 50 *zeiligen handschrift des Nibelungenliedes zu tun haben. nach dem charakter der sehr saubern schrift (got.*

[1] *vgl. Schmitz-Kallenberg Inventare der nichtstaatl. archive der provinz Westfalen bd. I (Münster* 1908). *s.* 870*.

minuskel.) zu urteilen, dürfte die abfassung der hs. spätestens in den beginn des 14 jahrhunderts zu verlegen sein. ein vergleich der fragmente mit den drei großen Nibelungencodices ergibt, dass die bruchstücke einer handschrift angehört haben, die in ihrem verwantschaftlichen verhältnis B am nächsten steht. ich lasse einen genauen abdruck der fragmente folgen, nur mit dem unterschiede, dass zur besseren übersicht die 5 zeilen der hdschr. in die 4 reimzeilen der Nibelungenstrophe umgeschrieben sind. die strophenzahlen gebe ich nach Lachmann.

2205. 1 . . . .
2 . . . .
3 daz kan ich niht gehei . . . annes mut
4 diu rede dûht . . . . gesellen gût

2206. 1 . . . . ht gelangen sprach aber . . .
2 . . rihte iu so die seiten daz . . . vart
3 ritet gein rine daz . . . . sagen.
4 iwer uber mûte . . . . . er niht vertragen.

2207. 1 . . . . videlaere swenne ir die . . . .
2 . . . r irret gûter done iwer . . . . .
3 der mûz vil trube wer . . . . inen hant.
4 swie halt . . . . er burgunden lant.

2208. 1 . . . . uo im springen wan daz . . . ie
2 hiltebrant sin oheim . . . . gevie
3 ich wen du woltest . . dinen tûmben zorn.
4 mi . . . hûlde hetestu immer mer . . .

2209. 1 . . . . . ewen meister grimme ist . .
2 . . ûmt er mir zeuhanden . r der degen gût.
3 het er . . le mit siner hant erslagen
4 . . . daz erz widerspel nimer . . gesagen.

2210. 1 . . . . harte erzurnet der ber . . . .
2 den schilt den zuhte wolf . . nelle degen gût
3 alsam ein . . . .

2213. 1 . . . . gescheiden in des stûr . . . .
2 . . aten die von berne als ir . . . . . .
3 zehant do wante hilte . . . gen wider dan
4 do lief . . lfhart den chunen volke . . .

2214. 1 . . . delaere uf den helm gût.
3 . . . . kune . . . . .
4 . . . . daz er . . . .

2215. 1 Des fiw . . . .
2 daz ir . . . .
3 die sch . . . . win
4 o . . . . nimme . .

2216. 1 Gunther . . . .
2 enphie . . . . lant
3 gi . . . . helm v . . .
4 . . . . von bl . . . . . .

2217. 1 Dankw . . . . mich . .
2 . . . . getan
3 d . . . . wint
4 n . . . . aldrian . .

2218. 1 Rischart . . . .
2 die het . . . . sich ge . .
3 . . . . die gun . . . . . .
4 . . . . pranden . . . .

2219. 1 Do vaht . . . .
2 vil der . . . . hant
3 m . . . . ten in d . .
4 . . . . die rek . . . .

2220. 1 Do vaht . . . .

2222. 4 . . . . brent al . . . . . .

2223. 1 Owe lie . . . . ster hi . .
2 . . . . von volke . . . . .
3 . . . . langer n . . . . . .
4 . . . . chune vo . . . .

2224. 1 Do slůk er . . . . bant
2 stů . . . .

2225. 1 . . . . ie dietri . . .
2 . . . . ringe verre . . . .
3 . . . . der swerte . . . .
4 . . . . z den helm . . . .

2226. 1 . . . . olkern tot.
2 . . . . sin meiste . .
3 . . . . nen an mage . . .
4 . . . . e hagene . . . .

2227. 1 . . . . alte hilte . . .
2 . . . . en von des . . . . . .

3 . . . ergesellen . . . .
4 . . . . . t růkter . . . . e dan.
2228. 1 . . . . varten slůk.
2 . . . . n was ez leit . .
3 . . . . n in der star . . .
4 . . . . handen wol . . . .
2229. 1 . . . .
2 . . lez howende . . . . untheres man
3 . . . . nen in dem . . .
4 . . . . en manik . . . .
2230. 1 . . . . olfharten . . . . . .
2 . . . . vinde ze . . . .
2233. 1 . . . . durch sine . . . .
2 von der wine . . . .
3 er wůnte zů . . . . man
4 ez het. . . . . en getan.
2234. 1 . . . . er wunden . . .
2 . . . r vallen hoher . . . .
3 . . . starkez waffen . . . .
4 . . . . slůk.
2235. 1 Si heten bede ein an . . . . tot getan.
2 done leb . . . . . . der dietriches man.
3 . . . . alte wolfharten val . . . . . .
4 . . . vor sime tode im n . . . .
2236. 1 Nu warn gar erstorbe. . . . . man
2 unde ouch die d . . . . was gegan
3 da was . . . . . . nider in das . bluot
4 e . . . . . . armen den helt ch . . .
2237. 1 Er wolt in uz dem s . . . . dan
2 er was ein teil . . . . ligen lan
3 do blik . . . . der rewende man
4 . . . . im gerne sin neve h . . . . .
2238. 1 Do sprach der tot wu . . . . min.
2 ir muget an dis . . . . . . vruom gesin.
3 nu hute . . . ja dunket ez mich g . .
4 . . . . nem herzen einen g . . . . .
2239. 1 Unde ob mich min mage . . . . . klagen
2 den naehsten . . . . . . ir von mir sagen

3 da . . . . . . weinen wan ez ist a . . .
4 . . . . chuniges handen lige . . . .
2240. 1 Ich han ouch hie im . . . . nen lip
2 daz ez wo . . . .
3 . . . .
4 . . . .
2243. 1 Der reke dietriches . . . .
2 uf den helt von tro . . . . . . sere sneit.
3 done chu . . . . . . den den gunthere . .
4 . . . in hagene durch ei . . . .
2244. 1 Do der alte hiltebran . . . . . . enphant.
2 do vorht . . . . . von der hagenen h . .

Bonn (Kreuzberg). **P. M. Schneiderwirth. O. F. M.**

ZUR DATIERUNG DES HERBORT VON FRITZLAR.

Im ersten teile des 'Liedes von Troja' schaut der trojanische könig von der mauer herab auf die andrängenden feinde. da erblickt er (v. 1326ff) als erstes unter dem heere

einen schilt von lasûre,
darinne einen lewen glîzen
1330 vo'n rôten und von wîzen,
und eine baniere dâmite
harte glîch an dem snite
an dem zindâte
als der schilt in varwe hâte,

und er erkennt daraus herkunft und zugehörigkeit der gegner: es sind die Griechen des Hercules! die quelle, der Roman de Troie des Benoit (ed. Constans v. 2365 ff) hat nichts entsprechendes. dass Herbort dem löwenbezwinger als wappen einen löwen, das symbol der stärke gibt, ist verständlich, das ausgeführte wappenbild aber, ein rot und weifs gestreifter löwe im blauen felde, das ist eine charakteristische schöpfung der damals noch jungen heraldik, und Herbort, der schützling landgraf Hermanns, hat es aus seiner unmittelbaren nähe genommen: es ist das thüringische wappen das er hier eingeführt hat!

Diese beobachtung ist nicht etwa neu: schon der herausgeber Frommann hat sie gemacht (anm. zu 1328), dann hat Georg Landau

in der Zs. d. ver. f. hess. gesch. u. landeskde bd 3 (1843) s. 396 auf diese 'älteste beschreibung des hessischen löwen' hingewiesen, und seitdem ist die stelle von den heraldikern widerholt in diesem sinne angezogen worden: so auch von Seyler Geschichte d. heraldik s. 179 und zuletzt noch von Posse Die siegel der Wettiner und der landgrafen von Thüringen tl II (1893) s. 10 f und von Küch, Zs. d. ver. f. hess. gesch. u. ldeskde bd 43 (1909) s. 3; in der regel verknüpft man damit die 70—80 jahre jüngere blasonierung welche Konrad v. Würzburg im Turnei von Nantheiz v. 479 von dem wappen des landgrafen [Albrecht] von Thüringen gibt: . . . *einen schilt von lasûr blâ*, darin *einen löuwen* . . .: *rôt unde wîz stückehte* [l. *strifehte*] *was er von hermîn und von keln.*

Dass Herbort von Fritzlar hier tatsächlich, mit bewustsein und absicht, das wappen seines fürstlichen gönners eingeschmuggelt hat, kann keinem zweifel unterliegen; es ist die einzige derartige beschreibung die er bietet, und es ist zugleich, wie immer man Herborts werk datieren mag, die älteste heraldisch treue vorführung eines historischen wappens in unserer litteratur. betont werden muss dabei, dass der enge zusammenhang des schildbildes mit dem vielfach ältern fahnenbilde, wie ihn die neuere wissenschaft für die anfänge der heraldik wider zugesteht, bei Herbort deutlich hervortritt; die für den thüringisch-hessischen löwen charakteristische rot-weifse streifung kann recht wol in der wirktechnik des fahnentuches älter sein als in der schildbemalung. erhalten ist uns ein solches wappen zufrühst in dem originalschild des 1240 gestorbenen landgrafen Konrad von Thüringen, des deutschordensmeisters, s. Warnecke [und Bickell] Die mittelalterlichen heraldischen kampfschilde in der St. Elisabethkirche zu Marburg (Berlin 1884) s. 22 taf. 1: 'er ist von leuchtendem kobaltblau, und der löwe achtmal rot und weifs schräg gestreift'. von der übernahme dieses wappenlöwen der Ludowinger durch die prätendenten der thüringischen erbschaft und speciell durch Sophie von Brabant (1248) und ihre nachkommen die hessischen landgrafen handelt eingehend Küch aao.

Es ist ein ungewöhnlicher glücksfall, dass wir in der kecken maskerade des Herbort von Fritzlar die genaue farbengebung eines deutschen fürstenwappens aus dem anfang des 13 jh.s kennen lernen, denn die sphragistik und numismatik, die zumeist allein über die schwelle dieses jahrhunderts zurückführen, kennen noch keine schraffierung, die uns hier aufschluss geben könnte. und es wäre daher für die heraldik ganz und gar nicht gleichgiltig, wenn Baesecke mit seiner von mir (GGN. 1909, s. 92 ff) bekämpften these über Herbort (Zs. 50, 377 ff) recht behielte, und somit jene wappenbeschreibung nicht in den ausgang, sondern in die ersten jahre der regierungszeit landgraf Hermanns fiele: wir kämen dann mit dieser form und farbe des thüringischen wappens noch um 20—25 jahre hinauf. fragen wir aber die

sachkundigen, was sie über die anfänge des thüringischen wappens wissen, — so verweisen sie uns auf die beschreibung des Herbort von Fritzlar, wo die streifen das löwen und überhaupt die tincturen zum ersten male zu tage treten. Posse tl I sp. 7 betont, dass die anfänge des wappenwesens bei den Ludowingern nicht über Ludwig III (1172—1190), ja wahrscheinlich nicht über 1180 hinaufgehn. der älteste siegelstempel Ludwigs III aus d. j. 1174 ist noch ohne spur von wappen (taf. XI 1); ein solches, und zwar einen löwen, weist das nächste siegel (XI 2) auf: zugleich mit dem titel als pfalzgraf von Sachsen (1180); und mit diesem titel schwindet der löwe wider auf dem dritten siegel (XI 3), während er auf den siegeln seines bruders Hermann, der an stelle Ludwigs 1181 die pfalzgrafschaft Sachsen erhielt, constant erscheint (taf. XI 4 ff) und dann weiterhin von landgraf Ludwig IV und dessen bruder Konrad, dem regenten von Hessen, festgehalten wird (taf. XII. XIII). wenn so Posse auf die vermutung gekommen ist, der löwe als wappentier hänge mit der erwerbung der pfalzgrafschaft Sachsen zusammen, so ist das doch nicht so zu verstehn, als ob er von ihr übernommen sei: das wappentier der pfalzgrafschaft ist vielmehr der adler des reiches (Posse tl II sp. 7.; vgl. auch das wappen Friedrichs d. Freidigen taf. VII 3. 4); es handelt sich also um ein neues, freigewähltes hoheitszeichen.

Ähnliche aufschlüsse wie die sphragistik ergibt die numismatik. schlagen wir zb. in HBuchenaus schöner publication Der bracteatenfund von Seega (Marburg 1905) die tafeln 13—15 auf, so finden wir auf den reiterbracteaten Ludwigs III den schild entweder ganz bildlos oder aber mit sternförmigem innenbeschlag resp. den schildbuckel mit strahlen umgeben, dh. den vorheraldischen spangenschmuck des schildes. ähnlich scheint es anfangs bei den bracteaten Hermanns I zu sein, wenn die versuchsweise chronologische anordnung bei Buchenau zutreffend ist: neben anfangs wappenlosem schilde taucht einmal der löwe im felde hinter dem reiter auf (nr. 261, taf. 14, 4), dann aber wird er stehnde schildfigur: nrr 269—304 (taf. 14, 12 bis 15, 22). dass dieser thüringische löwenschild der Ludowinger von dem kaum ältern meifsnischen löwen der Wettiner (schwarz in gold) und dem alten, aber eben erst heraldisch gewordenen welfischen löwen Heinrichs des Löwen (wahrscheinlich gold in schwarz) in den tincturen abgewichen sei, ist so gut wie selbstverständlich. aber um ihn von diesen zweien zu unterscheiden, genügte doch die tingierung silber in blau. wann ist nun die hervorragend charakteristische, nirgends anderweit widerkehrende rot-weifse streifung des löwen üblich geworden? mit sicherheit kann man nur sagen: unter landgraf Hermann I — die nähere zeit innerhalb seiner die jahre 1190—1217 umspannenden regierung wird sich kaum feststellen lassen, es ist nur wahrscheinlich, dass der

löwe sich eine zeitlang ungestreift (silber in blau?) gehalten habe, nachdem er erst 1180 aufgekommen war.

Es gibt freilich eine theorie über das aufkommen des gestreiften löwen, die, wie mir CKnetsch freundlich nachweist, auf Joh. George Estors Probe einer verbesserten heraldik an dem hochfürstl. hessischen wappen (Gießen 1728) s. 8f zurückgeht, und sie wird, wie von Ströhl Deutsche wappenrolle (Stuttg. 1897) s. 38, so eben wider von dem bearbeiter der 'Heraldik' in Meisters Grundriss der geschichtswissenschaft, EdGritzner (bd. I s. 390), als tatsache und hier sogar als paradigma vorgetragen: danach 'ist der bekannte quer rot- und weißgestreifte thüringisch-hessische gekrönte löwe im blauen schild so entstanden, dass auf den ursprünglich weißen löwen im blauen felde die roten querbalken des ungarischen wappens seit der vermählung der ungarischen königstochter, der hl. Elisabeth, mit dem landgrafen von Thüringen gelegt wurden'. die verheiratung der 14jährigen Elisabeth mit dem 21jährigen Ludwig IV fand im j. 1221 statt, vier jahre nach dem tode Hermanns, bei dessen lebzeiten unter allen umständen das werk Herborts begonnen wurde. in der obigen form ist also die these keinesfalls aufrecht zu erhalten. an sich wäre sie nicht so wunderlich, wie sie dem laien wol klingen mag: haben doch um dieselbe zeit die söhne und enkel Heinrichs des Löwen statt des welfischen stammwappens die leoparden der Mathilde von England und anderseits den blauen löwen der Helene von Dänemark angenommen; HGrote in seiner 'Geschichte der welfischen stammwappen' (Münzstudien III [1863] s. 312), der dafür den beweis erbracht hat, ist geneigt, auch unsern fall ähnlich zu beurteilen. aber alle von Grote sonst nachgewiesenen beispiele betreffen die annahme des mütterlichen wappens durch den sohn: wollten wir nun würklich auch für Thüringen den fall zugestehn, dass der gatte, Ludwig IV, den überkommenen wappenschild durch tincturen aus dem wappen seiner frau bereicherte, so bliebe es doch sonderbar, dass auch der schwager, Konrad, dies neue, so zu sagen monogrammatische wappen führte, und vollends unbegreiflich, dass schon der schwiegervater, eben landgraf Hermann, die neuerung zu einer zeit eingeführt haben müste, wo die zukünftige schwiegertochter nur eben als kindliche braut an seinem hofe weilte. ich bin also durchaus abgeneigt, diese hypothese von dem unionswappen zu acceptieren, die, wäre sie in irgend einer form zutreffend, freilich einen trefflichen terminus ante quem non für Herborts werk abgeben würde: denn die nähern beziehungen Thüringens zu Ungarn beginnen erst mit der überführung der kleinen Elisabeth nach Eisenach im j. 1211.

Immerhin sollen diese etwas umständlichen erwägungen für die frage der entstehungszeit des Trojaliedes nicht ganz resultatlos bleiben. es steht zunächst fest, dass die ersten an-

fänge der heraldik in Thüringen, wie ähnlich in Meifsen und Niedersachsen, nicht übers jahr 1180 hinauf zu verfolgen sind. es wird ferner von allen heraldikern die sich zu der sache geäufsert haben, ohne weiteres angenommen, dass die streifung des löwen erst ein zweites stadium in der entwickelung des thüringischen wappens darstelle, eine jener complicationen, wie sie anderweit nicht vor dem anfang des 13 jh.s nachgewiesen sind. Siebmacher-Hefner Wappenbuch bd. I (1856) s. 30 verzeichnet neben der annahme, dass auf den löwen der Ludowinger die balken des ungarischen wappenschildes übertragen seien, die andere, dass die rot-weifse streifung von den kriegsfahnen der Thüringer herrühre; ich möchte dieser annahme den vorzug geben vor der erstern, denn um ein eigentlich uniertes wappen kann es sich doch bei landgraf Hermann als dem präsumtiven schwiegervater einer ungarischen königstochter unmöglich handeln. dagegen soll die möglichkeit eines einflusses oder vorbildes von Ungarn her doch nicht ganz abgewiesen werden. unter den ältesten beispielen für 'unierte wappen', welche Seyler Geschichte der heraldik s. 178f vorführt, ist auch ein siegel von Elisabeths vater, könig Andreas II von Ungarn (1205—1235), wo die weifsen (silbernen) balken des ungarischen wappenschildes mit schreitenden löwen belegt sind, in welchen Seyler das hauswappen des königs sehen möchte: also in Ungarn die balken mit den löwen, in Thüringen der löwe mit den balken[1]. es ist nicht ausgeschlossen, dass landgraf Hermann die heraldische neuschöpfung seines gegenschwähers nachgeahmt und contrastiert hat.

Was von unsern betrachtungen bestehn bleibt ist dieses: der ausgebildete thüringische wappenschild, wie ihn mit den balken des löwen und der genauen angabe der tincturen zuerst Herbort von Fritzlar vorführt, hat in der heraldik des 12 jh.s keine parallele, fügt sich aber sehr wol ein in die neuerungen, denen wir seit dem anfang des 13 jh.s mehrfach begegnen; es ist mindestens unwahrscheinlich, dass Herbort von Fritzlar um 1190 schon ein solches wappenbild zu gesicht bekommen konnte.

[1] ein charakteristisches gegenstück zu dem thüringisch-hessischen wappen bietet das luxemburgische: löwe rot in achtfach quergeteiltem feld weifs-blau.

E. S.

DIE GRIECHISCHE VORLAGE DER GOTISCHEN BIBEL.

An der widerherstellung des von Ulfilas benutzten griechischen Bibeltextes haben theologen, soweit sie textkritischen studien obliegen, und germanisten ein gleich grofses interesse: sonach werden beide für jeden versuch einer reconstruction der Ulfilas-vorlage dankbar sein. nach einigen vorarbeiten von Kauffmann, Stolzenburg, Odefey und anderen, die ich bei den lesern dieser zeitschrift als bekannt voraussetzen darf, hat WStreitberg in seiner Gotischen Bibel I (1908) zu allen noch vorhandenen gotischen Bibelfragmenten den griechischen grundtext beigefügt. er erklärt im vorwort, dass der charakter des griechischen originals für Ulfilas durch die forschungen de Lagardes, Kauffmanns, und von Sodens in allen wesentlichen zügen bestimmt sei; seine aufgabe sei es gewesen, den glücklich gefundenen pfad entschlossen zu ende zu gehn und durch eine streng systematische herstellung des griechischen textes die sicherste probe auf die richtigkeit des exempels zu machen.

In den kreisen der germanisten scheint man vielfach anzunehmen, dass die probe gelungen und die arbeit beendet sei; wenigstens gibt eine autorität wie WBraune im Lit.-bl. f. germ. und roman. phil. 1908 s. 325 ihr urteil dahin ab, Streitbergs text komme dem original des Ulfilas so nahe, als es zur zeit möglich erscheine; und ein sachkundiger theologe wie Burkitt im Journ. of theol. studies 11, 613 scheint wenigstens an dieser 'excellent edition' nichts auszusetzen. die neue ausgabe Streitbergs ist in der tat sehr praktisch eingerichtet; in dem doppelten oder auch dreifachen apparat steckt viel gründliche und auch nützliche arbeit, aber seine reconstruction des griechischen grundtextes selber muss ich gegenüber der Bernhardtschen eher für einen rückschritt als für einen fortschritt ansehen. und ich glaube mit diesem urteil nicht allzulange zurückhalten zu dürfen, damit sich nicht erst, weil kein widerspruch erfolgt sei, der Streitbergsche text der reconstruierten vorlage in die apparate zu unsern Bibelausgaben als 'gotischer' einschleicht. die gefahr ligt nahe, denn eine so luftige hypothese wie die von der

Sunnia-Fretela-recension der Ulfilas-übersetzung ist in einem jahrzehnt zu fast kanonischem ansehen gelangt: Odefey rechnet mit ihr wie mit einer über allem zweifel stehnden tatsache, und der theologe Glaue verwendet in der ausgabe des gotisch-lateinischen fragments von Arsinoë diese angebliche kritische ausgabe zur zeitbestimmung für seinen pergament-fetzen. ich muss als nichtkenner der gotischen sprache um nachsicht bitten, wenn ich meine stimme erhebe: ich bringe nur ein wenig bekanntschaft mit der geschichte des Bibeltextes in der alten kirche mit; als berater in bezug auf das gotisch-sprachliche hat mir mein freund FWrede zur seite gestanden; aus einem langen verzeichnis von zweifelfragen, die sich ihm bei vergleichung des Goten mit dem Streitbergschen Griechen aufdrängten, hab ich die anregung zu diesem aufsatz empfangen und einen grofsen teil des hier nur in knapper auswahl anzuführenden stellenmaterials bezogen.

Die mängel des eklektischen verfahrens, mit dem einst Bernhardt unter auffälliger bevorzugung des codex Alexandrinus (A) die griechische vorlage des Ulfilas widerzugewinnen meinte, liegen klar zu tage. dass Bernhardts griechischer text aber nicht selten genauer zum gotischen stimmt als der Streitbergs, hat auch Braune bemerkt; er will nur nicht zugeben, dass dies zu einigem mistrauen gegen Streitberg reize. in dem nicht unerheblichen abstand zwischen Streitbergs Goten und Griechen trete eben der starke einfluss zu tage, den in den jahrhunderten zwischen Ulfilas und den uns erhaltenen gotischen handschriften der altlateinische text (Itala) 'durch gotische kritiker' auf den Ulfilas-text geübt habe. soll denn nun aber die von Jacob Grimm als 'das förderlichste und unerlässlichste für das verständnis der gotischen arbeit' verlangte nebeneinanderstellung von vorlage und text der übersetzung blos dazu dienen, den process der zerstörung des Ulfilas-textes durch fremde zutaten zu veranschaulichen? Streitberg stimmt ausdrücklich Kauffmann zu, wenn der erklärt, dass die gotischen sprachreste ohne die quellen unverständlich seien. ist dem so, dann hat der germanist, der die gotische bibel studiert, nichts so nötig, als dass ihm die unmittelbare vorlage des jetzt noch vorhandenen gotischen textes vor die augen gehalten wird, in der regel also ein griechischer, in den ausnahmefällen, wo die Itala sich — was ich durchaus nicht

bestreite — eingedrängt hat, ein lateinischer text. ihm nützt es wenig, zu wissen, was Ulfilas in seiner vorlage gelesen haben kann, wenn ihm nicht genau gesagt wird, welcher griechische (oder lateinische) text dem gotisch überlieferten entspricht und in den gotischen überresten widergegeben werden will. ich glaube, es würde für ihn das lehrreichste sein, genau und vollständig die griechischen lesarten mitgeteilt zu erhalten, die. handschriftlich bezeugt, dem wortlaut des heutigen Goten entsprechen: dass er zb. nicht blofs *πλοῖα* als griechische vorlage list, wo auch *πλοιάρια*, nicht blofs *οὖν*, wo auch *δέ* und *γάρ*, nicht blofs *ἐν σάββασιν*, wo auch *σαββάτοις*, nicht blofs *ἀρχιερεύς*, wo auch *ἱερεύς* nach klaren analogieen oder nach anderen zeugen gestanden haben könnten.

Aber noch gefährlicher wird die benutzung der Streitbergschen Bibel für theologische textkritiker werden, wenn sie, was bei Streitberg auf der griechischen seite gedruckt ist, auf diese autorität hin als durch gotisches zeugnis gedeckt hinnehmen. wer gröfsere sammlungen veranstaltet, wird ja wol bald darauf aufmerksam werden, dass unzähliche male das was in Tischendorfs 'octava' unter der marke 'go' läuft, sich bei Streitberg nicht findet: es ist auch eine eigne fügung, dass die meisten der sonderlesarten des Goten, die von Soden noch mühsam erklärt, bei Str. in der griechischen vorlage überhaupt nicht auftauchen. bei gelegentlichem nachschlagen indessen muss eine einrichtung schaden stiften, die vorlage und übersetzung nebeneinander druckt, ohne durch zeichen im text das übereinstimmende und sichere von dem blofs angenommenen und differierenden zu unterscheiden. die anmerkungen zählen längst nicht alle fälle auf wo die correspondenz zwischen Goten und Griechen eine unbefriedigende ist, aber auch wenn sie es täten — und man muss sie schon immer aus den verschiedenen apparaten zusammensuchen —, so wird der nicht mit dem gotischen idiom vertraute forscher manches mal zu einem falschen urteil verleitet werden. sollte es nicht das zweckmäfsigere verfahren sein, im griechischen text, meinetwegen eklektisch, immer die lesart aufzunehmen, die dem Goten genau entspricht, und im apparat das material mitzuteilen, das auf umwandlung des echten Ulfilastextes schliefsen lässt? in den fällen wo blofs Lateiner den vom Goten gebotenen text bezeugen. wie in denen wo aufser allen Itala-

zeugen andre zweifellos vom Lateiner unbeeinflusst gebliebene versionen mit dem Goten gehn, wie endlich auch in den wenigen fällen wo der Gote ganz allein steht, könnte man das griechische correspondens in klammern, mit kleineren typen oder einem ähnlichen mittel aus dem gesicherten griechischen text herausheben. Streitberg aber nimmt in mengen lesarten in seinen Griechen auf, die er lediglich durch eine, allerdings systematische, conjecturenarbeit zwar nicht überhaupt erfunden, aber doch an diesen platz gebracht hat: ist das nun 'gute philologische methode', solche conjecturen ohne jede auszeichnung in den text einzuschieben? der einwand ligt freilich nahe, dass dieser Streitbergsche Grieche ja, wie jeder wisse, nicht etwas handschriftlich überliefertes, sondern aus anderer überlieferung erschlossenes sei. indessen wird doch niemand bestreiten, dass wir bei der textkritik, zumal der ungeheuer complicierten textkritik der Bibel, um jeden preis das arbeiten mit 'erschlossenen' texten vermeiden müssen: die lesarten die ich in einem variantenapparat mit 'go' als die von der gotischen bibelübersetzung gestützten anführe, dürfen immer nur die in den gotischen codices gebotenen sein: nicht was Streitberg der vorlage der Ulfilas zuschreibt, sondern was in gotischen urkunden aus dem 6 oder 7 jh. erhalten ist, hat zeugniswert: wer wird den sinaitischen Syrer ('syr sin'), die oberägyptische ('sah') und die armenische version ('arm'), das Speculum Pseudo-Augustini citieren und unter solchen sigla einen text geben, den er, wenn auch mit den besten gründen, nur für den verlorenen archetyp jener übersetzungen in anspruch nimmt? wie hat es John Gwynn in seiner musterhaften reconstruction der griechischen vorlage des philoxenianischen Syrers zu II Ptr. II III Joh. Jud. (Remnants of the later Syriac versions of the Bible, London 1909) gehalten?

Und selbst dem verständnis der geschichte der gotischen Bibel und der würdigung ihres litterarischen, vielleicht sogar religiösen wertes könnte die methode der textreconstruction bei Streitberg nur dann gute dienste leisten, wenn sie von ganz sicheren prämissen ausginge. das gegenteil ist der fall. weder Kauffmann noch de Lagarde noch von Soden haben ein fundament zu legen vermocht, auf dem Streitberg seine kühnen bauten ohne bedenken aufrichten dürfte.

Gewis ist a priori wie durch vergleichung der gotischen

handschriften auf den strecken, wo ihrer zwei den gleichen abschnitt der Bibel überliefern, dass wir den Ulfilas-text nicht mehr völlig unverändert besitzen; er hat wie alle andern grund- und übersetzungstexte in 2 jahrhunderten mehrfache depravationen erlitten. dass es aber nach Ulfilas noch eine neue recension seiner übersetzung gegeben hat, ist nicht erwiesen; auf die legende von den gotischen kritikern werde ich unten genauer eingehen. im gegenteil existieren wol von keiner version, selbst die syrische eingeschlossen, so wenige erhebliche varianten wie von der gotischen. freilich, seit man gotische Bibelbücher neben einem lateinischen text abschrieb, hat hier wie bei andern bilinguen der eine text auf den andern etwas abgefärbt; bei dem codex Brixianus (f) soll ja nach der feinen Burkittschen hypothese lediglich der Lateiner der leidende teil gewesen sein: in sonstigen fällen darf man auch mit dem umgekehrten rechnen, und darum bleibt überall, wo eine lesart des Goten nur noch durch altlateinische zeugen unterstützt wird, die möglichkeit, bisweilen wahrscheinlichkeit, bestehn, dass hier der erste Ulfilas-text einem lateinischen einfluss erlegen ist. solche latinisierung der gotischen Bibel wird man aber nicht früher als seit dem 5 jh., wo die Goten ganz in die abendländische welt herübergerückt sind, ansetzen; um dieselbe zeit hört der connex der Goten mit der griechischen überlieferung auf; nach griechischen handschriften vorgenommene emendationen im Ulfilas-text würden nur in das erste jahrhundert nach Ulfilas noch hineinpassen. aber wer von der alleinherschaft der lucianischen Bibel in der diöcese Konstantinopel so fest überzeugt ist wie die neueren germanistischen bibeltextkritiker, müste doch erst ein motiv für die correctoren aufweisen, den Ulfilas zu verbessern, wenn diese lediglich die gleichen griechischen handschriften vor sich hatten wie Ulfilas. factisch ligt aber an dieser stelle der verhängnisvollste irrtum in den anschauungen Streitbergs. die drei recensionen der griechischen Bibel, die vSoden nachgewiesen haben will, K, J und H, sind vorläufig noch nicht mehr als ein versuch, ordnung in die variantenmassen zu bringen: ob er sich besser bewähren wird als ältere versuche gleicher art, zb. als der von Westcott-Hort, der über 15 jahre in weiten kreisen fast als infallibel galt, muss sich erst zeigen. dass es eine Lucian- und eine Hesychius-recension vom Alten Testament gegeben hat,

dass die erste von Antiochien aus über Asien nach Konstantinopel gedrungen ist und schliefslich mit Byzanz allein das feld behalten hat, die zweite in Ägypten und seinen nachbarländern dominiert, dort aber mit dem griechischen christentum ausstirbt, steht allerdings aufser zweifel. viele eigentümlichkeiten Lucians und des 'Hesychius' sind auch bei den neutestamentlichen texten zu beobachten, und auch da weichen auffällig schroff die ägyptischen lesarten von den späteren konstantinopolitanischen ab. vielleicht kommen wir noch einmal bis dicht heran an die urform von K (dh. die des späteren textus receptus = *κοινή*) und an die von H (dh. die des Ägypters). aber bisher sind die urformen noch nicht rein herausgeschält worden. der text, den de Lagarde für die historischen bücher des Alten Testaments als 'echten Lucian' ediert zu haben glaubte, ist, wie jeder Septuaginta-forscher weifs, keineswegs der reine Lucian, noch weniger stimmt der reine Lucian beim Alten oder Neuen Testament mit dem uns wolbekannten typus des 'textus receptus' überein; und die von den kirchenschriftstellern des 4 und 5 jh.s, insbesondere auch von Chrysostomus, benutzten handschriften bieten mischtexte. es wäre ein wunder, wenn dem Ulfilas in seinem abgelegenen winkel bei Nikopolis ein musterexemplar der vorläufig noch imaginären reinen K zur verfügung gestanden hätte; er wird in gutem glauben an die zuverlässigkeit seiner handschrift sich auch nicht viel um varianten bekümmert haben. woher nimmt man das recht, dem Ulfilas gerade einen neutestamentlichen text als vorlage zuzudictieren, der entweder mit der handschriftengruppe KL bei den Paulusbriefen und EGH bei den evangelien oder mit Chrysostomus, oder doch mit ***KΠ*** bei den evangelien zusammenzutreffen hat? woher weifs man, dass specifisch abendländische lesarten erst nachträglich in Ulfilas Bibel hineingelangt sein können? kann denn nicht seine vorlage, eine sonst nicht oder noch nicht weiter bemerkte classe des *Κοινή*-textes darstellen, die von lateinischer seite allerlei merkwürdigkeiten aufgenommen hatte? wir finden Ulfilas in regem freundschaftlichen verkehr mit den arianischen bischöfen der Donauprovinzen, deren gemeinden grösstenteils zweisprachig waren, die jedenfalls lateinische und griechische bibeln nebeneinander benutzten: das geistige leben war in den Donauprovinzen gerade im 4 jh. äufserst frisch, wie später nie wider: pannonische,

mösische, dacische bischöfe gehören zu den führern der kirchlichen parteien: welche provinz war geeigneter zur geburtsstätte eines latinisierenden K-textes als das Mösien des 4 jh.s, aus dem Ulfilas doch wol sein bibelexemplar bezogen haben wird? ich will damit durchaus nicht spätere eindringlinge lateinischer herkunft in den Ulfilas-text ableugnen, ich warne nur vor dem vorurteil von dem Streitberg sich beherscht zeigt, wonach eine lesart des Goten, die nicht durch einen zweifellosen K-zeugen, dagegen durch einen oder mehrere Lateiner bezeugt ist, sofort dem verdacht nachulfilanischen ursprungs verfällt. sehr häufig handelt es sich dabei um lesarten von zweifellos n u r lateinischem ursprung — mit vSoden zu reden, sind es aus J oder aus H geflossene —, warum sollen diese denn, wie sie ins abendland wanderten, nicht auch schon vor 360 in Ulfilas griechische Bibel hineingelangt sein?

Wenn vollends der überlieferte Gote lesarten bringt, die zu K nicht passen, dagegen in einer m o r g e n l ä n d i s c h e n ü b e r s e t z u n g, bei welcher Itala-einflüsse ausgeschlossen sind, beim Armenier, bei den Syrern, Kopten, genaue parallelen finden, so darf man diese keinesfalls als spätere lateinische eindringlinge in den Ulfilas-text beseitigen, blos weil sie irgendwo auch ein Lateiner unterstützt. wie die griechische Bibel des Ulfilas ausgesehen haben m u s s, wissen wir eben nicht, sondern werden dem auch nach den forschungen von de Lagarde, Kauffmann und vSoden weiter nachforschen müssen; und hoffnung das ziel zu erreichen haben wir nur, wenn wir uns so streng wie möglich an den gotischen text halten, nicht wenn wir diesen nach einer vorgefassten meinung über die handschriftenclasse, zu der des Ulfilas vorlage gehört haben müsse, meistern. an einigen stellen verrät der überlieferte gotische text in der structur sclavische abhängigkeit von einem Lateiner: solche wird mit recht dem Ulfilas nicht zugetraut. Str. hört sogar störungen der ursprünglichen satzmelodie in dem jetzt überlieferten gotischen text heraus — eine sinneswahrnehmung, zu deren höhe ich mich bei einer so auf wörtlichkeit bedachten ü b e r s e t z u n g nicht aufzuschwingen vermag: doch darf man diese störungsfälle aus der discussion herauslassen. wo aber kein mensch an eine andere als eine griechische vorlage denken würde, sollten wir m. e. eben jenen griechischen text 'reconstruieren', selbst wenn er bis-

her nicht griechisch, wol gar nur bei lateinischen zeugen nachgewiesen wäre. dass der so, allein oder doch ganz vorwiegend auf grund der gotischen überlieferung hergestellte text der griechischen Ulfilas-vorlage keiner bisher bekannten handschrift der Bibel und auch keiner 'classe' genau entspricht, dass er den eindruck macht, durch eklektisches, soll heifsen willkürliches verfahren construiert zu sein, gereicht ihm lediglich zur empfehlung. durch willkür waren ja die meisten Bibelhandschriften des 4 jh.s das geworden was sie sind: warum soll gerade die von Ulfilas benutzte so correct einen typus repräsentieren? zum mindesten in der vorarbeitsperiode der biblischen textkritik in der wir heute noch stehn, darf eine systematische 'reconstruction' der griechischen vorlage überhaupt für keine übersetzung unternommen werden, weil kein 'system' sich fest genug begründen lässt. damit wir später ein system gewinnen, müssen wir vorläufig von dem einzelnen statt vom ganzen ausgehn. die vorlage des Ulfilas ist durch möglichst getreue rückübersetzung des gotischen ins griechische mit hilfe der griechischen Bibelausgabe und ihres variantenapparats zurückzuerobern, nicht durch eine angleichung des Goten an einen in wahrheit gar nicht bestimmbaren K- oder Chrysostomus-text. doch halt ich es für noch bedenklicher, wenn Streitberg die abweichungen der gotischen handschriften von der griechischen vorlage fast ebenso oft wie durch concessionen an die Itala durch beeinflussung von parallelstellen her erklärt und bei Mc. in der griechischen vorlage des Goten fortlässt, was dieser aus der parallelstelle bei Lucas widerrechtlich hinzugefügt haben soll. die profunde bibelkenntnis, die damit vorausgesetzt wird, ist wahrlich leichter den Griechen zuzutrauen, die u. a. auch Ulfilas vorlage geschrieben haben, als den theologisch offenbar nicht gerade tief gebildeten Halbgoten oder Goten: und wenn das streben nach buchstäblicher treue dem übersetzer Ulfilas auf der stirn geschrieben steht, soll er nun gerade für alle möglichen conformationen weit auseinanderliegender textstellen verantwortlich sein, die doch vornehmlich die lieblingsbeschäftigung der griechischen abschreiber bildeten? der gefahr des gedächtnismäfsigen conformierens ähnlicher sätze unterligt der blofs mit der hand beschäftigte belesene abschreiber, nicht der arbeiter, der die mühe des suchens nach treffender übersetzung hat.

Es handelt sich um mehrere hunderte, vielleicht über 1000 stellen, an denen nach den eben ausgeführten grundsätzen der griechische text Streitbergs, sofern er die vorlage des Ulfilas darstellen soll und nicht das idealbild einer Bibel aus der Konstantinopler diöcese, ersetzt werden muss durch eine dem gotischen wortlaut genau entsprechende gestalt! ich begnüge mich einige belegstellen anzuführen, kleinigkeiten der wortstellung gemischt mit sachlich bedeutsamen varianten, wobei nebenher auch die unmöglichkeit für Streitberg bei seinem system consequent zu verharren herausspringen wird.

Röm. 7, 4 Str.: *ὥστε, ἀδελφοί μου, καὶ ὑμεῖς.* nach go wäre zu schreiben: *ὥστε καὶ ὑμεῖς, ἀδελφοί μου.* nicht bloſs cod. Sinait. und '2 Minuskeln', sondern der Armenier und Johannes Damascenus haben mit dem Goten diesen text: den von Str. bevorzugten bieten sowol K als alle Lateiner. mithin versagt der lateinische einfluss, um an dieser stelle die abweichung des Goten von K zu erklären. aber eine H-lesart — wie cod. Sin. sie bietet — darf einfach dem Ulfilas nicht vorgelegen haben! — Luc. 15, 12 Str. *καὶ διεῖλεν αὐτοῖς τὸν βίον.* der Gote las *τὸν βίον αὐτοῦ* (*swes sein*): Str. notiert die abweichung nicht einmal, die von Lateinern nur der africanische codex e vertritt, sonst aber Syrer und Ägypter. — gerade so steht es um den singular *εἰς τὸν ἀγρὸν αὐτοῦ* v. 15 statt des von Str. in den griechischen text recipierten *τοὺς ἀγρούς,* wo aber auch noch einige Griechen den Goten unterstützen: gehört nicht beidemal das genau dem Goten entsprechende in die 'griechische vorlage'? — v. Soden hat s. 1470 als einen der wenigen Fälle von 'omissionen' im gotischen bibeltext das bei Tischendorf nicht notierte fehlen von *καὶ* in Mt. 8, 33 aufgeführt; Str. setzt in seiner griechischen vorlage einfach *πάντα καὶ τὰ τῶν δαιμονιζομένων* und lässt uns über den grund des verschwindens von *καί* trotz dem verweis auf Mc. 5, 16 im dunkeln. — Mt. 8, 32[b] lautet sein Grieche *πᾶσα ἡ ἀγέλη τῶν χοίρων,* sein Gote bloſs *alla so hairda*: laut App. III fehlt *τῶν χοίρων* nach Lc. 8, 33 Mc. 5, 13 vgl. SinBC M / it vg. die rechtfertigung dieser auslassung mit dem hinweis auf die synoptischen parallelen ist mir unbegreiflich; ich dächte, wo in 3 zeilen dreimal wie im K-text von Mt. 8, 31 f. das breite *ἡ ἀγέλη τῶν χοίρων* sich lästig machte, konnte selbst Ulfilas es ohne einen Blick auf Lc. und Mc. bei der letzten widerholung abkürzen: und

wenn auch cod. *Δ* in v. 32[b] sich mit *ἡ ἀγέλη* begnügt, obgleich er 31 und 32[a] treulich K* in *ἡ ἀγέλη τῶν χοίρων* gefolgt war, möcht ich den gleichen mut schon der vorlage des Ulfilas zutrauen. bei einem so wenig zu 'omissionen' neigenden textzeugen wie dem Goten ist Streitbergs entscheidung noch besonders kühn; aber zb. Mc. 6, 25 setzt er ebenso unbedenklich das von go fortgelassne *ἐξαυτῆς* in die vorlage ein, verweist wieder bloss im dritten apparat auf Mt. 14, 8 und c f (D) — obwol er uns gelehrt hat, f als einen nach dem Goten corrigierten Lateiner gar nicht mitzuzählen. — Joh. 7, 46 hat vS. die Auslassung eines *οὕτως* (*οὐδέποτε οὕτως ἐλάλησεν ἄνθρωπος ὡς οὗτος ὁ ἄνθρωπος*) im Goten constatiert; bei Str. bietet die vorlage gleichwol *οὕτως ἐλάλησεν*: eine anmerkung belehrt uns dann, das *οὕτως* sei nicht ausgedrückt, vgl. II Cor. 9, 5. aber II Co. 9, 5 steht *οὕτως* unmittelbar vor *ὡς* und konnte leicht untergehn; mit der fortlassung in Joh. 7, 46 — der die umstellung *ἐλάλησεν οὕτως* vorausging — hat der Gote den Armenier zur Seite.

Mt. 5, 19[b] druckt Str. *καὶ διδάξῃ, οὗτος.* der Gote bietet *jah laisjai swa, sah . .* Str. notiert dazu, *swa* [2] sei zusatz nach *swa*[1], vgl. b c h m. was soll die doppelerklärung? wenn in 19[b] *swa* aus 19[a] eingedrungen ist, so bedarf es doch der berufung auf die Lateiner nicht, bei denen *sic* an beiden stellen steht: und kann diese conformation von 19[b] nach 19[a] nicht gleich gut in der griechischen vorlage gestanden haben, zumal dort nicht wenige Griechen *οὕτως* statt *οὗτος* lasen? — Mc. 16, 8 lautet Str.s Grieche *καὶ ἐξελθοῦσαι ἔφυγον ἀπὸ τοῦ μνημείου*; der Gote vertritt mit seiner Stellung *jah usgaggandeins af þamma hlaiwa gaþlauhun* sogar einen andern Sinn. der Africaner k schreibt auch: *cum exirent a monumento fugerunt* gegen vg.: *exeuntes fugerunt de monumento.* sollte das keine variante sein? und sollte sie in den Goten nur durch lateinischen einfluss nachträglich eingedrungen sein? — Joh. 10, 4 liest man im Griechen bei Str. *τὰ ἴδια πρόβατα*, im Goten *þo swesona* ⟨*lamba*⟩: 'die ergänzung *lamba* entspricht dem text der recension *K'! im ersten apparat hiefs es *τὰ ἴδια πρόβατα* *K f g vg, *τὰ ἴδια πάντα* recension *J, *τὰ ἴδια* Sin*cb. hätte die ergänzung *πρόβατα*, wenn eine andere, nämlich *πάντα*, auch im K-gebiet bezeugt ist und das blofse *τὰ ἴδια* — hinter v. 3 doch völlig ausreichend! — eine alte handschrift für sich hat, nicht im griechischen text mindestens auch durch ein zeichen als frag-

lich hingestellt werden müssen? vSoden ergänzt ja doch *πάντα*! —

Luc. 1, 10 schreibt Str. in der vorlage *προσευχόμενον*, trotzdem der Gote *beidandans* bietet. 'änderung nach v. 21' — wo *προσδοκᾶν* dem *beidandans* entspricht. nun wissen wir durch Gregory Textkritik III s. 10, 32, dass einer der besten codices der K-classe, Y, in Luc. 1, 10 *προσδεχόμενον* hat; sollte nicht in der vorlage des Goten v. 10 dasselbe gestanden haben?

Mc. 2, 4 heifst *Jesus* hinter *ὅπου ἦν* bei Str. 'zusatz aus einem lectionar': wenn Str. zugleich daran erinnert, dass beinahe alle Lateiner das *Jesus* im text haben (ebenso übrigens syr[sch] arm aeth.!), sollte man dann nicht lieber die Lateiner als ein so uraltes 'lectionar' für die quelle dieser wahrlich naheliegenden ergänzung halten, falls man sie der Ulfilasvorlage nun einmal nicht zuweisen will? und empfähle es sich nicht den griechischen text dann zu drucken *ὅπου ἦν*[*ὁ Ἰησοῦς*], wie in einem falle sicherer interpolation Mt. 27, 42 auch unzweideutig *καταβάτω νῦν ἀπὸ τοῦ σταυροῦ* [*ἵνα ἴδωμεν*?] *καὶ πιστεύσομεν αὐτῷ* (nicht *ἐπ' αὐτῷ*, trotz *K)? wenn an letzterem orte Str. *πιστεύσομεν ἐπ' αὐτῷ* druckt und unter dem text notiert, *αὐτῷ* sei die lesung von AD it vg, so scheint er zu glauben, der Gote habe dem Lateiner zu liebe ein ursprüngliches *ἐπ'* gestrichen. ich gesteh beim Goten die bewusten omissionen überhaupt für äufserst unwahrscheinlich zu halten, diese aber für besonders wenig glaubhaft — zumal es an rein orientalischen zeugen für das blofse *αὐτῷ*, auch von A abgesehen, nicht fehlt!

Statt indess eine bunte reihe von beispielen aufzuführen, in denen mir die textconstitution Streitbergs auf der griechischen seite bedenklich erscheint, will ich lieber einen abschnitt herausgreifen, bei dem ich gegen seine entscheidungen verhältnismäfsig selten etwas einzuwenden habe, an dem sich eben deshalb aber vielleicht am ehesten demonstrieren lässt, dass nach Streitbergs system nicht alle aufgaben, die er sich bei dieser Bibelausgabe stellt, gelöst werden können. ich wähle die überbleibsel von I Cor. 6, 1 bis 7, 17 etwa eine seite griechischen texts 254. 256. 6, 1 schreibt Str. *τολμᾷ τις ὑμῶν πρᾶγμα ἔχων πρὸς τὸν ἕτερον*. nach dem Goten wäre zu schreiben: *τολμᾷ τις ὑμῶν πρὸς τὸν ἕτερον πρᾶγμα ἔχων*. wenn auf das verhältnis von go zu den textclassen hingewiesen werden soll, so ver-

diente erwähnung, dass *τίς ὑμῶν* die lesart von *H und DEFGit vg ist, die wichtigsten *K-zeugen *τίς ἐξ ὑμῶν* bieten. das *τῶν* vor *ἀδίκων* (*fram inwindaim*) ist fraglich, weil bei Theodoret, dem kronzeugen für K, *ἐπὶ ἀδίκων* und *ἐπὶ ἁγίων* überliefert ist. die stellung von *πρᾶγμα ἔχων* vor *πρὸς τὸν ἕ.* ist allerdings die von LP, zwei haupthandschriften der *K-gruppe, aber Chrys. und Theodoret sprechen dagegen, und das *τὸν ἀδελφὸν αὐτοῦ* statt *τὸν ἕτερον* bei Chrys. verdiente doch auch erwähnung.

Str. nötigt dem leser den glauben auf, das gotische *πρὸς τὸν ἕτερον πρ. ἔχων* sei blofs willkürliche assimilation an den abendländischen text der gruppe DEFG. hat denn die zustimmung der koptischen übersetzung und der minuskel 119, die selbst in *ἀδελφόν* statt *ἕτερον* mit Chrysostomus geht, zu der wortstellung des Goten als einem ursprünglichen bestandteil der Ulfilasversion keine bedeutung? — 7, 5 bezeugt der Gote die *K-interpolation *τῇ νηστείᾳ καὶ* zweifellos, aber Str. hätte nicht blofs mitteilen sollen, dass die drei worte bei P und Chr. fehlen — das letztere ist nicht einmal richtig — sondern dass sie bei allen Lateinern fehlen, also uns bestätigen, wie wenig im gotischen text den Lateinern zuliebe gestrichen worden ist. und wenn der Gote sagt: *þaþroh þan samaþ gawandjaiþ*, so darf man dem nicht einfach das griechische *καὶ πάλιν ἐπὶ τὸ αὐτὸ συνέρχησθε* gegenüberstellen, sondern sollte *συνέρχεσθε* (auch *συνέρχεσθαι*) als variante notieren, erst recht aber aufser auf das — in der tat ursprüngliche — *ἦτε* (so auch DEFG!) und auf die paar zeugen die das verb ganz auslassen, darauf aufmerksam machen, dass Lateiner, Syrer und Armenier *revertimini* bieten. man hat also für go zwischen dem *K-text und dem von Lateinern wie von orientalischen übersetzungen gebotenen zu wählen. — 7, 7 ist *θέλω γάρ* statt go *iþ wiljau* und *ὡς καὶ ἐμαυτόν* statt go *swe mik silban* sicher *K-text, *θέλω δὲ* und die auslassung von *καὶ* haben vor allen dingen bei Lateinern ihre unterstützung. aber wenn Str. doch im apparat III auf die analogie von 7, 8 verweist, wo offenbar der übersetzer das pleonastische *καί* der vorlage (*ὡς κἀγώ*) wie auch sonst oft nicht übertragen habe, so hätte er im apparat I für das fehlen von *καί* nicht erst halb die Lateiner verantwortlich zu machen brauchen. *θέλω δέ* statt *γάρ* begegnet übrigens in allen classen. entschieden vermisst hab ich bei *ὡς καὶ ἐμαυτόν* die notiz, dass Chrysostomus hier einen zu-

satz *ἐν ἐγκρατείᾳ* vertritt, von dem sonst niemand zu wissen scheint: 9, 20 lesen wir beim Goten hinter *ni wisand silba uf witoda* einen ähnlichen zusatz *ak uf anstai* (= *ἀλλὰ ὑπὸ χάριν*). in seiner griechischen abteilung nimmt Str. hiervon keine notiz, markiert nicht einmal die stelle wo die interpolation eingedrungen ist; im apparat III verzeichnet er sie als zusatz aus Röm. 6, 14. 15. aber warum dieser zusatz nicht gerade so gut schon (wie *ἐν ἐγκρατείᾳ* 7, 7 bei Chrys.) in der vorlage des Ulfilas gestanden haben soll, verrät er uns nicht. alle jene conformationszusätze werden weit leichter einem griechischen bibelkundigen vor 360 zuzutrauen sein, als dem übersetzer, zumal einem so auf buchstäblichkeit und treue bedachten wie es der Gote ist. wenn 7, 8 *K *αὐτοῖς ἐστιν* (P blofs *αὐτοῖς*) der Gote aber *ist im* schreibt, als ob er *ἐστιν αὐτοῖς* in seiner vorlage läse, so glaubt ihm Str. das nicht, setzt einfach *αὐτοῖς ἐστιν* ein: *est illis* defg vg. glaubt er im ernst, dass aufser bei anfertigung einer interlinearversion ein gotischer abschreiber oder übersetzer sich zu dieser umstellung durch lateinisches vorbild hätte verführen lassen? — 7, 11 schützt hoffentlich P mit *τῷ ἰδίῳ ἀνδρί* den Goten vor dem verdacht, sein *seinamma* hinter *abin* aus Vulg. bezogen zu haben. warum wird aber nicht das gotische *aftra gagawairþjan* beim Griechen durch [*πάλιν*?] *καταλλαγῆναι* widergegeben und notiert, dass das *πάλιν* sonst unbezeugt sei? — auch 7, 12 würde ich *ni afletai þo qen* nicht dem *μὴ ἀφιέτω αὐτήν* gleichsetzen, und *qen* als zusatz nach *aban* v. 13 (das seinerseits der Itala zu entstammen scheint) verwerfen. diese ableitung ist bei der glänzenden vertretung des *τὸν ἄνδρα* v. 13 durch Griechen doch etwas zu kühn: und *τὴν γυναῖκα* konnte geradesogut ein Grieche in v. 12 der gleichmäfsigkeit zuliebe einsetzen wie ein Gote. wenn in v. 13 vom Goten (*sa*) *οὗτος* statt des *K- *αὐτός* wiedergegeben wird, so gehört es in den griechischen text: der apparat darf nicht den anschein erwecken, als stützten es nur P und die Lateiner: es ist die aufser bei *K durchweg herschende und nicht einmal in *K ganz durchgedrungene lesart. — 7, 14 druckt Str.: *ἡγίασται γάρ*. der Gote hat blofs *weihaida ist*. sollte die fortlassung von *γάρ* sowohl in P wie in go nicht der berücksichtigung wert sein? die umstellung der glieder 14ª und 14ᵇ braucht auch nicht auf rechnung des Goten zu kommen, keinesfalls aber durfte in dem apparat verschwiegen werden. dass die bei den Abendländern so beliebten

zusätze *τῇ πιστῇ* zu *ἐν τῇ γυναικί* und *τῷ πιστῷ* zu *τῷ ἀνδρί* den Goten nicht zur nachahmung gereizt haben: sogar P teilt die glänzend bezeugte lesart *ἐν τῷ ἀδελφῷ* statt *ἐν τῷ ἀνδρὶ τῷ πιστῷ*: ist er vielleicht darum von Lateinern abhängig? — 7, 16[b] scheint bisher noch kein Grieche *τὴν γυναῖκά σου* zu bezeugen, aber wenn der Gote 16[b] *qen þeina* gegenüber bloſsem *aban* 16[a] vor *ganasjais* setzt, wird er dazu wol durch seine vorlage veranlasst worden sein. — v. 17 setzt der Gote *guþ* in beiden vordersätzen, während die übrigen zeugen in verschiedner reihe mit *ὁ θεός* und *ὁ κύριος* abwechseln: Str. setzt an zweiter stelle trotz dem Goten *ὁ κύριος* in den griechischen text und scheint die corruption auf die schuld der Lateiner zu schieben: könnte dann nicht eher noch eine dogmatische reflexion herangezogen werden, die die ‘berufung’ der menschen laut Röm. 8, 29f. gott dem vater vorbehalten zu sollen glaubte? — mit recht schreibt Str. v. 17[d] *οὕτως ἐν ταῖς ἐκκλησίαις πάσαις δ ι α τ ά σ σ ο μ α ι.* aber er hätte mitteilen können, dass DEFG und die L a t e i n e r hier *δ ι δ ά σ κ ω* (*doceo*) bieten. — wenn Str. v. 18[a] *τις ἐκλήθη* dem gotischen *galaþoda warþ hwas* vorzieht, trotzdem auch die ägyptischen versionen *τις* nachstellen, so hätte er sich nicht auf Joh. 6, 46 berufen dürfen, wo die stellung von *τις* genau so unsicher ist. — den schluss mag heut eine besonders lehrreiche stelle aus I Cor. 9, 27 bilden. dort lautet der wahrscheinlich echte text *ὑπωπιάζω μου τὸ σῶμα καὶ δουλαγωγῶ.* *K hat statt *ὑπωπιάζω* die lesung *ὑποπιέζω* sich angeeignet — auch Chrysostomus durchweg, trotzdem es nach Tischendorfs apparat anders aussieht. die Lateiner raten an dem begriff herum und sind zuletzt bei dem farblosen *castigo* hängen geblieben. der Gote hat *ὑπωπιάζω* richtig verstanden (*wlizjan* zu *anda-wleizn* ‘*πρόσωπον*’ wie *ὑπωπιάζω* zu *ὑπώπια*), war also g u t unterrichtet: *ak leik mein wlizja* (*jah anaþiwa*), und auch spätere gotische recensenten haben sich durch keinen Lateiner irre machen lassen. nun kommt dasselbe verb noch einmal vor Luc. 18, 5. wider schreibt *K *ὑποπιέζῃ με*, wider sind die Lateiner in verlegenheit. diesmal heiſst es beim Goten: *usagljai mis.* sollte da nicht der Gote einer deutung im sinne der *K-lesart gefolgt sein? muste im apparat nicht mindestens auf die unsicherheit des griechischen textes und auſserdem bei Lc. 18, 5 auf I Cor. 9, 27 und umgekehrt hingewiesen

werden? wäre dieser hinweis nicht ebenso nötig für den germanisten, der die bedeutung gotischer verba feststellen will, wie für den textkritiker, der ohne das auf Streitbergs autorität hin an beiden stellen den Goten unter die ὑπωπιάζειν-zeugen einreihen wird?

Für mich unterligt es keinem zweifel, dass die griechische vorlage des Ulfilas dem jetzt gotisch überlieferten texte viel ähnlicher gesehen hat, als sie es bei Streitberg tut. doch kann ich einen stricten beweis für meine meinung so wenig beibringen, wie Str. einen für die seinige. ich mache ihm auch nur den einen vorwurf, dass er zu rasche und sichere folgerungen aus hypothetischen voraussetzungen gezogen hat. er will uns gebacknes brot vorsetzen, statt das korn auf der tenne zum drusch auszubreiten: vorderhand ist uns aber nur diese vorarbeit gestattet. an dem gotischen text sind recht wenig spätere emendationen und corruptionen nachweisbar: auffällig ist sein schwanken zwischen *K- und abendländischen lesarten. aber weil er in nicht ganz wenigen fällen auch einen weder von *K noch von den Lateinern stammenden text vertritt, in einigen wenigen sogar ganz allein einen text der sehr wol griechisch reconstruiert werden kann, fast niemals einen, bei dem das geradezu ausgeschlossen wäre, da bei den übereinstimmungen zwischen ihm und den Lateinern gegen *K meist auch noch andere Orientalen ihn unterstützen, so ist es vorläufig noch nicht erlaubt, a priori nach einem kanon abzumessen, was der Gote aus seiner ursprünglichen griechischen vorlage bezogen haben, und was in seinen text später eingedrungen sein muss. es wird noch langer arbeit bedürfen, ehe wir solch einen kanon überhaupt aufstellen können; zunächst scheint mir eine der nützlichsten vorbereitenden arbeiten eine durchforschung der bilinguen Bibelhandschriften — gleichviel, ob lateinisch-gotisch oder koptisch-griechisch oder griechisch-lateinisch —, weil wir dadurch bestimmtere mafsstäbe gewinnen werden für die einschätzung der einflüsse, die bei dieser einrichtung von der einen seite auf die andre ausgehen, namentlich auch für die entscheidung der frage, welcher seite dabei die passive rolle zuzufallen pflegt. nach der Streitbergischen construction hätte der Gote zugleich — cod. f! — den Lateiner zu sich herabgedrückt, und anderseits — vorher — bei Lateinern die stärksten anleihen erhoben.

man muss sich erst einmal klar darüber werden, unter welchen umständen allein dies letztere wahrscheinlich zu machen ist. bis heut brauchen wir 'go' notwendigst als sigle für die gotisch überlieferten, nicht für die von Streitberg reconstruierten lesarten. und es ist sehr schade, dass die dringend erwünschte ergänzung und revision des apparats bei Tischendorf, soweit es den Ulfilas angeht, durch diese sonst so fleifsige arbeit nicht gefördert wird.

Etwas kritischer als den neuesten hypothesen über die textclassen verhält sich Streitberg ja gegenüber der sicherheit, mit der andre nach namen für die eingebildeten überarbeiter des Ulfilas gesucht haben: gründlich aufgeräumt aber hat auch er keineswegs mit dem traumbild der Sunnia-Fretela-recension. vielleicht darf ich das hier nachholen. über die beiden männer, die da als herausgeber eines verbesserten gotischen bibeltextes gelten, wissen wir nichts aufser dem was ein an sie adressierter brief des Hieronymus (ep. 106) erraten lässt. FrKauffmann erklärte 1900, dass dieser brief bisher gründlich misverstanden sei. seine absicht, ihn an seinen wahren geschichtlichen platz zu rücken, ist, wie die äufserungen seiner schüler Mühlau, Odefey, aber auch des ganz unbeteiligten theologen Glaue bezeugen, glänzend erreicht worden: hier gilt es fast als axiom, dass diese beiden gotischen presbyter eine revision der Ulfilas-Bibel vorgenommen haben, und, dass ein namenloser in cod. f überlieferter prolog zu einer gotisch-lateinischen evangelienausgabe das werk derselben beiden theologen ist, da im prolog der gleiche widerwille gegen die willkürlich freie übersetzungstechnik des Hieronymus zum ausdruck gelange, wie — nach der antwort des angegriffenen Hieronymus zu schliefsen — einst in ihrem briefe.

Was lehrt uns jener Hieronymus-brief in würklichkeit? zunächst bleibt seine abfassungszeit ungewis. sie anfang der 90er jahre anzusetzen, war ein arger fehler von Ohrloff. denn Hieronymus — was auch Mühlau richtig erkennt — hat bei abfassung des briefes seine drei psalterübersetzungen, also auch die aus dem hebräischen längst hinter sich. leider hat man die abfassungszeit dieses Psalterium iuxta Hebraeos noch nicht festgestellt, Lagarde meinte 405, Grützmacher glaubt 392/93! das jahr 403 schlug Martianay für die abfassung von ep. 106 vor, weil den

brief der Goten an Hieronymus überbracht und die antwort wider mitgenommen hat ein presbyter Firmus, 'frater noster', c. 2. dieser selbe Firmus hat, jedenfalls um 405, einen brief von Hieronymus an Augustin übermittelt: vor ep. 106 aber war er aus Africa nach dem osten abgereist, ohne Augustin von seiner reise benachrichtigt zu haben. stünde es fest, dass auf eben der reise, wo Firmus ep. 115 des Hier. an Augustin zu bestellen übernahm, er auch die ep. 106 an die Goten mitgenommen hat, so läge die zeit nahezu fest. aber der presbyter Firmus begegnet uns in der correspondenz des Hieronymus öfter; er wird von ihm zu allerlei botschaften verwendet, muss ein durch kein festes amt gebundener mann gewesen sein; und wenn er auch mehrmals gerade in Africa auftaucht, so darf man doch nicht sicher behaupten, dass er dort heimisch war. ebensowenig wissen wir dann, ob er seine reise vor ep. 115 direkt von Africa nach Palästina gemacht und mit ep. 115 in der tasche den gleichen rückweg gewählt hat; wäre es der fall, so dürften wir als wohnsitz der beiden Goten ja nur eine stadt in Africa vermuten. aber Firmus kann über Rom, auch über Konstantinopel vom westen nach Jerusalem gereist sein und ebenso seine rückreise, weil er vielerlei geschäfte zugleich besorgte, in grofsem bogen genommen haben. von hohem interesse ist aber gewis die frage, wo wir uns die gotischen briefschreiber zu denken haben. weiter als der name des Firmus könnte uns ein vierter, den ep. 106 enthält, führen. c. 2 vermerkt Hieron., die gleiche hauptfrage wie die Goten habe schon mehrfach Avitus 'sanctus filius meus' an ihn gerichtet. Hier. fährt dann fort, da Firmus zur bestellung eines briefs bereit sei, wolle er gleich beiden schreiben und so gemeinsamen bescheid erteilen; ich beziehe dies '*duobus*' auf die Goten einer- und den Avitus anderseits. aber auch wenn man diese deutung misbilligt, erfährt man aus c. 86, dass Avitus und die beiden Goten zusammengehören: dieselben lexikalischen aufschlüsse wie sie hatte er — widerum 'sanctus filius meus Avitus' — von Hier. erbeten. wenn Hieron. nicht ein narr ist, notiert er das nur, um dadurch auch die anfrage des Avitus als erledigt zu erklären: also befinden sich die drei an einem orte und stehn in guten beziehungen zu einander. jenen Avitus nun glaub ich — um zweifelhafte combinationen aufser betracht zu lassen — widerzufinden in dem

brief des Hieron. 79. an Salvina, die witwe des Nebridius, tochter des tyrannen Gildo. den brief (ungefähr 400 anzusetzen) hat Hieron. laut c. 1 an die ihm persönlich unbekannte frau in der aula regalis geschrieben vornehmlich auf das drängen des 'filius meus Avitus', der sonach zu höfischen kreisen beziehungen gehabt hat. Salvina aber hat 404 zu den intimsten verehrerinnen des Chrysostomus gehört, den wenigen von denen er sich vor seiner zweiten verbannung persönlich verabschiedete (s. Palladius dial. de vita s. Joh. Chrys., p. 90 der ed. princ.): dadurch ist Konstantinopel als ihr witwensitz wenigstens für die letzten jahre des Chrysostomus erwiesen. ihr gemahl Nebridius ist auch nur im orient als beamter tätig gewesen. wenn wir also überhaupt eine stadt für Salvina — Avitus — Sunnia und Fretela in vorschlag bringen dürfen, so ist es Konstantinopel. dass dort Goten in freundschaftlichem verkehr mit einem zu dem kreis einer africanischen prinzessin gehörigen manne wie Avitus treten konnten, wird niemanden wunder nehmen, der sich schon blos an die Gaïnas-affäre von 400 erinnert. wes standes mögen aber unsre beiden Goten gewesen sein? man stempelt sie zu presbytern mit ebenso viel recht wie einst Richard Simon sie für frauen hielt. Hieron. deutet mit keiner silbe an, dass sie clerikalen rang besafsen: '*dilectissimis fratribus Sunniae et Fretelae et ceteris qui vobiscum domino serviunt, Hieronymus*', so lautet die überschrift über ep. 106. dass der presbyter Hieronymus als geliebte brüder nicht etwa nur amtsgenossen anredet, dass er bei würklichen presbytern den titel sorgsam, und sogar unnötig oft hinzufügt, und dass der zusatz *ceteri qui vobiscum domino serviunt* auf eine zu frommem, dh. asketischem leben verbundene gemeinschaft schliefsen lässt, nehme ich, bis sich dagegen widerspruch erhebt, als zugestanden an. auch der ton den der verf. im brief anschlägt, klingt dem ganz unähnlich, in dem sonst Hieronymus selbst seinem ingrimm über höhere cleriker ausdruck zu verleihen weifs. ein unbefangener kann aus ep. 106 nur heraushören, dass unwissende, aber wegen ihrer weltlichen rangstellung nicht zu misachtende laien von einem 'meister' abgefertigt werden, der an ihnen keine clerikale würde zu schonen braucht. ebenso sicher oder noch sicherer scheint mir, dass Hieron. nichts von ketzerischen neigungen der interpellanten weis. wenn Sunnia und Fretela Goten waren, die wie die hauptmasse

der damaligen Westgoten dem arianischen bekenntnis anhiengen, so hätte sich erstlich — selbst trotz seinem 'sohne Avitus' — Hieron. nie zu einer so eingehnden beantwortung ihrer fragen herbeigelassen, erst recht aber hätte er es nimmermehr unterlassen, ihnen bei solcher gelegenheit ins gewissen zu reden, sowie aus ihrem geliebten psalter feine gegengründe gegen ihre arianischen irrtümer aufzubringen. für einen so fanatischen ketzerhasser wie Hieron. können arianische Goten — noch dazu arianische presbyter!! — gar nicht zu einem kreise von 'dienern des herrn' gehören.

Nun wissen wir aber durch die kirchengeschichte des Sokrates und aus predigten des Chrysostomus, auf die auch Mühlau aufmerksam geworden ist, von einer kirche in Konstantinopel, in der orthodoxe Goten gottesdienst gehalten haben, in ihrer eigenen und in griechischer sprache. eben in der zeit, aus der unser brief 106 stammen muss. ob diese homousianischen Goten es gewagt haben, die übersetzung des ketzerhauptes Ulfilas im gottesdienst zu verwenden? ob sie sich überhaupt um dieselbe bekümmert haben? das erste ist höchst unwahrscheinlich; und es wäre schon ein auffälliger ausnahmefall, wenn die orthodoxen goten Sunnia und Fretela sich etwa die aufgabe gestellt hätten, die übersetzung des ketzers durch die sorgfältigste prüfung am urtexte — und das hiefs für sie an der Septuaginta — von allen teuflischen irrtümern zu reinigen. lediglich dies wäre als zweck einer von ihnen ins auge gefassten Ulfilas-revision zu begreifen. aber das hätten sie zweifellos dem berühmten gelehrten in Bethlehem auch verraten, schon um sein interesse an ihren studien zu steigern; und wenn er das gewust hätte, stünde recht deutliches darüber in seinem brief. statt dessen lässt der aufserordentlich umfangreiche brief schlechthin nichts von weitergehnden arbeitsplänen der fragesteller merken. Avitus, sicher kein Gote, und schwerlich für Ulfilas interessiert, hat genau die gleichen fragen wie sie gestellt; fragen, wie sie ausgezeichnet in den mund ungelehrter bibelleser passen. die haben in ihren mufsestunden, aufmerksam gemacht auf die unsicherheit der bibeltexte, die bei den kirchlichen kämpfen oft peinlich zu tage trat, ihre lateinische psalmenübersetzung — es war die zweite von Hieronymus bearbeitete, das sog. Psalterium Gallicanum, im wesentlichen der psalter der heutigen Vulgata — mit dem

ihnen zugänglichen griechischen texte verglichen, den sie naiv genug für den unfehlbar richtigen text des göttlichen buchs halten; dabei ist ihnen eine reihe von differenzen aufgestofsen. ihr freund Avitus, der selber nicht rat weifs, ermutigt sie, sich an den verehrten verfasser der lateinischen version zu wenden und ihn um die erklärung für so viel discrepanzen zu bitten. so schicken sie denn an ihn ein langes register der von ihnen wahrgenommenen varianten ein. nicht weil sie für eine grofse arbeit, wie die revision einer gotischen bibel es wäre, klare entscheidung brauchten, sondern weil sie ihre frommen bedenken los werden möchten. Mühlau zwar beruft sich auf eine phrase am anfang des Hieron.-briefes zum beleg der these, dass von einem gotischen text in irgend einer form in dem anschreiben der Goten an Hieron. die rede gewesen sei: *quis hoc crederet, ut barbara Getarum lingua Hebraicam quaereret veritatem.* die wendung: *dudum callosa tenendo capulum manus . . . ad stilum calamumque mollescit* setzt nach ihm bei Hieron. eine kenntnis dessen voraus, dass die Goten sich schon seit lange mit gelehrten studien beschäftigen, und er nennt es sehr naheliegend, diese worte auf das grofse übersetzungswerk des Ulfilas zu beziehen. dabei ist das *dudum* jedenfalls falsch ausgedeutet, es heisst bei Hieron. nicht 'sehr lange', sondern 'ehemals' und gehört hier zu *tenendo: stilus* und *calamus* sind nicht die in Ulfilas händen, sondern die von Sunnia und Fretela gebrauchten. die *barbara lingua* aber war durch das vorangehende schriftwort aus Röm. 10, 18 wahrhaftig nahegelegt; doch hätte auch ohnedies Hieron. in erinnerung an die pfingstgeschichte gern zu dem wort gegriffen: dreifach nahe lag es hier, wo er über differenzen zwischen der gleichen, aber in 3 sprachen (hebräisch, griechisch, lateinisch) verschieden ausgedrückten offenbarungswahrheit sein urteil fällen sollte: wer würde ohne besondere wünsche aus cap. 1 etwas andres heraushören als die freude, dass nun selbst die kriegerischsten barbaren sich schon so lebhaft für Gottes wort interessieren, wie jene Goten mit ihrem, in der form wol noch die barbarenzunge verratenden, frageregister?

Völlig verfehlt erscheint mir denn auch alles was dem aus Hieronymus zu reconstruierenden Gotenbrief an verteidigungs- und anklagetendenz nachgesagt wird. selbstverständlich fühlt

sich Hieron da wo seine lateinische übersetzung vom griechischen abweicht, ohne dass ers mit dem hebräischen urtext rechtfertigen kann, als angeklagter; der ganze brief der Goten wäre ja ungeschrieben geblieben, wenn sie einen sinn für die höhere übersetzungsmethode des Hieronymus besessen hätten. sie, die ihre jugend wol im waffenhandwerk zugebracht haben, unterscheiden nicht wie er zwischen geist und buchstaben: sie kennen nur den gegensatz von wahr und unwahr; ahnen nicht, dass eine übersetzung immer nur relativ wahr sein kann, und sind über ein fehlendes *καί* und ein zugesetztes *domini* ebenso beunruhigt, wie wenn im griechischen durch die negation verneint war, was der Lateiner behauptete. weil sie ihren Griechen, trotzdem sie vom hebräischen urtext haben läuten hören, für den normaltext halten, lauten ihre fragen natürlich zu ungunsten des Lateiners, des einzigen ihnen bekannten, dh. des Hieronymus: er soll ihnen nun bescheid sagen, ob er seine abweichung vom normaltext rechtfertigen kann. und empfindlich wie der eitle Hieronymus ist, damals besonders gereizt durch den vielfachen, meist recht törichten widerspruch gegen seine übersetzertätigkeit, wird er bisweilen grätig, fast grob in der beantwortung dieser fragen von leuten, die es wahrhaftig nicht böse gemeint hatten. aber wenn er ihnen '*veritas*' und '*mendacium*' so gegenüberhält, dass sie sich im besitz der lüge erkennen müssen, so ist das erstlich in seinen augen schon nicht ein so schwerer vorwurf wie in den unsern, vor allem aber meint er damit nicht eine von ihnen beabsichtigte oder ihm untergeschobene fälschung; '*mendacium*' heisst ihm jede objectiv falsche lesart, jede unrichtige widergabe des wortes gottes. wer mit seinem ton in den späteren jahren vertraut ist, wer sich erinnert, wie schroff er aus ähnlichem anlass sogar gegen einen Augustin ausfällt, der wird sich über ein paar gallige passagen im brief 106 nicht wundern, und daraus nicht folgern, dass die Goten ihm mit schlimmen grundsätzen der übersetzungstechnik in den weg gerannt sind.

Um dieser grundsätze willen, die er im vorwort zum codex Brixianus widerfindet, wagt aber Kauffmann jene Goten für die verfasser des vorworts zu erklären. als ob die gleichen bedenken, die in jenem prolog gegen zu freie übersetzungen geäufsert werden, nicht von der mehrheit aller Christen im 5 u. 6 jh. geteilt worden wären! für die neugierde, die sich selbst bei diesem

kümmerlichen machwerk eines lateinisch stammelnden schreibers den verzicht auf das wissen um den namen des verfassers nicht zumuten mag, fehlt mir das verständnis. ebensowenig will mir in den sinn, dass Sunnia und Fretela geeignete männer gewesen sein sollten, um die dort beschriebenen *vulþres* zu dem gotischen text der bi- (oder tri-) lingue anzubringen. Hieronymus brief 106 c. 68 lehrt uns, dass sie die griechischen wörter, die Hieron. in seinem Psalterium Gallicanum aus dem LXX-text beibehalten hatte, nicht verstanden und ihn um eine gute lateinische widergabe baten: darunter so gewöhnliche wie *neomenia*, *eremus*, *thronus*. die art wie Hieronymus sie instruiert, setzt bei den fragestellern eine minimale kenntnis des griechischen voraus. darum haben sie auch den Graecus so bewundert, den sie als urtext mit Hieronymus version collationierten, weil er ihrem begreifen so überaus ferne stand. und diese männer sollten eine revision der Ulfilas-bibel geplant haben, die nach i h r e n 'grundsätzen' ja gerade nur eine weitere annäherung an den g r i e c h i s c h e n text bezwecken konnte? und sie leiten eine epoche von gotischen bibelrecensionen ein, bei denen nach autoritäten der forschung wie Kauffmann und Streitberg das ergebnis vielmehr ein starkes hereinfluten l a t e i - n i s c h e r sonderlesarten in den Gotentext gewesen ist? der Brixianus, der das vermeintliche Sunnia-vorwort birgt, ist ja unendlich viel reichlicher von Hieronymus als von Ulfilas abhängig — gerade auch nach Burkitts hypothese: also hätten die gotischen revisionisten in der theorie ihrer wut über Hieronymus die zügel schiefsen lassen, in der praxis ihn aufs erbärmlichste ausgeplündert?!

Man überlege auch noch, welch genaue kenntnis des griechischen und welch respectable gelehrsamkeit Ulfilas besessen haben muss, um die Bibel, um auch nur Psalter, Nehemias und das Neue Testament ins gotische zu übersetzen, man erinnere sich, wie gut er bescheid weifs bei widergabe von technischen worten wie *κῆνσος* und *φόρος*, sogar bei dem *ἐγκάθετοι* Luc. 20, 20, das keiner der alten Lateiner verstanden hat — und dessen Bibel sollen jene beiden Goten einer correctur haben unterziehen wollen, die die ersten früchte ihrer dilettantischen mufse dem alten in Bethlehem zur begutachtung vorgelegt hatten? wir haben alle ursache, das gründliche misverständnis von Hieron. ep. 106, das seit 10 jahren als verstehen ausgegeben wird, abzulehnen

und Sunnia und Fretela endgültig aus der geschichte des gotischen bibeltextes auszuschalten: vor der hand wissen wir von ihm nichts weiter, als dass er im 4 jh. von Ulfilas geschaffen worden ist und wie er im 6 jh. ausgesehen hat, als die fragmentarischen handschriften, aus denen wir ihn kennen, geschrieben wurden.

Marburg. **A. Jülicher.**

ZUM TRIERER SILVESTER.

Der text dieses gedichts, wie ihn Kraus in den MG. im I bande der Deutschen chroniken (Hannover 1895) mit peinlichster sauberkeit und akribie hergestellt hat, lässt doch noch an ein paar stellen begründete zweifel an der richtigkeit der lesart, sei es einer handschriftlichen, sei es einer von ihm durch conjectur hergestellten.

67 *manic Rômêre wart irstrûbet sêre, daz ir wênigen kindelîn al virloren solden sîn.* schon Roediger (Zs. 22, 181) glaubte das mhd. wörterbuch durch *erstrûben* 'in schrecken setzen' bereichern zu können; Kraus (s. 136a) stimmt ihm bei. dieser auffassung steht einmal entgegen, dass *strûben*, dessen zusammensetzung mit *er-* sonst nicht belegt ist, nur intransitiv ('starren, rauh emporstehn, sich sträuben') gebraucht wird, niemals transitiv ('zum starren bringen'), wie es hier gefasst werden müste (Mhd. wb. II 2, 702a); dann aber auch, dass *u* nach der orthographie der fragmente überwiegend für *uo* und nur höchst selten für *û* steht (Kraus s. 41). ich lese mit streichung eines buchstaben *irtruobet*, das je einmal im Nibelungenlied und der Krone belegt ist (Lexer I 686) und mindestens so gut passt.

89 *ich neweiz waz daz meinet, daz daz liut sô sêre klaget unde weinet: ich nemac die vor niet getûn.* die letzte zeile hat Bartsch (Germ. 26, 58) zuerst gelesen, was Kraus ausdrücklich bestätigt, ohne die differenz zwischen *di* bei ihm selbst und *die* bei Bartsch zu besprechen und nach einer seite hin zu entscheiden. Kraus setzt im text *dit mort* statt *die vor* ein, Bartsch wollte *vor* zweifelnd als *vuore* fassen: beides befriedigt nicht, zumal ersteres ist zu gewaltsam. ich schlage vor, *die* in *hie* zu ändern und *vor* unangetastet zu lassen, und erkläre: 'ich kann vor diesem klagen und weinen nichts unternehmen'. will man vorziehen statt *vor* *vür* zu schreiben, so gäbe auch das einen guten sinn: 'ich kann nichts dagegen machen.'

299 *dô her die kristenheit intrieno, die hât ime gare intriel: line wart al der lîp sîn als ein wâre geboren kindelîn.* Roedigers besserung des verderbten *line* in *ime* (Zs. 22, 154), die Kraus in seinen text aufgenommen hat, befriedigt mich nicht.

obwol sie nahe zur Kaiserchron. 7946 *jâ wart im der lîp sîn* stimmt; das würde nach den eigenen zusammenstellungen des herausgebers (s. 30) nicht ausschlaggebend sein. das pronomen ist in keiner weise betont und steht daher auch in der Kaiserchronik enklitisch in der senkung des inneren verses: im eingang des verses in erster hebung hat wol ein prägnanteres wort gestanden. ich vermute *linde*, was eine passende bezeichnung sowol für die neue haut des vom aussatz geheilten als für die des neugeborenen kindes ist.

478 *wen ein dinc hân ich kûme ertragen.* so bessert Kraus nach dem vorgange von Bartsch (Germ. 26, 59) den hsl. fehler *ertagen.* das ist aber unmöglich, denn *ertragen* ist gar kein mhd. wort; die wörterbücher haben nicht einen einzigen beleg. aufserdem heifst das präfix in unserm denkmal nie anders als *ir-* (Kraus s. 41). es muss *virtragen* gelesen werden, was Roediger (Zs. 22, 159) fälschlich in der hs. selbst zu lesen glaubte.

823 *an der selben stunt wart ime* [Abraham bei den engeln im hain Mamre] *sîn besmerunge kunt.* Bartsch (Germ. 26, 63) hat die stelle zuerst gelesen und vermutlich auch richtig aufgefasst, da er keine änderung macht. Kraus setzt statt *besmerunge bescherunge* in den text, das er (s. 134b) als 'schicksal' erläutert. es ist aber alles in der überlieferung in ordnung: *besmerunge* ist das ahd. *bismarunga* (Graff vi 834), das im Tatian viermal (54, 5. 62, 8. 84, 9. 191, 2) als übersetzung von 'blasphemia' erscheint. was gemeint ist, zeigt die Genesis 17, 17: 'cecidit Abraham in faciem suam et risit, dicens in corde suo: putasne centenario nascetur filius? et Sara nonagenaria pariet?' aus demselben capitel der Genesis (24) stammt ja auch die angabe über Abrahams alter, die unser dichter kurz vorher (821) verwertet hat. da das wort *besmerunge*, für das wir hier den ersten und einzigen mhd. beleg erhalten, auch im ahd. nur bei Tatian begegnet, so hätten wir hier doch wol ein sicheres häkchen, an dem sich eine heimatsbestimmung des Silvester, an der Kraus (s. 43) verzweifelt, befestigen liefse: wir würden nach Hessen gewiesen und das constante *dit* des schreibers könnte doch vielleicht schon dem dichter gehören.

Jena, 10. juni 1910. **Albert Leitzmann.**

ZU SPERVOGEL.

Die heimat des spruches MFr. 22,33 sucht Scherer DStud. I[2] 15 f am Rhein, etwa am Mittelrhein, und Roethe schliefst sich ihm ADB. xxxv s. 142 unter 'Spervogel' mit vorsichtigen worten an. Schönbach Beitr. z. erklärung altdeutscher dichtwerke I 17 neigt dazu, den Rhein blofs 'typisch' für strom zu nehmen: er berücksichtigt nicht, dass die bestimmungen *hie vor* (23,1) und

nû (23,3) voraussetzen, dass fahrender und zuhörerschaft den strom vor augen hatten. aber auch Scherers und Roethes annahme ist nur dann zu halten, wenn man die worte 23,3 f: *nû ist er worden alsô grôz daz in nieman mac geriten* als eine starke übertreibung ansieht: denn am ganzen Mittel- und Niederrhein gibt es keine stelle, wo der strom wegen seiner breite nicht mit dem pferde zu durchschwimmen wäre. (23,3 *grôz* steht im gegensatz zu 23,1 *enge* und ist daher gleich 'breit'.) von den ältesten zeiten bis zur gegenwart haben hier berittene den strom durchschwommen; vgl. Müllenhoff DA. IV 334 und unter den stellen auf die hier verwiesen wird, bes. Tacitus Hist. IV 66. wie allgemein es im ma. bekannt war, dass man zu pferde durch den Rhein kommen könne, lehrt des altfranz. dichters Jehan Bodel (anfang des 13 jh.s) Chanson des Saisnes, wo einzelne helden und ganze scharen unterhalb Köln die fluten durchreiten. auch heute noch durchschwimmt deutsche cavallerie den strom an den breitesten stellen seines mittleren und unteren laufes. am Mittelrhein könnte der spruch also nur gedichtet sein, wenn die worte 23,3.4 so viel hiefsen, als dass es schwer sei, hier zu pferde durch den strom zu kommen. da es aber allen zuhörern selbstverständlich war, dass man den Rhein wol durchreiten könne, wäre solch eine übertreibung mit der stark betonten verneinung *nieman* am schlusse des gedichtes so ungeschickt wie möglich gewesen, da sie den widerspruch geradezu herausgefordert und damit den eindruck vernichtet hätte. wir werden daher Spervogels behauptung lieber wörtlich verstehn und dann als die stelle, wo der Rhein zu breit ist um durchritten zu werden, den Bodensee ansehen müssen. hier muste der vergleich 22,36 f würken; nur wenn man es sich hier vorgetragen denkt, wird aus einem matten gedichte, das wenig lob verdiente, ein hoffnungsfreudiger, fast schalkhafter spruch mit witzig geprägtem abschluss. nicht nur schmaler und breiter strom, nein, flüsschen und see stehn sich eindrucksvoll gegenüber. dem armen schlucker winkt in der zukunft ein meer des reichtums, wie jenes daraus er nach MFr. 23,13 f so gern geschöpft hätte.

Bestätigt wird diese deutung dadurch, dass, wenn sie zutrifft, das gedicht in ein altdeutsches sprichwort ausläuft. um ein unterfangen als unmöglich hinzustellen, pflegte man ehemals zu sagen, es sei vergebliche mühe, das meer zu durchreiten: als Morolf seine helden anfeuern will, hält er ihnen vor, Salm. u. Mor. 486,1: *uns sint die furte gar zuo dief, wir mogen daz mere nit berîten.* ganz ähnlich sagt Freidank 132,20: *daz mer mac nieman überwaten.* (zu erinnern ist auch daran, dass der Bodensee 'Schwäbisches meer' hiefs.) durch einen merkwürdigen zufall trifft es sich, dass uns gerade in beziehung auf den Bodensee aus späterer zeit eine scherzhafte anspielung auf jenes sprichwort erhalten ist: in einem spottlied auf Ludwig IV von Bayern.

Lassberg liedersaal III 123 (nr 187, 82): *Si iechent der Rin sy ze groz, Mag nieman für Bregentz komen.* Bregenz ligt ja nun gar nicht am Rhein, sondern ein gutes ende davon entfernt am Bodensee: so wird denn wenigstens zu kaiser Ludwigs zeiten in der umgebung des Bodensees der scherz im schwange gewesen sein, den Rhein hier für zu breit zu erklären, um hinüberzureiten [1]. ob Spervogel erst diesen witz erfunden hat, oder ob er gerade so wie der verfasser des spottliedes nur auf ein gäng und gäbes sprichwort zurückgreift, lässt sich wol nicht entscheiden.

Düsseldorf, den 27 august 1910. **Otto Grüters.**

TRIER UND MERSEBURG.

'Ich gesteh, dass ich mich jetzt der auffassung KKrohns zuzuneigen beginne, wonach alle heidnischen zaubersprüche des europäischen nordens erst umformungen frühchristlicher vorbilder oder substrate sind. die discussion über diese wichtige frage, zu der neuerdings die arbeiten von Krohns schülern Brummer und Mansikka höchst wertvolles material beigesteuert haben, hat in Deutschland kaum erst begonnen. jetzt wo die Trierer zaubersprüche vorligen darf sie nicht länger aufgeschoben werden'.

Mit diesen worten schliefst Edward Schröder (Zs. f. d. Alt. 52, 180) seine einführung von FWERoths höchst wertvollem fund (oben s. 169). der verehrte freund darf es mir nicht übel deuten, wenn ich mir diese aufforderung in eigenem sinne auslege. wenn ein kenner und forscher wie er sich jenen anschauungen zuzuneigen beginnt, in denen ich wenigstens nur die periodische widerkehr einer verhängnisvollen mythologischen krankheit zu sehen vermag; wenn er gerade in diesem fund für die nachträgliche christianisierung des allerheidnischsten einen anhaltspunct erblickt — dann darf der widerspruch nicht länger aufgeschoben werden. und um ihn gleich erheben zu können, wag ich ihn in bücherferner empfindungsfrische zu erheben.

Schröder scheint eine allgemeine erörterung der frage für möglich zu halten, ob 'alle heidnischen zaubersprüche des europäischen nordens' einem bestimmten ursprung verdankt werden. ich halte eine solche untersuchung nur in dem sinn für denkbar, dass eben für all diese sprüche in eine specielle prüfung einge-

[1] Lassberg III 119 erläutert die stelle anders; inhalt und stil des gedichtes sprechen gegen ihn.

treten wird, natürlich ohne eine irreführende isolierung, aber doch zunächst mit principiellem absehen von analogieen[1]. ich möchte an litterarische fragen erinnern wie die der deutschen strophen in den Carmina Burana. mit recht hat der letzte sorgfältige beobachter hervorgehoben, dass die discussion fruchtbar erst wurde, als man sich von dem vorurteil frei machte, alle deutschen strophen müsten entweder originale oder nachbildungen sein. auch bei den zaubersprüchen einerseits heidnischen anderseits christlichen charakters handelt es sich doch nicht um einen zweisprachigen text, der im ganzen aus der einen sprache in die andere übersetzt ist. vielmehr enthält der radicalismus, der überall sei es heidnischen sei es christlichen ursprung postuliert, die gleiche fehlerquelle, wie etwa die anschauung, im minnesang müsse jeder ton, jeder gedanke entweder altheimisch sein oder entlehnt. ich vermag nicht einzusehen, wie eins von beiden auch nur denkbar wäre.

Aber wir wollen Schröders wort gewis nicht pressen, so sicher es allerdings den anschauungen Krohns entspricht. ich kann nicht leugnen, dass dessen gewis höchst dankenswerte untersuchungen für mich wenig überzeugungskraft haben. ich sehe keinen einzigen fall, der annähernd so sicher wäre, wie zb. umgekehrt die christianisierung des Beowulf.

Aber will man sich auch nicht mit KKrohn auf den boden des 'alles oder nichts!' stellen, so kann man doch Schröder sicher soweit entgegenkommen, dass man eine principielle erörterung darüber zulässt, ob im allgemeinen die eine oder die andere herleitung eine gröfsere wahrscheinlichkeit für sich habe. dieser erörterung wollen wir keineswegs ausweichen; am besten aber gehn wir auch hierfür von dem einzelfall aus.

'Ob das geschichtchen von der heilung des kranken pferdefufses zuerst von Wodan und Balder oder von Christus und SStephan erzählt ist?' (aao. s. 180). ich gesteh, dass ich, mindestens

[1] Schröder glaubt, wie er mir unter der correctur schreibt, dass erst jetzt mit dem grofsen werke von AFranz, Die kirchlichen benedictionen des mittelalters (2 bde., Freiburg i. B. 1909) für derartige untersuchungen die wünschenswerten grundlagen geboten seien, und er möchte daher ohne gründliches studium dieses werkes vorläufig auf die fortsetzung der discussion verzichten. den Trierer spruch hält er nicht für die vorlage des Merseburgers, sondern für eine der vielen sprossformen dieser christlichen vorstufe.

bei der vergleichung von Trier und Merseburg, keinen augenblick zweifle.

Von jenem methodischen gesichtspunct, dass die anorganische form die abgeleitete sei, hat man gewis zuweilen — etwa in Iherings dilettantisch-geistreicher Vorgeschichte der Indoeuropäer — einen zu weitgreifenden gebrauch gemacht; und selbst die berühmteste anwendung der regel, Benfeys schakalwolf in der tiersage, ist neuerdings nicht ohne anfechtung geblieben. aber wenn auf der einen seite ein völlig klares organisches gebilde vorligt, auf der andern ein innerlich durchaus haltloses — kann man dann würklich das conglomerat als muster für den organismus ansehen?

Ich darf hier auf die frage nicht eingehn, ob ich den zweiten Merseburger zauberspruch zu ernsthaft genommen habe, als ich in meiner Altgermanischen religionsgeschichte ihn allerdings als vollwichtigen mythus auszudeuten suchte. mag er denn für jetzt nur eine 'götteranekdote' (aao. s. 180) sein — worin ich übrigens nur eine stilistische, aber keine inhaltliche verschiedenheit vom typus des mythus sehen würde. jedenfalls — bei diesem spruche ist alles in schönster ordnung. dass Wodan *ze holze* fährt, stimmt mit seiner erscheinung, mag er nun von anfang an oder erst spät der wilde jäger sein; dass Balder, der ritterliche gott, ihn begleitet, hat nichts irgend verwunderliches. auf dieser jagd begegnet einem ross ein unfall — ein auf tausendfältiger erfahrung beruhender zug. man müht sich ihn zu heilen, was erst dem heilgott gelingt. eine höchst einfache erzählung, die einem uralten, unzähliche mal belegten typus in classischer strenge entspricht.

Nun die Trierer fassung. 'Christus kam einst mit dem heiligen Stephan nach der stadt Salonium' (aao. s. 179). dass beide beritten waren, muss Schröder ergänzen: der schreiber wagte es nicht zu sagen. und wie käme Christus zu einem ross? und wie gar der diakon Stephanus? wie kommen beide zusammen? ein anachronismus, der auch der naivität ungelehrter cleriker nicht zuzutrauen ist, geschweige der eines gelehrteren, und 'Salonium', bemerkt Schröder selbst, 'klingt gelehrt'; ob es eine anlehnung an *salu* zu dem 'dunkelen tann' der (meiner ansicht nach) alten fassung sei, bleibe dahin gestellt. 'dort zog sich SStephans ross eine entzündung zu' — was wider der herausgeber selbst wunder-

lich findet: 'man erwartet: auf dem wege dorthin'. jedes sätzchen eine inconcinnität, jede aussage eine willkür!

Wenn würklich christliche medicinmänner einen heilspruch für eine verletzung des fufsgelenkes bei einem reitpferd gesungen hätten — fehlte es denn an reisigen heiligen? genoss doch Michael genügende popularität. selbst an Paulus könnte eher gedacht werden, der doch würklich einen reiterunfall erlitt, wie Salomon Landolt, der landvogt von Greifensee, seinem lieblingsapostel etwas spöttisch vorzuwerfen pflegte. aber zwischen Stephanus und der erkrankung eines pferdes besteht dann doch gar zu wenig verbindung! und nimmt man Christus als den arzt, der für alles rat weifs — wie seltsam bleibt die gesellschaft des heiligen, der nur durch seinen tod zum ruhm eingieng!

Ferner: gesetzt dieser Trierer spruch wäre ursprünglich — wie soll man sich seine übersetzung ins heidnische vorstellen? wie sollte die burg in den wald verwandelt werden? wie die ganze umgebung der göttinnen hinzuerdichtet sein?

Umgekehrt aber ist alles wider verständlich. den höchsten gott ersetzt Christus; Balder, der durch wurfgeschosse getötete gott, wird zu Stephanus, dem gesteinigten. oft heifst es in der Bibel, dass Christus zu einer stadt kam; so muss auch hier der im Neuen Testament fehlende wald fallen. und selbstverständlich schwinden Frija, Volla, Sunna, Sinthgunt.

Mit dem ersten Trierer spruch steht es nicht ganz so schlimm. aber wider hat Schröder selbst zu bemerken: 'von irgend einer verwundung des Heilands bei lebzeiten, bei der das blut zum stehn gebracht sei, weifs weder die Bibel noch die litterarische legende etwas' (s. 178 f). freilich ist auch der Strafsburger blutsegen nicht so klar wie der zweite Merseburger spruch.

Nun aber beachte man noch das: die überschrift '*ad catarrum*' ist, wie Schröder milde sagt, 'ungenau'. die 'überschrift '*contra equorum egritudinem quam nos dicimus spurialz*' (S. 179) stimmt auch nicht; Schröder hilft sich (s. 179) mit der annahme, dass neben *thaz antphangana* als ein zweites mögliches pferdeleiden *thaz spuri(h)alza* gestellt werde. ligt die annahme nicht näher, dass überschriften einer sammlung verwechselt wurden, deren eines stück wie MSD IV 4 überschrieben war? denn dass die Trierer sprüche in der vorlage unserer hs. zum erstenmale zur niederschrift

gelangten (s. 177), stellt ja auch Schröder nur als 'sehr wol möglich' dar. der abschreiber hätte dann sein *atha thaz spurialza* beigefügt, um die überschrift nachträglich zu rechtfertigen; denn blutsprüche, die sich zweifelnd gegen ein oder das andere übel richten, erwecken schwerlich zutrauen! in solchen fällen unsicherer diagnostik werden viel eher mehrere verschiedene incantationes versucht werden.

Und somit scheint mir bei einer vergleichung der von den fernsten enden Deutschlands, aus dem keltoromanischen Trier und dem slavogermanischen Merseburg zusammengetroffenen zaubersprüche alles für die originale fassung des heidnischen textes zu sprechen.

Und dieses specielle ergebnis möchte ich nun allerdings auch durch eine allgemeinere betrachtung ergänzen.

Wie sollen wir uns denn nur jenen generellen christlichen ursprung heidnischer zaubersprüche vorstellen?

Niemand ist gegen die in der mythologie mode gewordene überschätzung des zaubers entschiedener aufgetreten als ich selbst. aber schliefslich ist doch kein ergebnis der vergleichenden mythologie neueren stils, der ethnologie, der folkloristik sicherer als dies, dass bei allen primitiven der zauber und der zauberspruch in mächtiger verwendung standen und stehn. ich kann mir nicht helfen: mir scheint alles dafür zu sprechen, dass ursprünglich wort und werk untrennbar verbunden sind und aller stummer zauber secundär ist. für die Indogermanen wenigstens sind verchristliche zeugnisse, wenn wir vom norden ganz absehen, bei Indern, Hellenen, Römern doch wahrlich in genügender fülle vorhanden. soll nun all dies beim einzug des christentums spurlos verschwunden sein, so dass der bedarf an heilsprüchen nur mit christlichen substraten zu befriedigen war? 'und dabei stehn wir eben erst am ausgang der missionsperiode!' (s. 178).

Oder sollen wir annehmen, Germanen, Slaven, Finnen hätten es zu der kunst des zaubergesangs damals noch nicht gebracht, die wir doch bei den rohesten völkern finden? während doch des Tacitus bericht über die runen allein schon das gegenteil verbürgt.

Und nun weiter. wie wollen wir uns die umsetzungen der christlichen vorlage ins heidnische psychologisch oder culturhistorisch erklären? es ist durchaus verständlich, dass ein heidnischer segen getauft wird, nachdem die, die ihn anzuwenden gewohnt waren, christen geworden waren: die materie blieb, aber statt

des Thor oder Balder wurde ein heiliger zum vorbeter. solche ersetzung ist uns oft genug bezeugt, und Chlodwig bei Tolbiacum ist das grofse beispiel. wie aber umgekehrt? die neubekehrten glauben entweder heimlich doch noch auch an die alten götter — auch dies ein begreiflicher und bezeugter zustand —, warum sollen sie dann diese nicht auch noch anrufen? oder sie glauben nicht an sie — warum sollen sie dann in christliche sprüche verrufene namen einschmuggeln? die mission kann das versteckespiel heidnischer sprüche mit christlichen heiligen namen bewürken; was aber die lästerliche umtaufe solcher namen in 'Phol enti Wodan'?

Die absolute chronologie, so wichtig sie (s. 179) in litterarhistorischer hinsicht ist, beweist ja doch nichts gegen die relative: natürlich können geistliche einen segen in christlicher form aufgezeichnet haben, der noch jahrzehnte lang auch in heidnischer gestalt umlief. vor allem aber, können sie nicht selbst in begreiflicher scheu vor den 'laicorum cantus obscoeni', und doch mit unsicherem glauben an die heilkraft, die neuen namen eingesetzt haben? etwa wie der aufzeichner des Voluspa sich durch christliche schlussverse salvierte? ist nicht auch diese annahme einfacher als die jener 'merkwürdigen anschauungssphäre', die Schröder (s. 178) voraussetzt? — man denke auch an zweifelhaftere analogieen wie die der beiden hälften des Wessobrunner gebets! oder immer wider auch an die päpstliche weisung an den bekehrer der Angelsachsen.

Niemand wird bestreiten, dass christlicher aberglaube recipiert werden konnte. immerhin, die missionsregeln wenden sich gegen heidnischen, gegen *dadsisas* und anderes, was auf dem boden primitiver zauberkunst steht. eine anpassung heidnischer an christliche art ist in zahlreichen fällen sichergestellt, bei den Germanen und sonst; ich verweise nur etwa auf Saint Yves 'Les saints successeurs des dieux'. sie ligt im germanischen norden in einigen beispielen mit aller deutlichkeit vor. eine paganisierung christlicher gebräuche ist ebenfalls hin und wider erwiesen, aber unendlich viel seltener. all diese erfahrungen wendet Krohn ins gegenteil. wir wissen, dass die berühmte Petrusstatue in San Pietro zu Rom eine heidnische cultfigur war; Usener hat uns — nach anderen — über den ursprung der hl. Pelagia dasselbe gelehrt, was man über die grundlagen zahl-

reicher ceremonien in der katholischen kirche schon längst wuste. nun wird vielleicht bald gelehrt werden, die altgermanischen cultfiguren seien entstellte heiligenbilder . . .

Gewis haben wir unter dem eindruck von J. Grimms genialen irrtümern die volkstümlichkeit, bodenständigkeit, altertümlichkeit vieler mythologeme, sitten, formeln überschätzt. ententdeckungen wie die Schwieterings über 'singen und sagen' mahnen zur vorsicht. nun aber kommt als reaction ein romantischer rationalismus auf, der aus furcht, zu viel für autochthon zu halten, alles für entlehnt halten möchte. statt der hundert kleinen mythen glaubt man lieber den einen, dass die nordeuropäischen völker auf einmal aus dumpfem nichts in allmächtiges christentum hinübergewandert seien. diesen anschauungen kommen neubelebte romantisch-mythologische ideen anderer art zu hilfe: Andrew Lang verficht wider die decadenztheorie, nach der alles heidentum verderbter offenbarungsglaube wäre; Leopold vSchroeder lehrt einen ursprünglichen monotheismus, wie ihn trotz mancher übereinstimmung selbst Ehrenreich ablehnen muss. all diese tendenzen bedrohen die ruhige entwicklung einer wissenschaft, die trotz aller zweifel der skeptiker in ruhig sicherem fortschritt begriffen ist; bedrohen sie von neuem, wie sie sie unter Creuzer und Kanne und wider unter Bang und Bugge bedroht haben.

Überall, im sprachlichen leben wie im litterarischen, lernen wir immer mehr erkennen, dass alle historische evolution im wesentlichen anpassung ist. wer glaubt noch an all die früher postulierten katastrophen, ungeheuere wanderungen, radicale tendenzen der weltanschauung? es wird, ausnahmen gewis vorbehalten, wol auch damit sein bewenden haben, dass das altheidnische zauberwesen sich dem christlichen anpasste und die uralten heilsprüche biblische namen aufzunehmen gezwungen wurden!

Berlin 21. 8. 10. **Richard M. Meyer.**

ZU DEN TRIERER ZAUBERSPRÜCHEN. Auf s. 179 z. 13 v. o. (vgl. 180 z. 14 v. o.) ist mir ein lapsus passiert, der den lesern des zweiten zauberspruches auf s. 171 ganz unverständlich erscheinen muss. hier list man *ſo gibuozi ihc it mid kriſtes ſulleſti*, und das heiſst natürlich 'so möge ich es mit Christi hilfe heilen'! in der abschrift die ich in den druck gab stand aber *ihc*, und das hab ich, als ich die correctur nach der hs. las, mechanisch gebessert ohne die consequenz zu ziehen. ich habe mich jetzt nochmals überzeugt, dass würklich *ihc* dasteht.

F. Burg, dessen scharfem auge der anstoſs nicht entgangen war, weist gleichzeitig darauf hin, dass s. 174 z. 1 v. o. *collectio puris* für 'Apostoma' in ordnung ist: 'eiteransammlung'. **E. S.**

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

VIERUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN 1910
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94



INHALT.



ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIV, 1, 2 mai 1910

Die deutschen vogelnamen. eine wortgeschichtliche untersuchung von **Hugo Suolahti**, docent an der universität Helsingfors. Strafsburg, Trübner 1909. xxxiii u. 540 ss. 8°. — 16 m.

Herr Suolahti hat vor 10 jahren unter seinem schwedischen namen Palander 'die althochdeutschen tiernamen' und zwar zunächst 'die namen der säugetiere' behandelt (Darmstadt 1899): das war eine fleifsige doctordissertation, die aber bei der beschränktheit und umgrenzung des materials wenig ergiebig schien und gerade vor den interessantesten fragen halt machte. Palander-Suolahti hat dann zunächst begonnen die versprochene fortsetzung in derselben weise auszubauen: darauf weist die besonders eingehnde und gewissenhafte prüfung des glossenmaterials der ahd. (und frühmhd.) zeit hin, welche jedem einzelnen artikel vorangestellt ist, und deren ertrag nicht immer der mühe zu entsprechen scheint die sie erfordert hat, und dem raume den sie hier beansprucht. in der beurteilung und wertung dieses oft recht zerrütteten lexikalischen stoffes hat S. gegen früher grofse fortschritte gemacht: es gelingt ihm nicht selten, aus dem schutthaufen der varianten wertvolle anzeichen der dialektischen und landschaftlichen spaltung eines namens zu ermitteln, welche die spätere überlieferung oder die heutige volkssprache bestätigt, so zb. unter 'Würger' s. 146—148 (vgl. s. vi); hier wo die nomenclatur ganz besonders reich und mannigfaltig ist, kann ich zu *würgelhâhe* (s. 150 f) noch eine gesicherte variante aus einem eigennamen anführen: *Marchwardus wurgelhane* erscheint dreimal im Cod. trad. Garzensis um 1200 (Drei bayer. traditionsbücher aus d. 12 jh. [München 1880] s. 59. 63. 70). ein wahrer meisterfund ist dem geduldigen spürsinn des vf.s mit der aufdeckung des altbairischen namens für den schwarzen storch gelungen: *ûtinswal*, *Uttenschwalb*, was der gotländischen bezeichnung *odensvala* genau entspricht (s. 372 f). dass ihr eine ältere form **Wuotanes-swalwa (-swal)* vorausligt, leidet keinen zweifel: in ihr ist, möglicherweise nach verschiebung der silbengrenze (**Wuotanes-walwa*), die dissimilatorische behandlung des anlauts eingetreten, die ich in meiner abhandlung über 'Blachfeld' erläutert habe, und für die auch das vorligende buch wider sehr hübsche belege bietet: so zu *turteltaube* (s. 217) einerseits das bairisch-

österreichische *gürteltaube* (schon beim Teichner) und anderseits das luxemburgische *ürteldauf*; dann zu *dorndräel* (s. 147 f): aus Baiern *dornkräel* und aus Österreich *dorngreuel*, mit fortfall des zweiten anlauts aber *doarnrale* in Lienz usw.

Nicht überall freilich kann ich den angaben der alten glossen und glossare den zeugniswert beimessen, den ihnen S. zubilligt: so wenn er auf s. VI der einleitung (vgl s. 376) die übersetzungen *erdhuon* und *pirchhven*, welche Admonter hss. der Versus de volucribus für 'ibis' bieten, als echte (obwol sonst ganz unbezeugte und höchst unpassende) namen jener ibis-art ('geronticus eremita') besonders betont, von der der artikel 'Waldrabe' s. 373 ff sehr anziehend nachweist, dass sie einst in den felsschluchten der Schweiz wie Steiermarks nistete und hier wie dort auch eingefangen und gezähmt gehalten wurde. dass es sich dabei um einen 'ibis' handelte, hat zwar ein gelehrter ornithologe vom j. 1591 schon richtig gesehen, aber die Admonter schreiber haben es doch gewis nicht gewust!

Es sind aber nicht eben viele fälle, in denen ich in der bewertung der glossen von dem verfasser abweiche: im allgemeinen operiert seine behandlung gerade dieses ältesten quellenstoffes mit allen wünschenswerten cautelen: er reduciert eine scheinbare vielheit der zeugnisse auf eines oder zwei, er deckt verwechselungen und misverständnisse auf, scheidet die glossen angelsächsischer herkunft aus und nimmt überall rücksicht auf das alter und womöglich auf die heimat der einzelnen handschriften. es gibt bisher keine wortuntersuchung, welche die grofse publication Steinmeyers mit soviel vorsicht und mit so reichem nutzen verwertet.

Aber würklich fruchtbar und historisch lebendig ist die arbeit freilich erst geworden, indem S. sich entschloss, die weitere litteratur, die er anfangs wol nur zu seiner eigenen orientierung mehr gelegentlich herangezogen hatte, in vollem umfang auszubeuten und die namensgeschichte eines jeden deutschen oder in Deutschland populär gewordenen vogels bis in die gegenwart und über den ganzen umfang des deutschen sprachgebiets zu verfolgen, wobei dann das skandinavische, englische und niederländische durchgehends herangezogen werden, und für die grenzgebiete die volkstümliche nomenclatur der Franzosen, Italiener und Slawen ausreichend berücksichtigt erscheint. unter den deutschen quellen, die nunmehr einen erstaunlichen reichtum hergegeben haben, stehn zwei gruppen im vordergrunde. einmal die ornithologische litteratur, die, nachdem Albertus Magnus recht interessante beiträge, Konrad von Megenberg aber nur wenige specimina geboten hat, im 16 jh. mit dem in Köln sesshaften Engländer William Turner (1544) einsetzt und dann alsbald in Konrad Gesners von Zürich Historia animalium (bd III 1555) ihre erste classische höhe erreicht — ihm treten dann im 19 jh. die

beiden Naumann, vater und sohn, mit ihrer grofsen Naturgeschichte der vögel Deutschlands gegenüber; neben diesen hätte aber Christian Ludwig Brehm (der vater) mit seinen Beiträgen zur vogelkunde (3 bde., Neustadt a. d. O. 1821, 22) nicht vergessen werden sollen. es trifft sich für unser gebiet aufserordentlich günstig, dass Gesner, der autor des 'Mithridates', mit dem interesse an der naturgeschichte das an der sprachwissenschaft verband, und zwar ein höchst intensives und zugleich praktisches interesse, das ihn bei der schaffung einer wissenschaftlichen nomenclatur leitete und ihn correspondenzen nach allen richtungen anknüpfen liefs; und dass anderseits der anhaltische bauer-ornithologe Johann Adam Naumann mit seiner reichen kenntnis der volkssprache seinem sohne Johann Friedrich zur seite stand. — die zweite hauptabteilung sind die idiotika, die S. in respectabler zahl ausgebeutet hat: ich habe nur wenige lücken bemerkt, die auffälligste bedeutet das fehlen von WvGutzeits Wörterbuch der deutschen sprache Livlands, wie überhaupt aller litteratur über das baltische deutsch. mit der excerpierung dieser mundartlichen wörterbücher hat man nun freilich keineswegs die volkstümliche vogelnomenclatur der betr. landesteile beisammen, wie ich das an meinem eigenen hessischen besitz erprobt habe. denn die meisten 'idiotika' verzeichnen nur das, was ihren verfassern nicht als schriftsprache oder allgemein üblich erschienen ist. S. kennt alle unsere hessischen wörterbücher (Vilmar, vPfister, Saul, Crecelius), gleichwol fehlt Hessen bei vielen bezeichnungen die aus andern landschaften notiert werden. zb. heifst es unter 'Gimpel' (s. 138:) 'heute kommt *bluetfink* in der Schweiz und im Elsass vor, auch in der Siegerländer mundart *blötfenke*' — auch in Hessen ist *blûtfinke* m. w. die allgemeine bezeichnung, neben der das von den Harzer vogelhändlern importierte *dompfaffe* namentlich für den käfigvogel gilt. — ähnlich steht es bei *feldhuhn* für 'rebhuhn', das keineswegs blofs in den Rheingegenden üblich ist (s. 257).

Mit unsern deutschen landschaften passieren dem ausländer hier und da misverständnisse: 'Hessen-Nassau' (wofür Kehrein citiert wird) ist ein ganz moderner politischer sammelname, und mit 'preufsisch' darf man nicht die Neumark und noch weniger den nach Berlin eingewanderten Oberpfälzer Joh. Leonh. Frisch bezeichnen. würklich anstöfsig aber ist der irrtum, dass im register zwischen 'Niederländisch' und 'Englisch' einen besondern platz 'Friesisch' erhalten hat: mit einer wortlese die zum größern teil aus dem modernen plattdeutsch Ostfrieslands (ten Doornkaat Koolman) stammt.

Auch abgesehen von den ornitholog. specialwerken und den idiotiken zählt das verzeichnis der 'angeführten litteratur' (s. 527 bis 540) eine fülle von z. tl recht abgelegenen büchern auf und liefert jedesfalls den beweis, dass der Helsingforser docent seine ferienaufenthalte in Deutschland sehr gründlich und energisch

ausgenutzt hat. ein paar irrtümer laufen mit unter, der wunderlichste, weil sich beständig widerholend, ist: 'Tremsens plattdeutsche gedichte hrsg. von Karl Eggers, Breslau 1875' — gemeint sind 'Tremsen, plattdeutsche gedichte von Karl Eggers u. Fr. Eggers. hrsg. von Karl Nehring'! — vermisst hab ich JWintelers wichtiges programm 'Naturlaute und sprache. ausführungen zu WWackernagels Voces variae animantium' (Aarau 1892). —

Nach einer einleitung (s. I—XXXIII), welche die quellen und die wege der forschung bespricht und die wichtigsten ergebnisse für alter, herkunft, geltungsbereich und geschichte der deutschen vogelnamen an beispielen erläutert: wert und einfluss der ornithologischen litteratur, culturentlehnung aus der fremde, import durch vogelhändler (italienischer u. besonders slawischer nationalität!), jägersprache, anwachsen der onomatopoietischen synonyma, zeugnisse des volksglaubens, scherzhafte und vertrauliche benennungen, kurzformen und andere kosenamen usw. usw., folgen die einzelnen vögel nach der üblichen zoologischen einteilung, wobei dann freilich der fremde papagei den reigen führen und der ebenso fremde nordische tord-alk ihn schliefsen muss. regelmäfsig stehn die erträge der ahd. glossen voran, es folgen die zeugnisse für die hauptnamen aus der poetischen und wissenschaftlichen litteratur, und das oft sehr reiche und bunte material aus den dialekten bildet den schluss. dies schema wird aber ohne pedanterie behandelt und überall durchbrochen, wo es die darstellung wünschenswert erscheinen lässt. die einzelnen abhandlungen lesen sich durchweg angenehm und vielfach interessant. dabei vermeidet der verfasser jede unnütze breite, und nur der unbehaglich hohe preis des werkes (es war zu 'ca. 8 m.' angekündigt und kostet schliefslich das doppelte) legt uns die frage nahe, ob nicht hier und da durch knappere aufreihung raum gespart werden konnte. — die angehängten texte liefsen sich auch anderweit unterbringen.

Besonderes lob verdient die zurückhaltung und der vornehme tact des verfassers in etymologicis: so verfährt nur jemand der mit vollster kenntnis der wörter und sachen ein grofses gebiet überblickt und darin würklich heimisch geworden ist. die etymologen von beruf und die sportsmen auf diesem felde werden oft genug durch den hinweis auf parallelerscheinungen oder auch durch feststellung der sachlichen unmöglichkeit widerlegt. aber auch deutungen die sich bereits eines festen ansehens erfreuten, werden gründlich abgetan und hier und da glücklich ersetzt: wie die *grasmücke*, die uns schon lang als **grâ-smucca* gegolten hat, nun höchst einleuchtend als **grasa-smucca* 'grasschmiegerin', 'grasschlüpferin' durch schwedische, dänische, englische und niederdeutsche parallelen erwiesen ist (s. 69). die schwierigkeit dieses gebietes der volkstümlichen nomenclatur tritt besonders da zu tage, wo alte klangmalende bezeichnungen später etymologisierend umgeformt sind (das bekannteste beispiel *wituhopfa*),

oder umgekehrt echte bildungen einer durchsichtigen verbalwurzel später eine onomatopoietische umgestaltung erfahren haben, wie das in den dialekten hundertfach geschehen ist. in der kritik fremder einfälle wird man S. fast durchgehend beistimmen müssen, mit eigenen vorschlägen ist er so zurückhaltend, dass er sich selten eine blöfse gibt. ein fall wo ich ihm nicht zu folgen vermag, ist die behandlung der geschichte und etymologie des *falken* (s. 327); ich geh darauf etwas näher ein, weil hier principiell wichtige fragen hineinspielen.

GBaist hatte in einem gelehrten und anregenden artikel der Zs. (27,60 ff) die erklärung des falkennamens aus einem bei Paulus resp. Festus bezeugten latein. *falco* 'einer der krumme zehen hat' zurückgewiesen und unter hinweis auf den starken germanischen einschlag der romanischen jagd- und falknerei-nomenclatur die germanische herkunft des wortes behauptet, das er am liebsten zu *fallan* stellen wollte. diese etymologie bekämpft S. s. 329, und ich glaube mit recht. aber wenn er meint, dass das gänzliche fehlen des germanischen wortes in England und sein spätes auftauchen im Norden (wo der jagdfalke zunächst *valr* hiefs, wie in England *wealhhafoc*) zur widerlegung des germanischen ursprungs hinreiche, so zieht er einen voreiligen schluss. es unterligt ja keinem zweifel, dass das wort seine weite verbreitung nicht etwa der volkssprache, sondern ausschliefslich dem technischen sprachgebrauch der beizjagd verdankt: deshalb kann es sehr wol in Deutschland geographisch, sagen wir auf den süden oder südwesten, beschränkt und dort in die, wie S. selbst zeigt, aus germanischen und romanischen elementen gemischte internationale sprache der falkner aufgenommen sein; in einer gegend mit der die festländischen vorfahren der Angelsachsen keinen culturaustausch zu haben brauchten. wenn *falch, falke* heute noch im deutschen südwesten ein pferd (oder ein rind) von 'fahler' farbe bezeichnet (vgl. zuletzt Anz. XXXIII 119), so ist das doch gewis ebenso aufzufassen, wie *rappe* für ein schwarzes, *belche* u. *blässe, blässchen* (Suolahti s. 304) für ein weifsstirniges pferd, *specht* für einen gesprenkelten ochsen (Much, Zs. f. d. wortf. 2, 284). damit ist zugleich der deutsche ursprung und die etymologie gegeben: die übertragung vom vogel auf das pferd hat möglicherweise schon zu einer zeit stattgefunden, wo man diese etymologie noch verstand oder fühlte — notwendig (wie das Much aao. anzunehmen scheint) ist das aber keineswegs, vgl. *rappe*!

Dem alten gemeinbesitz der Germanen — oder auch nur der Westgermanen — an vogelnamen gehört also *falko* ganz gewis nicht an, wie es denn auch heute noch der volkssprache weiter deutscher landschaften gänzlich unbekannt ist. diesen gemeinbesitz festzustellen macht S. in der einleitung s. XVI einen anspruchslosen versuch. ich glaube, man kann darin weiterkommen und zugleich einiges für die heimatsfrage der Germanen

gewinnen oder zur bestätigung der anerkannten ergebnisse verwenden. hier eine probe. Suolahti stellt s. 292 ganz richtig mnd. *krôn*, md. *kruon* in dasselbe ablautsverhältnis zu germ. *krana*, wie *hôn*, *huon* zu *hana*; er unterlässt aber die gleiche beobachtung s. 408 bei mnd. *swôn* zu *swana*. obwol nun *krôn* und *swôn* nur als masculina bezeugt sind, glaub ich, dass es sich dabei um alte neutrale *s*-stämme wie bei *hôn* handelt. ich vermute dass dies neutrum auch noch in den ahd. frauennamen auf *-suon* (*Engilsuon*, *Irmansuon*) steckt. danach besafsen die Germanen drei vogelnamen, die sämtlich von der stimme benannt waren, in doppelter form, für das männchen und für das weibchen:

hana m. — *hôn* n.
swana m. — *swôn* n.
krana m — *krôn* n.

diese doppelnamen müssen in derselben zeit aufgekommen sein, und ihre schaffung muss jägern zugeschrieben werden, welche den wilden hahn (welchen?), den singschwan und den kranich jagten: denn aufser haustieren haben nur die geläufigsten jagdtiere die zwiefache benennung aufzuweisen. dass eine der beiden bezeichnungen später vernachlässigt und dass die bezeichnung des weibchens auch auf das männchen angewendet wird, erleben wir auch bei andern jagdtieren, vgl. einmal den untergang von *wülpe* und *birin*, und dann den gebrauch von *vohe* für *fuhs*.

Eine sehr interessante, urzeitliche verhältnisse der semasiologie und nomenclatur widerspiegelnde erscheinung ist die gleiche benennung ganz verschiedener vögel, nicht etwa in verschiedenen landschaften, sondern offenbar in derselben gegend, unter denselben menschen. gegen Osthoffs bekannte herleitung des *hähers* und des *reihers* aus derselben grundform *kraigr-*, *krigr-* hab ich mich früher gesträubt; wie sie hier von S. widerholt wird (s. 198 ff. 378), ist gar kein zweifel mehr möglich: die vögel haben einmal beide mit derselben schallnachahmung den namen 'schreihals' geführt. überzeugend sind vor allem die parallelen, welche unser buch bietet, so ahd. *creia* für 'grus' (s. 293), *craia* für 'coturnix' (s. 178 f, wo übrigens die erörterung dieser form unterblieben und ihr heutiges fortleben nicht erwähnt ist).

Dass bei einem umfangreichen werke wie diesem, das einen vorrat von über 6000 verschiedenen wortbildern oft der wunderlichsten gestalt aus allen arten von litteratur heranholt, hier und da kleine versehen unterlaufen, ist entschuldbar; aufgefallen sind mir besonders allerlei ungeschicktheiten in der citierung der mhd. poetischen litteratur. aber es ist wol kaum etwas darunter, was der wissenschaft gefahr bringen oder sich als dauernder irrtum in unserer litteratur festsetzen könnte — wie das in der ornithologischen namengebung nichts ganz seltenes zu sein scheint. statt mit der aufzählung von irrigen citaten und druck-

fehlern will ich also lieber mit ein paar dieser alten und zählebigen wechselbälge schliefsen, die S. als solche entlarvt hat. da hat ein schalk von Schweizer um 1540 dem Engländer Turner den namen des 'Ziegenmelkers' als '*papham, id est sacerdotem*' angegeben, und obwol Turner selbst den verdacht ausspricht, dass ihn der mann zum besten gehabt habe, ist dieser name *pfaff* durch die ornithologische litteratur von vier jahrhunderten gewandert (s. 19). noch schlimmer aber ergieng es dem 'Dickfufs' ('oedicnemus'): er heifst officiell in der gesamten wissenschaftlichen und populären litteratur *triel* — und sollte eigentlich *griel* heifsen, denn diese lautform allein ist (zb. in Holland) nachweisbar (s. 268). schuld trägt, und zwar höchst unschuldigerweise, Gesner, der in der Hist. avium s. 245 sagt: 'ea germanice alicubi, ni fallor, *Triel* uel *Griel* nominatur'. von diesen zwei zur nachprüfung hingestellten namen haben dann die späteren gelehrten gerade den falschen gewählt, und die wissenschaftliche nomenclatur hat ihn festgenagelt. schade dass ihn noch keiner unserer berufsetymologen etymologisiert hat!

Göttingen. **Edward Schröder.**

Deutsche dialektgeographie. berichte und studien über GWenkers Sprachatlas des Deutschen reiches. herausgegeben von **Ferdinand Wrede**. heft I:

Studien zur niederrheinischen dialektgeographie mit einer karte und drei pausblättern von **Jacob Ramisch**. Die diminutiva im deutschen von **Ferdinand Wrede**. Marburg, Elwert 1908. XIII u. 144 ss. 8°. — 3,20 m.

Ramisch legt für seine studien zur niederrheinischen dialektgeographie ein linksrheinisches gebiet mit dem hauptorte Krefeld und etwa 70 ortschaften zugrunde; er stützt sich dabei auf das studium der SA.-karten Wenkers, auf Wredes berichte darüber und auf eigene, ort für ort lückenlose materialsammlung für einige eigenheiten der mda. in lautlichen unterschieden, und es soll gezeigt werden, wie der SA. von nutzen werden könne, wenn man sich damit für die locale detailforschung orientiert. R. findet durch seine specialuntersuchungen 'die wertvolle zuverlässigkeit des SA. aufs neue bestätigt'.

Nach erörterung der niederrhein. zweigipfligen silbenbetonung, die sich gegen das gebiet mit eingipfliger nicht immer scharf abgrenzen lasse, behandelt R. die grenze der hochd. lautverschiebung, der, so wichtig sie für das grofse sprachgebiet auch ist, zur abgrenzung des lautlichen unterschiedes dieses linksrhein. gebietes nur eine beschränkte wichtigkeit zukomme, weil andere sprachgrenzen nicht damit stimmen. die hauptlinie der lautverschiebung verläuft südlich von dem behandelten gebiet, das von der Wenkerschen Ürdinger linie durchschnitten wird: R. bestimmt die grenze zwischen *k* und *ch* in *ich, auch* genau von ort zu ort

und bestätigt die karte Wenkers. was sich sonst an verschobenen formen hier findet, ist entlehnung aus dem süden oder der schriftsprache. wenn R. mit berufung auf Wenker angibt, dass die verschiebung in *mich, dich, sich* am weitesten nach norden reiche, die unverschobenen formen (*mik* . . .) überhaupt nicht vorkommen, so möchte man wissen, wo *mich* mit *mi* (vgl. Maurmann Gramm. der mda. von Mülheim a. d. Ruhr § 221) zusammentrifft. eine eigene grenze hat *lək* — *ləχ*, das suffix hd. *-lich*, beide formen kommen nördlich und südlich der Ürdinger linie vor und auch nebeneinander. die 'vocalisierung der spirans in der verbindung *cht*' trifft den südlichen teil des gebietes, *reit* 'recht', *lŏut* 'luft', die grenze reicht um einige ortschaften weiter nördlich als die *ik-ich*-linie. im norden ist *t* abgefallen, *ch* erhalten, der vocal meistens gedehnt. es besteht nun ein zusammenhang zwischen dieser entwicklung und der vertretung des germ. *g*, welches nördlich an- und auslautend stimmloser, inlautend stimmhafter gutturaler reibelaut ist, südlich aber im anlaut stimmhafter palataler, im inlaut stimmhafter gutturaler oder palataler, im auslaut stimmloser palataler oder gutturaler spirant, je nach den vorausgehenden vocalen. ein kleiner teil im südwesten hat allgemein gutturalen reibelaut und *acht* zu *out* gewandelt, während sonst dafür *eit* erscheint; das erweist den zusammenhang in der entsprechung für *cht* und *g*. — mit dieser grenze deckt sich die 'gutturalisierung von *n* + dental' nach kurzem vocal, zwei orte des *cht*-gebietes haben noch daran teil. germ. *nd*, *nþ* zu *ŋk* auslautend, *ŋ* inlautend, *hŏŋk* 'hund', *ŏŋər* 'unter', *rĕŋk* 'rind'; nördlich ist *nd* erhalten, auslautend *nt*. die erscheinung hängt mit dem wandel von *n*, *d* zu *ŋ*, *g*, *k* nach altem *i*, *u*, *iu* zusammen, der aber nicht so weit nördlich reicht, dass ihn R. noch behandeln könnte; doch macht er auf einige *iŋ* für *-în-* aufmerksam, die auch hier vorkommen. — vom 'ausfall des intervocalischen dentals' *d*, *þ* wird dieses ganze gebiet getroffen, im nordwesten ist dafür *j* vorhanden, nicht als vertreter des dentals, sondern hiatusdeckend. die grenze wird genau bestimmt, die belege werden sorgfältig gesichtet beigebracht. — 'westgerm. *sk* im auslaut' wird im norden als *s* gesprochen, im süden als *š*, *fles* — *fleš* 'flasche'. im anlaut kommt im nordwesten auch *s* + *x* vor wie im westfälischen, doch ist die grenze gegenüber *š-* nicht deutlich zu bestimmen. — 'das diminutivum ndl. *-je*' wird im nordwesten mit dem stimmhaften palatalen reibelaut, sonst mit *š* gesprochen, die grenze deckt sich zum gröfsten teil mit der von *-s*, *-š*. — es werden im weitern noch die grenzen für fälle der dehnung und kürzung, für die entsprechung von westgerm. *o*, *ai*, *au*, *eo* und *e* bestimmt und beurteilt, endlich noch die pluralformen hd. *wir*, *ihr*, *uns*, *euch*, für welche noch keine SA.-karte vorligt. *wir*, *ihr* sind einheitlich vertreten, nördlich *wĕi*, *jĕi* (*xĕi*), südlich *wĕr*, *ĕr* (*wi*, *gi* — *wir*, *ir*). *uns* lautet im nördlichsten teil *ŏns*, sonst *ŏs*; für *iu* hat der süden

ōχ, der norden *ōu*. diese grenze deckt sich mit der der vocalisierung des *ch* in *cht*. es überrascht, dass also im süden, wo *nacht* als *nout*, *neit* vertreten ist, *ōχ* gesprochen wird, im norden, wo die spirans erhalten ist, aber *ōu*: einen zusammenhang dürfte man natürlich nicht erwarten, weil die doppelheit, die in mhd. *iu* — *iuch* vorligt, die erklärung gibt. bei der besprechung der grenze zwischen nördlichem *i* und südlichem *e* für westgerm. *eo* und *e* wäre wol auch die kürzung dieses *i* in *fligg*— 'fliegen' zu berühren gewesen, die Wrede im Anz. XXI 287 zwischen Krefeld und Geldern notiert: auf diese Notiz weist R. hin, ohne sich weiter auszusprechen.

Der historisch-erklärende teil erörtert die geschichtlichen unterlagen der sprachgrenzen. sie sind zum grösten teile alt und weisen auf das 14 jh., dh. die damals vorhandenen territorialgrenzen sind heute scheidelinien für die mda.; sie auf alte herzogtums- oder stammesgrenzen zurückzuführen, lehnt R. ausdrücklich ab. nun hier, wo es sich um die grenze zwischen mittel- und niederfränkisch handelt, kann man beim 14 jh. es nicht wol bewenden lassen, wenn auch von gesicherten schlüssen auf Salier und Ripuarier nicht die rede sein kann. dafür, dass die alten stammesgrenzen in den mdaa. noch zu finden sind, haben wir doch genügend sichere tatsachen. im gegensatz zu R. hab ich die überzeugung, wir dürfen nicht darauf 'verzichten, in unsern dialektgrenzen uralte gau- und stammesgrenzen wieder zu erkennen'. gerade weil man festzustellen vermag, dass heutige sprachgrenzen sich mit politischen grenzen durch jahrhunderte hindurch gedeckt haben, muss man diese gemeinsamen grenzen im princip in die älteste uns erreichbare zeit zurückverlegen. die *ik-ich*-grenze zb. hat ein alter von etwa dreizehn jahrhunderten und kann nur durch eine stammes- und politische grenze erklärt werden sie verläuft heute linksrhein. zum guten teile isoliert von andern sprach- und politischen grenzen. das ersieht man gut, wenn man die von R. beigegebenen pausblätter auf seine kartenskizze legt. wie man nun diese abweichung von ein paar orten sich auch zurecht legt, das eine muss festbleiben, die ursachen, nach welchen sich in jüngerer, uns erreichbarer zeit sprachgrenzen gebildet haben, haben auch in der älteren, nur erschließbaren zeit dieselbe würkung gehabt.

Wredes arbeit über die diminutiva im deutschen s. 71 ff. enthält im I teile einen bericht über sechs diminutivkarten des Wenkerschen sprachatlas des Deutschen reiches, ausführlicher als die bekannten im Anz. XVIII ff. erschienenen berichte, doch im kerne von gleicher art. die SA.-karten haben bisher sieben von den acht diminutiven der Wenkerschen sätze zur darstellung gebracht, *Äpfelchen* steht noch aus, *Augenblickchen* ist 'das am wenigsten glückliche: es ist selten auch nur einigermaſsen volkstümlich und seine dialektkarte deshalb nur verschwommen und

nur von relativem wert' s. 79. die sechs diminutivkarten, denen der bericht gilt, enthalten die singulare *ein bisschen, kein Stückchen, auf dem Mäuerchen* und die plurale nom. *Apfelbäumchen, Vögelchen,* acc. *Schäfchen*; der bericht darüber berücksichtigt nur die suffixe. auf grund dieser sechs diminutiva sucht W. ein bild von der geographischen verbreitung der diminutivsuffixe des Deutschen reiches zu geben, ausdrücklich darauf hinweisend, dass damit noch nicht 'die' diminutivbildung des deutschen geboten werden könne.

In die topographischen angaben, die von nordwest ausgehend die drei gruppen niederdeutsch, mitteldeutsch, oberdeutsch aussondern, sind erwägungen über die herkunft und übertragung der suffixe eingeschoben. jene die sich nach des vf.s anleitung diese sechs diminutivgestalten auf pausblättern umgrenzen, werden die mischung von beschreibung und untersuchung nicht störend empfinden; andere aber haben mühe, sich über diese diminutive ein klares bild zu machen, und würden es vielleicht lieber sehen, dass beides getrennt wäre und die arten dieser sechs suffixe noch besonders in einer übersicht gruppiert.

Im niederdeutschen stellt der vf. als die ursprüngliche diminutivform *-kin* auf, aus welcher alle belege der SA.-karten ihre erklärung finden; das pommersche *-ing* ist davon zu trennen. hier mache sich nun die friesische (ingwäonische) palatalisierung des *k* vor *i* geltend, durch welche die suffixformen *-je, -tje, -in, -tin, -ske, -sche* usw. im westlichen niederdeutschen ihre erklärung fänden; dies palatalisierte *-kin* sei also weit über jenes gebiet hinaus verbreitet, in welchem alle *k* vor palatalen vocalen mouilliert worden sind. fürs mitteldeutsche (aufser dem östlichsten teile, der bekanntlich *-l-* hat) ist *-chen* aus *-chin*, fürs oberdeutsche *l*-suffix kennzeichnend. dass die sechs belege einen einblick in die art und verbreitung der deutschen diminutivbildung (im Deutschen reiche) geben, wird man zugestehn. jedoch ist es befremdlich, dass sich der vf. so wenig mit der vorhandenen dialektliteratur beschäftigt. aus dem niederdeutschen stehen mir hier nur Maurmanns Grammatik von Mülheim a. d. Ruhr, Holthausens Soester mda. und Teucherts behandlung der neumärkischen mda. zur verfügung. Maurmann handelt in § 211 über die diminutivbildung, die mit den suffixen *-šə, -kə, -skə* geschehe (der plural stets auf *-s*). W. führt § 13 aus, dass am Niederrhein westlich der ausgang der diminutivendung im sing. *-e* sei, östlich des Rheins *-en*, dies reiche bis an den Rhein, von Ürdingen bis Orsay noch aufs linke ufer; demnach müste Mülheim und das Ruhrgebiet ausschliefslich *-en* haben, wovon aber Maurmann nichts angibt. seine diminutivbeispiele enthalten die Wenkerschen diminutiva nicht (doch *bitšə* bisschen § 151, 1). sind nun diese in Mülheim mit *-en* vorhanden? oder gilt Maurmanns angabe für alle diminutiva seiner mda.? oder hat sich in ihr die diminutivbildung in den zehn bis fünfzehn jahren

zwischen der beantwortung der Wenkerschen fragebogen und der abfassung dieser grammatik (die 1898 erschienen ist) geändert? dass auch aus Mülheim eine umschrift der Wenkerschen sätze vorligt, ersieht man aus s. 86 schlusszeile. bei Holthausen find ich in § 380 die diminutivbildung *-kn*, *-skn*, plural *-kəs*, *-skəs*, also im sing. silbisches *n*, das die *-ken*, *-sken*, *-schen* bei W. nicht erkennen lassen. ob sich aber *-kn* und *-ke* oder *-ken* und *-ke* gegenüberstehn, ist doch nicht gleichgültig, zumal ja W. § 17 annimmt, dass der ursprüngliche sing. *-e* gehabt habe (mit ingwäonischem *n*-abfall) und *n* durch niederd. einfluss restituiert sei. — Teuchert gibt als diminutivsuffix im sing. *kə* an (§§ 49. 226. 382 ua. seiner abhandlung in der Zs. f. dtsch. mdaa. 1907 und 1908); nach W. § 28 lauten die singularparadigmen im niederdeutschen östlich der Oder 'im allgemeinen auf *-ke* aus (*-ken* öfter in Pommern, besonders im westen, ferner im Weichseldelta und in seiner nachbarschaft bis Danzig und Elbing)'.

Bei der darstellung der oberdeutschen (obd. nach W.) diminutivbildung interessiert vor allem die eigenartige pluralbildung auf *-lich*, die heute in einem streifen im nordöstlichen Württemberg, im nordwestlichen Bayern nördlich von Schweinfurt und in der bayrischen Rheinpfalz vorkommt; im Judendeutsch ist sie weit verbreitet. nach Fischer Geographie der schwäb. mda. s. 73 steht im nördlichen schwäbisch dem sing. mit *-lə* der plur. mit *-li* gegenüber. die adjectiva auf mhd. *-lich* haben hier ebenfalls *-li*, folglich kann der unterschied zwischen sing. *-lə*, plur. *-li* hier überall so gedeutet werden, dass der plur. ursprünglich das collective *-lich* (aus *-lahi*) hatte. W. dehnt die annahme eines diminutivplurals auf *-lach*, *-lich* auf alle gebiete aus, in welchen der plur. vom sing. verschieden ist, ausgenommen die plur. auf *-ler*, so dass also der gröfsere teil des obd. sprachgebietes diese pluralbildung gekannt hätte, vgl. die zusammenfassung in § 75.

Im norden des Bodensees und Badens gibt es plurale auf *-lin*, *-len*, ebenso am rechten Lechufer bis zum Walchensee hin; das *-n* hält W. für eine junge neubildung, ein ersatzmittel für das einstige den plur. charakterisierende *-ch*. man vermisst es hier sehr, dass W. über die diminutiva des deutschen handelt, ohne das deutsch aufserhalb der reichsgrenze gehörig heranzuziehen; wenn schon die tatsache widerholt festgelegt wird, dass das süddeutsche seit jeher diminutivreicher war als der norden, so muss bei der erklärung der suffixarten doch auf den gesamten sprachbereich rücksicht genommen werden. aus Kärnten und Tirol kennen wir zb. sing. nom. acc. *pergle* 'berglein', dat. und plur. *perglan* oder entsprechend *pergl* — *perglan*, *-l* — *-lan*, *-lə* — *-lan*, westtirol. *-li* — *-lə*. zugrunde ligt für den sing. nom. acc. *-il*, für den dat. *-ilîne*, für den plur. *ilîn*, *-ilînun*; von der ahd. flexionsform ist der nom. acc. plur. abgewichen, der aus den obliquen casus *-n* angenommen hat. damit vgl. die schweizerischen verhältnisse

(zb. bei Winteler Kerenzer mda. s. 181 und Odermatt Die diminutiva in der Nidwaldner mda. s. 15) mit *-li* im sing. und nom. acc. plur., mit *-lənə* im dat. plur. hier ist also die ahd. art reiner erhalten: dass *-li* (welches auf *-lī* und *-līn* zurückgehn kann) und nicht etwa *-līn* anzusetzen ist, ergibt sich aus dem *-li* der Brienzer mda., in welcher die auslautenden *-n* alle erhalten sind. der schwäbischen endung *-le* im sing. kann *lī* zugrunde liegen: wo im nordöstlichen schwäbisch der plur. *-lə* dem sing. *-le* gegenübersteht, ist eine secundäre umbildung von *-līn* (dat. *līnun, linen*) anzunehmen, vgl. auch Fischer aao. und etwa bei Kauffmann § 110, 4 *buexę*, mhd. *buochīn*, flectiert *buexənę*. ich bin also nicht damit einverstanden, dass für den sing. des diminutivs *-līn* vorausgesetzt wird, es kann für manche gebiete vorliegen, für den gröſsern teil des oberdeutschen ist das alte *-lī* ohne *n* geblieben. mit Wilmanns Gramm.[2] II § 247 nehm ich an, dass die bereits im mhd. auftretenden formen auf *-el* (*wengel, kindel*) aus *-ilī* herzuleiten sind; vgl. *-ele, -ile* in den Windberger psalmen: *uber chalb daz niuwele* 'super vitellum novellum' 68, 36, plur. *zesamenechumftile* 'conventicula' 15, 5, dagegen *der chnappelin* = *der iungelinch* 'adolescentulus' 67, 30, dazu in der 2 hälfte des 11 jh.s *Pezile* aus Freising bei Meichelbeck nr 1248, im Salzburger urkundenbuch zb. s. 288 *Pezili* und *Pezile*. *Totile*, *Azile*, s. 289 *Wisile* (s. 290 *Oze*. *Walthere*, s. 291 *Ǒzi* et *Oze*, s. 292 *Tagine* = *Tagani*, im 12 jh. s. 408 *Tagino*, ein beleg für den zusammenfall von altem *-ī, -i* und *o*, s. 438 *Witige*, s. 431 *Witigo*. der schwund des auslautenden vocals nach *l* und *r* ist bereits im 12 jh. zu belegen, s. 456 *Wezile*, s. 462 *Wezel*, *Albero*, s. 459 *Wolfper*. s. auch unten note). wenn in der mhd. literatur auch auf bair. gebiet die formen auf *-līn* verbreitet sind, kann das nur eine bestätigung für die annahme von doppelformen *-li* und *-līn* sein.

Im gröſsern teil des bair. ist heute der sing. auf *-l* gebildet, für den plur. ergibt sich aus den angaben bei W. § 73, dass in Niederbaiern die pluralcharakteristica fast ganz fehlen, vereinzelt kommt *-erln* vor, in Oberbaiern findet sich öfters *-ln*, dessen *-n* ich aber nicht mit W. als jung ansehen kann, weil ja das südbair. in Tirol und Kärnten es als ursprünglich erweist; überhaupt sollte man endlich von ansichten abkommen, wie die von W. § 64 geäuſserte, dass alle bair. apo- und synkopen im süden begonnen hätten und nach norden fortgeschritten seien. man braucht etwa nur an den in verschiedenen gegenden Tirols noch bestehenden unterschied der *-er* von 'vater, meister' und 'krämer, schneider' zu denken, altbair. *-er* und *-āri*.

Das bild das W. von der art und verbreitung der diminutivformen im deutschen gibt, hätte sowol im beschreibenden wie im erklärenden teile sich klarer gestalten lassen, wenn auf die mundartliche literatur mehr rücksicht genommen wäre.

Der 2 teil s. 127f handelt von der herkunft der diminu-

tiva im deutschen. W. stellt zunächst fest, dass die altgerm. dialekte nur sehr wenig diminutiva kennen, dass im besondern das hochdeutsche in übersetzungen aus dem lateinischen sich gegen diminutiva ablehnend verhält; erst im spätahd. mehren sich die deutschen diminutiva. Polzin hat diese erscheinung dadurch zu erklären versucht, dass es der einfluss der diminutivreichen lateinischen sprache gewesen sei, der die diminutivbildung im deutschen in schwung brachte (vgl. Wilmanns Anz. XXIX 174 ff). W. will im gegensatz dazu ansetzen, dass die appellativa dim. des deutschen ihren ursprung bei den eigennamen, den personennamen haben; sie seien von haus aus gar keine verkleinerungswörter, sondern ursprünglich verschärfte individualisierungen, personificationen. nun ist zwar die ähnlichkeit zwischen kosenamen und verkleinerungen von sachwörtern zu allen zeiten zu beobachten, doch ist die gegenseitige beziehung nicht derartig, dass jene den ausgangspunct für diese gebildet haben müssen; wir finden nämlich im diminutivarmen ältern ahd. das suffix *-ilī(n)* bereits feststehend bei sachnamen, dagegen bei personennamen gegenüber andern koseformen nur vereinzelt im gebrauch. wie sich in dieser hinsicht die namen aus alem. und fränk. gegenden verhalten, kann ich nicht übersehen. ich empfinde es als mangel, dass W. die diminutivformen der altdeutschen und germ. namen nicht wenigstens skizzenhaft vorgelegt hat. Förstemanns namenbuch reicht für fragen der namenbildung nicht hin, aus dem was es von namen auf *-ilī(n)* enthält, scheint man schliefsen zu können, dass sie im alem. und fränk. etwas häufiger sind wie im bair. die ausgaben der SGaller, Weifsenburger und Fuldaer urkunden sind mir hier nicht zugänglich; so kann ich auch über die zeit der niederdeutschen namen auf *-ikīn* kein urteil gewinnen (vgl. zu *-chīn*, *-kīn* Wilmanns Deutsche gramm.[2] II § 248). Im langobard. finden sich nach Bruckners verzeichnis *Borgolinus*, *Gundolinus*, *Ottelinus*, *Azolinus*, *Bobulenus*, *Agelenus*, es ist nicht zweifellos, ob das suffix langobard. oder roman. ist. aus dem altbair. kenn ich nur *Pōpilī* um das jahr 800, Mon. boica XXVIII b nr. 68. 53 (*Populi* nr 86), im jahre 784 im Salzburger vb. 76, 21: hier auch ein *Tatili* 84, 26 um das jahr 800 [1]. etwas öfter kommen im altbair. personennamen auf *-ilī* erst vom 11 jh. an vor. in Salzburger urkunden aus der 1 hälfte des 10 jh.s trifft man *Mazili*, *Razili*, *Azili*, *Uuazili*, *Mannili*, *Uuoppili*, aus der 2 hälfte *Azili*, *Razili*, *Pezili*, *Uuizili*: denen sieht man es übers gewand an, wie jung sie sind, und neben ihnen stehn *Azo*, *Mazo*, *Razo*, *Manno*. genannt sei noch aus Salzburg *Ekkili*, *Gunzili*, *Rizili*, aus Brixen *Frouuili*, aus Freising *Gozili*, *Liuzili*, aus Passau *Izili*, *Chazili*, aus dem Salzb. vb. *Totili*, *Tizelinus*, alle aus dem 11 jh. (*Wittilinespah*, *Witeleinespach* bei Meichelbeck nr 1325.

[1] *Eigili* Mon. boica XXVIII b nr 36 gehört zu *Eigil* und *Mahali* zu *Mahal-* (*-gīs*, *-berht*); ob *Situlī* das Suffix *-lī* enthält, steht dahin.

1319, vgl. *Wittilo* nr 1325); viel mehr solcher namen wird das altbair. nicht gehabt haben. wäre nun die formung von kosenamen auf *-ilo* alt, so müsten wir, wenn schon nicht mehr namen, so doch bei den umlautfähigen den umlaut erwarten, wie ihn die alten bildungen auf *-i* und *-ilo* regelmäfsig aufweisen, vgl. etwa altbair. *Mazii* — *Mezzi*, *Uuatti* — *Uuetti* oder *Tassilo* — *Tessilo*, *Azilo* — *Ezilo*, *Magilo* — *Megilo*, *Amilo* — *Emilo* aus dem 8 jh.; ebenso alte formen wie *Pirhtilo*, *Sintarfizzilo* (*Fizzilo* in Salzburg aus dem 10 jh. *Sintarfezzil* in Regensburg um das jahr 900 bei Ried nr 79), *Uuirdilo*, *Irphila*, *Hulzilo*, *Uulfilo*. diese suffixe welche die kosenamen neben der consonantenverstärkung (*Deotto*, *Isso*, *Hucco* ua.) beherschen, kommen bei sachnamen nur sehr selten vor, vgl. etwa *lihamilo* 'corpusculum', *schalhilo* 'servulus' in den Murbacher hymnen, *burgila* 'castellum' im Tatian, *eimberi* 'urna' bei Notker und bair. *scirpi* 'testa'. im Tatian finden sich (nach Polzin s. 25 f) *gerbilin*, *skifilin*, *kindilin*, *huonielin*, *tubiclin* und das einzige dim. der Monseer bruchst. lautet *sceffilin*; ebenso haben die ältesten glossen das dim. auf *-ilī*, zb. *luhhili* Pa, *spirilin* gl. K, *hlaufili* R, *ruchili* Gx, *uugilili* Em. demnach kann die verkleinerung mit *-ilīn* nicht von den personennamen ausgegangen sein. eher kann man das gegenteil annehmen, dass nämlich die sachdiminutiva auf *-ilī* den anlass zur bildung von personennamen wie *Popili* gaben; man darf nicht übersehen, dass die namen auf *-ilo* wol alle aus einstämmigen formen hervorgegangen sind, die zum teil schon den charakter von koseformen tragen: *Pōpo* — *Pōpilo* (weibl. *Popila*), *Pōso* — *Posilo*, *Hatto* — *Hettilo*[1], *Zeizo* — *Zeizilo*, *Nando* — *Nendilo* — *Nenzilo*, *Oato* — *Oazo* — *Oatilo* — *Oazilo* (weibl. *Uota* — *Uotila*), *Enzilo*, *Cunzo*, *Cunzi* — weibl. *Cunzila*, *Tozi* — *Tozzilo* ua. so werden auch namen wie *Gerilo*, *Deotilo*, *Gundilo*, *Waltilo* (weibl. *Gundila*, *Waltila*) einstämmige formen *Gero*, *Deoto* usw. als grundlage haben, wenngleich *ger*, *deot*, *gund*, *walt* in zusammengesetzten namen sich häufig genug und seit frühester zeit finden. ich stimme Wilmanns Anz. XXIX 177 bei, wenn er dem suffix *-ilin*

[1] *Hettilo* in einer Freisinger urkunde von 804—806 (Bitterauf nr 208), bei Förstemann I² 741, in Salzburg im 11 und 12 jh. (Mon. Germ. necr. II s. 616; vgl. auch I s. 499 $^{26}/_{4}$ *Hettei*, s. 500 $^{6}/_{5}$ *Hettil* 14 jh. aus Schaffhausen). FWilhelm hat Beitr. 33, 570 ['Ein wichtiges Regensburger zeugnis für die Hildesage im 12 jh.'] aus dem vorkommen des namens *Hettil* in einer zeugenreihe (abschrift des 14 jh.s) den schluss gezogen, dass die Hildesage in Baiern im frühen 12 jh. schon den namen *Hetin* in der Form gekannt hat, in der er in der Kudrun erscheint (doch *Hetel*, denn *Hettel* fällt der Ambraser hs. zu) und damit auch die spätere mhd. sage in ihrem wesentlichen bestande. dieser schluss ist m. e. völlig haltlos, denn diese form *Hettil* kann aus *Hettilo* entstanden sein, wenn auch neben ihr *Sarhilo* (sowie *Babo*) altes *-o* erhalten zeigt; übrigens kann *Hettil* auch echt und alt oder aus *Hettili* hervorgegangen sein. vgl. im Salzburger vb. aus dem 12 jh. *Wůlfil* s. 363, 44, 16; 395, 124, 26, *Wluili* s. 299 $^{9}/_{7}$, s. 149 $^{9}/_{7}$ B, *Wulfilo* s. 378, 87, 4 oder *Wezil*, *Wezili*, *Wezilo*, *Ezil*, *Hezil*.

eine selbständige, aus heimischem boden quellende lebenskraft zuerkennt, und ich halte es für sicher, dass es sich an sachnamen selbständig gebildet hat.

Lemberg, 8 jänner 1909. **J. Schatz.**

Deutsche dialektgeographie herausgegeben v. **Ferdinand Wrede** heft II und III:

II. Cronenberger wörterbuch (mit ortsgeschichtlicher, grammatischer und dialektgeographischer einleitung) von **Erich Leihener.** mit einer karte. Marburg, Elwert 1908. LXXXIV u. 142 ss. — 5 m.

Mit dieser veröffentlichung ist das zweite heft der von Wrede herausgegebenen berichte und studien über Wenkers Sprachatlas des Deutschen reiches erschienen, die in glücklicher weise dessen frühere mitteilungen über den fortgang dieses großen werkes fortsetzen und eine in wissenschaftlicher hinsicht abschliefsende bearbeitung der mundarten des behandelten gebietes darstellen. vorliegende arbeit geht über den rahmen des unternehmens noch beträchtlich hinaus, indem sie den gesamten wortschatz der mundart von Cronenberg vermittelt. es ist eine forderung der mundartenforschung, wie sie erst in der letzten zeit erhoben worden ist, die hier wenn auch nicht zum ersten male verwirklicht wird, nicht nur ein idiotikon zu geben, sondern auch über alle aus der schriftsprache in die mundart eingedrungenen wörter aufschluss zu gewähren. dass diese forderung allerdings aufs engste mit der dialektgeographie zusammenhängt, ist ersichtlich. denn so wird es allein gelingen, die verbreitung eines wortes festzustellen und etwa den grund seines fehlens in der verdrängung durch ein schriftsprachliches wort zu finden. so ist auch der dialektgeographie gedient, denn diese darf sich nicht auf die festlegung von grenzen nach lautlichen oder flexionserscheinungen beschränken, sondern hat eine sehr wesentliche aufgabe in der begrenzung eines wortes auf landschaften und stämme zu sehen.

Der Cronenberger dialekt gehört wie alle in dem gebiet der niederdeutsch-ripuarischen grenzmundarten gelegenen zu den interessantesten die die rheinische mundartenforschung kennt. es kam L. zu gute, dass bereits gute bearbeitungen der benachbarten mundarten von Ronsdorf [1], Remscheid [2] und Wermelskirchen [3] vorliegen. so konnte er sich darauf beschränken, eine kurze lautlehre seines heimatdialektes zu geben und diesen zugleich mit den nachbarmundarten zu vergleichen. dieser teil bietet sich in tabellenform und beansprucht nur 14 seiten. zur

[1] Holthaus Zs. f. d. ph. 19, 339 ff u. 421 ff. [2] Holthausen PBrBeitr. 10, 403 ff u. 546 ff.

[3] Hasenclever, Der dialekt der gemeinde Wermelskirchen, diss. Marburg 1904.

selben zeit diente vf. so auch am besten den zwecken der Wredeschen sammlung.

Doch begnügt sich L. damit nicht. er hat sich die aufgabe gestellt, das verhältnis des bezeichneten dialektbezirkes zu den weiteren mundarten, die ihn im osten, norden und westen umgeben, festzustellen. er hat das gebiet, welches im osten an die westfälische sprachgrenze (*-ən : -ət* im pl. ind. prs.) herantritt und im norden durch 51° 20′, im westen 7° abgeschlossen wird, in monatelangen wanderungen durchforscht und dabei alle lauterscheinungen, für die ihm die Wenkerschen karten richtlinien boten, genau von ort zu ort untersucht. doch nicht genug damit: er hat auch den wortbestand zu beiden seiten von fünf hauptlinien des gebietes verglichen und dabei festgestellt, dass die lautlichen grenzlinien auch lexikalische scheiden darstellen. [die fünf linien sind die Ürdinger oder *ik* | *ich*-linie von Sonnborn bis Ronsdorf, dieselbe linie von Ronsdorf bis zur Eschbachquelle, der Eschbach, der Wupperlauf von Burg bis Leysiefen, der Wupperlauf von Sonnborn bis Burg.] es ist interessant zu sehen, wie zahlreich die ausdrücke sind, die rechts und links einer solchen grenze voneinander abweichen oder wofür auf der einen seite überhaupt kein wort vorhanden ist. so sagt man nördlich der an erster stelle genannten scheidelinie für 'kaufen' *kōpən*, südlich davon *gẹilən*, d. i. gelten, nördlich heißt es *wat*, südlich *gẹt* für 'etwas'. auch auf redensarten hat vf. geachtet, die ja von landschaft zu landschaft erheblich wechseln. auf der seite von Solingen-Gräfrath finden sich zb. 300 redewendungen, die in Cronenberg und Remscheid nicht vorkommen. für 9 wörter hat vf. auch für ein größeres gebiet die lexikalische grenze festgelegt, für weinen, schwester, pflanzen, kaulquappe, tolle launen, panas — wofür besser ein nicht mundartliches wort gesetzt worden wäre —, stachelbeere, himbeere, heben.

Nach den erfahrungen des vf.s haben sich die karten des Wenkerschen sprachatlas als völlig zuverlässig gezeigt. ein einziger kleiner irrtum verdient diesen namen nicht, weil die für den einen ort angegebene form neben der häufigeren auch vorkommt. dieses urteil ist recht willkommen, da es die mancherlei angriffe die das bedeutende werk erfahren hat, für dieses ripuarisch-niederdeutsche grenzgebiet rechts des Rheins als hinfällig erweist. immerhin dürfte doch für viele kenner des Sprachatlas erst jetzt nach dem vorliegen der Leihenerschen untersuchungen die zeit gekommen sein, die dialektgeographische arbeit für diesen teil Deutschlands als erledigt oder wenigstens gesichert anzusehen.

Die methode mit der L. die ergebnisse seiner lautlichen vergleichungsarbeit zur darstellung bringt, genügt für ein solch relativ nicht umfangreiches gebiet; ich ziehe seine karte der karte Ramischs im ersten heft derselben sammlung vor. 46 einzellinien

hat er gezeichnet. durch deren addition erhält er grofse, das ganze gebiet durchschneidende, so die Ürdinger linie als 1 + 2 + 3 + 4 + 5 + 6 + 7 + 8, und die Benrather setzt sich zusammen aus 14 + 15 + 16 + 17 + 8. zugleich kann vf. leicht kleinere oder gröfsere gebiete umschreiben. immerhin würde diese primitive methode für ein gröfseres arbeitsfeld versagen. aus den teilstrecken setzen sich 19 gröfsere linien zusammen, die wie die westfälische und die Ürdinger in der hauptrichtung von sso nach nnw verlaufen oder auch verbindungen zwischen diesen herstellen, oder schliefslich linien, die wie die Benrather von osten nach westen ziehen. indem L. die anzahl in der sich diese 19 linien als grenzen für die von ihm behandelten lauterscheinungen finden, feststellt, ergibt sich, dass am häufigsten als scheidelinie die Ürdinger linie und sogar noch etwas öfter der lauf des Eschbaches auftreten, und dann die Wupper von Burg bis Leysiefen. die erste erscheint als normallinie des ganzen gebietes. die zweite, deren letzter teil mit der Benrather linie zusammenfällt, ist in ihrer gesamtheit wichtiger als die Benrather. sie gibt die grenze für die verschiebung der tenuis nach alter erhaltener kürze an. an bedeutung überragen die übrigen linien noch der Wupperlauf von Sonnborn bis Burg und das nördlich Barmen gelegene stück der westfälischen grenzlinie.

Nun erhebt sich die frage, woher diese bedeutung der angeführten sprachgrenzen komme. für das Eschbachtal und das Wupperbett von Sonnborn bis Leysiefen ergibt sich leicht als grund der natürliche wert dieser wasserläufe als grenze, wenn auch die Eschbachlinie nie eine rein politische grenze gewesen ist. der Wupperlauf ist mit einer kurzen unterbrechung auf der strecke zwischen Sonnborn bis Burg zu anfang des 19 jh.s stets politische und kirchliche grenze gewesen und eignet sich daher als dialektscheide. interessanter gestalten sich die verhältnisse bei der Ürdinger linie. hier sind keine natürlichen grenzscheiden vorhanden, und politische grenze der gegenwart ist sie nur — dabei auch noch nicht ganz genau — auf einer kurzen strecke. diese mundartengrenze verläuft zwischen Cronenberg und Elberfeld. nun aber gehörte Cronenberg noch im jahre 1789 zum amt Elberfeld und hat vom anfang seiner geschichte an stets in diesem abhängigkeitsverhältnis gestanden. doch wird es seit 1264 von Burg aus verwaltet. diese wirtschaftliche trennung und, was nach L. wichtiger ist, die tatsache dass die Ürdinger linie heute wie früher kirchspielgrenze gewesen ist, erheben diese sprachgrenze zu einer hauptgrenze des gebietes. für den teil der Ürdinger linie zwischen Remscheid und Lennep ist kirchliche trennung aller wahrscheinlichkeit nach grund für die dialektscheide. für den übrigen verlauf dieser wichtigen dialektgrenze ist nicht sicheres auszumachen.

Der vom vf. für das alter der hauptsächlichen mundarten-

grenzen geführte nachweis ist sehr dankenswert und m. e. ein beweis für das alter der heutigen dialekte selbst.

Zum wertvollsten in dem buche gehört das capitel über den circumflectierten accent. diese reizende erscheinung im gebiete der rheinischen mdaa. war allerdings durch die arbeiten früherer in allen einzelheiten nachgewiesen und als ein ersatz für apokope und synkope eines *ə* erklärt worden. jedoch hatte man sich zur annahme des spontanen eintretens dieser betonung bei einigen langen vocalen und diphthongen genötigt gesehen. L. räumt mit der spontaneität auf, die er mit recht für das eingeständnis mangelnder erklärung ansieht. nach ihm tritt der circumflectierte accent nur lautcombinatorisch auf. zunächst stellt er eine unterscheidung dieser betonung nach dem verhältnis der exspirationsdauer und des musikalischen intervalles der beiden accentgipfel auf. drei gruppen A, B und C ergeben sich hierbei, wobei A die geringsten unterschiede aufweist. das musikalische intervall beträgt bei A höchstens eine terz, bei B mindestens eine quinte und bei C die octave. nun zeigt sich, dass stufe C nur bei synkope oder apokope eines *ə* erscheint, also nur lautcombinatorisch. aufserdem aber tritt sie mit vollem recht bei allen alten diphthongen oder aus diesen contrahierten monophthongen auf, also bei wgm. *ē, ō, ai* (> ahd. *ē*), *au* (≥ ahd. *ō*), *eo*; denn auch die entstandenen monophthonge sind, wie viele deutsche, auch ndd. mdaa. beweisen, stets zweigipflig gewesen. auch ahd. *ou* und *ei* haben circumflectierten ton, aber auf stufe A, ein beweis dafür, dass der accent erst in der entwicklung ist. noch weiter zurück befindet sich wgerm. *a*, das erst in wenigen wörtern aus dem zustande der überdehnung auf stufe A angelangt ist. *ī* und *ū* zeigen überdehnung, doch schon mit den anzeichen einer circumflectierung. diese ist in Wermelskirchen bereits eingetreten.

So sehen wir den begriff des spontanen accentes verschwinden, und dafür erhalten wir endlich die gewünschte verbindung mit dem accent mindestens der ahd. zeit. seit dieser zeit tritt die circumflectierte betonung in neue gebiete ein, indem sie erstens hand in hand geht mit der abschleifung der endungen, und zweitens die immer weiter platz greifende diphthongierung langer vocale begleitet.

Die circumflexion ist der ausdruck des gesetzes von der erhaltung der kraft auf sprachlichem gebiete. man hatte sich bisher begnügt, sie nach kürze, wenn ein *ə* geschwunden war, bei folgendem nasal oder liquida zu constatieren. L. zeigt nun, dass sie immer eintritt, wenn ein *ə* schwindet, oder wenigstens stellvertretende erscheinungen. bei folgendem sth. reibelaut erscheint zerdehnung des vocals, der stl. reibelaut wird gedehnt; es ist ein unterschied zwischen dem nom. und dat. *bręt* zu bemerken.

Auch die circumflectierte betonung in fällen wie *gwe.lt* gold, *swo·m.* schwamm erklärt sich aus lautcombinatorischer veranlassung. ursache ist die zerdehnung der liquida und nasale, die in andern fällen, hier vor einer spirans, das svarabhakti-*e* zeitigt (*kaləf* kalb: *hwe.lt* holz). das *e*-element tritt im ersten falle nur **vor** der ganzen consonantengruppe auf.

So gelingt es L., über dieses gebiet, das bisher so viel des rätselhaften bot, licht zu verbreiten, wenn auch noch einzelne wenige erscheinungen sich der regel nicht fügen und gesonderte wege einschlagen.

Es mag mit einem worte noch des umstandes gedacht werden, der bisher eine crux der rheinischen mundartenforschung war, nämlich des nebeneinander von circumflectiertem accent und diphthong in verschiedenen casus desselben wortes (nom. *dre.l*: dat. *de·i.l* teil). dies erklärt sich nach L. aus der annahme von drei stufen des accentes, die ja die beobachtung bestätigt. während der nom. sich noch auf stufe B befindet, ist der dat., da hier noch ein *-e* zu ersetzen war, bereits bis zu stufe C (neben *de·i.l* hört man noch *dre.l* in stufe C) oder über diese hinaus zur diphthongierung gelangt.

Man sieht, welche prächtigen ergebnisse hier vorliegen. man muss dem vf. glück wünschen und dem geschick dankbar sein, dass es ihm gerade diese mdaa. zur bearbeitung überwiesen hat.

Nun noch einiges über das wörterbuch! dem titel nach ist es die hauptsache am ganzen buche, das übrige gibt sich ja nur als einleitung! es ist für manche menschen, zu denen ich gehöre, ein genuss, ein wörterbuch durchzugehn, wenn es zuverlässig ist. und das ist hier der fall. der ganze wortschatz von Cronenberg wird im geiste des lesers lebendig mit seinen redensarten und sprichwörtern, 8140 wörter zählt vf., darunter 4260 concreta, 210 abstracta, 770 adjectiva, 400 adverbia, 2080 verba. diese zahlen stimmen allerdings kaum, da vf. viele syntaktische verbindungen als neue wörter einführt, so *kroumplaχən* refl. sich krumm lachen u. a., ferner zb. *heməlšə a·v.st* für sich angibt. auch halt ich die angabe, dass sich 220 gallicismen in der mda. finden, für nicht richtig. L. überschätzt den frz. einfluss. eine anzahl von wörtern, die er für frz. ausgibt, sind echtes germanisches gut. wieviele mag er noch für frz. ansehen, bei denen eine bemerkung fehlt! auf die etymologie geht vf. nicht ein: nur gelegentlich treffen wir auf einige kurze angaben. hier möchte ich fragen, woher L. mnd. *glippe* kellerloch (s. unter *glīpə*), mnd. *puve* kissen (unter *puf*) und mnd. *klangel* fetzen, zeug kennt: ich habe diese wörter nicht finden können. es wäre aber dankenswert gewesen, wenn er gelegentlich, wo er aus seiner kenntnis der lautgesetze der mda. es leicht hätte tun können, dem verständnis eines wortes nachgeholfen hätte durch beifügung der eigentlichen bedeutung, so zb. bei *wankrözən* sich vor wut wie

toll gebärden (eigentlich: [gegen die] wand rasen), wie dies bei *fęlyər* 'fell-loher' geschehen ist.

Gegenseitige verweisung wäre notwendig gewesen zwischen verschiedenen formen desselben wortes, also zwischen *fadər* und *fā:r* vater, *zen* und *zī·e.n* sehen. die geschlechtsbezeichnung hätt ich regelmäfsig gewünscht. der accent konnte in fällen wie *behóuən*, *fərklǫpən* fehlen. dass L. auch vor den sogenannten unanständigen ausdrücken nicht zurückschrickt, ist zu loben; nur wäre eine etwas verhülltere ausdrucksweise angebracht gewesen. etymologisch verschiedene wörter hätten getrennt werden sollen (s. *knik* 'genick', 'biegung am wege'; *wī·e.kə* f. 'lampendocht', 'aufweichen'). wozu auch die gänsefüfschen bei den bedeutungen?

Noch einiges wenige über die etymologie! s. 27 findet sich *ęiərpā:l* eierschale, 92 *pā:l* (vgl. frz. *peler*) schale junger kartoffeln, der bäume des eies und s. 93 *pēlən* (vgl. frz. *peler*) schälen (von eiern und jungen kartoffeln). nun kommt frz. *peler* von lat. *pĭlāre* enthaaren, dagegen *pēlən* nach mafsgabe vieler ndd. mdaa. von ndd. *pęlə* f. schale der kartoffel (< lat. *pellem*). die form *pā:l* kann füglich nach den gesetzen der mda. nur auf eine form **pale* zurückgehen, die ich indessen grofse bedenken trage niederzuschreiben, denn sie stünde verwaist da. da kein anderer ansatz möglich ist, bleibt nur entlehnung dieser lautform aus einer mda. übrig, die die form **pale* lautgesetzlich entwickelt hatte. Mi hat *palen* entschoten, Richey *pahle* hülse, *pahlen*, *uthpahlen* abschälen, bei beiden aber steht *a* für tonlanges *o*, wie *knake* knoche, *hase* strumpf beweisen. *pahle* ist *pǫǫlə* zu sprechen nnd ist mit nnd. *pole* zu *pûlen* klauben zu stellen. eine form mit *a* könnte nicht platz finden. — *dorməln* leicht schlafen ist nicht von frz. *dormir* abzuleiten, sondern mit schwäb. *durmelig* schwindlig, schläfrig (Fischer II 500), *durmlə* taumeln, leicht schlafen, *dreməl*, *droməl* schwindel, taumel (II 423), neumärkisch *dręməln* leise reden, murmeln (Zfdma. 1909, 70) zu verbinden; vgl. das von L. genannte *drøməln* duseln! — *dørpəl* türschwelle will vf. doch nicht ernstlich aus dem lat. herleiten? — *ī·e.dər* euter entspricht mnd. *ieder*, wie das überlieferte *jeder* zu deuten ist, und bedeutet eine ablautsstufe zu as. *ûdar*. übrigens gehört hierzu *nydərn* vom dickwerden des euters: 'eutern'. — *louts* links war schon aus Remscheid bekannt; es setzt mnd. *lucht* links fort; hierzu engl. *left*. — *puf* m. kugelrundes sofakissen mit mnd. *pûge* (nicht *puge*!) zusammenzustellen, ist doch völlig unmöglich. — *rī·e.pəln* pl. masern ist wieder nicht frz., sondern entspricht dem mnd. *repel* riffel. — wie soll dann *šmûderlaχən* hinterlistig lachen gleich mnd. *smuserlachen* sein können? — *šøt* öffnung am *īshus*, durch welche das wasser auf das rad stürzt, wird mit frz. *chute* fall, sturz zusammengebracht! es ist natürlich mnd. *schütte* f. schütze. hier hätte aber die genusangabe nicht fehlen sollen. — *špilər* m. dünne speiche von

mnd. *spîle* dünner stab?! wenn doch die quantitätsverhältnisse im Mnd. wtb. angegeben wären! es ist das mhd. *spëlter, spilter* scheit, splitter. — warum soll *tęntə* ortsbezeichnung bei Lennep u. a. frz. *tente* sein? — *tī·e.f* weiblicher hund hat nach L. männliches geschlecht; das ist auffallend, aber möglich, vgl. neumärk. *tēlə* (ndd. *tôlə*) f. für jeden häfslichen hund. — *yl.* schlanker ton- oder emaillekrug mit henkel identificiere ich nicht mit *yl.* eule, trotzdem diese krüge früher mit eulen bemalt gewesen sein sollen, sondern mit dem rip. *ūl* topf (< lat. *olla*). — *tseįmpən* weinen bestätigt wie westf. *tsįmpən tsįmpərn* weinen den von Franck ausgesprochenen onomatopöetischen ursprung des wortes zimpferlich.

Zur vergleichenden laut- und flexionslehre von Cronenberg, Remscheid, Ronsdorf und Wermelskirchen kann ich aus mangel an raum nicht mehr alles angeben, was ich mir notiert hatte. ich hätte vor allem gröfsere sorgfalt im ansatz der historischen laute und formen gewünscht. es berührt eigentümlich, in einer sammlung, die darauf ausgeht, 'alle dialektische localchronologie' als 'problematisch' hinzustellen, 'wie sie so gern und so oft auch in neuester zeit versucht worden und in den kunstvollsten und gelehrtesten tabellen und stammbäumen construiert worden ist'. denn was ist es anders als peinlichste 'dialektische localchronologie', wenn ein mundartliches *ǫ* in *ǫχ* ach, *šnǫrkən* schnarchen, *o* in *bo·v.* band, *ō* in *gō:f* gab auf wgerm. *a* zurückgeführt oder auch nur noch wgerm. *oht* in *zout* suchte gefunden wird (vgl. übrigens richtig erklärt *fərkaut* verkauft)? *wit* weifs wird doch sicher auf as. *i* zurückgehen. *aləs* alles ist bekanntlich ein genitiv.

Es sei noch des anhanges gedacht, der die vornamen und ortsbezeichnungen (besser flurnamen) bringt.

Trotz einiger mängel eine gute und ergebnisreiche arbeit, die für das rheinische wörterbuch eine dankenswerte vorarbeit und für die gesamte mundartenforschung einen fortschritt bedeutet.

III. Sprach- und gründungsgeschichte der pfälzischen colonie am Niederrhein von **Emil Böhmer.** mit einer karte. Marburg, Elwert. 1909. 91 ss. 8°. — 2 m.

Vf. behandelt die siedelungsgeschichte und mundart der pfälzischen colonie am Niederrhein, die aus den orten Pfalzdorf, Louisendorf und Neulouisendorf besteht und südlich von Cleve auf der Gocher heide in den jahren 1741—43 angelegt worden ist. ihr hd., von der niederfränkischen mda. der umgebung abweichender dialekt hat sich infolge des gegensatzes der confession noch rein erhalten. ein vergleich mit den heimatmdaa. könnte zur localisirung der colonisten in der gegend von Kusel in der bairischen pfalz führen: denn damit stimmt die mda. der colonie heute am meisten überein. die siedelungsgeschichte aber zeigt,

dass die auswanderer aus den frühern pfälzischen oberämtern Simmern und Kreuznach, und zwar in etwas gröfserer zahl aus dem letztgenannten stammen. eine dialektgeschichtlich sehr interessante feststellung, aus der man die gröfste vorsicht in der localisierung von coloniemdaa. zu entnehmen hat. die behandlung der siedelungsgeschichte ist anziehend und geschickt. die darstellung der lautlehre ist, abgesehen von einigen nicht vorsichtig genug gegebenen etymologieen, einwandfrei. die vergleichung der colonistenmda. mit der heimischen von S. und K. geschieht unter benutzung der formulare des Sprachatlas, bisweilen unter anwendung philologischer methode, wie sie ja Wrede für Wenkers und sein werk für notwendig erklärt hat. wenn hier demnach auch keine absolute gewähr für sicherheit der dialektgeographischen statistik geboten ist, so genügen für den beabsichtigten zweck immerhin annäherungswerte.

Eine interessante these Wredes lernen wir s. 87 kennen. diese lautet: 'der grenzzusammenfall für dieselbe mundartliche erscheinung bei verschiedenen paradigmen ist um so eher zu erwarten, je geringeren accent diese im satzzusammenhange trägt. daher zeigen die immer unbetonten endungen gröfsere übereinstimmung als die betonten stammsilben, und in letzteren wieder die consonantischen teile gröfsere als die den ictus repräsentierenden vocalischen'. mit dieser these wird sich die mundartenforschung auseinanderzusetzen haben.

Wertvoll ist noch die beobachtung, dass sich gewisse lauterscheinungen in der colonie länger erhalten haben als in der heimat. im ganzen ist die neue ma. der colonie das product aus der mischung zweier erheblich verschiedener dialekte mit dem ergebnis des überwiegens und des ausgleichs zu gunsten des stärker vertretenen.

Eine interessante studie, der andere und zwar compliciertere nachfolgen mögen!

Berlin. **H. Teuchert.**

Der satzbau der Egerländer mundart. von **Josef Schiepek.** II teil. [Beiträge zur kenntnis deutsch-böhmischer mundarten. hrsgg. v. **Hans Lambel** I.] Prag, Calve. 1908. S. 207–610. gr. 8°.

Mit diesem zweiten, über 400 seiten starken bande hat Schiepek seine grofse dialektsyntax, deren I teil 1899 erschienen und Anz. XXVII 238 ff besprochen ist, zu glücklichem ende geführt. er enthält die fortsetzung des IV capitels, Wortclassen: 2. Verbum C. 3. Substantivum. 4. Adjectivum. 5. Pronomina. 6. Adverbium: dann cap. V Congruenz; VI Verneinung; VII Wort- (und satz-) stellung; VIII und IX Sparsamkeit und fülle des ausdrucks; ferner ein schlusswort, nachträge und ein reichhaltiges wort- und sachregister zu beiden teilen; endlich ein ausführliches inhaltsverzeich-

nis zu teil II. da die seiten vom I teil durchgezählt sind, wird man nun leider im zusammengebundenen werk das verzeichnis der abkürzungen und des inhalts an zwei verschiedenen stellen aufzuschlagen haben: s. XV und XXI, und s. 565 und 597.

Dies buch anzuzeigen ist eine freude: es ist nicht nur, was freilich die hauptsache ist, an sich eine vortreffliche und sehr verdienstvolle leistung, durch die unsere syntaktische litteratur die wertvollste bereicherung erfährt, sondern es bereitet auch den referenten eine nicht gerade alltägliche genugtuung: denn es zeigt, dass ihre nicht immer erfreuliche und oft wenig erfolgreiche arbeit mitunter auch gute früchte trägt und sichtbaren nutzen stiftet. der vf. hat sich der berechtigung mehrerer der ausstellungen und einwände nicht verschlossen, die in den — übrigens durchaus anerkennenden — besprechungen des I teils seines werkes erhoben worden waren, und er ist mit erfolg bestrebt gewesen, sie sich für den II teil zunutze zu machen. soweit davon die anordnung und stoffbegrenzung im ganzen betroffen wurde, waren diesen 'bemühungen durch die im I teil gezogenen grundlinien der arbeit natürlich enge grenzen gezogen' (s. 539). aber nicht nur durch eine bessere anordnung im einzelnen hat der II teil gegenüber dem I gewonnen, vielmehr verdanken, wie der vf. selbst im schlusswort hervorhebt, die meiner ansicht nach wertvollsten abschnitte des vorliegenden bandes teils ihre entstehung, teils doch ihre gestaltung anregungen, die er aus den anzeigen des I teils und aus der früher noch unbeachtet gelassenen neueren syntaktischen litteratur, besonders Behaghels Heliandsyntax geschöpft hat. dahin rechne ich die capitel über congruenz und wortstellung, vor allem aber die abschnitte C über die 'verbindungen' der einzelnen wortclassen, in denen der vf. 'dem neuen gesichtspunct der wortgruppe gerecht zu werden suchte' (s. 539). so ist durch die einfügung solcher abschnitte, die im eigentlichen sinne syntaktische stoffe behandeln, das verhältnis dieser zu den capiteln, deren inhalt meiner auffassung nach die syntax nur indirect oder gar nicht angeht, im vorliegenden bande weit günstiger geworden als in teil I.

Die mitbehandlung von dingen die ich in die wort(bedeutungs)lehre verweisen würde, entschuldigt der vf. (s. 540) damit, dass 'eine erschöpfende satzlehre eigentlich eine erschöpfende wortlehre als unterbau verlange, eine solche jedoch das Egerländische noch nicht besitze'. dass solche begründung der altgewohnten stoffverteilung zur zeit einer gewissen berechtigung noch nicht entbehrt, hab ich mit ähnlichen worten nicht nur für einzelne dialekte, sondern ganz allgemein anerkannt (Anz. XXIX 21). bezweifeln möcht ich aber doch, ob sich auf diese weise die hineinziehung alles dessen, was Schiepek hier aus dem gebiet der wort(bedeutungs- und auch formen)lehre, ferner an stilistischem und rein lexikalischem mitbehandelt und mitten in

die erörterung des syntaktischen eingeschoben hat, im rahmen einer lehre vom 'satzbau' rechtfertigen lässt. wenn das ziel einer sachgemäfsen gliederung der syntax jemals erreicht und die behandlung vor der gefahr bewahrt werden soll, die eigentlich syntaktischen gesichtspuncte aus den augen zu verlieren, wenn überhaupt in systematischer und methodischer hinsicht entschiedene fortschritte gemacht werden sollen, muss doch an der forderung festgehalten werden, dass sich die erörterung der aus den andern gebieten der grammatik herbeigezogenen stoffe streng auf das beschränke, was zum verständnis der syntaktischen erscheinungen, zur begründung ihrer auffassung und erklärung würklich erforderlich ist, und ferner, dass dies alles möglichst auch räumlich abgesondert oder sonst durch typographische hilfsmittel als aufsenwerk und vorarbeit gekennzeichnet werde. unter diesem gesichtspunct erweckt trotz der besserung die stoffbegrenzung und -verteilung auch im II teil noch manches bedenken, im ganzen und einzelnen. so ist auch in den die 'verbindungen' behandelnden abschnitten trotz dieser überschrift der gesichtspunct der gruppe nicht immer festgehalten. vgl. zb. § 263 'erstarrte dative'. an falscher stelle steht zb. der inhalt des § 265, der unter 'genitiv bei verben' fälle behandelt, in denen die schriftsprache diesen casus setzt, die mundart aber n i c h t. wie kommen die §§ 352—54 (formenunterschied von singular und plural) unter die casus? aus dem lückenhaften zustand unserer syntaktischen litteratur erklärt und entschuldigt sich zum teil die ausführlichkeit, mit der vieles behandelt wird was nicht dem mundartlichen sprachgebrauch, geschweige dem egerländischen eigentümlich, sondern gemeingut der umgangssprache ist, nicht selten auch der lebendigeren schriftsprache angehört; vgl. zb. §§ 292. 294 über den bildlichen ausdruck (abgesehn davon, dass das meiste davon in die stilistik oder ins lexikon gehört).

Aber was in dieser hinsicht zu beanstanden wäre, tritt weit hinter die vielen und grofsen vorzüge des werkes zurück. sein reicher inhalt und die durchweg gediegene, gründliche behandlung verdienen gleich uneingeschränktes lob. es erfreut des vf.s volle beherschung seiner mundart, die fülle scharfer beobachtungen über eigenheiten des mundartlichen sprachgebrauchs überhaupt, die feinsinnige aufspürung der zugrunde liegenden auffassungen und die meist einleuchtenden erklärungen dieser letztern aus dem besonderen wesen der mda. mit umsicht und sicherem sprachgefühl geht der vf. der entstehung von bedeutungs- und gebrauchserweiterungen nach und leitet sie aus der ursprünglichen bedeutung her. dabei zeigt sich gelegentlich, wie die mda. durch die noch eingehaltenen grenzen solcher gebrauchserweiterung erkennen lässt, dass in ihr das gefühl für die grundbedeutung bisweilen noch lebendig ist, wo es der schriftsprache schon verloren gegangen ist (vgl. zb. § 486). das besonders ge-

lungene capitel über die wortstellung enthält manche gute einzelbeobachtung und hübsche bemerkung: so ist zb. die originelle fassung 'kurzschluss des physisch-sprachlichen mechanismus der mündlichen rede' an der stelle (s. 515) sehr treffend. interessant war mir der wichtige nachweis (s. 503), dass in der eg. mda. der gebrauch der ungraden folge mit syntaktischer bedeutung an stelle bei- oder unterordnender conjunction (vgl. QF 41, 25 ff; Zs. 40, 273; Wortstellung im Beow. § 31) nicht unbekannt ist.

Auch in der auffassung der sprachlichen erscheinungen dürfte der vf. meistens das richtige getroffen haben. abweichende anschauung geltend zu machen seh ich wenig anlass; etwa § 462, 4: ich finde nicht, dass '*der* beinahe zum artikel herabgedrückt ist, wenn es ein substantiv vertritt das ein präpositionalattribut bei sich hat'. das gegebene beispiel scheint mir im gegenteil deutlich zu zeigen, dass hier *der* rein determinativ und betont ist, gleich *derjenige*, wofür auch die volle form *deə* spricht, während nach § 458 'der artikel die stark abgeschliffene form *də*' hat. auch die auffassung des § 419 1a ist mir zweifelhaft.

Von principieller bedeutung ist wol nur folgendes. der auf den ersten blick bestechenden ansicht, dass 'in: *morgen ist Feiertag; zu dir ist mir zu weit* das adverb die stelle des subjects einnimmt', 'als satzhauptteil dient' (s. 468) kann ich mich nicht ohne weiteres anschliefsen. zunächst sind die beiden sätze nicht gleichartig. im zweiten beispiel ligt einer der zumal in der mündlichen rede häufigen fälle vor, wo ein (und zwar der allgemeinere) teil eines vorstellungscomplexes ohne sprachlichen ausdruck geblieben ist, weil der speciellere, der auf den das interesse sich richtet, allein zum verständnis genügt. wenn wir hier heute auch mit recht nicht mehr von eigentlicher ellipse reden, nicht sagen, dass das wort *gang*, *weg* oder *entfernung* ausgefallen sei, weil eine bestimmte wortfassung eines derartigen begriffs überhaupt nicht vorhanden gewesen zu sein braucht, so bleibt anderseits doch immer die tatsache bestehn, dass hier die präpositionalverbindung inhaltlich reicher ist als gewöhnlich, dass sie allein sagt, was sonst durch ein substantiv (oder einen infinitiv) mit derselben präpositionalverbindung gesagt wird. diese stellt sich ein, wo — und k a n n sich eben nur deshalb einstellen, w e i l eine, wenn auch ganz unbestimmte entfernungs- oder bewegungsvorstellung dem sprechenden vorschwebt: man baut den satz correct nach dem grammatischen schema, das richtig functioniert, auch ohne dass sich die undeutlich bleibende vorstellung in ein bestimmtes wort verdichtet, von dem die präpositionale wendung abhängen könnte, und von dem sie doch auch tatsächlich abhängt, trotzdem weder der begriff noch sein sprachlicher ausdruck zu vollem leben erwacht sind. so ist es mindestens ungenau zu sagen, dass hier die präpositionalverbindung als solche selber subject sei: sie ist nur der allein zum

ausdruck gelangte teil einer unvollständig gebliebenen wortgruppe, die das subject bildet. da es sich also nicht um eine besondere 'gebrauchsform des adverbs' handelt, gehört die ganze erscheinung nicht hierher, sondern in das gebiet 'ersparung', 'kürze des ausdrucks' uä.

Durchaus anders ligt es in dem satz: *morgen ist Feiertag*, für den ich nur unter starken vorbehalten und in beschränktem umfang zugeben möchte, dass in ihm das adverb subject ist. oder 'dessen stelle einnimmt'. möglich, dass der vf. auf diesen leisen unterschied der fassung wert legt; aber sofern ich ihn richtig versteh, heifst das doch immer: das adverb hat hier, da es 'als satzhauptteil dient', die syntaktische function des subjects. das kann zunächst jedesfalls nur im psychologischen, nicht im grammatischen sinne gelten. man kann den begriff 'morgen' als psychologisches subject bezeichnen in bestimmten zusammenhängen, wo aus dem vorausgehnden oder der situation dieser begriff als der bekannte und zu prädicierende vorschwebt. oder man kann sagen: eine noch dunkele gesamtvorstellung klärt sich begrifflich, indem sie sich in ihre teilvorstellungen (hier: *morgen* und *Feiertag*) gliedert, wie sie nacheinander in den blickpunct treten; und man mag auch in vergleichender übertragung der üblichen grammatischen termini diese beiden teilbegriffe als subject und prädicat dieses psychischen processes bezeichnen. aber das bleibt ein vergleich, und das verständnis und die erklärung der sprachlichen form, in die sich der ausdruck dieses denkvorgangs kleidet, wäre damit nur dann gefördert, wenn feststünde, dass jeder sprachsatz das sich formal genau deckende abbild des ihm zugrunde liegenden denksatzes wäre. man kann vermuten, dass das in den ersten anfängen schöpferischer sprachtätigkeit der fall gewesen sein wird, würde aber das verhältnis des denkvorgangs zum sprechen in einer der in vieltausendjähriger entwicklung und übung ausgebildeten cultursprachen schwer verkennen, wenn man auch hier formale übereinstimmung beider processe als allgemeingiltig voraussetzen wollte.

Was ist also mit jenem vergleich gewonnen, da erst in jedem einzelnen falle festgestellt werden muss, ob und inwieweit sich die form des sprachsatzes der des denksatzes anschliefst? zunächst ist nur für die sätze, in denen dies nicht der fall ist, eine neue gefahr des verkennens ihrer grammatischen form heraufbeschworen, indem die ganz unbegründete vermutung nahegelegt wird, dass jene formale übereinstimmung würklich vorhanden sei.

Bezieht man die angefochtene behauptung, das adverbium nehme die stelle des subjects ein, ausschliefslich auf den denkvorgang, so bleibt davon die syntaktische form des sprachlichen gefüges unberührt und somit unerklärt. wollte man aber (und es scheint fast, als ob eine allermodernste richtung dahingeht)

die grammatischen kategorieen einfach den psychologischen gleichsetzen, d. h. also die syntaktischen termini subject und prädicat rein psychologisch definieren und in der erklärung der psychischen entstehung einer sprachäufserung auch die erkenntnis ihrer syntaktischen form sehen, so wäre das ein gefährlicher irrweg. und sollte dies verfahren damit begründet werden, dass die etwa abweichende ursprüngliche function der glieder eines gefüges nur die historische sprachforschung angehe, die beschreibung und erklärung der gefüge der würklichen, der lebendigen sprache aber allein die zugrunde liegenden seelischen und gedanklichen vorgänge zu berücksichtigen habe, so wäre eben zu betonen, dass sich das sprechen seit undenklichen zeiten nicht mehr blofs durch neuschöpfung oder doch durch ein jedesmaliges neunachschaffen von sprachformen vollzieht, sondern zu einem guten teil durch rein mechanische verwendung fertiger, fester, altgewohnter formen, die zur aufnahme des gedankeninhalts bereit stehn und sich automatisch einstellen, in die er hineingegossen wird, teils im anschluss an den denkvorgang, teils aber auch von diesem unabhängig, bald ihm genau entsprechend, bald mehr oder minder von ihm abweichend.

Würkliche gleichsetzung der psychologischen und grammatischen kategorieen würde in letzter linie auf eine völlige verwischung, ja auflösung der grammatischen grundbegriffe hinauslaufen, die freilich über manche klippe in der definition des satzes und seiner hauptteile hinweghülfe, aber nicht, indem sie die vorhandenen schwierigkeiten löst, sondern indem sie diese verschleiert und umgeht. es ist ja sehr bequem zu sagen, die zwei hauptbegriffsworte eines 'satz' genannten gefüges seien sein subject und prädicat. dann müste aber als definition von subject (von der des prädicats zu schweigen) gelten: sprachlicher ausdruck des ersten der beiden wichtigsten begriffe eines satzes (wie immer dessen definition laute), wobei dann über den grad der wichtigkeit wider nur vom psychologischen standpunct entschieden werden könnte. so dreht man sich im kreise und gelangt nie zu einem erfassen der sprachlichen form. und mit dem hinzutreten jedes weitern begriffswortes entstehn sofort zahllose neue schwierigkeiten, die zeigen, dass der g r a m m a t i s c h e begriff des subjects einerseits unentbehrlich ist, anderseits nicht mit dem (nur vergleichsweise so genannten) psychologischen subjectsbegriff zusammengeworfen werden darf. wie steht es in sätzen mit zwei adverbien? (*heute ist in Neudorf Kilbe: morgen ist bei uns frei, auf der Mädchenschule nicht*). nimmt da die zeit- oder die ortsangabe die stelle des subjects ein? oder in: *heute friert mich*, das adverb oder der accusativ? und im vergleich der sätze: *heut ist bei uns frei* und: *heut haben wir frei* und: *wir haben heute frei*. ist da im ersten satz *heut* oder *bei uns* subject, da doch im zweiten, ganz gleichbedeutenden satz *wir*

sicher grammatisches subject ist, und im dritten grammatisches und psychologisches subject zugleich? alles fragen, die nur von fall zu fall und jedesmal anders oder nach willkür entschieden werden könnten. auch der satzformunterschied der gleichbedeutenden gefüge: *ich friere* und: *mich friert* lässt sich nicht mehr fassen, wenn sowol *ich*, wie *mich* die stelle des subjectes einnimmt, was wol psychologisch, aber nur psychologisch richtig ist. aber auch psychologie ist nicht grammatik, so wenig wie logik und rhetorik es sind. Franz Kerns mahnung: 'nur meine man nicht, dass man mit dieser beschäftigung [aufsuchen des sogen. logischen subjects], die geflissentlich von der form auf den inhalt übergeht, noch grammatik treibe' — 'rhetorische übungen vornehmen und grammatik treiben ist zweierlei' (Die deutsche satzlehre², 1888, s. 74. 146.) ist von neuem der beachtung eindringlich zu empfehlen, mit der besonders zeitgemäfsen erweiterung auf die übertreibungen und irrwege der psychologischen behandlung. es ist von entscheidender wichtigkeit für die klarheit der begriffe und die richtigkeit der auffassung, dass die psychologisch-genetische erklärung einer sprachäufserung mit der grammatischen analyse der bestimmten syntaktischen form, in die sie sich kleidet, weder verwechselt noch vermischt werde. (vgl. Wortstellg. im Beowulf s. 376.)

Es steht mit dem adverb *morgen* in: *morgen ist Feiertag* grammatisch zunächst nicht anders als mit den adverbien in: *heute wird geschlachtet, hier wird gerollt, oben wird getanzt,* in denen gewis auch Schiepek bedenken tragen würde, *heute, hier, oben* als subject(svertreter) anzusehen, was er consequenterweise doch müste; nicht anders als in: *gestern war mir übel; heute friert mich,* wo auch die psychologische betrachtung eher dem casus obliquus des pronomens als dem adverb die rolle des subjects zuweisen würde, oder auch in: *heut morgen hat es gefroren, jetzt ist Tauwetter,* wo zuerst unfraglich das begrifflich leere '*es*' grammatisch heute die stelle des subjects einnimmt und die adverbia *heut morgen* und *jetzt* functionell gleichstehn. denn es unterligt für mich keinem zweifel, dass *morgen ist Feiertag* der form und ursprünglichen bedeutung nach jener crux der syntaktiker, den sogen. subjectlosen sätzen, zuzurechnen ist, deren grammatische form und entstehung aber weder richtiger beschrieben noch klarer erkannt wird, wenn man eine adverbiale zeitbestimmung der aussage als ihr subject bezeichnet.

Dass ein adverb überhaupt die stelle des subjects einnehmen könne, scheint mir eine grammatische unmöglichkeit, selbstverständlich von der substantivierung abgesehen (*one to-day is worth two to-morrows: morgen ist ein Adverb*) oder von der verkürzung des ausdrucks, die zur substantivierung hinführt (siehe oben s. 25), wie wenn etwa *morgen* steht für *der Tag*

morgen, der morgige Tag (morgen eignet sich nicht zu unserm Ausflug).

Nun soll mit diesem widerspruch gegen Schiepeks auffassung (oder nur formulierung?) der wert der psychologischen analyse weder im allgemeinen noch für ein vertieftes verständnis gerade auch der besprochenen fügung bestritten werden: sie ist im gegenteil auch hier sehr fruchtbar. sie zeigt nicht nur an einem deutlichen beispiel die erwähnte verwendung einer vielgebrauchten syntaktischen form zum ausdruck auch eines anders geformten denkvorgangs, sondern sie leitet auch zur erkenntnis der sonst leicht übersehenen tatsache hin, dass so dieselbe satzform zwei, zwar einander ähnliche, aber doch scharf unterscheidbare bedeutungen hat. man braucht: *morgen ist Feiertag* 1) der form und bedeutung des 'subjectlosen' satzes genau entsprechend in seinem ursprünglichen sinne einer antwort auf eine würklich gestellte oder vorschwebende frage, wann das 'feiertagsein' statthat, zb.: *wann wirst du dich mal an einem Ausflug beteiligen können? wann habt ihr mal frei? — morgen (ist frei, ist Feiertag)!* und 2) darüber hinaus mit der von Schiepek wol allein ins auge gefassten bedeutung, bei der '*Feiertag*' von '*morgen*' würklich prädiciert wird, im sinne einer antwort auf die frage: was für ein tag ist der morgige? denn die kürzere, natürlicher klingende, bequemere form schiebt sich an die stelle der grammatisch correcteren, aber steifern und umständlichern: (*der Tag*) *morgen ist ein Feiertag*. zb.: *kannst du mir das morgen beschaffen? — schwerlich, morgen ist (ein) (israelitischer) Feiertag, da sind die(se) Geschäfte geschlossen.*

Die psychologische analyse lehrt so erkennen, wie die sprache, indem sie sich gewisser gefüge auch zum ausdruck von etwas anders gearteten denkinhalten bedient, die äufserlich gleichbleibenden alten formen doch durch eine innere umbildung neu belebt. diese umbildung, die überführung aus der syntaktischen function der adverbialen bestimmung der aussage in die des subjects, kann sich aber nur einstellen — und daraus ergeben sich die grenzen ihres auftretens — wo die form des gefüges gleichzeitig auch den übergang seiner übrigen worte in die function des prädicats ermöglicht und begünstigt: die den körper des ganzen, in sich vollständigen 'subjectlosen' satzes bildenden worte: *ist Feiertag, ist frei* sind hier äufserlich der häufigen form des prädicats ('copula' mit prädicatsnomen) gleich und deshalb in diese verschiebbar. nur weil hier, und nur wo der subjectlose satz diese form des prädicats vortäuscht und in dessen function übertritt, wird auch das adverb in die stelle des subjects gerückt.

So ist zwar die behauptung des vf.s über die innere structur solcher sätze für einen teil ihrer verwendung und in der entwickelten auffassung als richtig anzuerkennen. aber auch hier handelt es sich um ein andres syntaktisches problem, als der vf.

meint, nicht um eine besondere gebrauchsweise der wortclasse des adverbs, sondern um eine functionsverschiebung der satzglieder.

Aus ähnlichen erwägungen heraus erheb ich die entsprechenden einwände gegen einen teil der ansätze im absatz b) desselben § 503, wo mir verschieden geartete fälle zusammengeworfen scheinen. dass von alters her im deutschen adverbien und adverbiale präpositionalverbindungen prädicativ gebraucht werden, ist kein zweifel; ich bestreite aber, dass jedes bei einer form des verbums *sein* stehende adverb als prädicativ anzusehen sei. würkliches prädicativum ist es in sätzen wie: *das Theater ist aus; die Tür ist zu;* aber nicht in: *das Theater ist auf dem Neuen Markt; die Tür (zu seinem Amtszimmer) ist am Ende des Ganges rechts;* also auch nicht, wie Schiepek will, in: *er ist oben; das war gestern,* wo es vielmehr rein adverbiale orts- oder zeitbestimmung ist zu dem in prägnantem sinne von *sich befinden, statthaben, geschehen* gebrauchten verbum. dagegen wider prädicativ in: *das ist oben, vorne* uä. im sinne von: *dies ist der obere, vordere Teil.* die äufserliche, aber doch nur scheinbare formengleichheit des syntaktischen gefüges darf nicht zur verkennung der verschiedenartigkeit der beziehung und damit der syntaktischen function seiner glieder verführen. es wäre ein misverständnis der von mir 'Was ist syntax?' s. 13ff. verfochtenen ansicht, wenn man in obigen fällen aus der gleichheit der wortformen und der wortart auf gleichheit der syntaktischen form und function schliefsen zu müssen glaubte. mit der verschiedenheit der bedeutung desselben wortes hängt überaus häufig eine verschiedene constructionsweise zusammen (wobei es hierfür gleichgiltig ist, welches das prius ist), und dass das verbum *sein* verschiedener bedeutung fähig ist, dürft unbestritten sein. daraus folgt ohne weiteres, dass das adverb bei einem vollverb mit der bedeutung *geschehen,* oder *sich befinden* in andrer syntaktischer function steht als bei dem reinen verbum substantivum, der 'copula' (vgl. ebenda s. 161 anm. 78 gegen Paul).

Noch ein paar einzelheiten: die s. 517 anm. 1 erwähnte *ἀπὸ κοινοῦ* stellung ist gewis nicht nur schlesisch, auch wol überhaupt nicht blofs mundartlich, sondern aller affectisch belebten vulgärsprache eigen, auch im englischen häufig. — nach § 567 a) 'hindert die durchwegs proklitische natur der artikelformen jede einschiebung attributiver bestimmungen zwischen artikel und substantiv'. das ist sicher ein versehen. weder die behauptung selber kann in dieser allgemeinheit richtig sein, noch ist es die begründung: die proklise würde durch das zwischengeschobene attribut nicht gehindert werden. vgl. die beispiele s. 341: *bən helllöichtn Toch, bə də stuəkfinzən Nàcht, ə dummə dàlkətə Goə̀s, ə dummə Iəsl;* s. 343: *də gung Hös, zən náiə Gànə, ə glücksöllés náis Gànə, ə bàirischə Herzog, də práissisch*

Königh usw. — wichtig ist die angabe über die stellung unbetonter pronominalformen § 567, b. 1. Schiepeks fassung lässt die annahme zu, dass in der schriftsprache auch abweichende stellung correct sei; es finden sich ja leider beispiele genug dafür, auch bei guten schriftstellern; sie beweisen aber nur, dass das feinere gefühl für den rechten satzrhythmus vielfach verloren gegangen ist. — zum selben § b, 1—3 vgl. Wortst. im Beow. § 81 und s. 43. 54. 352. — s. 427 wird 'wegen der regelmäfsigen voranstellung des genitivs' auf § 367—373 verwiesen; ich finde dort nichts darüber gesagt; die gegebenen beispiele zeigen allerdings diese stellung, bis auf *Mutter Gottes, Kind Gottes* in § 368. — die sorgfalt des vf.s hat sich auch auf die druckberichtigung erstreckt; von den wenigen fehlern, die ich bemerkt habe, ist nur s. 468: Erdmann-Mensing II (lies: I) erwähnenswert.

Durch die fleifsige heranziehung der übrigen mundarten, zumal der oberdeutschen und besonders regelmäfsig der österreichischen, und die gewissenhafte ausnützung der einschlägigen litteratur hat sich Schiepeks buch in den umfänglichen und inhaltreichen anmerkungen, zu denen auch der herausgeber manche wertvolle beisteuer geliefert hat, zu einem wahren repertorium der deutschen dialektkunde ausgewachsen, das weit über das gebiet des satzbaus hinausgreifend auch reiche belehrung über formenlehre, wortbildung und wortgebrauch der deutschen mundarten bietet.

Neben dem vf. gebührt dem herausgeber Lambel und dem drucklegenden Verein für geschichte der Deutschen in Böhmen unser wärmster dank.

Strafsburg i. E., märz 1909. **John Ries.**

Wort und Brauch. Volkskundliche arbeiten namens der Schlesischen gesellschaft für volkskunde in zwanglosen heften hrg. von dr **Theodor Siebs** und dr **Max Hippe.** Breslau, M. & H. Marcus. 8°.

2 heft. Lateinisch-romanisches fremdwörterbuch der schlesischen mundart von **Erich Jäschke** 166 ss. — 5,60 m.

3 heft. Die schlesische mundart in ihren lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt von **Wolf von Unwerth.** 94 ss. — 3,60 m.

Jäschkes arbeit bietet eine zusammenstellung von fremdwörtern in der schlesischen mundart und kann als brauchbarer beitrag zur deutschen lexikographie angesehen werden. fast gänzlich vermiss ich allerdings den versuch zu ermitteln, auf welchem wege die wörter in die mundart gedrungen sind. Ich glaube, dass man auf grund verschiedener lautlicher veränderungen (ob zb. fremdes *b, d* durch *b, d* oder *p, t* vertreten sind, ob fremdes *a* als *ā* oder *o* erscheint usw.) zu mancherlei schlüssen gelangen kann; dasselbe gilt für die altersbestimmung

(vgl. etwa *afkōte* neben *atwôkôte*). freilich müste dann die auswahl nicht so willkürlich erfolgen, sondern womöglich alles material verwertet werden, und gerade die älteren entlehnungen wie *soldat, sellerie, anis, lavendel* uaa. sollten nicht aufser acht gelassen werden, da sie sicher von gröfserem interesse sind als etwa wörter wie *schneiderieren, schauderös* ua. bedenken hab ich gegen gewisse formen wie '*Moritz*' für '*mores* (lehren)' u. ähnl., für die belege dem einen oder andern volksschriftsteller entnommen sind; denn bekanntlich lieben es manche unserer volkstümlichen humoristen, dergleichen verballhornungen selbst zu construieren. auch die sogenannten volksetymologieen bestehn zum teil nur auf dem papier, indem mit hilfe der orthographie solche vermeintliche umdeutungen künstlich gemacht werden, so wenn *viehsasche* für *fisâze* geschrieben wird, was sich dann natürlich als lächerliche composition 'viehs-asche' repräsentiert. tatsache ist, dass bei ungewohnten lautverbindungen häufig ersatz durch geläufige lautfolgen vorgenommen wird, ferner auch, dass bekannte, ähnlich klingende wörter diese umgestaltungen beeinflussen, ja gelegentlich sogar eine bedeutungsverschiebung veranlassen. aber die substitutionen und anlehnungen — ergebnisse einer ungenauen reproduction — erfolgen in der regel durchaus nicht bewust, und nicht selten handelt es sich nur um ein zufälliges zusammentreffen einer in der mda. lautgesetzlich entwickelten form mit irgend einem andern bekannten lautcomplex. auch der vf. überschätzt das etymologische denken im volke, so wenn er zb. s. 128 unter '*schandârm*' meint: 'man zerlegt sich im volke dieses wort wohl in 'schande' und 'arm' in entrüstung über die angeblich so schändlich tätigen 'arme' dieses beamten'. *kupprize* erklärt J. als hervorgegangen durch anlehnung an '*kupp*' kopf. vergleicht man jedoch *kuptâl, kurakter, kustânie* s. 8, auch *kuppərâl* u. ähnl., so scheint die form vielmehr auf irgend einem mundartlichen wandel von vortonigem *a* in gutturaler umgebung (über *o*) zu *u* zu beruhen. *pangenett* (bajonett) soll von 'bange' beeinflusst sein. abgesehen davon, dass bange in Schlesien nicht *pange* lautet, warum erscheint das wort auch im süddeutschen, wo 'bange' gar nicht volksläufig ist, mit vorweggenommener nasalierung? allzuoft spricht J. von entstellung udgl. *Latwerge*. zb. nennt er eine verstümmelung des lat. *electuarium*, während es doch, vom *a* abgesehen, eine ganz lautgesetzliche umbildung des fremden wortes ist (vgl. lattich, ferge; *a* kann rom. ursprungs sein, ital. *lattovaro*). das schlesische *lakwerk* beruht, worauf mich ESchröder aufmerksam macht, auf dem mitteldeutschen übergang von *tw* > *kw*.

Bemerkenswert sind formen wie *ziŋnatər* < *signator*, da sie für einstige verbreitung der roman. aussprache *ŋ* für lat. *gn* in Deutschland zu sprechen scheinen; ebenso kann *z* in *ziŋnasium* auf romanischer aussprache des *g* vor palatal beruhen, die in

fremdwörtern im westlichen Mitteldeutschland zt. noch heute üblich ist: *zeografi, zimnasium.* es wäre noch manches anzumerken, denn das lautliche ist nicht gerade die stärkste seite des vf.s direct zu tadeln ist die anordnung der wörter nach einer beliebig herausgegriffenen dialektform; dass die brauchbarkeit der arbeit als eines nachschlagewerkes sehr darunter leidet, hätte sich der vf. doch denken sollen.

Bedeutender ist die zweite arbeit, der ich wünsche, dass sie recht zahlreiche nachfolger auf andern dialektgebieten finden möge. v. Unwerth gibt uns allerdings kein vollständiges bild von den schlesischen dialektverhältnissen. wie in Schatzens Tirol. mundart wird nur die lautliche seite behandelt, auch hat der vf. abstand genommen von einer vergleichung mit aufserschlesischen mundarten und einer begründung seiner ansicht über den lautlichen entwicklungsgang durch urkundliche belege, wie sie etwa Weinhold in seiner schrift 'Über deutsche dialektforschung' angestrebt hat. vU. hat es verstanden, das reiche material bei aller gedrängtheit klar und übersichtlich zu gliedern; freilich werden bei der gruppierung manche erscheinungen zusammengefasst, die sich in ihrer tatsächlichen verbreitung nicht völlig decken, aber dem vf. war es ja in erster linie nicht darum zu tun grenzen festzustellen, als vielmehr einen überblick zu ermöglichen, und man darf sagen, dass er bei der notwendigen schematisierung die gebotenen grenzen im grofsen und ganzen nicht überschritten hat. dabei ist ihm der umstand zustatten gekommen, dass das schlesische, obschon oder wol besser gerade weil es eine colonialmda. ist, ein einheitlicheres gepräge aufweist als die meisten stammesmdaa. nicht einverstanden bin ich jedoch mit seiner beschränkung auf Preufsisch-Schlesien. wol werden auch die schlesischen mdaa. aufserhalb der reichsgrenze berücksichtigt, aber recht stiefmütterlich in einem anhange, der an vollständigkeit viel zu wünschen übrig lässt. es ist ein bedenken principieller art, das ich hier ausspreche: denn nur dann kann der sprachliche werdegang innerhalb eines näher zusammengehörigen dialektgebietes annähernd richtig beurteilt werden, wenn zum mindesten sämtliche dazugehörigen dialekte gleichmäfsig herangezogen werden, und wenn aufserdem auch dem übergangsgebiete die nötige beachtung geschenkt wird. leider scheint, seit der Sprachatlas an der reichsgrenze halt machen muste, die politische scheidewand auch in der dialektologie eine gröfsere rolle spielen zu wollen. ich zweifle, ob vU. bei seiner auffassung der chronologie der lautlichen entwicklung (§ 114) geblieben wäre, wenn er sich näher mit den schlesischen mdaa. aufserhalb der preufsischen provinz befasst hätte. jedenfalls hätte er die entrundung schwerlich an erste stelle gesetzt. noch heute wird unmittelbar an der reichsgrenze in Österr.-Schlesien

mhd. *æ* von *ê* geschieden (vgl. Seemüller Deutsche mdaa. II, s. 3 f). da die gerundeten und ungerundeten parallellaute sich nur durch vorhandensein oder fehlen der lippenarticulation unterscheiden, kann der zusammenfall erst spät im sonderleben der einzelnen untermdaa. eingetreten sein. zweifelhaft erscheint es mir ferner, ob *ê* (*æ*) bereits zu *ī* geworden war, als *i* gedehnt wurde und ob der zusammenfall von *ê* mit gedehntem *i* überhaupt als gemeinschlesischer vorgang aufzufassen ist. die eben genannte mda. hat wol *e* < *i*, aber *ę* < *ê*. auch der Schönhengster gau bietet zwar *ai* für gelängtes *i* (*ü*), aber *ê*, *æ* bleiben auf der *ī*-stufe, ein beweis, dass diese hier erst nach der dehnung des *i* erreicht wurde. allein auch im preufsisch-schlesischen selbst scheint manches dafür zu sprechen, dass der zusammenfall sich keineswegs so gleichmäfsig vollzog. so hat das glätzische wol mhd. *ê*, *ô* vor *r* zu offenem *e*, *o* gewandelt, nicht aber gelängtes *i*, *u*. für einen teil der diphthongierungsmdaa. belegt vU. *bair* wir, *mair* mir, während dieselbe entwicklung bei *ê* (*æ*) zu fehlen scheint; es begegnen da vielmehr im süden ausweichungen nach *ī* hin (*zīr* sehr, *rīrə* röhre gegen sonstiges *ē*) [1]

Die beurteilung der verhältnisse in den 'diphthongierungsmdaa.' bekundet eine treffliche sprachwissenschaftliche schulung des vf.s. dass er die *tǫp* (topf), *šnetə* (schnitte) auf diphthongische vorstufen zurückführt, ist sicher richtig. über die beziehung der beiden niederschles. diphthongierungsgruppen zu einander habe ich allerdings eine abweichende meinung, zu der mich die geographische verteilung der diphthongierungs- und monophthongierungserscheinungen veranlasst, mit der ich aber aus mangel an genügendem belegmaterial noch zurückhalten will. der ansicht, dass ein zusammenhang zwischen dem nördlichen (niederschles.) diphthongierungsgebiet und dem südlichen (österr.-schles. und mährischen) unwahrscheinlich ist, kann ich nur beipflichten, nur hätte sie vU. mit einem andern hinweis begründen sollen als damit, dass auch die sprachinsel Schönwald bei Gleiwitz ähnliche züge aufweist wie der österr.-schlesische süden. der umfang der diphthongierung ist nämlich im süden ein wesentlich andrer: während im niederschlesischen auch die mhd. *ê*, *æ*, *â*, *o* davon betroffen wurden, bleiben sie im süden als einfache längen erhalten, umgekehrt erscheinen die mhd. *ie*, *uo* im norden als monophthonge, während sie im süden als *ei*, *ai*, *ai* bzw. als *ou*, *au*, *au* auftreten; nur

[1] von principiellem standpunct möchte ich auch das transscriptionsverfahren beanstanden, wiewol es vU. eigentlich nicht zur last gelegt werden kann; so die nichtbezeichnung der offenen laute, die widergabe von bilabialem *w* durch *v*, von labiodentalem durch *w*. es ist bei dem grofsen gewirr auf diesem gebiete zu beklagen, dass immer wider neue transscriptionssysteme erfunden werden, welche die dialektvergleichung aufserordentlich erschweren und schliefslich doch gar keine nennenswerten vorteile bieten.

die diphthongierung von mhd. *i*, *ü*, *u* deckt sich vollständig, nicht völlig aber die monophthongierung von *ei*, *ou* (*ai*, *au*) < mhd. *î*, *û*. mit rücksicht auf die noch weitverbreitete ansicht, dass diphthongierung mit apokope zusammenhängt, sei besonders darauf hingewiesen, dass sich das gebiet der diphthongierung keineswegs mit dem der apokopierung deckt, dass vielmehr der weitaus gröfsere teil desselben die alten endungsvocale erhalten hat.

Von den erscheinungen auf dem gebiete des vocalismus sei noch hervorgehoben die besondere entwicklung des *ei*, *öu* in wörtern wie mhd. *ei*, *höu*, also im auslaut, wo es mit dem dehnungsproduct von mhd. *ê* zusammenfällt, ferner die eigenartige gestaltung der contractionsproducte aus mhd. *age*, *ëge*, *ege*, *äge*, *oge*, *öge* (§ 106 ff), die licht zu werfen geeignet ist auf verhältnisse in anderen mdaa. die erklärung der verschiedenen vertretung von mhd. *ëge* scheint mir verfehlt. bei *gegen*, *egede*, *egesam* handelt es sich einfach um isolierte formen, in denen früh die lautgesetzliche diphthongierung eintrat, bei *treget* usw. wurde sie zunächst durch systemzwang verhindert. auf lautanalogie beruht sicherlich der übergang von *s* > *š*, *ž* nach *oa* < *age* (wie in *zoa-ž-a* sag es ihnen), da es mit *oa* < *or* zusammenfiel. es ist im grunde derselbe fall, wenn in niederösterreichischen dialekten mda. *uə* < *uo* nach analogie von *uə* < *ur* unter umständen zu *ur* umgebildet wird.

Von hohem interesse ist der schlesische consonantismus deshalb, weil er (wie auch der moselfrk. und ripuar.) von der grofsen consonantenumwälzung, die das nordobd. und centralmd. betroffen hat, verschont blieb (ein charakteristisches merkmal, das vU. nicht genügend hervorhebt) und rückschlüsse auf die ehmaligen verhältnisse in den östlicheren mdaa. zu machen erlaubt. mhd. *s*, *v* haben den stimmton in sonorer umgebung bewahrt, fortes und lenes werden im hauptgebiet noch genau geschieden. in bezug auf die verschiebung des *d* nach cons. steht das schlesische insofern auf nordmd. stufe, als nur nach *r* die fortis erscheint (*gōrtn*), dagegen *d* nach *l*, *n* (natürlich nicht in 'winter, munter'). die bemerkung s. 49 § 67 'altes (westgerm.) *d* ist im inlaut nach *r* geschwunden' gilt nicht einmal für die angeführten drei wörter ('werden(!), ordentlich, pferd', vgl. ahd. *pfarifrid*). bemerkenswert ist, dass die nachträgliche verschiebung von *d* > *t* im anlaut fast ganz mit dem obd. übereinstimmt. besonders hinweisen möcht ich auch auf die verteilung von *rž* und *rš* für *rs*, die ganz mit der Anz. XXXII 133 gemachten beobachtung übereinstimmt, vor allem da vU. ihr keine aufmerksamkeit schenkt. es steht in den mdaa., die *rš* und *rž* scheiden, nicht nur *ōrš* neben *ōrže*, auch *kiršə* kirsche, *pǫršə* bursche neben *hīržə*, *meržl* ua. wenn daneben *faršə* ferse, *kiršnā* auftritt (vgl. Michel, Mda. von Seifhennersdorf § 134. 135 u. § 23), so beruht

das darauf, dass in diesen wörtern *s* infolge synkope vor consonanten zu stehn kommen konnte: *fersana* > *fersne* (daher bair.-österr. auch *ferštn* wie *kerštn* neben *fer̥n*, *fēzn*), *kürsenære* > *kürsnære* und weiterhin so behandelt wurde wie *sn* im anlaut, d. h. stimmlos ward. daher schriftdeutsch *kürschner*, dessen erklärung ich aao. schuldig blieb.

An den urspr. verhältnissen hat das schlesische auch insofern festgehalten als es wenigstens zum teil die alten geminaten noch bewahrt hat. wie vU. dazu kommt, die möglichkeit der erhaltung alter doppelconsonanz abzulehnen (§ 105), ist mir in anbetracht des sonstigen conservativen verhaltens des schlesischen gerade in bezug auf den consonantismus unverständlich. nur darin stimmt es zum teil mit dem östl. md., einschliefslich des rhfrk. und östl. obd. überein, als es auch den wandel von inl. *b*, *g* zu reibelauten mitgemacht hat. es muss aber nachdrücklich betont werden, dass diese spirantische aussprache nichts ursprüngliches ist (vU. spricht § 78 von alter spirans), dass im gesamten ostmd. (ostfrk.-thüring.) und rhfrk. in ahd. periode verschlusslaut gesprochen wurde; wie wären sonst die auslautenden *p*, *k*, die verschlusslaute vor stimmlosen consonanten bei alter synkope (vgl. *gibt* gegen mfrk. *gift*) zu erklären? damit soll aber nicht gesagt sein, dass die im schlesischen zum teil vorkommenden intersonoren *b*, *g* gerade die ahd. verschlusslaute repräsentieren, es kann sehr wol neue rückbildung aus der zwischenstufe *w*, *ȝ* vorliegen. eine weitere neuerung des schlesischen ist der teilweise erfolgte übergang von mhd. spirant. fortes nach erhaltener länge oder diphthong zu lenes, für die weiterhin sogar stimmhafte laute eintraten. dagegen hat es, wie bei einer nicht 'erweichenden' und nicht apokopierenden mda. zu erwarten ist, die mhd. auslautregel fast in vollem umfange bewahrt (vgl. auch fälle wie *šl̥imp* — inlaut *šl̥imə*), und zwar herscht noch ganz der alte zustand: es wechselt nicht nur *rot* mit *rodə* sondern auch mit: *a rod is* ein rad ist . . . auf analogie beruht es natürlich, wenn diese regel zum teil auch auf urspr. fortes übertragen wird: *top* topf: *tòb aus* (§ 62).

Die erscheinung der 'apokope im satzinlaut' d. i. im hiatus (vgl. § 62, anm. 1 *štrimp aus* für *štrimpe aus*) hätte wol eine besondere hervorhebung verdient. die tatsache, dass die mdaa. mit erhaltenem endvocal (auch die südobd.) vor vocalischem anlaut apokopieren, ist wichtig für die beurteilung der hiatuselision im mhd.

Im übrigen vermiss ich noch folgendes: eine darstellung der umlautsverhältnisse: 1) verbreitung des *ë* - *ė* und *ė* - *ä* uml. (vor *st* + *er* scheint das gemeinschles. den *ë* - *ė* uml. aufser *gestern* nicht zu kennen, also *šwastər*, doch um Mährisch-Trübau hier *ė* nicht *ę*! man beachte ferner das teilweise auftreten von offenem *e*-umlaut in *kasl* kessel, *kafχ* käfig, *kɒrzə* kerze,

mda. von Sebnitz, auch Schockau. (*masv* messer dagegen weist wie die alem. und auch die bair.-österr. mdaa. welche *ë* und *ë* scheiden auf urspr. *ë*). 2) verteilung des *ou - öu* uml. (vgl. das eigenartige verhalten der mdaa. in der Sebnitzer gegend, wo das land uml. hat in *kaufen, raufen, taufen, erlauben, träumen*, während ihn die stadt nicht kennt. Meiche § 91). 3) verteilung des *u - ü* uml.

Zu berichtigen bezw. ergänzen wäre folgendes: § 9, 2: das nebeneinander von *ę* — *a* vor *r* + cons. beruht darauf, dass namentlich vor *rn, rd* frühzeitig dehnung eintrat, uzw. früher als in offner silbe (vgl. dazu Zs. f. d. mdaa. 1909 s. 5). — § 16: *a* gilt in den betr. wörtern auch sonst im nordmd.; fast die gleichen fälle kehren zb. im moselfrk. wider. — § 79: weder *quark* noch *kalk* sind fürs altschlesische mit *k* anzusetzen. *quark* beruht auf slaw. *tvarog*, *kalk* erscheint auch sonst im ostmd. mit verschobenem *k*. *sarg* ist entweder lehnwort aus der schriftsp., es kann aber auch analogische umbildung nach *bark: barjes* vorliegen. — § 103: vor *ht* scheint die verkürzung nicht allgemein zu sein, vgl. österr.-schles. *bröxtə*, Seifhennersdorf *ərlaχtn* (Michel § 25).

Zum schlusse sei noch ein wunsch ausgesprochen: wir wären vU. sehr zu danke verpflichtet, wenn er seine arbeit ergänzte: einerseits durch eine sprachkarte des schles. dialektgebiets — die beiden beigefügten kärtchen sind doch gar zu unzureichend, anderseits durch eine darstellung der geschichtlichen entwicklung der mda., wobei vor allem die slaw. ortsnamen eine reiche ausbeute versprechen. dabei müsten allerdings auch die verhältnisse in den südlichen und östlichen sprachinseln (Galizien!)[1] eingehend berücksichtigt werden, sowie auch das sprachlich sehr interessante judendeutsch, das trotz seiner vielfachen schattierung wie das schlesische eine einheitliche grundlage voraussetzt und das im consonantismus dem schlesischen sehr nahe kommt (doch vgl. das altertümliche *š* für *ss*), dagegen im vocalismus sich freilich stärker davon unterscheidet (gedehntes *i, ü* und *ê, oe*; *â* und *o*; *ô* und *u* sind nicht zusammengefallen). nach diesen vorarbeiten wird es auch möglich sein, die näheren zusammenhänge des schles. mit den übrigen ostmd. mdaa. festzustellen, eine für die sprach- und siedlungsgeschichte höchst wichtige aufgabe. eine beträchtliche anzahl von entwicklungstendenzen hat ihre parallele in den andern md. mdaa. sowie im nordbair. am auffallendsten ist wol die doppelte vertretung des uml. von mhd. *â* durch *a* und *ẹ* (*käzə* käse: *tseə* zähe) § 24, 25, die fast genau in derselben verteilung in Unterfranken, im östl. Thüringen und

[1] ich weise bei dieser gelegenheit hin auf die wol wenig bekannte schrift von LMłynek 'Narzecze wilamowickie (Wilhelmsauer dialekt)', Tarnow 1907, die eine reihe von Wilhelmsauer sprachproben bietet, allerdings in einer sehr primitiven phonet. transscription (poln. ó für d. u!)

zum teil auch in Sachsen begegnet; vgl. etwa Schmidt, Zs. f. hd. mda. 6, 332 (*a* : *ẹə*: die *ọ̈ə* des bonnländischen sind natürlich als junge analogiebildung von der vergleichung auszuschalten), Lang, Zschorlauer mda. s. 13 ua. im östl. Thüringen entspricht dem *a* : *ę* meist *ę* (*ä*) : *e*. dass eine eingehndere kenntnis der entwicklungsgeschichte des ostmd. die lösung des problems von der entstehung der nhd. schriftsprache fördern wird, steht aufser frage.

Freiburg i. Ue., d. 30. VI. 1909. **P. Lessiak.**

Wort und Brauch, 4 heft. Die nationalhymnen der europäischen völker von prof. dr **Emil Bohn.** Breslau, M. & H. Marcus 1908. 75 ss. — 2,40 m.

Der um die musikpflege in Breslau und um die musikbibliographie hochverdiente verfasser[1] gibt hier einen für den druck weiter ausgestalteten vortrag wider, den er im 112. historischen concert des von ihm begründeten gesangvereins gehalten hat. in diesen berühmten historischen concerten hat Bohn äufserst glücklich seine eigenschaften als musikforscher und praktischer musiker zu einem ziele zu verwenden gewust. gehn in unserm falle auch die einzelnen beispiele nicht zu weit in die vergangenheit zurück, so ist doch die zusammenstellung in anderer weise anziehend. denn abgesehen von der allen diesen gesängen gemeinsamen eigenschaft politischer richtung spielt bei ihnen auch das volkstümliche wesen eine mehr oder minder große rolle, und die erforschung volkstümlicher einrichtungen in kunst und leben ist ja heute stark in den vordergrund getreten. von dieser seite ist denn auch der anstofs zur veröffentlichung ausgegangen. dabei konnte natürlich im rahmen eines vortrages, der zunächst die vorführung der wichtigsten europäischen volkshymnen bezweckte und nur über entstehung von wort und weise das nötigste hinzufügte, eine untersuchung über den grad der volkstümlichkeit der einzelnen weisen, über die technischen vorbedingungen hierzu, über das verhältnis der ursprünglichen und der zersungenen fassungen usf. nicht platz finden. auch in dieser anzeige kann nur auf einiges leicht hingewiesen werden. in einem puncte müssen nationalhymnen mit volksliedern übereinstimmen: sie müssen, wenn schon nicht einstimmig erfunden, doch bei einstimmiger widergabe (ohne simultanharmonische beigabe 'begleitung' wie man sagt) durchaus verständlich sein. dagegen zeigt sich bei vielen dieser gesänge die eigentümlichkeit, dass die dichtungen, wenn man diesen ausdruck überhaupt gebrauchen darf, weder volkstümlich sind noch künstlerischen wert besitzen, und dass die tragfähigkeit ihrer melodie allein den ausschlag

[1] er ist inzwischen — am 5 juli 1909 — verschieden.

gibt. dadurch unterscheiden sie sich natürlich von echten volksgesängen, die auch aus der volksseele heraus gedichtet sind. in einer folgeerscheinung berühren sie sich allerdings wieder: auf eine beliebte weise werden neue texte angewendet. Careys 'God save the King' mit den vielen deutschen umdichtungen ist der nächstliegende fall. andere fälle erinnern an eine erscheinung in der geschichte des kunstliedes vom 17 zum 18 jahrhundert. wie man damals etwa beliebten sarabandenmelodien texte untergelegt hat, so werden hier beliebte spielweisen, insbesondere märsche, zu nationalweisen erklärt, denen dann irgendein vaterländischer text zugesellt wird. manchmal ist es zu dieser nachträglichen textunterlegung gar nicht gekommen, und wir haben dann gewissermafsen ein nationallied ohne worte (zb. die 'Marcha reale' in Spanien).

Endlich möcht ich noch erwähnen, dass wir bei diesen gesängen aufser der auch hier würksamen volksmäfsigen abschleifung von wort und weise (man vergleiche die hier gegebene alte lesart des 'God save the King' mit der heute gebräuchlichen weise) noch eine zweite kennen lernen, die amtliche änderung und feststellung einer bestimmten lesart. ein beispiel bietet die österreichische volkshymne, bei der vor einigen jahren durch weisung an alle militärcapellen und schulen die fassung derart festgestellt wurde, dass der lange vorschlag im viertletzten tacte gänzlich zu entfallen habe, während er im nächsten tact beibehalten ist.

Bohn bietet 35 melodieen, von denen aber drei (aus Serbien und Montenegro) nur mit den anfangstacten angegeben sind. zweifach vertreten sind England, die drei nordischen staaten, Niederlande, Preufsen, Frankreich, Ungarn; Polen sogar dreifach. unter Böhmen ist hier nicht die von Deutschen und Tschechen bewohnte österreichische provinz zu verstehen, sondern die tschechische nation, bei der aber das von Bohn gebrachte sanfte Skroupsche lied gegenwärtig zugunsten schärferer gesänge allslawischer richtung zurückgetreten ist.

Die älteste unter diesen weisen ist das holländische 'Wilhelmus von Nassawe'. hier ist der verfasser einen schritt weitergegangen und bringt drei fassungen des liedes, übersichtlich untereinander gestellt. darunter ist die bekannte lesart aus Valerius 'Gedenck-clanck' weitaus die beste. man möge es nicht als kleinliche verfassereitelkeit ansehen, wenn ich hier das bedauern ausspreche, dass sich Bohn der landläufigen tacteinteilung bedient, deren falsche rhythmisierung ich in meiner untersuchung über 'Die deutsche liedweise' (Wien 1904) s. 62—65 glaube nachgewiesen zu haben. es muss für moderne niederschrift mit tactstrichen nach dem ersten $^4/_4$ tact ein $^2/_4$ tact und dann erst der zweite $^4/_4$ tact kommen, so im stollen, ähnlich am schluss des abgesanges.

Der verfasser beschränkte sich auf die hymnen der europäischen staaten und völker. vielleicht wäre zugunsten der drei repräsentativgesänge der amerikanischen Unionstaaten eine ausnahme willkommen gewesen, umsomehr als zwei von ihnen ('Yankee doodle' und 'Star spangled banner') englischen ursprungs sind und die dritte ('Hail Columbia') wahrscheinlich einen Deutschen zum componisten hat. eine studie über dieses lied hat Sonneck in den sammelbänden der Internationalen musikgesellschaft (III 139) veröffentlicht [1]. es ist merkwürdig und ein beleg mehr für die fast naturgeschichtliche erscheinung, dass gewisse ideen in der luft liegen und zugleich an verschiedenen orten gestalt gewinnen, wenn wir sehen, wie um das jahr 1901 plötzlich den volkshymnen eine besondere aufmerksamkeit gewidmet wird. nachdem Abert in der Zeitschrift der Intern. musikgesellschaft schon im november 1900 darüber eine studie veröffentlicht hatte, die eine sammlung der hymnen in aussicht stellte, erschienen im folgenden jahre aufser jener studie von Sonneck nicht weniger als vier sammlungen von nationalgesängen; je eine in englischer (Brown und Moffat), französischer (Rousseau und Montorgueil), tschechischer sprache (Schimatschek) und eine allerdings auf die staaten des Deutschen reiches beschränkte deutsche (Böhm).

Die reihenfolge der hymnen und ihres erklärenden textes, wobei aus technischen gründen die melodieen in einer gesonderten notenbeilage erscheinen, ist nach sprachengruppen geordnet (Germanen, Romanen, Griechen, Osmanen, Madjaren, Slawen, Livländer und Finnen). ein alphabetisches verzeichnis erleichtert das aufsuchen. den melodieen ist je die erste textstrophe in der betreffenden sprache untergelegt, was nur gebilligt werden kann. die übersetzung dieser und jeweilen auch einer weiteren strophe ist im erklärenden text gegeben. ihre beigabe zur melodie unterhalb des originaltextes wäre etwa ein wunsch für eine zweite auflage.

Prag im märz 1909. **Heinrich Rietsch.**

Brennu-Njálssaga, herausgegeben von **Finnur Jónsson.** [Altnordische sagabibliothek XIII] Halle a. S., Niemeyer, 1908. XLVI u. 452 ss. — 12 m.

Eine neue Njálaausgabe ist ein frohes ereignis; die editionen des Oldskrift-selskab leiden an äufseren und inneren mängeln, die einen neuen text längst wünschenswert machten. man darf sagen, dass die hoffnungen, die man an die ankündigung von Finnur Jónssons neuer Njála knüpfen muste, durch die vorliegende ausgabe erfüllt werden. die strophen erfahren die be-

[1] ein mittlerweile erschienenes buch desselben verfassers über diese drei lieder und ein viertes ('America') [Washington 1909] habe ich noch nicht einsehen können.

handlung die schon Gudbrandur Vigfusson als richtig erkannte, und die dann namentlich Lehmann-Schnorr und Finnur selbst des näheren begründet haben. das ist der am meisten in die augen springende fortschritt. zu den abweichungen im einzelnen bemerk ich nur folgendes wenige. s. 87, 13. 14 ist *eptir Brynjólfi rósta* beibehalten. aber der *Ǫlvir rósta* der Ftb. (II 436 uö.) zeigt, dass hier mit GJ *róstu* zu lesen ist. auch kann man mit der wortstellung näher bei den hss. bleiben: *eptir Br. frænda sínum, róstu.* — 126,11 vermisst man den satz *hann sparði at þingfesti ok at heimilisfangi* (vgl. Aarbøger 1904, 122f. und zu 161,11). — 144,8 ist dagegen wol *at benjum* zu streichen; die *benjar* dürften von fällen wie 124,24 übertragen sein, aber nicht, wie Lehmann-Schnorr wollten, durch den verf., sondern durch einen gedankenlosen schreiber; diese aus inneren gründen sich am meisten empfehlende auffassung wird durch das fehlen der beiden worte in der wichtigen hs. G unterstützt. — 155, 23. 24 ist die interpunction vor und hinter *Móeiðarhvál* aus der älteren ausg. übernommen. die damit gegebene interpretation verträgt sich jedoch schwerlich mit 151,1. 152, 2—4. Njál führt an, Gunnar habe für den Móeidarhvál, auf den sein bruder berechtigten anspruch erhoben hat, andere werte als *sonarbœtr* geboten. was jenen anspruch des Kolskegg betrifft, so versteht man ihn und den ganzen zusammenhang, glaub ich, erst recht bei der annahme, dass Gunnar und Kolskegg verschiedene mütter hatten, wozu auch stimmt, dass die Landnáma letzteren nicht kennt. Kolsk. hatte von seiner mutter den Móeidarhvál geerbt. da aber die brüder zusammen wirtschafteten (vgl. zb. 93,18. 115,8. 132,18), so konnte das sondereigentum des jüngeren wol einmal in vergessenheit geraten.

Störend würken gewisse ungleichmäfsigkeiten der orthographie. man liest *hefnd* 96,20. 292,6. 398,5, *sigldu* 199,4, 405,15, *fífldi* 199,16, *hvíldi* 303,17. 319,15, *hœldiz* 311,25; aber *hefnda* 299,18, *mannhefndir* 310,26, *stefndi(u)* 295,18. 307,22, *signdu* 301,34, *efldi* 235,6. 237,3, *sigldi* 177,8. 181,5 und sogar *skildu* 152,14 uö. ein teil dieser formen ist in einem text des 13 jh.s nicht zu rechtfertigen; wir müssen schreiben *skildu*, aber *hvíldi*, s. Celander Arkiv 22,24 (über *hefnd*, *sigldi* ebd. 28. 33). — die interpunction ist öfters etwas sorglos behandelt. teils fehlen die anführungszeichen (79,9. 80,19. 103,29. 30. 304,25. 315,8. 337,14. 347,3. 355,13. 368,5), teils sind sie fälschlich und den anfänger irreführend gesetzt (66,1. 315,2. 317,9. 328,4). ähnlich steht es mit fragezeichen und komma. (an sonstigen druck- und schreibfehlern hab ich notiert: 132,21 l. *eigi.* zu 175,5. 6 l. seine mutter. zu 115,14 l. *Hrafnkell.* 269,30 l. *ǫllum.* 340,8 l. *við.* 359,14 l. *sóknargǫgn.* zu 386,24 l. ist statt,. 401 note r. zeile 5 l. tochter. 421,5 l. *létti.*) während die texte der sagabibliothek und so auch der unsrige im allgem. mit absätzen

sehr freigebig sind, begegnet es hier sehr oft, dass ein wichtiger sinnesabschnitt sich nicht anders im drucke ausprägt als durch die fette ziffer.

Auch die anmerkungen machen hie und da den eindruck, als hätten sie die allerletzte redaction entbehren müssen. wenn der ausdruck *reyndr*, der schon 70,17 vorkommt, erst bei 71,17 erklärt wird, so ist das nur ein beispiel für mehrere, um nicht zu sagen viele, derselben art. unpraktisch find ich noten wie diese: '*Lundi*, ein haupthof des tales, das infolgedessen auch *Lundarreykjardalr* heifst' (23,9); '*Bjarnarfirði*, dieser fjord . . .' (26,21); '*Bergþórshváli*, dieser berühmte hof . . .' (18,5); '*Rimmugýgi*, hier zum ersten male mit namen genannt . . .' (212,5). der buchstäbliche anschluss an den wortlaut im texte mutet dem leser zu wenig zu, die verschweigung der grundform aber vielleicht manchmal zu viel! ein nachdenklicher mag auch wol fragen, wie denn jener hof im mittelalter eigentlich hiefs, ob *Lundr*, wie das register zur Landnámabók angibt (heute *Lundur*), oder vielleicht *at Lundi*? in der zweiten hälfte des buches ändert sich übrigens das verfahren. da wird auf *í Vellandkotlu, frá Gjábakka* bezug genommen mit '*Vellandkatla*', '*Gjábakki*' (244,15, vgl. 293,1. 332,12).

Die übersetzungen erfreuen häufig durch äufserst präcise fassung des phrasensinnes. doch wäre eine erklärung an einigen stellen förderlicher als die beste übersetzung. bei einem begriff wie *hǫttr gerzkr* (70,11) ist letztere allein überflüssig. allzu frei widergegeben ist 209,26 *margir kjósa eigi orð á sik* ('man kann sich die scheltreden nicht immer aussuchen'). wenn Hróðný, Njáls frühere *frilla*, an das bett des ehepaares tritt mit den worten *statt 'þú upp ór binginum frá elju minni . . .'* (227,4), so ist das für den commentar ein 'ungewöhnlicher gebrauch des wortes, das sonst nebenweib, kebse bezeichnet; es war also eher Hróðný selbst, die eine *elja* Bergþóras war'. das wort bezeichnet hier nichts anderes als sonst, das besondere ist nur die pointe die die sprecherin in ihre aufforderung legt. derselbe einwand richtet sich gegen 138, 23, wo die formulierung 'uneigentlicher gebrauch' die sache wenig trifft. 252,10 handelt es sich um keinen widerspruch im texte, sondern einfach um eine lüge. 274,29: das mit dem 'unhistorischen' ist gewis richtig, aber es hätte dabei auch hervorgehoben werden müssen, dass die scharfe antwort psychologisch sehr wol begründet ist; unheilsweissagung grenzte an beleidigung, vgl. in der Njála selbst Þórir 138,25, Bróðir 108,3; Asgrím kennt Skarphedins stimmung (277, 3—4. 279,12). denselben übel angebrachten rationalismus — wenn ich so sagen darf — find ich in der erklärung von *sær kolblár* 29,13. der ausdruck, der auch 66,22 vorkommt, ist m. e. übertragen aus *haf kolblátt* (vgl. eddisch *bláar unnir*) und bezeichnet einfach das tiefe meer oder den dicken wasserstrom. — spar-

sam ist der commentar in syntaktischen erläuterungen, auch da, wo sie vielleicht manchem nützen könnten. so passieren die nicht ganz seltenen anakoluthe des autors öfters ohne note (50,8—10. 69,26); 38,2 ist eine durchsichtige contamination, wie es scheint, nicht klar erkannt. dass *ek vil nú þeitt hafa* (328,1) nicht 'eine art fut. ex.' ist, zeigen schon die parallelstellen 358,27. 386,18. besser als das schlagwort 'attraction' wäre bei *taka fari* (vgl. *fá fari*), es unerklärt zu lassen (388,9). — eine erläuterung der namensform *Skamkell* (=*Ketill inn skammi*, Gíslason Nj. II 261) wäre nicht überflüssig gewesen (106,2). zu dem *skarband* 70,11 hätte auch auf 336,12, auf Kormáks Sigurdardrápa und das Ingeldslied verwiesen werden können; bei 134,4. 5 auf Storm Arkiv 9,213; bei 220,8 auf adän. *mæth od oc mæth æg*; bei *hákr* 276,14 auf *orðhákr*; bei *sannast ok réttast ok helzt at lǫgum* 319,22 auf den formelhaften charakter dieser kette (Heusler Zwei Isl.-geschichten XLII); bei 37,5 auf Heinzel Beschreibung 288f. (vgl. auch Bárdar s. 17: *hann var í grám kufli ok svarðreip um sik*). *firn* 145,3 würd ich auf das ausgraben der leichen beziehen; das *stefna til úhelgi* wurde ja sonst anders gemacht (Austfird. sög. 156f.). — dass Kol von Gunnar 'geschlagen' worden sei (146,5. 6 uö., schon in der abhandlung von 1904), beruht auf verwechslung. — der satz 90,1 bezieht sich auf Njáls äufserung 87,9—11. — *góðr af hestinum* 132,26 kann m. e. nur heifsen 'freigebig mit dem hengst', und dies allein passt in den zusammenhang. — *Ǫrgumleiði* 188,10 kann mit *fǫgrumkinni* offenbar nicht verglichen werden. es ist = *ǫrgum leiðr*, 'den bösen verhasst oder feindlich', also ein ironischer heldenname wie *Geirólfr gerpir*. — *grán* 207,23 dürfte eine beziehung zu *grályndr* usw. haben, nicht einfach auf die 'natürliche' hautfarbe gehn. — *strandar val* in der strophe der Steinun 240f. wird doch wol wörtlicher zu nehmen sein. jedesfalls ist *val* gesagt in beziehung auf das verbum *ráku*, also halbkenning wie die von Gudbrandur Vigf. Bárd. 144 aufgeführten. — *ofarliga kleyja* 359,21 zielt klärlich auf das kopfkratzen des sorgenvollen. — die *skjaldborg* des Brján stellte der sagaschreiber sich etwa so vor, wie der Eddasammler und schon der dichter der Helreid sich den schildzaun der walkyrje dachten (vgl. 410,4. 411,20—21), und insofern hat F.J. Aarbøger 1904, 163 und note zu 409,20 recht. dass diese vorstellung aber auf einem epigonenhaften misverständnis beruht, zeigen unzweideutige stellen wie Egilss. (Kopenh. ausg.) 64f., Hkr. 2,459. die echte schildburg bestand aus schildtragenden kriegern, so noch bei Stiklastadir und später. von hier aus fällt erst das rechte licht auf das verhältnis der saga zu der irischen überlieferung. — *Þangbrandr* (231,15) 'entspricht' nicht *Danchrant*, sondern ist an aisl. *þang* (*þǫngull*) angelehnt (*ng* bezeugt durch reim bei Steinun 241,7). — die erklärung von

vendræði 340,30 ist ein lapsus: den e-ablaut zu *vandr* repräsentiert vielmehr *vindr*. das *e* erklärt sich durch einen ähnlichen vorgang wie das *a* von *nakkvat*: wie dieses neben *nekkvat* zu *nekkverr* gebildet wurde, so — umgekehrt — *vendræði* neben *vandræði* zu *vandráðr, vandráðinn*.

Zu dem münzkundlichen 'nachtrag' s. 422 sei bemerkt, dass neuerdings Valtýr Gudmundsson in der festschrift für Wimmer (= Tidsskr. f. fil. III r., 17) eine ganz andere — m. e. die einzig richtige auffassung geltend gemacht hat. aus der *mǫrk vaðmáls* darf man nicht ohne weiteres auf die 'elle silbers' schliefsen. diese bleibt unbegreiflich, während die silbergewichtsangabe beim *vaðmál* darauf beruhen wird, dass vor der wikingzeit 6 ellen *vaðmál* wirklich 1 *eyri silfrs* galten; der *lǫgeyrir* ist ein vorgeschichtlicher münzfufs. Valtýs darlegung von der unzuverlässigkeit der Grágásstelle verträgt übrigens noch eine ergänzung. die tendenz der stelle ist nämlich deutlich die eines laudator temporis acti. von den verhältnissen der eigenen zeit ausgehend, construiert der verf. zaghaft ein ideales altertum, das in wichtigen beziehungen noch weit hinter der historischen würklichkeit zurückbleibt. der satz *ok var þá alt eitt, talit ok vegit* besagt nicht 'man wog die münze damals nur', sondern 'die gezählte münze hatte immer das volle gewicht'.

Die einleitung bringt ua. eine chronologische übersicht über die in der saga erzählten ereignisse. diese an sich dankenswerte tabelle beruht auf der voraussetzung, dass die saga in ihren factischen angaben wesentlich historisch sei, eine annahme, die z. t. starken bedenken unterligt. FJ. hält selbst den quellenwert der Gunnargeschichte für gering, und doch setzt er für Hrúts weissagung, seine reise nach Norwegen, Unns beide thingreisen udgl. bestimmte jahreszahlen an. dass diesen zahlen aller wahrscheinlichkeit nach jegliche realität abgeht, darüber muss sich der benutzer des buches klar sein. dies hängt zusammen mit der frage nach der entstehung der saga, nach dem verhältnis des verfassers zu seinen quellen. der herausgeber hat seine anschauungen hierüber etwas geändert — die Gunnargeschichte ist ihm jetzt 'ein fabricat von verhältnismäfsig jungem datum, zusammengestellt auf grund alter und verblichener erinnerungen und verderbter traditionen' —, aber er steht doch methodisch noch auf dem früheren standpunct: er hält es für ausgemacht, dass der überlieferte text durch flicken und interpolieren aus einem alten kern, der eigentlichen Njálssaga, entstanden sei, und erklärt infolgedessen eine charakteristik des vf.s für unmöglich. die beobachtungen auf die sich diese auffassung beruft, sind gewiss nicht alle belanglos: im gegenteil, es bieten sich der textkritik sogar noch mehr handhaben als FJ. angreift. aber teils aus diesem grunde, teils weil aus richtigen prämissen anfechtbare schlüsse gezogen werden, kann ich die

construction des herausgebers nicht gelten lassen. eine würkliche auseinandersetzung mit ihr erfordert einen eigenen aufsatz. hier darf ich mich mit einigen tatsachen begnügen, aus denen hervorgehn dürfte, dass wir es mit einem würklichen verfasser der Njála so wie sie ist zu tun haben.

1) Der Kristniþátt, der an unrichtiger chronologischer stelle steht, spielt gleichwol die rolle, dass er das isländische leben plötzlich mit bis dahin ganz unbekannten christlichen glaubens- und cultuselementen durchsetzt: Ámundi 248 (hierauf hat schon Bååth hingewiesen). Valgard 250. Hǫskuld 255. Hildigunn 265. *fyrir guðs sakir, kirkjugarðr* 285. *tíðir* 294 usw. — mindestens 24 erwähnungen, der schlussversöhnung zu geschweigen. 2) das juristische in Þorgeirs erwägungen 246 erinnert an Njáls äußerung 155, 21. 3) ebenso das religionsgespräch zwischen Þangbrand und Steinun 240f. an das rechtsgespräch zwischen Njál und Mǫrd 147f. und den dialog Njál-Skapti 220f. 4) die saga hat die auffallende neigung, die directe rede durch ein inquit an stellen zu unterbrechen, an denen keinerlei natürliche pause ligt. so zb. 146, 4. 150, 11. 153, 29. 171, 1. 175, 16. 183, 22. 387, 19, und ebenso 239, 3, im Kristniþátt. 5) ebenso wie das charakteristische gespräch zwischen Njál und seinen aufbrechenden söhnen zweimal vorkommt (101. 210), so auch eine äußerung Njáls über seine söhne: mit 97, 15—18 vgl. 230, 6—8, eine stelle, die der Lýting-episode angehört. 6) Hǫskuld Njálsson wird auf einsamem ritt überfallen. an diese möglichkeit denkt sein bruder schon 102, 4. 7) einer der auffallendsten und eigenartigsten züge der saga ist ihr interesse für recht, rechtsformen und rechtsformeln. in letzteren schwelgt sie geradezu. je mehrfach begegnen *lýsi ek lǫglýsing, kveð ek yðr lǫgkvǫð, bauð hann lǫgboði*, einmal *stefni ek lǫgstefnu*. nach diesem somit ganz geläufigen typus bildet Skarphedin seinen scherz *eggjar móðir vár oss nú lǫgeggjan* (228, 4). das ist beim aufbruch zur rache an Lýting. solche anspielungen liebt der vf. auch sonst, vgl. *at eigi skapi Hallgerðr þér aldr* 87, 2 (vgl. *þessar meyjar skapa mǫnnum aldr*, SnE, von den nornen). 8) in der Njála wie in andern sǫgur spielt die steigerung eine große rolle, wie im einzelnen, so im aufbau des ganzen. wie schon Heinzel Beschreibung 284 bemerkt hat, stilisiert sie den verlauf der feindschaft zwischen Bergþóra und Hallgerd; die auslandreisen der Isländer werden immer länger, ereignis- und personenreicher, sie steigen zu kleinen und großen staatsactionen empor; ebenso bewegen sich die widerkehrenden processschilderungen von der skizze zum ausgeführten colossalgemälde. 9 u. 10) die saga ist reich an menschlichen werturteilen, deren ethos überall dasselbe bleibt, aber keineswegs überall mit dem ethos des stoffes übereinstimmt. ihre lieblingshelden sind nicht bloß ehrlich und gerecht; ein hervorstechender zug bei Hrút ist großmut, bei Gunnar und Njál

friedfertigkeit, bei ersterem aufserdem wolwollen und zartgefühl, Kári würde ohne das gebot der blutrache vor der christlichen moral glänzend dastehn, Hǫskuld Hvítanessgodi vollends ist die bescheidenheit und sanftmut selbst und stirbt einen märtyrertod. ein ähnlicher märtyrer ist Brján, und das lob das ihm gespendet wird, erinnert auch an Hǫskuld. Kormlǫd dagegen ist eine schwester der Hallgerd. ihre charakteristik 402,1—3 passt auch auf diese, und die sehr eigenartige wendung mit *sjálfrátt* kennen wir aus 19, 11, wie *sjálfráðr* überhaupt ein lieblingsausdruck der Njála ist (s. Fritzner III 262). wer freilich für die oft handgreiflich stilisierende charakteristik in den sagas ausschliefslich die historische würklichkeit verantwortlich macht, wird diese beobachtung leicht abtun wollen. wie schlecht begründet aber jene ansicht ist, sieht man — um nur éin beispiel zu nennen — an Kári, dessen wesen zum guten teil nur das negativ, das vornehme widerspiel, zu dem seines genossen Bjǫrn ist.

Würkliche interpolationen finde ich keine einzige. die unleugbaren schlechten nähte und verschiedenheiten zwischen den teilen der composition können zt. auf der verarbeitung fertiger schriftlicher quellen durch den autor beruhen (vgl. Heusler DLz. 1909, 735), teils werden sie schon zwischen den einzelnen stücken der tradition vorhanden gewesen sein. diese verhältnisse im einzelnen zu untersuchen — wozu uns, wie ich meine, nicht alle mittel fehlen — ist hier nicht der ort. — warum kann nicht ein meisterwerk wie die Njála noch am ausgange des 13 jh.s geschaffen worden sein? zu diesem zeitpunct passt auch die 'mislungene nachbildung einer legende', die der hgb. in der erzählung von Ámundis rache findet. eine sehr ähnliche religiöse verklärung erfährt die rachepflicht in der Hávardarsaga (c. XI).

Breslau, april 1909. **Gustav Neckel.**

(Nachtrag vom december 1909.) Die redaction gestattet mir, hier stellung zu nehmen zu einem kritischen angriff, den ich soeben durch Finnur Jónsson erfahre (Zs. f. d. ph. 41, 381—88). FJ. versteht so wenig die fragestellung und betrachtungsweise meiner Beiträge zur Eddaforschung, dass er dem vf. meinungen beilegt, die dieser nirgends ausgesprochen hat, mit entrüsteten ausrufen und unklaren allgemeinheiten zu felde zieht und selbst da, wo seine ausstellungen im kern berechtigt sind, durch wolfeiles wirtschaften mit losgerissenen einzelheiten sich selbst ins unrecht setzt. allerdings konnte ich von diesem beurteiler am wenigsten erwarten, dass er versuchen würde etwas aus meinem buche zu lernen. hat doch FJ. schon seit jahr und tag aus den arbeiten seiner fachgenossen so gut wie nichts gelernt; und überdies wandle ich auf wegen, die seinen geleisen nur selten parallel gehn. am meisten verdrossen hat ihn, so scheint es, meine these

über das Ynglingatal. obgleich ich nicht der erste ketzer bin, versteht FJ. noch immer nicht, wie man an der überlieferten datierung zweifeln kann. für ihn ist es einerlei, ob man ein werk wie das Yt. der isländischen gelehrsamkeit des 12 jh.s oder ein werk wie die Vǫluspá dem Sæmund zuschreibt! so bleiben ihm manche skrupel erspart. dass ich einen zwingenden beweis für meine ansicht nicht führen könne, hatte ich von vornherein zugegeben. ich bilde mir auch heute nicht ein, das problem des Yt. aus der welt geschafft zu haben. doch auch FJ. kann dies verdienst nicht für sich in anspruch nehmen. die anzeichen mehren sich, dass der bequeme glaube an die zuverlässigkeit der isl. tradition schlimmen zeiten entgegengeht. — das Yt. ist das einzige der von mir behandelten denkmäler, auf das der rec. näher eingeht. er spricht 6 engbedruckte seiten lang über Beiträge zur Eddaforschung mit excursen zur heldensage (und zwar angeblich über die hauptpuncte), ohne bei einem einzigen Eddaliede oder einer einzigen frage der germanischen heldensage zu verweilen. dagegen ergeht er sich etwas ausführlicher über meine interpretation einzelner stellen und auch über die beweiskraft der von mir untersuchten bindungsverhältnisse. was jene betrifft, so finde ich FJ.s abweichende auffassung (die er in die form einer dogmatischen belehrung kleidet) nur in einem teil der fälle annehmbar oder doch erwägenswert. es steht keineswegs so, dass ich nach neuen interpretationen 'geradezu jage'. vielmehr befestigt sich bei mir immer mehr die überzeugung, dass unter den herkömmlichen interpretationen der isl. gelehrten viele nieten sind, manches, was mehr aus einer seichten, papierenen logik fliefst, als aus dem lebendigen sprachgefühl (das gegenüber den alten texten eben manchmal versagt), geschweige aus einem hineindenken in den zusammenhang, einem einfühlen in stil und geist des dichters. wie es gerade in dieser letzten hinsicht FJ. an sich fehlen lässt, dafür hab ich oben und Zs. 51, 110f. ein paar belege gegeben; weitere liefert er in seiner rec., und der IV band der Heimskringla verdient es von dem benutzer daraufhin geprüft zu werden. was *sleginn sessmeiðum* und andere stellen betrifft, bei deren beurteilung die sprachgeschichte in betracht kommt, so hat FJ. mich einfach nicht verstanden. 'die einzig richtige auffassung ist die alte'; 'ich halte an meiner erklärung fest' — wenn man solche sätze list, denkt man sie sich als motto über FJ.s gesamter kritischer schriftstellerei. — und nun zu den bindungen! ich muss hier zunächst feststellen, dass der rec. meine äufserungen in wesentlichen puncten falsch widergibt. keineswegs hab ich die 'gefährliche behauptung' aufgestellt, dass jede überschreitung der helminggrenze von vornherein irgend eine 'annahme begründe' (s. bei mir s. 22). ich habe nichts dergleichen 'beweisen' wollen, wie mir s. 384 untergeschoben wird. was mit meiner eben dort erwähnten und verurteilten 'theorie' gemeint

ist, bleibt mir dunkel. von dieser gar nicht vorhandenen theorie wird weiter gesagt. sie müsse an der form des Yt. 'scheitern', und zwar nach meinen 'eigenen worten'. diese letzte wendung zielt auf s. 389 meines buches. dort ist nicht nur dem wortlaut nach etwas anderes gesagt, sondern FJ. presst auch den zusammenhang in einer weise die befremden muss, auch wenn man berücksichtigt, dass er augenscheinlich für mein buch wenig zeit übrig gehabt hat. skeptische beobachtungen am Yt. (und an der Ragnarsdrápa) haben sich mir schon aufgedrängt, eh ich auf die bindungen aufmerksam wurde, und eh ich von den arbeiten Bugges und meiner andern vorgänger wuste. ich constatiere dies ausdrücklich, weil mein gegner es so hinstellt, als könne man nur aus gründen die eigentlich aufserhalb der sache liegen, oder um einer verzweifelten 'theorie' willen an der echtheit des Yt. irre werden. — in seinen 'erwägungen, deren berechtigung nicht zweifelhaft sein kann', find ich keinen bessern sinn (sie sind offenbar sehr flüchtig hingeschrieben), als dass FJ. meine beiden grundvoraussetzungen leugnet: die erkennbare würksamkeit einer tradition und eine erkennbare gleichartigkeit im verfahren des einzelnen dichters. wer diese voraussetzungen leugnet, setzt sich in widerspruch zu offenkundigen, zt. trivialen tatsachen. muss ich wirklich an den wgerm. hakenstil erinnern, an die erblichkeit des festen helmings im skald. kviduhátt, an das zusammengehn skald. bindungen mit skald. habitus überhaupt in gewissen Eddatexten, an das widerkehren ganz bestimmter gliederungstypen (vgl. Anz. xxxii 269)? neben dem traditionellen factor kann der individuelle hauptsächlich insofern zur geltung kommen, als er aus einer etwa vorhandenen mannigfaltigkeit von vorbildern eine auswahl trifft. hieraus erklärt es sich, dass dichter von verschiedenem formgefühl gleichzeitig sein können. FJ. hält mir diese selbstverständlichkeit entgegen, als wenn sie mir ganz entgangen wäre. hat er mein buch würklich ganz gelesen? was zweitens den einzelnen dichter betrifft, so kann sich zwar das formgefühl im laufe eines lebens verschieben (wir wissen derartiges, um eine nicht sehr fernliegende parallele zu nennen, von Shakespeare), aber in so kurzen liedern wie den eddischen dürfen wir eine weitgehnde gleichförmigkeit erwarten, soweit sie von éiner hand herrühren. überall, wo wir diese gleichförmigkeit finden, da spricht auch sonst alles für einheitlichkeit des textes. wo hingegen die bindungen bunt durcheinander gehn, da pflegen auch andere kriterien ungleichen alters nicht zu fehlen. die fruchtbarkeit dieses gesichtspunctes mein ich an mehr als einem beispiel erwiesen zu haben. — es scheint aber (klar ausgesprochen wird es nicht), als hätte der rec., wenn er von meiner 'theorie' spricht, noch ein drittes im auge: die annahme ags. einflusses. diese annahme ist natürlich FJ. höchst unsympathisch. ob er sie für die Hofudlausn bestreiten kann,

weiſs ich nicht. im übrigen muss ich hervorheben, dass ich mir das aufkommen des festen helmings auch ohne jene annahme erklären könnte (s. s. 491 meines buches). das letzte wort über diese entwicklungsgeschichtlichen fragen ist noch nicht gesprochen. aber selbst wenn man jenen bindungstypus schon für das 9 jh. ansetzen müste, so fiele, soweit ich sehe, keiner von den schlüssen die ich aus den bindungsverhältnissen gezogen habe, sondern nur jene annahme ags. einflusses. FJ. erregt seinen lesern den unklaren eindruck, als huldige ich einer willkürlichen und ungeheuerlichen methode. in würklichkeit hab ich bei keinem denkmal das alter unmittelbar aus den bindungen ablesen wollen. ich habe mich im gegenteil bemüht, möglichst viele und verschiedenartige kriterien mobil zu machen, um über die entstehung der überlieferten einheiten und ihre litterarhistorische stellung klarer zu werden, als man es bei der lectüre von FJ.s litteraturgeschichte mit ihren kategorischen entscheidungen wird. dass dies verfahren einen fortschritt bedeute, für die textkritik und für die altersfragen, das hoffte ich anerkannt zu sehen. statt dessen schlägt der autor der Lit. hist. blindlings los auf das wichtigste der von mir verwerteten neuen kriterien. seine 'erwägungen' können mich in keiner weise davon überzeugen, dass ich von den bindungen einen principiell unzulässigen gebrauch gemacht hätte. nach wie vor behaupt ich, dass sie nicht bloſs für die beschreibung der Eddalieder, sondern für die eddische litteraturgeschichte von bedeutung sind. gewis hätte ein meister die aufgabe sicherer angegriffen und besser gelöst als ich, das empfind ich längst sehr lebhaft; aber FJ.s recension ist nicht dazu angetan, mir die vollkommene leistung, die mir vorschwebt, anschaulicher zu machen. **G. N.**

Floovent-studien. untersuchungen zur altfranzösischen epik. von **Gustav Brockstedt.** Kiel, Robert Cordes, 1907. VIII u. 164 ss. 8⁰. — 7 m.

Diese Flooventstudien bestehn aus zwei teilen. in beiden zeigt der vf., dass er über hübsche kenntnisse verfügt, dass der umfang seiner lectüre ein erfreulicher ist, dass er die gabe besitzt, seiner darstellung ein lebhaftes gepräge zu verleihen. aber um sein combinationstalent und die handhabung der methode ist es schlimm, sehr schlimm bestellt. allerdings treten diese mängel in dem ersten teil, der als Kieler dissertation gedruckt ist, nicht so sehr hervor. denn hier bewegt der vf. sich in einem engeren kreise. hier gilt es nämlich den grad des zusammenhanges zwischen dem afrz. Floovent und den ital. Fioravante und Buovo festzustellen. und so tragen die resultate dieses ersten teils im groſsen und ganzen einen gesunden charakter. aber der zweite teil, der sich mit den quellen der genannten dichtungen beschäftigt! ich

habe beim durchlesen manchmal nicht anders gedacht, als dass in dem vf. eine humoristische ader stecke, und dass er die in der sagenforschung beliebte beweisführung mit weitentlegenen parallelen einmal gehörig habe parodieren wollen. ich muste aber allmählich diesen gedanken aufgeben, nicht weil es an humoristischen momenten gefehlt hätte (zb. Sigurds mutter als Pariser kaufmann; der nordische Gripir als Pariser bürger, als eremit, als Richier, Floovents freund; Odin angedeutet als papst oder als Alexander der Grofse; Brynhild als bezaubertes bronzenes bild udgl.), aber das aufgebot der verschiedenartigsten sagen- und märchenstoffe sah denn doch für eine parodie zu ernst aus.

Br. hat eine wahrhaft visionäre gabe für sagenparallelen, die aufserdem voneinander abhängig sein sollen. da er besonders betont, dass der Flooventdichter, von dem übrigens auch der Fioravante und die bearbeitung des Beuve de Hanstone zum Buovo herrühren sollen, die nordische Sigurdsage für seine dichtungen benutzt hat und infolgedessen aus diesen dichtungen wertvoller aufschluss für den ursprünglichen charakter der nordischen sage zu erwarten ist, so greif ich aus den vielen sich auf diesen zusammenhang beziehenden, verzweifelten 'parallelen' eine einzige zur charakterisierung heraus, die ich nicht weiter zu commentieren brauche. wenn im Buovo der bruder des königs die königlichen kleider und insignien anlegt, um den helden (Buovo) ins verderben zu locken (dieser soll einem sultan einen brief überbringen, der den befehl enthält, den überbringer zu töten), so heifst es bei Br.: 'die quelle dieser episode ist offenbar das „gestaltenaustauschmotiv" der Sigurdsage, die geschichte der überlistung Brynhilds durch Sigurd, der in Gunnars gestalt vor ihr erscheint und sie dadurch zu einem entschluss bringt, den sie, hätte sie gewust, wer vor ihr stand, nie gefasst hätte' (s. 130). — auf diese weise gewinnt der vf. mehrere scheinresultate. ich nenne einige: der ital. Fioravante, die ital. bearbeitung des Beuve de Hanstone sind arbeiten des Flooventdichters (s. 65), oder wahrscheinlicher, die verschiedenen versionen sind aus einer von ihm inspirierten schule (s. 64) (auch der Hüon von Bordeaux [s. 159], das Coronement Looïs, der Gormont et Isembart, das Moniage Guillaume [s. 155] haben ihn — oder seine schule? — zum verfasser, der beweis wird allerdings erst in späteren studien gegeben werden); der Flooventdichter hat den Floovent, den Fioravante und den Buovo ua. aus motiven der Sigurdsage aufgebaut bezw. durchsetzt; als der dichter seine jugendarbeit — den Floovent — im alter wider aufnahm, verarbeitete er auch noch motive aus dem Nibelungenlied hinein; auch das Siegfriedlied — entstanden aus concurrenz zum Nibelungenlied (s. 162) — gieng aus seinem geiste hervor.

Bei der letzten behauptung — das lied vom gehörnten Siegfried sei das werk des französischen Flooventdichters —

muss ich noch einen augenblick verweilen. in der 1908 von Br. veröffentlichten, gleich unten zu besprechenden studie 'Das altfranzösische Siegfridlied' ertönt nämlich s. 3 in einer note der jammerschrei: 'dass die kritik die folgenschweren deductionen der seiten 93—95 der Floovent-studien, die logisch durchaus unangreifbar sind, aber freilich von einem anfänger stammen, entweder überhaupt keiner beachtung würdigte oder ohne prüfung kühl und überlegen ablehnte, entspricht zu sehr dem gewöhnlichen verhalten der menschen neuen erkenntnissen gegenüber, als dass man sich groß darüber zu wundern brauchte'. prüfen wir die verkannten 'logisch durchaus unangreifbaren' 'folgenschweren deductionen' der ss. 93—95 der Floovent-studien. das material worauf Br. sie aufbaut, ist folgendes. im afrz. Floovent beschließt der von seinem vater verbannte held (Floovent) zu könig Flore von Ausai zu gehn, der mit den Sarazenen krieg führt. unterwegs jagt er drei sarazenischen räubern eine prinzessin ab. es ist die Florete, Flores tochter, die in die hände dieser heiden gefallen ist, nachdem sie ohne hülfe irgend eines helden vier 'felons paiens' entflohen war, die sie entführt hatten. Floovent tötet zwei der Sarazenen, der dritte entkommt. aber auch diesen ereilt sein geschick, denn der freund Floovents, Richier, macht ihn nieder, nachdem er erfahren hat, wo Floovent sich befindet. darauf hat Floovent widerum einen kampf zu bestehn, diesmal mit dem riesen Fernagu, dem sohn des Sarazenenfürsten Galien, der die jungfrau für sich verlangt. Floovent verwundet ihn, Fernagu bekommt aber hülfe von vier Sarazenenfürsten. der Floovent hat hier eine lücke. nach dem Fioravante unterligt Fl., wird aber von Richier gerettet. — das deutsche volksbuch vom gehörnten Siegfried (18 jh.) erzählt also: Siegfried zieht mit dem zwecke aus, die Wormser königstochter Florigunda aus der gewalt des drachen zu erlösen. nach besiegung des drachen begibt er sich mit Florigunda und dem schatz vom drachenstein nach Worms, wird aber unterwegs von 13 räubern überfallen, die ihm schatz und jungfrau nehmen wollen. er tötet sie bis auf einen, der in einen morast läuft und bis an den hals darin einsinkt. S. ruft diesem zu, dass, wenn ihn jemand treffe, er sagen solle, der gehörnte S. habe ihm das getan, der auch die anderen räuber getötet. — Br. sieht nun in den beiden berichten trotz der differenz 'übereinstimmungen so schlagender natur, dass der zusammenhang der beiden dichtungen nicht geleugnet werden kann'. zunächst darin, dass in beiden die rettung der jungfrau in zwei stufen stattfindet, im Floovent befreiung von 4 felons paiens und 3 Sarazenen (ich zähle hier übrigens drei, sogar vier stufen, Br. schweigt nämlich s. 93—95 von dem kampfe mit Fernagu, und Fioravante macht noch anderes durch), im volksbuch von dem drachen und den 13 straßenräubern. dass im Floovent wie im

volksbuch der held einen räuber nicht tötet, ist für Br. der kernpunct für die gleichheit der motive. noch mehr: er folgert daraus ohne weiteres die abhängigkeit der züge des volksbuches von denen der Flooventdichtung oder, was für ihn dasselbe ist, die abhängigkeit des ursprünglichen Siegfriedliedes vom Floovent. daran schliefst sich wider eine andere 'logisch durchaus unangreifbare, folgenschwere deduction': das motiv der einstweiligen schonung des einen räubers sei im Floovent vollständig ausgearbeitet, denn der räuber entkommt aus den händen Floovents, fällt aber durch Richier. das motiv im volksbuch dagegen sei nur ein 'torso'. das torsoartige sei aber gerade 'ein wichtiges kriterium für die beurteilung des zwischen dem Siegfridlied (sc. volksbuch) bestehnden beziehungen'. in dem Floovent sei nämlich die schonung zu keinem andern zweck erfunden, als um Richier warnen zu können. der dichter des Siegfriedliedes aber habe das motiv aufgenommen und es nicht zu ende geführt, weil eben im Siegfriedlied keine person vorkomme, die gewarnt werden muss. der dichter des Siegfriedliedes — fährt Br. fort — kannte also die natur dieses motivs, kannte außerdem den Siegfriedcharakter des Floovent, er wuste um den zusammenhang zwischen Floovent und dem nordischen Sigurd. infolgedessen . . . es folgen jetzt eine anzahl rhetorische fragen, vermutlich damit 'die neue erkenntnis' den leser nicht ganz unvorbereitet treffe, und dann blendet ihn (dh. den leser) mit einem schlage das grelle licht der 'logisch durchaus unangreifbaren deduction': 'in der tat, das Siegfrid-lied ist ein französisches werk, ein werk unseres Floovent-dichters'. da aber Br. doch vorhersieht, dass ungläubige zweifler nicht von der strengen logik der schlüsse überzeugt werden, so bringt er s. 95 noch rasch zwei 'weitere entscheidende belege': 1. der name Florigunda gehört zu Florete, er 'führt uns auf directestem wege in die werkstatt des dichters'; 2. der titel des volksbuches (18 jh.) sagt 'aus dem Frantzösischen ins Teutsche übersetzt' (kein geringerer als Jacob Grimm habe schon 1851 die bedeutung dieses zusatzes erkannt). — wer nach 'mehrjähriger forscherarbeit' (Altfr. Siegfridlied, Programmatisches VII) solche lose aneinander gereihten, mit dem zur verfügung stehnden material nicht zu beweisenden behauptungen 'logisch durchaus unangreifbare, folgenschwere deductionen' nennt, sollte nachgerade das forschen einstellen oder wenigstens andere leute nicht mit so törichtem zeug behelligen. — nicht nur die ss. 93—95 der Flooventstudien sind wertlos, sondern auch die sonstigen resultate des 2ten teils. die darauf verwante mühe hätte immerhin besseres verdient.

Tilburg. **J. F. D. Blöte.**

Das altfranzösische Siegfridlied. eine rekonstruktion. mit einem schlusswort: zur geschichte der Siegfridsage. von **Gustav Brockstedt.** Kiel, Robert Cordes, 1908. XII u. 178 ss. 8°. — 8 m.

Auch in dieser schrift des vf.s der Floovent-studien findet sich ein reiches, zu gleichungen angehäuftes, wider von belesenheit zeugendes material. die zusammenstellungen sind aber durch die willkür mit der Br. verfährt, für den beabsichtigten zweck unbrauchbar; außerdem geben die folgerungen aus den unhaltbaren parallelen trotz der redekünste des vf.s auch diesmal keine hohe meinung von seiner übung im denken und schließen. ich greife auch hier ein beispiel heraus, nicht weil es das charakteristischste wäre, sondern weil es neulich seine schatten sogar in die spalten dieser zs. geworfen hat. s. 96 ff. soll bewiesen werden, dass die Hvensche chronik, 'diese seltsame und in ihrem wesen niemals richtig verstandene Siegfridüberlieferung' 'zum allergrösten teil die bearbeitung einer sonst nicht erhaltenen version des Siegfridliedes' ist. 'der richtigen idee kamen die [bisherigen] forscher [Br. nennt hier Grundtvig, Döring, Storm und Boer, an anderer stelle noch andere] vor allen dingen deshalb nicht auf die spur, weil sie keine vorstellung vom ursprünglichen Siegfridlied besaßen'. Br. führt 6 puncte an, die weder einzeln noch in ihrer gesamtheit imstande sein werden, die genannten forscher oder jemand anders davon zu überzeugen, dass der chronik eine fassung des Siegfriedliedes zugrunde gelegen hat. der 6 te punct ist dieser: in der chronik ist von der heldennatur Siegfrieds wenig übrig geblieben; da nun Hans Sachs in seiner tragödie sagt, dass es Siegfried an feiner sitte mangelte (Br. führt die stellen s. 99 wörtlich an), so sollen chronik und Sachs ihre auffassungen aus der gleichen quelle bezogen haben. Br. sagt es zwar nicht wörtlich, aber es ligt in der beweisführung: 'vergleichbar ist der herabwürdigung Siegfrids in der Hvenschen chronik' 'allein die auffassung, die Hans Sachs vom helden hat'. in der weise wird ein punct aus Cyriacus Spangenberg zur vergleichung herangezogen, einer aus dem Rosengarten, zwei aus dem erhaltenen Siegfriedlied und einer aus dem volksbuch des 18 jh.s. und damit ist dann die abhängigkeit der Hvenschen chronik von irgendeiner fassung des Siegfriedliedes constatiert. man wundert sich nur, dass die charakterisierung der personen in der Hvenschen chronik, ihre bis zur unkenntlichkeit mit der Hagen-Volker-Siegfried-Kriemhild-überlieferung schaltende handlung, ihre merkwürdigen motivierungen des einzelnen Br. selbst nicht irremachen an der richtigkeit oder nur berechtigung seiner methode. nach Br. soll dennoch die Hvensche chronik mit als quelle zur widerherstellung der ursprünglichen gestalt der rachesage des Siegfriedliedes dienen können. und dazu lese man nun s. 289 f. des am 4 oct. 1909 ausgegebenen heftes dieser zs. da arbeitet Br. mit dem

gedanken, dass die Hvensche chronik und Cyriacus Spangenberg (1594) dieselbe fassung des Siegfriedliedes benutzt haben sollen, denn Spangenberg sagt 'Sigfried von Horn' und die chronik 'Sigfred Horn', und das weise auf eine fassung, die nach der hinrichtung des niederländischen grafen von Horn (1568) entstanden sei; und als ob kein sehr berechtigter zweifel an Br.'s ausführungen in seinem letzten buch möglich wäre, heißt es: dass die Hvensche chronik 'eine fassung des Siegfridliedes widergibt', 'ist erst von mir [sc. Br.] auf s. 96 ff. meines Altfr. Siegfridliedes dargetan worden'. —

Auch dieses werk — das altfr. Siegfridlied — zerfällt in zwei partieen, wie schon im titel angegeben ist. s. 6—157 hat die reconstruction des inhaltes des ursprünglichen Siegfriedliedes zum gegenstand, s. 158—178 hat als überschrift 'Zur geschichte der Siegfridsage. ergebnisse und konsequenzen'. hätte Br. in der ersten partie erwiesen was er erweisen wollte, so hätte das ursprüngliche Siegfriedlied einen stoff umfasst, der bei den eltern des helden anfieng, sich dann verbreitete über Siegfrieds erlebnisse, seine ermordung, die rache der Kriemhild als gattin Etzels, ferner über die rückkehr Dietrichs in sein land (einschließlich den kampf Hildebrands mit seinem sohn), Etzels tod, Dietrichs tod, und das leben und die taten von Siegfrieds sohn Löwhardus. Kriemhild hat nach ausweis des volksbuches v. 18 jh. im ursprünglichen Siegfriedlied Florigunda geheißen; Gunther Hagen Gernot: Ehrenbertus, Hagenwald und Walbertus. — es ist mit den resultaten, auch da wo einmal ein vernünftiger ansatz gemacht wird, nichts anzufangen. die verschiedenen beweise sind sammelkästen von rohmaterial, womit selbst die methodisch geübte hand eines meisters kein gebäude wird errichten können, geschweige denn Br. — im zweiten teil — zur geschichte der Siegfridsage — feiert die willkür ein wahres bacchanal. nicht nur das ursprüngliche Siegfriedlied sei vom französischen Flooventdichter verfasst, sondern auch das Nibelungenlied. Br. führt drei gründe an. ich schreibe den zweiten als den kürzesten aus. s. 166: 'nach Nibelungenlied str. 1296 ff [ed. Bartsch] ist das erste erlebnis der Kriemhild auf ihrer fahrt ins land Etzels ihr zusammentreffen mit dem bischof Pilgrim von Passau, dem bruder ihrer mutter, der ihr bis Mutaren das geleit ins Hunnenland gibt (str. 1329—30). im zweiten teil des Fioravante [man bedenke, dass nach Br. auch der Fioravante vom Flooventdichter herrührt] wird erzählt, wie der aus der heimat ins Sarazenenland eilende held zunächst zu einem eremiten kommt, der der bruder seiner mutter ist und ihm den weg ins Sarazenenland zeigt (bei Pio Rajna cap. 43—45; in den Reali di Francia cap. 26—27). es leuchtet ein, dass wir es hier mit korrespondierenden berichten zu tun haben. wider aber ligt die priorität nicht beim Nibelungenliede, sondern bei der Flooventüberlieferung.

denn wie die ss. 85—86 der Floovent-studien des näheren dartun, ist der eremit des Fioravante, der dem helden nicht nur den weg ins Sarazenenland zeigt, sondern ihm auch den glücklichen ausgang seiner unternehmung prophezeit, aus der mit der sehergabe ausgerüsteten Gripirgestalt der Sigurdsage (und also nicht aus der Pilgrimgestalt des Nibelungenliedes, von deren sehergabe nichts verlautet) hervorgegangen. da nun aber niemand anders als der mit den Siegfridqualitäten des Fioravante vertraute Flooventdichter darauf verfallen konnte, diese dichtung als vorbild für ein Siegfridepos zu benutzen, so ergibt sich also auch aus der Pilgrimsage des Nibelungenliedes, dass das epos ein werk des Flooventdichters ist'. — mit solcher begründung empfehle ich den nachweis, dass Wolframs Kiot der französische Flooventdichter ist, denn auch in den Gral- und Perchevaldichtungen kommen torsoartige Flooventmotive vor, die wol an irgendeiner stelle des Floovent usw. vollständig vorhanden sein werden. — dieser Flooventdichter war übrigens der reinste kosmopolitische völkerbeglücker. das Nibelungenlied und das ursprüngliche Siegfriedlied — er concipierte die beiden gleichzeitig — sowie die Virginal (Deutsches Heldenbuch v) bestimmte er 'von vornherein zur verbreitung' in Deutschland (s. 172 f.), wie er auch für Italien sorgte, indem er die vorlagen des Fioravante und des Buovo ausarbeitete (s. 173); auch Spanien hat er beschenkt mit einem epos — die Sieben infanten von Lara —, das 'bis jetzt ein jeder für ein spanisch-nationales gehalten' habe (ebd.); außerdem gedachte er auch der Nordländer, denn die vorlage der nordischen Moniageredaction hat 'kaum jemals in Frankreich kurs gehabt' (ebd.). wer sich interessiert für das was Br. über meister Konrad schreibt oder über die ungeheuren leistungen Snorri Sturlusons, findet bescheid auf s. 176—178. — es wäre möglich, dass der unsinn in der nächsten schrift als 'logisch durchaus unangreifbare folgenschwere deduction' hingestellt würde. aber ich frage im ernst, ob die beiden werke Br.s nicht beabsichtigte, allerdings etwas zu weit ausgesponnene, den eigentlichen zweck zu wenig verratende und immerhin zu grobe parodieen einer sagenhistorischen methode sind, die nur in der festen hand des umsichtigen forschers zu resultaten führen kann?

Tilburg. **J. F. D. Blöte.**

Speculum humanae salvationis. kritische Ausgabe. übersetzung von Jean Miélot (1448). die quellen des Speculums und seine bedeutung in der ikonographie, besonders in der elsässischen kunst des XIV. jahrhunderts. mit der widergabe in lichtdruck (140 tafeln) der Schlettstädter handschrift, ferner sämtlicher alten Mülhauser glasmalereien, sowie einiger scheiben aus Colmar, Weißenburg etc. von **J. Lutz** und **P. Perdrizet**. Mülhausen, buchdruckerei Ernest Meininger, (in commission bei Carl

Beck, verlagsbuchhandlung in Leipzig). 1907–1909. 2 bände. xx und 351 ss., 140 tafeln. gr folio. — 120 m.

'Au xiv siècle la celebrité du sp. était purement littéraire, aujourd'hui elle est devenue purement typographique' sagte J. Marie Guichard in der 'Notice sur le Sp. h. s.' (Paris 1840). in der tat stand das Sp. wol ein jahrhundert lang im mittelpunct eines streites, der sich um die priorität des ersten deutschen oder holländischen druckes entsponnen hatte. denn das Sp. zählt zu den ersten gedruckten büchern des abendlandes und ward schon als blockbuch verbreitet. nach der entscheidung zu gunsten der deutschen drucke wante sich die wissenschaftliche forschung gemach wider dem inhalt und der form des merkwürdigen denkmals zu. im jahre 1861 erschien zu London das buch von Ph. Berjeau 'Sp. h. s. le plus ancien monument de la xylographie et de la typographie réunies, en fac-simile avec introduction historique et bibliographique', ein unzuverlässiger abdruck mit übler widergabe eines unvollständigen textes. erst neuestens zeitigten die bemühungen der herren Jules Lutz, pfarrer in Illzach und conservator des museums in Mülhausen, und Paul Perdrizet, professeur adjoint an der universität Nancy, wertvolle ergebnisse, die in mehreren verdienstlichen büchern und broschüren niedergelegt sind und nun in der zu besprechenden großen ausgabe ihren vorläufigen abschluß fanden.

Hr. Perdrizet hat so unrecht nicht, wenn er über die 'bibliographes', die 'étranges gens' die schale seines spottes ausgiefst, die dem Sp. als gedrucktem individuum ihre peinlichste aufmerksamkeit zugewendet hatten, ohne sich mit seinem inhalt vertraut zu machen oder es nur zu lesen. das Sp. hat im wesentlichen die erlösungsgeschichte zum inhalt. das leben Mariae und ihres sohnes wird in einzelnen begebenheiten, deren jede in einem capitel erzählt wird, in typologischer art vorgetragen, so zwar dass jedem dargestellten ereignis drei 'praefigurationes' oder 'figurae' als erläuternde parallelen beigefügt sind. der verkündigung der geburt Mariae im 3 capitel wird erstens ein traum des Astyages an die seite gestellt, der aus dem schofs seiner tochter Mandane eine weinrebe (Cyrus) erwachsen sieht, die herrlich emporspriefst und Asien überschattet, zweitens der 'hortus conclusus', 'fons signatus' aus dem Hohenlied, drittens die erscheinung des engels vor Balaam und seiner eselin. so der geburt Mariae im 4 capitel die wurzel Jesse, die verschlossene tempelpforte aus Ezechiel 44, der tempel Salomonis usf. die folge der ereignisse vernachlässigt in auffallender weise die wundertaten Christi, wendet sich alsbald der passion zu und schliefst mit dem jüngsten gericht und der schilderung der verdammten in der hölle und der seligkeit im himmel, denen (cap. 41 und 42) die episoden: Davids rache an den

einwohnern von Rabba, Gideon züchtigt die ihn beschimpft hatten. Pharao ertrinkt mit seinem heere, und: Salomo und die königin von Saba, festmahl des Assuerus und der kinder Hiobs als praefigurationes beigesellt sind.

Jedes capitel umfasst also vier begebenheiten, die stets in 100 gereimten zeilen abgehandelt werden; in illustrierten hss. stellen aufserdem je vier miniaturen die vorgänge dar. solcher capitel zählt das Sp. 40, und zwar 3—42. capitel 1 und 2 enthalten die vorgeschichte von Lucifers sturz bis zur sintflut. ein proömium von 100 zeilen ist dem werke vorgeschoben. drei capitel (die sieben stationen der passion, die sieben schmerzen und die sieben freuden Mariens) folgen in vielen hss. nach. diese letzten stücke sind in je 8 abschnitte zu 26 zeilen gegliedert: so zählt ein vollständiges Sp. 4924 zeilen und 192 abbildungen. meist eröffnet diesen complex noch ein kurz zusammenfassendes inhaltsverzeichnis, 'summula' oder 'compendium', das auch selbständig als eine art 'Sp. pauperum', wie man es nennen dürfte, häufig genug vorkommt. leider wird uns dieses nicht mitgeteilt.

Bilder und vorbilder des Sp. stammen aus der Bibel, aus der Legenda aurea des Jacobus a Voragine, aus der Summa des hl. Thomas, und aus der Historia scholastica des Petrus (Comestor) von Troyes. daneben kommen Valerius Maximus und andere autoren für einzelne stellen in betracht.

Die kunstform des Sp. ist die r e i m p r o s a. jedoch ist festzustellen, dass die gewöhnliche reimprosa des 10—12 jh.s, deren entwickelung P. in einer kurzen einleitung hübsch zusammenstellt, mit der kunstform des Sp. kaum viel zu tun hat (vgl. auch WMeyer Ges. aufs. I s. 248 f). ich hoffe in kurzer zeit die ergebnisse einer eingehenden untersuchung über lat. und deutsche reimprosa vorlegen zu können; vorläufig sei nur bemerkt, dass der dichter des Sp. auf seine reime ganz anderen wert legt, als jene prosaisten welche die satzpausen mit reimen versahen. das Sp. bezeichnet seine reime in den hss., setzt sie sogar meist ab, was in der eigentlichen reimprosa nie geschieht. die reime sind ungemein reich, meist zwei-, oft dreisilbig, nicht blofse einsilbige endungsreime; die zeilen schliefsen gleichmäfsiger im tonfall, sie nähern sich einer einheitlichen länge: eine kunstform, die ich als 'prosa mit reimclausel' bezeichnen möchte.

Zwei Pariser hss. des Sp., die aus demselben scriptorium stammen, tragen das datum 1324: 'editae sub anno domini millesimo cccxxiv; nomen nostri auctoris humilitate siletur.' es ligt kein grund vor die angabe zu bezweifeln; für die person des verfassers aber sind wir auf inhaltliche kriterien angewiesen, da auch die sprache keinen anhalt zu seiner ermittlung darbietet. dem v e r f a s s e r gilt eine untersuchung von P., die erst in kleinen schritten vorschreitend, die möglichkeiten allmählich einschränkt.

dann aber rasch und kaum lückenlos enteilt, so dass ich mich frage, ob würklich der weg der untersuchung so führte, oder ob es nicht vielmehr ein aufbau vom resultat aus ist.

Der verfasser des Sp. war ein mönch, der für mönche schrieb, und zwar ein dominicaner. dies erhellt aus der stellung, die das Sp. h. s. in dem streit über die immaculata conceptio einnimmt. dieser these entsprechen die quellen und viele stellen in wort und bild. der vf. ist kein Italiener, vielmehr ein Sachse, der im Elsass oder in Schwaben lebte: er spricht vom ritterschlag 'alapa militaris' als einem ihm fremden brauch, der 'more alamannico' geübt werde. es sei ein mönch in Strafsburg, sei Ludolfus de Saxonia, der gegen 1314 in den orden der Predigermönche, 1340 in den Carthäuserorden trat, und der neben Tauler in Strafsburg eine bedeutende rolle spielte. in Ludolfs Vita Christi nämlich stehn einzelne abschnitte und gereimte zeilen des Sp. h. s. mitten in der scholastischen prosa 'rédigé en un latin diffus', unvermittelt, ohne quellenangabe, und dies obzwar Ludolf sonst seine quellen sorgsam citiere.

Ich kann an die verfasserschaft Ludolfs nicht glauben. schon die logische folgerung reizt zum widerspruch. den einen einwand hat P. selbst vorausgesehen, dass Ludolfs schweigen nichts beweise. er citiert die Bibel, heilige schriften und berühmte kirchenlehrer und — die quellen die ihm das Sp. angibt. dass er das (anonyme) Sp. nicht nennt, wundert mich keineswegs. wäre aber Ludolf der vf. gewesen, derselbe der seinen namen das einemal aus humilitas verschwieg, das andre mal aber gebührend zu nennen nicht unterlassen hätte, woher käme dann der auffällige unterschied zwischen der scholastisch weitläuftigen und verworrenen 'prose ordinaire' der Vita und der abstechenden des Sp. h. s.? die tatsache dass sich zwei legenden (bisher) nur in diesen beiden werken nachweisen liefsen, kann natürlich ebensowenig zum beweise dienen, wie die notiz eines schreibers von 1646 im clm. 9491 '*Ludolphus Carthusiensis habet eadem metra quam plurima, et iisdem verbis utitur in suo opere de vita Christi, unde videtur ipsemet author exstitisse huius libri.*'

In der Vita Christi des Ludolf oder Landulf von Sachsen steht, freilich oft in abweichender folge, weit mehr von dem gut des Sp. als die herausgeber angemerkt haben. ich habe eine mir zugängliche ausgabe der Vita (Augustae Vindelicorum, sumptibus Martini Happach et Franc. Xav. Schlüter, anno MDCCXXIX) zu rate gezogen und führe einige beispiele an. Ludolfs zweites capitel gleich ist ein mosaik aus stellen, die vom Sp. übernommen sind. es hebt mit 1, 7—16 des Sp. an, dem ohne übergang 2, 87—97 folgt. daran schliefst sich, nicht genau 1, 23. zu ende desselben capitels folgen stellen aus dem 3, 4 und 5 cap. des Speculum wörtlich und in umschreibungen, mittelbar und unmittelbar aufeinander. — so finden sich 7, 57 ff

= Ludolf pars I cap. 5; 8, 25 = Lud. I 9; 14, 23 vgl. Lud. I 60; 33, 11 = Lud. II 82; 34, 81—86, 89—92, 95—98 = Lud. II 84; 36, 33 = Lud. II 86, und so wird es wol nicht viele capitel des Sp. geben, die Ludolf nicht ausgebeutet hätte.

Werfen wir noch einen blick auf die allgemeine anlage der Vita, um sie mit dem oben besprochenen plane des Sp. zu vergleichen, so ergibt sich sogleich, dass Lud. einen unendlich ausgesponnenen abklatsch des Sp. bringt, der das leben Christi entsprechend vervollständigt, die ereignisse aus dem leben Mariae beschneidet. man sehe nur: cap. 1 'De divina et aeterna Christi generatione': 2 'De inventione remedii pro salvatione generis humani et nativitate Virginis Mariae'; 3. 'De desponsatione Mariae'; 5. 'De conceptione Salvatoris', und so fort, immer weiter ausholend und die wundertaten in vielen capiteln einbeziehend. mit der passion kommt dann Lud. wider in den bereich des Sp., dessen beiden letzten capiteln (s. oben) bei Ludolf II 88 entspricht: 'De poena infernali et gloria coelesti.' selbst den brauch des Sp., das jedes capitel mit einer anrufung '*O bone Jesu* . .' schliefst, finde ich in der Vita wider '*Domine Jesu Christe* . .', '*O Jesu* . .', '*O virgo* . .' uä.

Ich fasse schliefslich zusammen: der beweis für P.s geistreiche hypothese ist nicht erbracht; mir ist es wahrscheinlicher, dass Lud. wie viele andere compilatoren das Sp., vor allem dessen praefigurationes, für sein werk einfach übernommen hat, indem er zugleich die erbaulich-poetische richtung der vorlage seinen gelehrten zwecken aufopferte.

Als grundlage des kritischen textes haben die herausgeber die Schlettstädter hs. clm. 146 vor allem ihres elsässischen ursprungs wegen erwählt. es fehlt leider eine darlegung der handschriftenverhältnisse, ihrer gruppen und familien, welche die vorzügliche eignung gerade dieser hs. beweisen könnte, auch wäre eine weit eingehndere beschreibung wenigstens jener hss. zu wünschen, die zu den lesarten herangezogen worden sind. ich kann also über die zuverlässigkeit des textes kein urteil abgeben. gern stelle ich fest, dass es ein gut lesbarer text ist. nebenher sei bemerkt, dass die lesarten durch verwendung des cursivdrucks für zusätze des autors übersichtlicher gemacht werden könnten. der commentar, der dem textabdruck folgt, ist reich und ausführlich.

Die Schlettstädter hs. ist, obwol ihre bilder unausgeführt (nur die 'einsetzung der ehe' im 1 cap. scheint vollendet) und von geringem künstlerischen werte sind, in text und bild photographiert und in vorzüglichen lichtdrucktafeln reproduciert worden. zum vergleich dienen die schönen miniaturen der Pariser hs. der Bibl. nat. fr. 6275, die in kleinen, aber sauberen bildern widergegeben sind (tafel 133 und 134 sind durch eine verwechslung der eingedruckten capitelangaben vertauscht: also XXV 1 statt XXXI 1 usf. und ebenso umgekehrt).

Eine überaus wertvolle entdeckung danken wir hrn. Lutz, der in den glasmalereien der Stefanskirche zu Mülhausen, eine dem Sp. durchgängig gleich gestaltete darstellung typologischer art aufgezeigt hat. nicht nur in der auswahl des stoffes, sondern auch in den meisten einzelheiten, in der verteilung von raum und masse, in der anordnung und stellung der figuren ua. stimmen die glasmalereien mit den miniaturen der Schlettstädter hs. überein. ein zusammenhang, wol gemeinsame abhängigkeit, steht ganz aufser frage. die glasfenster, die wahrscheinlich auf veranlassung Ulrichs II von Pfirt († 1324) von einem unbekannten meister ausgeführt worden sind, haben nach abbruch der alten kirche gar abenteuerliche schicksale erlebt. sie sind nun zum grössten teil in die neue kirche eingefügt und harren dort der endgültigen ordnung, wie sie nach dem vorbilde der Sp.-hs. im tafelband in vorzüglichen reproductionen vorgebildet ist. auch sonst finden sich im Elsass typologische glasmalereien, so in der stiftskirche zu Weifsenburg und in der SMartinskirche zu Colmar, die gleichfalls in die ausgabe aufgenommen wurden (die fenster der SArbogast-kirche in Rufach sind verschollen).

Die typologische manier war in der litteratur und bildenden kunst beliebt und viel geübt. ihre keime birgt schon das Neue Testament: Origenes und Augustin brachten sie in schwang. schon vor dem Sp. bedienten sich künstler des figurativen symbolismus, der bedeutendste, Nicolaus von Verdun, schuf den altaraufsatz im chorherrenstift Klosterneuburg. die bilderfolge und -gestaltung wie wir sie im Sp. finden, übte anderseits ihren einfluss bis ins 17 jh. unmittelbare nachfolger sind die fresken im kreuzgang am dom zu Brixen, in England die glasfenster der abtei SAlban. die van Eyck, der meister der Très belles heures des duc de Berry, Conrad Witz zeigen sich beeinflusst. wandteppiche und andere denkmäler gehören in diesen kreis (vgl. dazu Emile Mâle, L'art religieux de la fin du moyen âge en France, Paris 1908, chap. 5, p. 240ff).

Ebenso steht das Sp. h. s. auch in litterarischer hinsicht inmitten einer reihe typologischer bilderbücher, von denen die Biblia picta dem Sp. an beliebtheit nahe kommt. in einem belehrenden cap. handeln die beiden vff. von den 'Livres typologiques à images du XIV et XV siècle', die allesamt deutschen ursprungs seien. die bezeichnung 'Biblia pauperum' wird meist irrig angewendet; sie nennt einen kurzgefassten abriss der Bibel, ein summarium, wol auch ein häuflein von memorialversen mit namen, das würklich armen clerikern diente, die sich die teure Bibel nicht kaufen konnten. die kostbaren bilderhandschriften der Biblia picta tragen den namen zu unrecht. dass die Biblia picta mit dem Sp. h. s. in directem bezuge stehe, dass sie jene 'vetus compilatio' sei, auf die der eingang des Sp. anspielt

(*'Incipit prooemium cuiusdam novae compilationis'*) ist, soweit ich sehe, zuerst von Ludw. Friedr. Hesse (in Naumanns Serapeum. 16 jahrg. [1855], s. 193—202 mit 4 fortsetzungen) und ausführlicher von FFalk (Centralblatt f. bibliothekswesen xv [1898] s. 420—23) bedeutet worden. in der tat haben die beiden werke wesentliche dinge gemeinsam, in andern trennen sie grundlegende unterschiede. typologische bilderbücher sind ferner die 'Rota Ezechielis' (eine aneinanderreihung übereinstimmender stellen des Neuen und Alten Testaments, mit parallelen aus der naturgeschichte), die 'Concordantiae caritatis' des abtes Ulrich von Lilienfeld gegen 1350 (in denen jeder evangelischen begebenheit zwei alttestamentliche und zwei naturhistorische gegenstücke angefügt werden), endlich das werk des Wiener dominicaners Franz von Retz (1385—1411) 'Defensorium inviolatae virginitatis beatae Mariae', das die frage der unbefleckten empfängnis mit unwahrscheinlichen, aber wahren begebenheiten aus der heiligengeschichte, der geschichte der menschen und tiere parallelisiert.

Weitaus am verbreitetsten war das Speculum humanae salvationis. abgesehen von den drucken ist uns eine ungeheure anzahl von handschriften mit und ohne miniaturen überkommen. das wertvolle verzeichnis, um das sich hr. Lutz verdient gemacht hat, zählt nahe an 300 hss. auf. die masse derselben enthält das lateinische original; übersetzt wurde das Sp. am öftesten ins deutsche, dann ins französische, englische, niederländische und tschechische. die französische übersetzung von Jean Miélot ist in die ausgabe vollständig aufgenommen worden. der französische text liest sich hübsch in der gotischen schrift. die seitliche zeilenzählung wäre auch hier dringend zu wünschen, das glossar gewänne erst durch sie seinen beabsichtigten wert. Jean Miélot verfasste die übertragung im j. 1448 für Philipp den Guten, in dessen dienste er ein jahr darauf trat. auch unter Philipps sohn, Karl dem Kühnen, blieb er in dieser stellung als bücherschreiber tätig. seine leistung als übersetzer ist sehr umfassend, über 30 werke konnte P. von ihm aufzählen. Miélot hat stärker auf die französ. prosa gewirkt, als man es bisher wuste und würdigte.

Es möge mir noch gestattet sein, einige anmerkungen zur liste der deutschen hss. mitzuteilen.

Nachzutragen sind zwei Berliner hss. der Kgl. bibliothek: ms. germ. quart. 1246 papier, lateinisch mit abgesetzten versen und einer übersetzung in deutscher prosa, und die in reimzeilen verfasste übertragung im ms. germ. fol. 245, papier, mit kunstlosen miniaturen, in federzeichnung mit farbe angelegt. sie entbehren nicht einer grotesken naivität. die zur salzsäule verwandelte frau Lots zb. wird dadurch gekennzeichnet, dass ein ziegenbock an ihr leckt. diese beiden hss. hat schon Schmidt-Wartenberg besprochen und in einigen proben bekannt gemacht — unzuverlässig, wie ich urteilen muss. er erwähnt auch noch ein

fragment der Berliner bibl. quarto 574 (Publications of the modern language association of America XIV [Baltimore 1899] s. 136—168). es wäre ferner die von AESchönbach erwähnte [1] hs. der Leipziger univ.-bibl. und die von Schauenburg auf der philologenversammlung in Wiesbaden vorgelegte alemannische hs. (vgl. Zs. f. d. ph. 9, 108) zu untersuchen. proben niederdeutscher hss. hat Erasm. Nyerup [2] und HOesterley [3] veröffentlicht; weitere nachweise finden sich in den berichten Borchlings.

Von den gereimten deutschen übersetzungen sind die von Heinrich Laufenberg [4], Andreas Kurzmann [5] und Konrad von Helmsdorf [6] in metrischer form abgefasst. ob die übrigen, die ohne den namen des autors überliefert sind, einer einheitlichen tradition angehören oder nicht, ist bisher nicht bekannt. es sind dies, soviel uns erschlossen ist, hss. in Berlin, Darmstadt, Hannover, Jena, Karlsruhe, München und Wolfenbüttel. PPoppe hat die mitteldeutsche version untersucht und auszüglich abgedruckt (Straßburger dissert., Berlin 1887). die form dieser fassung ist soweit ich sehe die reimprosa, die von hier einen weg zu den andern poetischen werken in deutscher reimprosa gefunden haben mag.

Die besprochene ausgabe des Sp. von Lutz und Perdrizet ist eine leistung, vor der ich mich in respect beuge. rühmenswert ist nicht minder die prächtige, fast allzu splendide ausstattung des werkes. eine knappe billige textausgabe des wichtigen denkmals wäre nun wol zu wünschen.

Graz, im december 1909. **Karl Polheim.**

Sprache und stil im Wälschen gast des Thomasin von Circlaria. von **Friedrich Ranke** (Palaestra LXVIII). Berlin, Mayer u. Müller 1908. 173 ss. — 4,80 m.

Über Thomasins verhältnis zur deutschen sprache hatten wir bisher keine klarheit, da sich widersprechende ansichten entgegenstanden; weil aber ein urteil über stil und arbeitsweise ohne erledigung dieser vorfrage kein endgültiges sein kann, haben

[1] in der unten angeführten abh. über A. Kurzmann, s. 810 anm.

[2] [Nyerup] Symbolae ad Literaturam Teutonicam antiquiorem . . Havniae 1787: XI. Speculi h. s. in linguam saxoniae inferioris rhythmice versi praefatio. s. 445 46—451,52 und XII. Specimina alterius translationis eiusdem libri. s. 453/54—459/60.

[3] Hermann Oesterley, Niederd. Dichtung im Mittelalter. Dresden 1871. s. 49—52.

[4] Ed. Rich. Müller, Heinrich Loufenberg. Strafsb. Dissert. Berlin 1888.

[5] Anton ESchönbach, Wiener Sitzungsber. phil. cl. bd. 88. Wien 1877 s. 807—849. hr. Lutz teilt eine nachricht des Vorauer bibliothekars mit, dass die hs. sich seit wenigstens 10 jahren nicht mehr in der bibliothek befinde. nebenbei: Vorau in Steiermark, nicht in Mähren.

[6] ebenda s. 810. anm.

die reichen untersuchungen der letzten jahre über äufsere und innere form Thomasin nicht gestreift. umsomehr kann man Rankes von Roethe angeregte arbeit begrüfsen. man müste es auch dann, wenn sie mit so völliger beherschung der methode keine so glatten und gesicherten ergebnisse verbunden hätte. es ist kein zweifel, dass durch R.s untersuchung die ansicht über Thomasins arbeitsziel und arbeitsweise sowie über seine sprachlichen kenntnisse eine klärung und teilweise erledigung gefunden haben.

Noch Zs. 44, 274 hat Zwierzina von einem reimkauderwälsch des dichters gesprochen. R. geht in der sprachbehandlung eben von diesen reimen aus, da eine untersuchung der sprache überhaupt erst eine revision von Rückerts ausgabe zur voraussetzung hätte. Thomasin ist arm an reimwörtern, 32·5 % aller reime werden von 15 reimwörtern gebildet; doch ist der grund dafür nicht sprachliche unbeholfenheit, sondern geht auf die anlage des dichters zurück, der überall den inhalt über die form stellt, wie später erwiesen wird. daraus erklären sich auch die reimungenauigkeiten. die reimbindungen zeigen im allgemeinen österreichischen sprachbestand, wie von vornherein anzunehmen war; dahin gehören auch die weitgehende apokope, die jedes auslautende *-e* treffen kann (s. 25 ff), und synkope sowie die gesicherten *seit, geseit* neben seltenerem *leit, geleit.* da in den unreinen reimbindungen auch assonanzen nicht selten sind, würde ich auch für die reime *kunst : wunscht, ruogten : suochten* nicht lautliche entsprechungen in heutigen südösterreichischen mdaa. suchen, denn auch wenn wir daraus auf die zeit des 13 jh.s zurückschliefsen könnten, beweisen solche übereinstimmungen neben so vielen andern nicht im dialekt begründeten assonanzen nichts. für die bindung *ht : ft*, wozu R. alem. und österr. parallelen findet, verweis ich noch auf Banz Christus und die Minnende seele v. 514 *kraft : macht* (s.), wo übrigens auch die identität der verfasserin mit dem von R. auch angezogenen 'Des Teufels Netz' nachgewiesen ist. auch diese bindung war für Thomasin nur assonanz. bei *gân, stân* herschen nach R. im infin. und in der 3 sg. ind. die *â*-formen, sonst soll *ê* gelten. das wäre eine auffällige verteilung. aber die von R. angeführten *ê*-bindungen für den indicativ (7909. 11545; 577) sind ebenso ohne entscheidung wie die reime *stên : gên, stêt : gêt.* es bleibt also nur eine sichere conjunctivform mit *ê* (5531. 14217), was zum gebrauche vieler mhd. dichter stimmt. die von R. angeknüpfte betrachtung ist demnach einzuschränken; der beweis ex silentio für die 1 und 2 pers. sg. und plur. hat keine bedeutung, wie ein blick in die reimverzeichnisse andrer dichter lehrt.

Zu den wenigen verstöfsen gegen die deutsche sprache (endungsloses adj. nach dem bestimmten artikel 43 f) würde ich auch den starken gebrauch einzelner sw. substantiva und manche

apokopen rechnen. fehlgriffe in der wortwahl sind ihm von WGrimm und Schönbach nur wenige nachgewiesen; die gerügte stelle *nerrischeit* - 'stultitia', *oberistez guot* - 'summum bonum' erweist der vf. als einwandfrei. gewisse unregelmäfsigkeiten will R. aus dialektischem gebrauche erklären (*sîn* in beziehung auf femin. und plural s. 60). vieles geht auf reimnot, den einfluss lateinischen gebrauchs — doch ist Thom. auch nicht mehr vom latein beeinflusst als andere geistliche poeten seiner zeit, s. 66 — und nur zum geringsten teile auf sprachliches ungeschick zurück. wenn aber R. aus einzelnen erscheinungen der umgangssprache schliefst, dass Thom.s sprachgefühl nicht höfisch-literarisch gebildet war, so kann ich aus diesem umstand nur folgern, dass bei ihm eben das lebendige sprachgefühl stärker war, als die sicherlich nicht geringe litterarische beeinflussung. Thom. wollte kein nachahmer der höfischen aventiuren sein, auf die er spöttisch herabblickt, vgl. v. 1113 ff 3535 ff und Latzke Subjectives aus mhd. dichtern (programm. Korneuburg 1906) s. 23 f, und darum wol auch der geringe einfluss ihrer formalen kunst auf ihn. R.s bemühungen aber, Thomasins ausdruck möglichst an die umgangssprache anzulehnen, geht zu weit, wenn man auch die meinung, seine dichtung sei die unbeholfene arbeit eines landfremden, nach R.s arbeit wird stark modificieren müssen. denn das bedeutendste ergebnis seiner untersuchung ist der erweis, dass Thomasins sprache keine buchsprache ist, sondern dass er sein deutsch auch gesprochen und gehört hat. dass aber der gesprochene dialekt in Thomasins reimen überwiege, wie der vf. meint (reimarmut, fehlen der specifisch litterarischen doppelformen, einzelne mundartliche erscheinungen), ist mit so äufserlichen mitteln nicht erweisbar, nur eine behandlung des versinnern, vornehmlich in hinsicht der syntax, könnte entscheidende gründe bringen. da die bekanntschaft des dichters mit bedeutenden litterarischen deutschen werken nicht bezweifelt werden kann und sogar verloren gegangene niederrheinische litteratur umfasst haben dürfte, wird man bis auf weiteres dem dichter die genaue bekanntschaft mit der lebenden sprache, wie sie sich in R.s arbeit erweist, und die bekanntschaft mit der deutschen litteratur seiner zeit in gleicher weise zuerkennen müssen, und wird das geringere hervortreten rein litterarischer reime aus seiner sonstigen reimarmut und seiner eigenart erklären müssen. auch R.s schluss auf die heimat des Friaulers in einstmals zweisprachiger gegend an der italienischen sprachgrenze, wenn er auch nur spärliche übereinstimmungen mit einzelnen mundartlichen formen der sprachinseln beibringen kann, die ich nicht einmal hoch anschlage, ist bei dem grade seiner sprachbeherschung einleuchtend, denn auch ein häufiger, nur vorübergehnder aufenthalt in deutscher umgebung hätte ein solches werk nicht hervorbringen können. auch die wortneubildungen

des dichters bezeugen doch ein lebendig entwickeltes sprachgefühl. R. nennt allerdings die zwölf nicht litterarischen dialektwörter Thomasins (s. 50) 'eine verschwindend geringe ausbeute' — man vgl. dazu den bestand an volkstümlichen redensarten sprichwörtlicher natur s. 145 f, was ihn ja neben Freidank stellt —, aber mancher höfische dichter bringt diese zahl nicht auf. die seichte höfische allerweltssprache lässt wenig bodenständiges aufkommen, und nur an solchen dichtern darf man Th. messen. mit den lebhaft und charakteristisch schaffenden innerösterreichischen dichtern darf man ihn nicht in vergleich bringen. Th. bleibt ein höfischer poet, dem nur der lebendige einschlag seines naturells, die bekanntschaft mit der gelehrten und lehrhaften dichtung sowie das verwachsen mit der predigt und sein eigener lehrhafter eifer eine besondere farbe geben. auch seine vielen exempel aus dem menschenleben, die nach R. dem dichter hätten die gelegenheit für dialektwörter geben können, kommen bei ihm aus dem munde des gelehrten priesters und höfisch gebildeten mannes, der sich zur belehrung an ritter und damen wendet. aber ein vollständiges wörterbuch des WG. würde seine sprache gar nicht als ärmlich erweisen; ich würde zum erweise eine zusammenstellung für zwei buchstaben und einen vergleich mit dem wortbestande in Hartmanns Iw., Greg. und aHeinr. empfehlen, die zusammen etwa den umfang von Th.s gedicht erreichen. dass er deutsch dachte, beweist auch das vorkommen der vielen syntaktischen incongruenzen, zu denen nur die gesprochene sprache und der sichere halt im sprachgefühl verleitet (vgl. s. 58 ff). 'solche anakoluthe sind das beste zeichen für ein sicheres, sorgloses sprachempfinden' (s. 65). so scheint mir der ausgebildete gebrauch der rhetorischen prolepse auf häufige mündliche verwendung hinzuweisen; ich denke an deutsche predigten. als prediger denkt sich unseren dichter auch R., vgl. s. 77.

Auch die stilbehandlung des vf.s geht auf gebiete, die den herkömmlichen stiluntersuchungen ferneliegen. für Th. gilt der grundsatz, dass der inhalt über die form gieng (s. 89); das erklärt auch die eintönigkeit und geringe kunst seiner reime. die menge seiner rührenden reime ist bekannt, aber viele von ihnen liegen in der absicht der hervorhebung desselben wortes (s. 80); dazu kommen die 116 reichen reime; mögen sie auch nur selten künste formaler natur sein, überall erkennen wir den in künstlicher rhetorik und schlagfertigkeit geschulten meister der rede (trotz v. 59 ff), so besonders im anaphorischen reim: man vgl. R.s tabellen s. 82 ff. einzelne stellen können sogar mit Gottfrieds wort- und reimkünsten verglichen werden. dass im WGast das wortspiel nicht häufig sei, weil es eine freiere sprachbeherschung erfordere als Thom. hat (s. 129), scheint mir eine unrichtige begründung. es fehlt ihm nicht die sprachgewantheit,

sondern der gefällige und spielende formensinn, der dem nur auf die eindringlichkeit und klarheit des ausdrucks bedachten dichter abgeht. überhaupt ist die s. 152 gerügte armut an stilmitteln im vergleiche zu andern mhd. dichtern nicht eigentlich vorhanden, sie sind nur etwas einseitig entwickelt, zb. das zurücktreten der bilder gegenüber dem reichtum an vergleichen und gleichnissen; aber auch in der besprechung der bildlichkeit des ausdrucks geht R. von den höchsten anforderungen aus. wie arm und abhängig darin sonst formgewandte dichter derselben zeit sind, ist doch bekannt. R. selbst bemerkt (s. 139), dass Th. dabei nur wenig mit überkommenem gute arbeitet. im ganzen allerdings haben die verse des Friaulers wenig rhythmus und form, auch die harten enjambements mögen dazu beitragen, wenn auch da nicht alle gleichmäfsig verszerstörend wirken, wie ja manche dichter gerade durch dieses kunstmittel den eindruck einer eleganten leistung erzielen; bei Th. ist diese würkung wenigstens nicht beabsichtigt. — bei der mitteilung seines meist verstandesmäfsigen stoffes geht der dichter vor allem auf deutlichkeit und logische klarheit. das schlagwort 'parallelismus', unter dem R. (s. 90 ff) stellen sammelt, in denen derselbe gedanke durch die zerlegung in gegensätzliche glieder klargemacht wird, ist misverständlich, da man darunter sonst nur ganz allgemein synonyme und syntaktische doppelbildungen versteht. was bei Th. eben gegensatz, antithese in parallelem ausdruck ist, wie die beispiele v. 1326. 2683. 2747 usw. und besonders v. 5479 ff beweisen; hieher gehört auch das von R. s. 130 f gesammelte. — über blofse synonyme zwillingsformen handelt R. s. 118 ff. zu Thomasins wissenschaftlichem stil gehören dann die widerholungen, die variation, die wideraufnahme desselben wortes zur gedankenverknüpfung, ein volkstümliches und rhetorisches kunstmittel, das sich manchmal bis zur logischen schlusskette entwickelt (zb. v. 7241 ff). auch hier zeigen sich überall die sprachbeherschung und die kleinen kunstgriffe des predigers. dazu kommt die vorliebe für zahlenmäfsige einteilung des gebotenen stoffes nach drei oder fünf gliedern und die vorliebe für recapitulation am buchanfang und buchschluss. diese und andere zeichen deuten darauf hin, dass der Friauler vor seinem dichterischen werke 'eine längere lehrtätigkeit irgendwelcher art hinter sich gehabt hat' (s. 106); jedenfalls ist die schematische anlage und logische gründlichkeit seines werkes ein beweis seiner wissenschaftlichen durchbildung, vielleicht kommt auch das fehlen des humors auf diese rechnung.

Wie schon oben gesagt, haben wir es bei der vorliegenden arbeit mit einer methodisch tüchtigen und erfolgreichen leistung zu tun; das vorsichtige abwägen der möglichkeiten und die gute beobachtungsgabe — man vgl. den besonnenen excurs s. 70 ff über das prosavorwort der dichtung, das R. mit guten gründen

für Th. selbst in anspruch nimmt — lassen den vf. selten über die grenzen des erweisbaren hinausgehn, und das erhöht den wert seiner arbeit.

Leitmeritz, im jänner 1910. **Alois Bernt.**

Rhythmik und melodik Michel Beheims von dr **Alfred Kühn.** Bonn, Cohen 1907. 160ss. 8° - 5 m.

Dass Michel Beheims meisterlieder, welche erst zum geringsten teile veröffentlicht sind, vor andern, bereits edierten meistersingern, die obendrein, wie Frauenlob, ein viel reicheres bild meistersingerischer kunst bieten würden, eine eingehende untersuchung auf ihren rhythmischen bau und melodischen gehalt hin erfahren, nimmt zunächst wunder. doch findet dieses unternehmen seine erklärung und rechtfertigung in der selten günstigen überlieferung der gedichte, die in der Heidelberger liederhandschrift nr 312 von des dichters eigener hand geschrieben auf uns gekommen sind. auf diese handschrift basiert K. auch hauptsächlich seine untersuchung. neben ihr zieht er noch die Münchner handschrift cod. germ. nr 291, Karajans ausgabe des 'Buches von den Wienern' und die von CHofmann herausgegebene chronik Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz heran.

Seiner untersuchung, die in drei capiteln den rhythmus der verse, die melodie und die beziehungen zwischen text und melodie bei Beheim behandelt, schickt K. eine kurz orientierende übersicht voraus über die verschiedenen ansichten, welche in den letzten jahrzehnten bezüglich der rhythmik des sprechverses der übergangszeit aufgestellt wurden, fixiert den standpunct der 'jambiker' sowie ihrer gegner, der anhänger einer 'natürlichen accentuierung im reimvers ohne feststehende lage und zahl der accente' und bringt die einschlägige literatur in guter übersicht.

Da man bei metrischen untersuchungen gegenwärtig, wo grundsätzliche fragen noch immer nicht zu sicherer entscheidung gebracht sind, meist das gefühl hat, gewissermaßen gleichungen auflösen zu müssen, die eine unbekannte zu viel haben, nimmt man gerne seit CvKraus metrischer abhandlung über Reinbots 'Georg' zu hilfsconstructionen zuflucht. es ist principiell also nichts einzuwenden, wenn K. nach dem beispiele von ChrAMayers arbeit (Die rhythmik des Hans Sachs, PBBeitr. 28, 457 ff) zuerst den versuch macht, die Beheimschen verse nach den regeln der mhd. blütezeit zu lesen, und die fälle vermerkt, in denen die betonung der blütezeit zu unmöglichkeiten führen würde. K. stellt fest, dass die meisten 8- (bezw. 9-) silbler 4 hebungen verlangen, die 10- (bezw. 11-) silbler 5, die 12-silbler 6 und die 6- (bezw. 7-) silbler 3. bei jedem typus sammelt er nun die verse,

in denen — mhd. scansion vorausgesetzt — eine hebung mehr gefordert wird, um von dem so gewonnenen material aus die unmöglichkeit einer solchen scansion zu erweisen. das hauptgewicht legt er, wider nach Mayers vorbild, auf verse in denen die letzte senkung fehlt, zb. achtsilbler folgender art: ××́××̇××́×̇× oder ×̇×́××̇××́×× , die an dem sonst empfindlichen versausgang eine rhythmische besonderheit haben. hier scheidet er je nach der schwere des verstofses fünf unterabteilungen: 1) zwei betonte selbständige wörter im versausgang ohne dazwischenliegende senkung, 2) nominalcompositum am versende, 3) nomen + ableitungssilbe an dieser stelle, 4) verbalcompositum am versausgang und 5) tonlose suffix- oder flexionssilbe als alleinige trägerin des reimes. alle fälle lassen sich bei Beheim belegen. die übrigen rhythmusmöglichkeiten bei 5hebigen 8-silblern, 6hebigen 10-silblern, 7hebigen 12-silblern usw. werden nicht gesondert untersucht, sondern in einer einzigen gruppe unter jedem typus aufgezählt, ein allzu summarisches verfahren, bei dem auf positiven gewinn nicht zu rechnen ist. — noch gröfsere bedenken muss aber die art der scansion erregen. K. bringt die belege als einzelne verse aufserhalb ihres inhaltlichen und syntaktischen zusammenhangs, sodass dem nachprüfenden leser, der die hs. nicht einsehen kann, oft die beurteilung schwer wird. aber selbst bei gutem willen, dem besser orientierten autor zu folgen, wird lebhafter widerspruch gegen seine scansion wach. in dem bestreben, möglichst viele zeugen gegen mhd. scansionsmöglichkeit zu sammeln, führt er eine reihe von versen an, die zum teil durchaus einwandfreie, zum teil doch mögliche rhythmustypen der blütezeit darstellen. so müste zb. seite 22 der vers *wann czúht, suptílkeit, ér, kúnst, wéh* nach den regeln der blütezeit keineswegs ein 5-hebiger vers mit drei icten in den letzten drei verssilben sein. *kunst* tritt unter dem rhythmuszwange gegenüber den starkbetonten nachbarwörtern *ér* und *wéh* ohne weiteres in die senkung; und ähnliches gilt bei den meisten der zahlreich angeführten belege, wo häufung einsilbiger hauptwörter besteht. ich begreife nicht, warum K. hier das tongewicht der nachbarsilben gar nicht erwog, da er doch unten bei anderer gelegenheit das verhältnis zu den benachbarten silben wol beachtete und danach gruppen unterschied. ich begreife auch nicht, warum K. niemals die möglichkeit versetzter betonuug im auftact ins auge fasst. verse wie *clúg, lístig, wéis von sýnn* oder *róss, ésell, hélffent gróss* müssen nicht 4-hebig gelesen werden, sie wären auch in der lyrik des 13 jh.s als dreiheber möglich. fast die hälfte aller angeführten beispiele sind bei annahme mhd. technik möglich, wenn man das relative gewichtsverhältnis der silben untersucht, die möglichkeit versetzter betonung zugibt und den satzaccent neben dem wortaccent beachtet. etwa die hälfte aller verse sind dann aus K.s listen zu streichen.

Überzeugender ist der abschnitt, der über verletzungen des wortaccentes im reime handelt. hier sind fälle gesammelt wie *kerchér: ser, schneidér: mer: ratér: mer, schüsselspülér: der: des: mannés.* K. kommt zu dem schlusse, dass Beheim nicht nach mhd. art seine verse gebaut haben kann. im folgenden führt K. den nachweis, dass B. silbenzähler war, und gibt ein übersichtliches bild von dem umfange der angewendeten apokopen, synkopen, epithesen und epenthesen von *e* und doppelformen. dass die langen reihen von doppelformen, die K. aus der hs. gesammelt hat, nur aus der silbenzählenden technik des dichters erklärt werden können, ist gewis. es ist aber nicht der einzige weg, diese zu erweisen. K. hätte unschwer aus der hs., die wir uns nach den eingetragenen geburtsdaten seiner kinder als handexemplar des dichters vorstellen müssen, fälle beibringen können, wo Beheim durch nachträgliche besserungen — einschub von flexions-*e* udgl. — seine silbenzählende technik verrät. auch später nachgetragene gedichte, weggestrichene versuche, gedichte die in der hs. ausdrücklich als jugendleistungen bezeichnet sind (s. Bartsch Die altd. hss. der bibl. Heidelberg s. 68 b) udgl. hätten sorgfältig und gesondert untersucht werden sollen.

Die tabellen, in denen eine statistik der verletzungen des wortaccentes bei streng jambischer scansion der verse geboten wird, scheiden acht gruppen von accentverstöfsen, bei den schwersten fällen beginnend (flexionssilbe in hebung, stammsilbe in senkung, zb. *spilén, tanczén, manchés*). warum K. zwei töne, die 'slehtguldin' und die 'hohe guldin' weise, die er 'wegen der ungeheuren masse von reimen' hier von der untersuchung ausschloss, überhaupt nicht weiter bespricht, ist mir unklar geblieben. auch wird nicht deutlich, ob daraus allein sich eine reduction des beobachteten materials von 11000 versen auf 8850 ergab. die wie es scheint sorgsam geführte statistik ergibt, dass mehr als 85 % der untersuchten verse mit jambischem rhythmus gelesen werden können, ohne dass der wortaccent verletzt wird.

Im zweiten und dritten capitel versucht K. nach Sarans vorbild (Die Jenaer liederhs. 1901) und mit dessen terminologie die töne Beheims zu analysieren und sein musikalisches können zu erwägen, und macht auch von dieser seite her wahrscheinlich, dass Beheim seinen versen jambischen rhythmus zugrunde gelegt hat.

Das resultat das K. aus der breitangelegten untersuchung gewinnt, dass nämlich Beheim keine freie füllung der senkungen kannte, sondern die hauptmasse seiner verse bei fester silbenzahl jambisch scandierte, ist durchaus sicher. sind aber alle verse und töne von diesem princip beherscht? zeigen alle lieder das gleiche verhältnis? vermag man nirgends einen fortschritt seiner

kunst gegenüber metrisch schlechter gebauten versen zu erkennen? K. behandelt die ganze masse der reime als eine einheit. nur an einer stelle weist er darauf hin, dass sich ein bestimmter accentverstofs (vorsilbe *ge* in hebung zb. *umbgewürgt*, *gedenk*) auffallend oft in einem nachträglich in die hs. eingetragenen gedichte findet. es bleibt zu erwägen, ob sich nicht von der nunmehr sicher erwiesenen grundlage streng alternierender rhythmik liedergruppen mit besserer und schlechterer kunst zusammenstellen lassen. K. verspricht eine auswahl aus den werken Beheims zu veröffentlichen. vielleicht holt er dort nach was er hier zu geben versäumte, vor allem auch eine untersuchung über den satzaccent und über die strophe in Beheims 'Buch von den Wienern'.

Wien 12. 3. 10. **Viktor Dollmayr.**

Die deutschen 'accipies' und 'magister cum discipulis'-holzschnitte als hilfsmittel zur incunabel-bestimmung von **W. L. Schreiber** und **Paul Heitz** mit 77 abbildungen [= 100 heft der Studien zur deutschen kunstgeschichte]. Strafsburg, Heitz, 1908. 71 ss. und 77 tafeln. 8⁰. — 10 m.

Zu ende des 15 und im anfang des 16 jh.s haben drucker von schulbüchern in Holland, England, Deutschland und Italien ihre erzeugnisse gern mit titelholzschnitten nach vorbildern aus mittelalterlichen handschriften geschmückt, die in allgemeinsten zügen schulscenen schildern und mit ihrer aufforderung 'accipies tanti doctoris dogmata sancti' auf werke des verschiedensten lehrinhalts passen, wenn sich der hexameter auch von haus aus auf Thomas von Aquino bezieht. diesen nachweis hat WLSchreiber, dem dabei ein grofses, zt. von Paul Heitz gesammeltes und reproduciertes material zu gebote stand, überzeugend geführt. er leitet zugleich nach Proctors, Voulliémes und Haeblers vorgang dazu an, die accipies-bilder, die ja einmal neben einem impressum, mit vorliebe aber auf undatierten drucken stehn, zur bestimmung heimatloser und undatierter drucke zu verwerten, und bringt sein material in eine so praktische folge nach der zahl der abgebildeten schüler, dass das hülfsmittel seinen zweck prächtig erfüllt, wie ich an unsern Freiburger beständen habe erproben können.

Der Antwerpener drucker Gerhard Leeu ist mit der verwendung der accipies-bilder 1486 vorangegangen, in Deutschland hat im gleichen jahre der Basler Johann Amerbach als erster den brauch aufgenommen (Schreiber nr 15), doch erst das accipiesbild des Kölners Heinrich Quentell von 1490 (nr 18) hat der sitte bahn gebrochen, und rings im lande nachfolge gefunden, so dass jetzt insgesamt gegen 400 incunabeln mit solchen holzschnitten vorliegen. schuld daran ist nach S.s einleuchtender beweisführung der gute ruf den sich die Quentellschen schulbücher erworben hatten, und von dem die nachdrucker nutzen zu

ziehen hofften, wenn sie seinen titelholzschnitt nachahmten. in dieses gesamtbild kommt ein störender zug durch S.s annahme, dass sich Quentell, als sein altes accipiesbild 1495 durch vielen gebrauch verdorben war, einen 'magister cum discipulis' (nr 56) durch nachahmung eines Nürnberger schnittes von Friedrich Kreusner 1491 (nr 55) verschafft haben soll. doch diese incongruenz lässt sich beseitigen: die 'Dicta versoris | super septē tractatus magistri | petri hyspani cum textu' (Hain 16038, in Freiburg B 1917 bu) tragen S.s holzschnitt 56 auf dem titelblatt, sind aber nach ihrem impressum 'per honestum virum Henricū Quentell Ciuē Coloniensem. Anno octuagesimo nono' gedruckt. dabei macht dieser abzug von 1489 nicht einmal den eindruck völliger neuheit. so bleibt auch in diesem falle Quentell führer und muster für die übrigen deutschen drucker, die lebenszeit seines schnittes 56 erweitert sich auf die jahre 1489 bis 1500, das gesamtbild gewinnt erheblich an geschlossenheit.

Eine verschiebung des datums erfährt auch S.s nr 43, ein schnitt Konrad Hists in Speier, der von 1496 bis 97 gebraucht sein soll, übrigens das einzige bild ohne linieneinfassung in dem ganzen buche. erwünscht ist hier zunächst Hains nr 9036a (in Freiburg D 6217) mit Hists impressum von 1497, namentlich aber der druck D 6208 h, dessen auch von S. s. 43 mitgeteilte schlussschrift nichts anderes bedeuten kann als 'Conradus Hist de Spira 1517'. — der bei S. folgende humoristische schnitt nr 44 steht 1504 auf zwei drucken Hüpfuffs in Strafsburg, begegnet aber auch schon vor 1500 und ist da typographisch schwer unterzubringen. S. vermutet einen Strafsburger drucker, aber eine bisher nicht gebuchte, mit diesem schnitt geschmückte ausgabe des 'Es tu scholaris' o. o. u. j. (in Freiburg D 4263) stimmt nach allen Haeblerschen indicien (M 88, kegelhöhe 82/83 und alle einzelheiten der texttype) so völlig zu drucken Michael Greiffs, dass wir den ursprung des schnitts wol nach Reutlingen und in die zeit vor 1496 verlegen müssen. — widerum zeitlich erweitern lassen sich die grenzen des Quentellschen schnittes nr 52, der bei S. 1500 bis 1508 bezeugt ist, aber auch auf einem bisher nicht gebuchten druck 'AUctoritates | Aristotelis om recte philosophātiu facile | p'ncipis . . .' (Freiburg D 436 an) erscheint, der 'Anno redemptionis Nono supra Millesimum quingentesimum' gedruckt ist. eine frühere auflage desselben werks von 1504 'in profesto Laurentij martyris' (D 436 ak), die 'Tractatus duo- | decim Petri hispani' vom 'Anno christi. iiij. supra. M. cccc. ad finē menfis Julij' (B 1905 p) und ein 'Chato cū glosa | et moralisatione'. 'lucente vigilia apostolorum Symonis et Jude Anno incarnationis dnice. M. cccc i.' (D 5637 mo) verstärken auch nach rückwärts den eindruck, dass der schnitt 52 zu den meistgebrauchten bei Quentell gehörte. — S.s nr 18 steht auch auf Quentells druck Voulliéme 1080, nr 56 auf Voulliéme 981 und

1017. nr 60 auf Hain 1727 und auf einem sonst nicht beschriebenen druck 'ORationes familiares ⁊ Elega tissime ex omib? Publij Ouidij libris formate' 'Impresse Colonie p Martinum de werdena. prope domum Consulatus. in vico Burgensi. Anno. M. d. ix'. einen unbekannten nachschnitt zu nr 60 find ich auf NMichaelis, Argumenta communia. Basel (Jacob vPforzheim?) 1511. Panzer 9. 393.

S. hat vorausgesehen, dass sich in drucken die ihm unbekannt geblieben sind weitere abzüge der von ihm beschriebenen bilder finden würden, und auch auf die erweiterung der verwendungszeit bei nr 43 und 52 ist gewis kein übertriebener wert zu legen. aber wenn einfach durch auffindung zweier neuer drucke das abhängigkeitsverhältnis der wichtigen blätter nr 55 f umgekehrt und der ausgangspunct von nr 44 fixiert wird, scheint doch die frage erlaubt, ob das bei bibliographischen arbeiten dieser art befolgte verfahren der umfrage bei bibliotheken eigene umschau genügend ersetzt. die umfrage nach den 'accipies' ist seinerseits in Freiburg, wie ich versichern kann, mit mehr interesse und zeitaufwand erledigt worden, als normaler weise ein vielgeplagter ausleihbeamter dafür aufbringen kann, und hat auf die gestellten bestimmten fragen punct für punct antwort erhalten. die schwierigkeit ist aber, dass die aufgabe im grund höchst unbestimmte fragen verlangt hätte, die den bibliotheken einen unmöglichen zeitaufwand zugemutet hätte — aus ähnlichen erwägungen ist auch die leitung der Weimarischen Lutherausgabe neuerdings vom system der umfragen abgegangen. 5 Freiburger drucke hat S. nach jener auskunft verwerten können, mir liegen jetzt, nach weiterer sammlung und dank dem finderglück meines collegen Bruno Claufsen 41 vor, und gewis birgt das haus noch ein teil mehr. unter ihnen hätten S. zb. für seine nr 20 in D 8184 af oder D 8195 vorlagen ohne bibliotheksstempel zur verfügung gestanden, für nr 21 in D 5246 ein früherer abzug mit unversehrtem rande, für nr 27 in D 4267 ein klares bild statt des verkleckstcn Olmützer exemplars, für nr 67 in D 1466 ein besser erhaltener stock mit alter inschrift, die den zweck des spruchbands veranschaulicht. anderseits weisen unsere nrr B 1905 k, D 1466, 1468 c, 4263, 4976, 5637 m und mo, 6960 und K 5548 i starke spuren alten gebrauchs auf: in ihnen werden manche exemplare aus lehrerhand, einzelne sogar aus schülerhand durch bibliotheken der Breisgauklöster den weg in die gegenwart gefunden haben.

Der vergleich der originale mit S.s abbildungen zeigt durchweg, dass diese ihren zweck durchaus erfüllen; hie und da ist, wenn ich die erscheinung recht deute, auf dem weichen kunstdruckpapier die schwärze ein wenig geflossen, störend auf nr 26 und 30, in nr 56 ist dadurch das rechte fenster völlig schwarz geworden, umgekehrt hat bei nr 60 wol ein zu blasser abzug

vorgelegen. die maſse stimmen bisweilen nicht scharf zur vorlage, doch wol nur, wo Heitz und Schreiber die aufnahme nicht selbst besorgen konnten wie bei nr 9, wo auch über den zustand des arg zerrissenen und mit federzeichnung geflickten originals berichtet sein sollte. auf interessante einzelheiten kann hier nur eben hingedeutet werden: die art wie auf nr 16 die folianten auf dem bücherregal nicht stehn sondern liegen, auf nr 45 (der einzige, von S. vergebens gesuchte abzug des holzschnitts Freiburg D 4146 b) der kalender an der wand und die tintenhörner am pult hängen, sowie die auf nr 48, 64, 75 widerkehrende art, wie ein schüler die gelesene zeile mit dem griffel verfolgt, nr 49 und 57 die form des lesepults mit zweifach gebogenem fuſs usf.

Mit der vorliegenden arbeit haben die Heitzschen studien zur deutschen kunstgeschichte die zahl von hundert heften erfüllt — in 15 jahren haben sie ihrem gebiete reiche förderung gebracht und, worauf hier alles ankommt, einem weiten kreis eine fülle von anschauungsmaterial zugänglich gemacht. das vom verlag ausgegebene übersichtsheft läſst die reiche ernte in aller kürze noch einmal an uns vorüberziehen.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

Deutsche Shakespeare-probleme im XVIII jahrhundert und im zeitalter der romantik von **Marie Joachimi-Dege.** Leipzig, Haessel, 1907. [Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte, hg. v. Oskar F. Walzel, 12 heft.] 296 s. 8. — 6 m. (geb. 7 m.)

Ein gescheites buch, das nur im detail nicht überall so gut ist wie im ganzen. es scheint mit ungleichem interesse geschrieben zu sein. das verrät schon der stil, der bisweilen gewant und geschmackvoll ist, bisweilen tief in die niederungen des schlechten journalistendeutsch hinabsinkt. es kommen partieen vor, die die verfasserin wol ohne inneren anteil, nur aus pflichtgefühl abgefasst hat: da ist der vortrag trocken. an den stellen aber, wo der eifer, und offenbar ein sehr reger, fliegender eifer erwacht, da wird die rede triumphierend und pompös.

Das ganze zerfällt in zwei teile; der erste (s. 6—128) behandelt die Shakespearefragen des 18 jh.s, der zweite (s. 131—296) erörtert die verdienste der romantiker, d. h. im wesentlichen der brüder Schlegel, um den groſsen englischen dramatiker. eine merkwürdige verschiedenheit der räumlichen ausdehnung fällt dabei gleich ins auge: während der intensiven kritischen tätigkeit zweier (zählen wir Tieck hinzu: dreier) geister etwa 160 textseiten zufallen, müssen sich die generationen Gottscheds, Lessings, Gerstenbergs, Herders und der jungen genies zusammen mit 120 seiten begnügen. aber auch in ihrer inneren structur sind die beiden hälften des buches verschieden: die erste wählt den ton des historischen referats, während die zweite zum grösten

teil in systematisierendem vortrag abgefasst ist und nur gegen das ende wider historisch-chronologisch vorschreitet.

Das räumliche misverhältnis wird noch auffallender, wenn man die feinere gliederung der beiden hauptabschnitte betrachtet. jeder von ihnen zerfällt wider in drei teile. die Shakespeare-bemühungen des 18 jh.s zerlegt die verfasserin sehr beifallswürdig in drei perioden: dem Gottschedischen zeitalter der polemik und apologie widmet sie unter einschluss der entwicklung des jungen Lessing rund 30 seiten; der productiven kritik Lessings und den praktischen versuchen FLSchröders fallen im zweiten abschnitt rund 60 seiten zu, während für die ganze dritte periode, d. h. alles was von Gerstenberg bis zu den romantikern geschehen ist, nur 30 seiten übrig bleiben. — und ebenso verrät der zweite hauptabschnitt durch seine gliederung, dass das interesse der verfasserin nicht überall gleich stark ist. das eintreten für Shakespeare muste sich für die brüder Schlegel notgedrungen zu einem kampf für Shakespeare zuspitzen. und da dieser nach drei fronten geführt wurde, so ergaben sich daraus drei (diesmal natürlich nicht chronologisch von einander abgehobene) capitel: dem kampf wider die 'correcten' widmet frau J.-D. wenig mehr als zehn seiten, dem gegen den sturm und drang wenig mehr als 20 seiten, während mehr als ein drittel des ganzen buches, über 100 seiten, dem kampf gegen die classiker zufällt. so wird, ob man die hauptteile oder die unterabschnitte betrachtet, das buch gegen das ende hin immer ausführlicher.

Diese ungleichheit der behandlung wird ja zum teil durch die gröfsere wichtigkeit oder unwichtigkeit der materie bedingt; aber doch nur zum teil. ein rest von willkür bleibt übrig. und da ich auch diesen lieber erklären als verurteilen möchte, so ist mir wol die vermutung erlaubt: ist vielleicht das ganze buch rückwärts concipiert worden? bestand vielleicht anfangs nur die absicht, das verhältnis der romantiker zu den classikern an einem der hauptprobleme, der Shakespeare-frage, zu erörtern? wurden dann kleine ergänzende partieen (teil 2 abschnitt 1 und 2) nötig? forderte darauf Lessing, soweit er anreger für die Schlegel war, seine würdigung? und wurden dann vielleicht erst hinterdrein die lücken etwas eilig und ohne die erste frische anteilnahme ausgefüllt?

Ich möchte mir gern die entstehungsgeschichte der einzelnen capitel so zurechtlegen. aber schliefslich, für die beurteilung müssen wir das buch so nehmen wie es nun einmal geartet ist. und da ist leider zu sagen, dass der erste teil, der dem leser vorführen soll, wie dem deutschen volke langsam das interesse, wenn auch noch nicht das verständnis für Shakespeare zuteil wurde, wenig gelungen ist. frau J.-D. zeigt sich trefflich begabt, wenn es gilt, reichlich und offen bereit liegendes material

klug zu deuten. wo also Shakespeares einfluss klar zu tage tritt, wo die quellen ergiebig fliefsen, da bringt ihr buch das beste. aber jenen rückwärts dringenden historikergeist, der zu den ursachen nochmals die ursachen aufspüren und erkennen möchte, und sich drum über ein weit zurückliegendes, aufschluss bietendes symptom oft mehr freut als über den materialreichtum späterer zeiten, diesen leidenschaftlichen entdecker- und spürsinn hat frau J.-D. nicht. und doch sind für alle literarhistorischen und überhaupt biologischen forschungen die embryonalen zustände oft reichlich so wichtig und interessant wie die erscheinungen, die die voll entwickelten, eigenlebigen wesen aufzeigen.

Wie selten ist bei uns Deutschen die entsagungsvolle lust am materialsammeln und an mikroskopischer betrachtung verbunden mit der gabe der geistigen durchdringung und der abrundenden darstellung. wir haben staunenswerte bibliographieen des kirchen-, des volks-, des studentenliedes, und doch keine einzige, zum kunstwerk erhobene darstellung dessen, wie diese lieder im volke gelebt haben. wir erfreuen uns zweier bände voll Faustsplitter, und haben keinen der das geistige band zwischen diesen tausenden von fragmenten nachweist. — auf der andern seite aber treten viele schriftsteller auf mit der begabung, in schlankem stil ein anmutendes buch zu schreiben, aber sie nehmen sich nicht die zeit, ihr werk gründlich vorzubereiten; ja, sie schätzen in vielen fällen die 'kärrnerarbeit' wol gering und betrachten sich selbst als bauende könige. selbsttäuschung in menge.

Hübsch gezimmert, aber leider etwas unsolide ist das erste capitel des buches der frau J.-D. ich halte vom nachtragen einzelner materialstückchen sehr wenig und will daher das register alles dessen, was an fehlern in den angaben der frau J.-D. steckt und was überhaupt nicht vorhanden ist, nicht widerholen. Kurt Richter, der sich seinerseits um die sammlung von Shakespearesplittern verdient gemacht hat, gibt in den Studien für vergleichende literaturgeschichte 8, 388 ff viele ergänzungen. Worauf es mir ankommt ist, an ein paar beispielen zu zeigen, dass mit so unvollständigem, genügsam gesammeltem material eine darstellung wie frau J.-D. sie beabsichtigt, nicht durchzuführen ist.

Die verfasserin möchte Deutschland während der ersten vier jahrzehnte des 18 jh.s in tiefster unkenntnis über Shakespeare zeigen. gewis trifft das für die grofse masse des volkes zu; wo ist aber nur der geringste beweis dafür erbracht, dass es auch für die wortführer bedingungslos gilt?

Gottsched tritt in den gesichtskreis der frau J.-D. ich stehe weitab von der jetzt durch Reichel proclamierten bewunderung dieses verdienstvollen, aber einer vergehnden zeit angehörigen mannes. ihn jedoch heute noch mit dem alten, wolfeil ge-

wordenen spott abzufertigen, und mit der verachtung die in Lessings munde erklärlich ist. das ist noch unhistorischer als Reichels überschätzung. vor allen dingen: mögen Gottscheds kunstanschauungen schon bei seinen lebzeiten noch so rückständig gewesen sein, unkenntnis auf dem gebiet der internationalen dramatischen literatur darf man ohne zwingende beweise dem vf. des Nötigen Vorrats niemals vorwerfen. das tut aber frau J.-D. sie behauptet, Gottsched habe bis 1741, d. h. bis zum erscheinen von Borcks 'Julius Cäsar', Shakespeare nicht gekannt:[1] 'er (Gottsched) hatte Shakespeare erst jetzt durch die übersetzung kennen gelernt', heißt es s. 10 f. nun hatte aber Gottsched doch schon seit langen jahren den 'Spectator' gelesen, der ihn widerholt auf den englischen dramatiker hinwies. aus Gottscheds eignem hause war 1739 die übersetzung des 'Zuschauers' hervorgegangen; jahrelang mochten und musten der dictator und seine geschickte freundin den inhalt der neun bände zum gegenstand ihrer unterhaltung gemacht haben. wie sollte ihm, der doch auch alles aufgestöbert hat, was vielleicht einer theaterreform dienen konnte, der gepriesene englische dramatiker dauernd unbekannt geblieben sein? frau J.-D. kann diese unmöglichkeit nur dadurch möglich machen, dass sie die würkung der moralischen wochenschriften in Deutschland gänzlich ignoriert. und das scheint mir ein großer fehler. wir haben die wahl zwischen zwei urteilen über Gottscheds Shakespearekenntnis bis 1741: entweder er kannte nichts von dem englischen dichter, wollte sich auch gar nicht belehren lassen, und verwarf seine werke aus bloſsem vorurteil; oder er hatte doch einige dramen Shakespeares gelesen und muste sie nur eben nach maſsgabe seiner kunstanschauungen misbilligen. das letzte scheint mir das einzig mögliche, das einzige was zugleich der wissbegier und der beschränktheit Gottscheds entsprach. ja, selbst dies urteil ist vielleicht schon zu scharf. denn zeugt es nicht von einer erheblichen unbefangenheit, dass Gottsched in denselben jahrgang derselben zeitschrift, in der er eben erst Borcks 'Julius Cäsar' verurteilt hatte, Elias Schlegels vergleich zwischen Gryphius und Shakespeare aufnahm, in dem der englische dichter so manches lob erhielt? als er dann freilich hinterdrein gewahr wurde, welche begriffs-

[1] Frau J.-D. kann sich natürlich auf Lessing berufen, der behauptet hat, dass Gottsched Shakespeare 'aus stolz' nicht habe kennen lernen wollen. aber ganz abgesehen davon, dass 'kennen lernen' dort im zusammenhang des 17 literaturbriefes vielleicht soviel wie 'prüfen, studieren, und also ergründen, verstehn' heiſsen kann, ist es doch bei den mancherlei ungerechtigkeiten Lessings gegen Gottsched zweifelhaft, ob diese behauptung sich auf sachkenntnis stützt. was wuste denn Lessing von Gottscheds Shakespeare-lectüre? er durfte doch höchstens behaupten, dass der Leipziger geschmacksrichter Shakespeare niemals anerkannt habe, und daraus erst auf mangelndes verständnis und vielleicht auf wenig willen ihn zu begreifen schlieſsen.

verwirrung der Schlegelsche aufsatz hervorrufen konnte, da zog er 1742 seinerseits noch einmal gegen Shakespeare zu felde. und da fielen dann worte, wie 'niederträchtig, ekelhaft', die Gottsched (was bei frau J.-D. nicht zu lesen ist) allerdings nach dem sprachgebrauch des 18 jh.s verstanden wissen wollte, und die abermals beweisen, dass ihm der englische dichter doch nicht fremd gewesen ist.

Neben der unvollständigkeit der zeugnisse ist auch die verbindung zwischen ihnen, die frau J.-D. herstellt, bisweilen anfechtbar. es gibt geschichtsschreiber, die, vielleicht nur unbewust, jeder einmal geschehenen tat oder äufserung eine würkung zuschreiben. das ist eine grofse übereilung. die aufgabe des historikers kann nur die sein, solche factoren geistig mit einander zu verbinden, die nachweisbar im verhältnis von ursache und würkung zu einander gestanden haben müssen, alle übrigen aber, die für die förderung oder hemmung eines historischen verlaufes ohne belang gewesen sind, einfach beiseite zu lassen, sie mögen an sich so interessant gewesen sein wie sie wollen. wenn wir wissen, dass Leonardo da Vinci flugmaschinen auf dem papier construiert hat, so beweist das nur, dass ein vorgeschrittener geist sich schon im 15 oder 16 jh. mit problemen beschäftigt hat, deren lösung dem 20 jh. vorbehalten war. in eine blofse aufzählung solcher versuche gehört der seine hinein, in eine geschichte im strengen sinne nicht.

Daraus ergibt sich schon, wie ich die früher gebrauchten wörter 'vollständigkeit' und 'unvollständigkeit' verstanden sehen möchte. dem blofsen registrator ziemt die absolute vollständigkeit der documente, zeugnisse oder was es sei, dem historiker nur relative vollständigkeit, d. h. eine möglichst lückenlose reihe der zeugnisse die in ursächlichem verhältnis unter einander stehn, mit allem was ihre deutung fördert, daneben aber eine bewuste ablehnung alles dessen, was zwar stofflich verwant ist, aber die reine darlegung der historischen vorgänge stört. eine schlussfolgerung aus einem überflüssigen document erzeugt einen ebenso großen fehler, wie die auslassung eines für den zusammenhang notwendigen beleges.

Mess ich an diesen forderungen die leistung der frau J.-D., so tut die verfasserin bisweilen zu wenig, bisweilen zu viel. von der auslassung wichtiger historischer quellen ist schon die rede gewesen; aber auch das gegenteil, folgerungen aus material das keine folgerungen zuließ, kommt vor. ein beispiel: s. 151ff berichtet frau J.-D. von jenem erstaunlichen artikel, der anonym 1753 in den 'Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens' erschien, und den Litzmann (F. L. Schröder I 76 anm.) geneigt ist Ast zuzuschreiben. nur einer der in englischer literatur sehr belesen war, kann den aufsatz verfasst haben: Shakespeare wird hier mit leuchtenden augen betrachtet und unbe-

fangen an den alten gemessen; probleme tauchen auf, die Lessing und die jungen genies erst nach jahren streifen sollten. ganz einsam steht dieser rätselhafte autor da. als er 1753 seine ausführungen veröffentlichte, hat offenbar selbst der vorgerückteste ihm nicht nachkommen können; wir vermögen nicht den kleinsten beweis dafür zu erbringen, daß sein aufsatz beachtet wurde und folgen hatte. und als in späterer zeit andre dort angelangt waren, wo er schon 1753 gestanden hatte, da waren die 'Neuen Erweiterungen' längst begraben und vergessen. der anonymus von 1753 gehört zu jenen millionen überflüssiger, die es im weltgetriebe gegeben hat zu jenen, die zu früh geboren sind oder ihre erkenntnis nicht laut, nicht oft genug ausgesprochen haben. wollte man die geistige arbeit einer nation, das ererben und vererben, in der form eines großen stammbaumes darstellen, so würde man den verfasser solch eines aufsatzes eingliedern als einen, dessen ahnen man nachweisen kann, der aber keine kinder gehabt hat. man muß die existenz solcher naturen achten, muß sie hinnehmen wie sie sind, als fruchtbringende ideenträger, die aber keine fernere aussaat geboten haben. man darf ihnen aber nicht, weil ihre gedanken später in andern menschen wider aufgelebt sind, eine directe einwürkung auf diese späteren andichten.

Wie stellt sich nun aber frau J.-D. zu dem aufsatz von 1753? sie sagt (s. 18): 'mit diesem artikel, der selbstredend unter englischem einfluss steht, tritt die Shakespearefrage schon in ein helleres licht. von der streiterei über regelmäfsigkeit und unregelmäfsigkeit, bei der Shakespeare als muster für die regellosigkeit dient, geht man in literarischen kreisen zur lectüre Shakespeares im original über. es bereitet sich ein umschwung vor; ganz allmählich fängt man an, in Shakespeare einen grofsen meister, ein genie zu sehen, für das die landläufigen wertmafsstäbe und die bisher gültigen grundsätze und regeln der kritik viel zu eng und einseitig sind'. also 'man' geht über, 'man' fängt an, in 'literarischen kreisen' (sogar im plural) liest man Shakespeare. welch ein ganz irriges bild entsteht durch solche verallgemeinerung! in würklichkeit ist es unseres wissens im anfang der fünfzigerjahre noch fast ebenso still über Shakespeare geblieben wie vorher. als die ersten gerüchte laut werden, dieser verschollene englische dramatiker sei ein ansehnlicher dichter gewesen, da nehmen, so viel wir erkennen, einige wenige seine werke zur hand: Gottsched der überzeugungstreue, um ihn zu bekämpfen und kommendem übel vorzubeugen; wahrheitsucher, wie Elias Schlegel und Lessing, um ausschau zu halten, ob von England vielleicht das heil kommen könne. bis man aber 'in literarischen kreisen zur lectüre Shakespeares im original übergieng', dazu hatte es noch gute weile. die verfasserin hätte den artikel der 'Neuen Erweiterungen' von 1753 so vorsichtig beur-

teilen sollen, wie sie wenige seiten später (s. 31) den von 1756 würdigt: 'wir erstaunen über die frühreife dieses urteils. es war wohl für seine zeit zunächst noch zu reif. es weist schon auf Gerstenberg und Herder'.

Etwas festeren boden unter den füfsen hat frau J.-D., sobald sie an den jungen Lessing herantritt. hier ist manche altvertraute tatsache neu beleuchtet, manche combination beachtenswert. aber selbst wenn ich auch hier der materiellen lücken, der falschen datierungen (Nicolais Bibliothek!) nicht gedenke, so bleibt neben dem anregenden doch viel unerwiesenes stehn. ein temperament das die verfasserin gewis persönlich als ein glück betrachten darf, geht hier, wie an andren stellen, einfach mit ihr durch. sie sieht ein ziel für ihre untersuchung vor sich, sie weifs den weg dahin: sie erkennt ganz richtig, wie sich im 18 jh. die Shakespearekenntnis und Shakespearebegeisterung im grofsen und ganzen entwickelt. aber es geht ihr offenbar zu langsam. sie lässt die menschen des 18 jh.s ihre einsichten nicht in dem tempo gewinnen, wie es nun einmal tatsächlich geschehen ist, sondern sie hetzt sie noch nachträglich.

Lessing hat darunter zu leiden. bei ihm hat es — anders wissen wir's nicht und werden es auch wol schwerlich anders erkennen — bis gegen das ende der fünfzigerjahre gedauert, dass er ein überzeugter anhänger Shakespeares auf grund würklicher kenntnis wurde; und Moses und Nicolai haben und behalten das verdienst, ihm auf diesem wege anregungen zugetragen zu haben. frau J.-D. möchte ihn aber schon 1755 als shakespearereif und 1757 als Shakespearekenner hinstellen. und das gelingt ihr nur dadurch, dass sie den tatsachen resultate abpresst, die diese schlechterdings nicht hergeben wollen. da wird zunächst Lillo als ein Shakespeare im kleinen dargestellt, nur damit an dem dichter der 'Miss Sara Sampson' schon 1755 eine entscheidende annäherung an Shakespeare zu erkennen sei. was bei Lillo das neue war, so heifst es s. 32, war shakespearisch. 'man braucht es sich nur (nur!) ins grandiose gesteigert, oder ins künstlerische gemildert vorzustellen, um die hervorstechenden merkmale des Shakespeareschen dramas zu bekommen'. mit solchem 'nur' kann man aus einem fisch einen vogel machen.

Und ebenso gewagt erscheint mir der zweite schluss (s. 37): weil Lessing 1757 die bemerkung macht, Mendelssohn habe den Hamletmonolog 'vortrefflich übersetzt', so erfuhren wir dadurch 'mit bestimmtheit', dass Lessing in diesem jahre Shakespeare im original kannte. für mich folgt aus Lessings worten nur, dass er die übersetzung des monologes mit dem original verglichen, günstigstenfalls dass er dann auch den ganzen 'Hamlet' in englischer sprache gelesen hat. aber dass er 'Shakespeare' (das soll im zusammenhang der seiten 37 und 38 so viel heifsen, wie: mindestens eine gröfsere zahl der wichtigsten dramen von Shake-

speare) schon 1757 im original gekannt habe, geht aus dem urteil über den einen monolog nicht hervor. es ist bei der geistesart Lessings allerdings so gut wie selbstverständlich, dass, als ihn der 'Hamlet' gepackt hatte, ihn auch nach weiterer kenntnis gelüstete. aber wie bald und wie umfänglich er sie sich verschafft hat, wissen wir nicht genau. wir müssen da vorsichtig sein. im februar 1759 natürlich war ihm Shakespeare wolvertraut; und er kannte mehr als die drei stücke, die er im 17 literaturbrief citiert.

Frau J.-D. führt dann mit sicherer hand die untersuchung bis dahin, wo Lessing für die zukunft der deutschen literatur die losung gewonnen hat: antik und germanisch zugleich (ob sie dabei die stelle von den '*mühsamen Vollkommenheiten der Kunst*' s. 13 richtig interpretiert hat, bleibe dahingestellt). Lessing interessiert sie und ist ihr mit seinem ringen nach form und 'höheren gesichtspuncten' verständlich, obwol sie vor den titeln seiner werke (Der Jude, Hamburger Dramaturgie) und dem datum seines berühmtesten literaturbriefes nicht viel respect hat. bei Wieland[1] lässt die anteilnahme schon wieder etwas nach. ganz richtig wird der gesinnungswechsel verzeichnet, der zwischen Wielands brief an Zimmermann aus dem jahre 1758 und den anmerkungen zu seiner Shakespeare-übersetzung besteht; aber eine erklärung wird nicht versucht. und doch ligt in der entwicklung dieses einen künstlers (wie die geschichte aller kunst überhaupt von vielen solcher individuellen factoren abhängt) ein stück schicksal für unsre literatur enthalten. denn in welcher gestalt der übersetzte Shakespeare zum ersten mal vor die deutschen leser trat, so muste er eine zeitlang vor ihrer phantasie weiter leben.

Abermals tut darauf die untersuchung der verfasserin einen sprung. man darf das an und für sich nicht tadeln. die zusammenfassende darstellung eines geschichtlichen vorgangs kann nicht die zitterigen curven aller einzeluntersuchungen mitmachen, sondern wird einfachere, ausgeglichenere bogen ziehen müssen. aber statt zweier katheten einfach die hypotenuse zeichnen, das dürfte doch etwas zu summarisch sein. und doch geht frau J.-D. in der vereinfachung der entwicklungslinien soweit. es galt zweierlei zu zeigen: die folgen von Lessings und die von Wielands Shakespeare-propaganda. auf der einen seite war die frage zu beantworten: verstand man im deutschen publicum oder auch nur in der schriftstellerwelt Lessings anregungen richtig? darauf konnte und muste eine betrachtung von Weifses dramen aus der Shakespeareschen sphäre antwort geben, die für eine reihe

[1] beiläufig: dass Wieland '*der Genie*' statt '*das Genie*' schreibt, sollte man nicht mit einem '(sic!)' versehn. das ist älterer sprachgebrauch, hervorgegangen aus einer sehr schönen vorstellung, worüber Rud. Hildebrand trefflich im Grimmschen Wörterbuch s. v. *Genie* unterrichtet.

von jahren, mitsamt den kritiken die sie erfahren haben, ein gradmesser für die Shakespearereife in Deutschland sind und auch noch manche züge späterer Shakespeare-bearbeitungen erklären. und auf der anderen seite war (wie übrigens frau J.-D. s. 62 selbst ganz richtig bemerkt) die zunahme der Shakespearekenntnis und -bewunderung in Deutschland seit der Wielandschen übersetzung zu verfolgen. die verfasserin behauptet nun zwar, das sei nicht möglich: aber es ist nur schwierig und zeitraubend. in den briefwechseln und zeitschriften, auch den kleineren, der sechzigerjahre steckt das material; man muss es nur heben. der ertrag wird gar nicht so gering sein; denn die entwicklung des publicums neben der der dichter und kritiker gehört auch in die litteraturgeschichte.

Nun, frau J.-D. geht den hypotenusenweg und ist mit einigen schritten von Lessing zu Friedrich Ludwig Schröder gelangt. und hier, wo nun die beiden trefflichen bände von Berthold Litzmann überreiches material boten, hier gesellt sich zur linienführung auch die farbe: die hastige erörterung macht ergiebigerer erzählung platz. mit sicherem gefühl weifs die verfasserin die älteren, im einzelnen richtigen, aber des rechten gesamturteils entbehrenden untersuchungen über Schröders bühnenbearbeitungen von Merschberger in historische beleuchtung zu rücken: Schröders verfahren war in anbetracht des damaligen publicums das einzig ('mögliche' ist wol zu viel gesagt, aber das einzig) praktische.

Auffallend kurz ist der abschnitt über die jungen genies von 1770—1780. frau J.-D. wird ihnen gerecht, das ist ihr nicht abzustreiten, aber diese gerechtigkeit äufsert sich bisweilen kühl, bisweilen mit überlegenheit. es sind ihr (Goethe natürlich stets abgerechnet, und auch Schiller) lärmende, irrende knaben, die man nicht ganz für voll zu nehmen braucht. dies urteil trifft man bei manchen an die durch Oskar Walzels schule gegangen sind: es hat auch seine berechtigung, sobald man den blick auf die brüder Schlegel gerichtet hält, Lenz und seine altersgenossen mit ihnen vergleicht und die beiden gruppen, wie es die romantiker wünschten, in gebührender entfernung von einander hält. aber wenn man in einer selbständigen hälfte eines buches alle Shakespeare-bemühungen des 18 jh.s um ihrer selbst willen schildert, so dürfen auch die stürmer und dränger verlangen, zu ihrem rechte zu kommen. gewis sind die romantiker die reiferen, einerseits weil sie die geborenen theoretiker und kritiker waren, eigenschaften also besafsen, die die genies weder pflegten noch besonders schätzten; dann aber auch, weil ihnen die einsicht dreier jahrzehnte zugute kam, die den leidenschaftlichen früheren dichtern noch fehlte. alles 'zueigenmachen', alles 'auffassen' von Shakespeares künstlerischen grundsätzen hat aber den romantikern für ihre dichterischen leistungen so gut wie nichts genützt. sie waren und blieben kluge kritiker, während die

stürmer und dränger, über die sie sich so sehr überhoben, dichter waren, dichter sehr verschiedenen schlages, aber dichter. drum muss man bei ihnen ihre poetischen leistungen aufsuchen, in denen sie ihre 'Shakespeare-probleme' praktisch zu lösen versuchten. dass frau J.-D. das so gut wie ganz unterlässt, wenigstens sehr rasch über diese fragen hinweghuscht, ist aus gründen der gerechtigkeit nicht gutzuheifsen. denn nun spielen die jungen genies, für sich allein, wie auch später, als sie von den romantikern angegriffen wurden und sich nicht mehr wehren konnten, eine klägliche rolle.

So habe ich den eingangspartieen des buches der frau J.-D. wie man sieht, manche bedenken entgegenzustellen. die vorgeschichte der Shakespeare-bewegung wird wol noch einmal mit reicherem detail geschrieben werden müssen. die grundgedanken der ersten capitel kann man sich aneignen; vor den übertreibungen jedoch wird man sich zu hüten haben. und das stille sammeln und vorsichtige deuten einzelner in betracht kommender symptome, für das die verfasserin dieses buches anscheinend nicht viel hochachtung hat, wird noch fernerhin eine wichtige aufgabe bleiben. der name Shakespeare braucht in solchen dokumenten gar nicht immer ausdrücklich genannt zu werden. das deutsche volk ist auch durch andre mittel als durch Shakespeare-lectüre für Shakespeare reif geworden.

In der gröfseren zweiten hälfte des buches ist nun aber die verfasserin in ihrem element. diese capitel über die romantik sind aus dem vollen geschöpft und durchweg aus primären quellen. romantische doktrin, die ja unter lebhafter anregung einer der genialsten deutschen frauen sich ausbildete, wird wol stets in frauen congeniale auslegerinnen finden. die discussionen der brüder Schlegel durchlebt denn auch frau J.-D. noch einmal mit hoher erregtheit. ihre ganze liebe gehört den romantikern. sie haben den process der einbürgerung Shakespeares vollendet. die krönung des werkes danken wir ihnen; drum gebührt auch ihnen selbst eine krone.

Für diesen teil der aufgabe bringt frau J.-D. ausgesprochene begabung mit, energie des denkens und eine fähigkeit, aus längeren gedankenreihen ein klares facit zu ziehen[1]. es berührt sympathisch, wie sie nie des dankes für Oskar Walzel vergisst, in dessen schule sie sich gebildet hat, wie sie sich aber selbständigkeit des urteils und den mut ihrer meinung wahrt und eine frische des vortrags, die nur zuweilen ins saloppe fällt.

Ihre grundtendenzen und hauptresultate sind ausgezeichnet. ohne zweifel ist erst die romantik Shakespeare gerecht geworden. und wenn um dieses nachweises willen licht und schatten manch-

[1] ist in den abschnitten über Schiller (s. 216 uö.) die beständige verwechslung von '*sentimental*' und '*sentimentalisch*' gleichgültigkeit gegen die begriffsverschiedenheit oder absicht?

mal etwas stark contrastiert sind, so schadet das nichts. mäfsigen kann man da leicht. es bleibt zb. noch einmal erneuter nachprüfung vorbehalten, ob der gegensatz zwischen den genies und den romantikern nicht vielleicht etwas zu unversöhnlich formulirt ist: ob die brüder Schlegel, zwar ausgehend von richtigen voraussetzungen, aber durch widerspruch ins extrem gedrängt, sich in ihren letzten folgerungen das schaffen Shakespeares nicht vielleicht um einen oder einige grade zu bewust und absichtlich vorgestellt haben (wie übrigens die verfasserin s. 207 selbst in erwägung zieht). besser ist es jedenfalls, frau J.-D. accentuiert hier ein wenig zu stark, als wenn sie die grenzlinien zwischen den parteien mit unentschiedener hand gezogen hätte. an ein paar stellen wären sogar ein paar kräftigere wörtlein, auch im werturteil, am platze gewesen: nämlich überall da, wo es gilt die brüder Schlegel abzurücken von dem schwätzer Tieck.

So habe ich nicht allem zustimmen können was frau J.-D. vorträgt. ich finde, dass etwa die ersten 70 seiten ihres buches etwas obenhin gearbeitet sind. aber man list die ausführungen einer so begabten frau, besonders den zweiten teil, dennoch mit gewinn und wird weiteren arbeiten, auch dem essay den die verfasserin s. 70 in aussicht stellt, mit anteil entgegensehen.

Am schluss des buches fällt die verfasserin in den apologetischen ton: sie meint, noch im jahre 1907, die romantik als die 'unpopulärste und fast verachtetste literaturepoche' gegen ein weit verbreitetes 'odium' in schutz nehmen zu müssen, und behauptet (s. 296): 'es gibt fast keinen jungen studenten von literarischem ehrgeiz, der nicht einmal auf kosten Friedrich Schlegels die nase gerümpft oder hell aufgelacht hätte'. wo frau J.-D. diese beobachtungen gemacht hat, weifs ich nicht; mit meinen erfahrungen decken sie sich keineswegs. so viel ich feststellen kann, begegnet unter der akademischen jugend die romantik eher einer überschätzung. und wenn ich im hörsaal über Friedrich Schlegel gesprochen habe, erhalte ich fast regelmäfsig besuch von jungen fremden studenten, die aber nicht geneigt sind zu spotten oder zu lachen, sondern mit grofsen, beinahe ängstlichen augen dasitzen und fragen: woher ich das alles wisse und ob ich gestern würklich von Friedrich Schlegel gesprochen und nicht vielmehr ihr eignes innenleben meinem auditorium erläutert habe. in der akademischen jugend von heute fühlen sich viele — ob mit recht oder unrecht, weiß ich nicht — den romantikern verwant.

Leipzig, den 24 october 1909. **Albert Köster.**

Studien zu Schillers dramen von **Gustav Kettner.** Erster Teil: Wilhelm Tell. eine auslegung. Berlin, Weidmann, 1899. XII und 180 ss. 8°. — 3.50 m.

Öfters wurde schon beklagt, dass die berufsgermanisten die erklärung und wissenschaftliche durcharbeitung der neuhochdeutschen classikerwerke viel zu sehr halbgermanisten, lehrern, schauspielern und bloſsen liebhabern überlassen. nichts ist bezeichnender hiefür, als dass noch immer Düntzers 'Erläuterungen', diese mit schlecht verarbeiteten und teilweise auch unverlässlichen notizen vollgepfropften zettelkasten, den markt beherschen. das übel ist in den letzten jahren nicht wesentlich kleiner geworden: noch immer 'stecken wir zu sehr im alten', wie RHeinzel einmal selbstironisch gemeint hat, trotzdem die zunehmenden bedürfnisse des lebens und namentlich der schule, die sich noch vor zwei menschenaltern um die nhd. classiker so viel wie nicht kümmerte, wenn sie die lesung derselben etwa nicht gar verboten hatte, andere wege weisen. es verdient daher dank, wenn sich ein berufener wie Kettner auf diesem gebiete häuslich einrichtet. seinen arbeiten über Lessings dramen lässt er nun die studien zu denen Schillers folgen, nachdem er schon früher den dramatischen nachlass dieses dichters einer sorgfältigen neuausgabe unterzogen und manche fruchtbare einzeluntersuchung veröffentlicht hat.

Dieses Tellbüchlein soll der erstling aus der geplanten reihe der Schillererklärungen sein. der untertitel desselben, eine 'auslegung', könnte eine irrige meinung über den inhalt hervorrufen: es gibt nicht eine durchgehende erklärung dieses dramas, es handelt nicht über den dramatischen stil, über sprache und metrik, über scenen- und actbau udgl., sondern bietet einzelstudien zu verschiedenen fragen, deren klarlegung das verständnis des dramas wesentlich fördert und nicht alle diese studien sind gleichwertig.

Die erste (cap. 1, s. 1—23) gibt einen knappen überblick über die stoffgeschichte, der in späteren capiteln und in den anmerkungen am schlusse des buches gelegentlich ergänzt wird zu den bekannten quellen, die man in Tellcommentaren verzeichnet findet, fügt K. das 'Tagebuch' von Friederike Brun und die 'Reise' von Leop. Stolberg hinzu. die alten Telldramen werden nur kurz erwähnt, weil K. darüber eine eigene abhandlung im Marbacher Schillerbuch 3, 64—124 niedergelegt hat. der einfluss Müllers wird stärker betont als es bisher der fall war, wobei freilich fraglich bleibt, wieviel an idealisierung, an 'modernem historischen gepräge', an 'ideellem gehalt' Schiller auch ohne Müller in das drama gebracht hätte, da er davon jedenfalls mehr besaſs als der Schweizer historiker. sonst bietet das capitel nichts neues.

Im zweiten und dritten capitel wird eine vorzügliche entstehungsgeschichte des dramas entworfen. nur Schillers brief an

Körner vom 15. xi 1802 vermiss ich ungern, weil der dichter darin andeutungen gibt, wie die antike dramenform der Braut auch auf den Tell hinüberwürken soll. — das nächste capitel untersucht, wie Schiller natur und volk schildert und dabei die denk- und empfindungsweise des 18. jh.s zur geltung kommen lässt. — das fünfte und sechste capitel gehn der anlage und zeichnung der dramatischen charaktere nach, zunächst der Gesslers, dann Gertruds, Stauffachers, und verfolgen die vorbereitung und gründung des volksbundes auf dem Rütli, den dichter erklärend, rechtfertigend, bewundernd. man wird meist beipflichten können, bis auf die auslegung des schlusses der Rütliscene, mit der dann viele andere stellen, ja eine grundauffassung Kettners zusammenhängen. K. meint s. 100: 'so grofs dieses Volk [der Schweizer auf dem Rütli] in seinem alle einmütig beseelenden nationalgefühl und freiheitsbestreben dasteht, so schwach erweist es sich, wenn es gilt zur tat zu schreiten'; der 'aristokrat'[1] Schiller komme zum vorschein und lasse selbst bei 'dieser idealen volksversammlung die mängel hervorbrechen, die in seinen augen dem gesamtwillen als solchem anhaften und ein rasches, einmütiges, entschiedenes handeln lähmen', sodass 'unklarheit, planlosigkeit, zerfahrenheit herschen, die verschiedenen interessen sich vordrängen, ohne entschieden ausgeglichen oder überwunden zu werden; dies alles führt zu entschlüssen, die an bedenklichen halbheiten kranken'. und schon s. 71 hatte er aus derselben auffassung geschrieben: 'der verstand (dieses volkes) haftet nur an dem nächstliegenden, zu weit aussehenden plänen und raschem entschluss ist es wenig geeignet. so erscheint es in der stunde der entscheidung zaudernd, unselbständig und unentschieden in seinem handeln'.

K. beruft sich für seine meinung zunächst auf die verse 1376 ff., denen er eine auslegung gibt, der nicht zugestimmt werden kann. Stauffacher, Walther Fürst, Rösselmann und der Sigrist sind für das nächstliegende: die vögte zu überraschen und gleich loszuschlagen. die Unterwaldner dagegen entwickeln einen weitaussehenden plan: erst die gelegenheit abzuwarten, um am einfachsten und sichersten die festen schlösser der vögte zu brechen. dabei wird Meier, der schon 1087 ff. als streithansl eingeführt wurde, seinem charakter entsprechend etwas hitzig, aber alsbald wider ins richtige geleise gebracht. dass gerade die Unterwaldner den eroberungsplan für die festungen entwickeln, geschieht nicht, weil Stauffacher und Walther Fürst 'keinen rat wissen, wie man dem feinde begegnen, die burgen in Unterwalden brechen soll', wie K. s. 101 behauptet, sondern weil die Unterwaldner naturgemäfs die festungen und die sie

[1] der verweis auf Goethes gespräche ist ohne wert schon deswegen, weil da nicht von Schillers Tell gesprochen wird und das augenmerk zunächst auf die französische revolution gerichtet ist, der gegenüber Schiller bekanntlich seine ansicht sehr geändert hat. überdies tritt Goethes absicht allzuklar hervor.

umgebenden örtlichkeiten ihres landes genauer kennen, zumal einer von ihnen, Melchthal, gerade vorher Sarnen ausgekundschaftet und in seinem canton bereits den landsturm organisiert hat. bei der entscheidung über den antrag der Unterwaldner stimmen 20 (das ist die 'mehrheit, der verhängnisvolle factor in jeder demokratie', wie K. s. 101 meint) dafür und 12 dagegen; da die Unterwaldner nur über 11 vertreter verfügen, müssen auch männer von Schwytz und Uri mit ihnen gestimmt, sich also von der richtigkeit ihrer auffassung, dass zuerst die zwei festungen zu beseitigen seien, selbst auf die gefahr hin dass unterdes eine andere (Twing Uri) vollendet werde, überzeugt haben. sobald jedoch der beschluss gefasst ist, h e r s c h t e i n i g k e i t, hält sich jeder an den beschluss gebunden: der dichter hat das deutlich dadurch ausgedrückt, dass nun Walther Fürst, der früher anderer meinung war, den weiteren plan entwickelt, wie der landsturm aufgeboten und die vögte zur flucht gedrängt werden sollen. — wo ist also hier 'unklarheit, planlosigkeit, zerfahrenheit'? wo sind 'die mängel des gesamtwillens'? die 'verschiedenen unausgeglichenen interessen'?

Warum Sch. diese rasch vorübergehnde meinungsverschiedenheit hervortreten lässt und den kleinen streit des hitzigen Meier eingeschoben hat, kann man leicht ersehen: einerseits um mehr lebenswahrheit zu erzielen, da solche streitigkeiten eine regelmäfsige begleiterscheinung politischer erörterungen zwischen mehr oder weniger verschiedenen interessensphären sind, und zwar beim adel nicht weniger als beim volk; anderseits, und das dürfte ihm wichtiger gewesen sein, um von der gradlinigen entwicklung des dialoges abzukommen und für denselben mehr dramatische form zu gewinnen, wie er schon früher den gleichförmigen gang der scene und die epische breite der Stauffachererzählung durch kleinere unstimmigkeiten zu unterbrechen und dramatisch zu beleben suchte; man vergleiche etwa den edlen wettstreit 1127 ff. und den tumult welchen Rösselmann erregt 1290 ff. wie sollte denn dramatisches leben entstehen, wenn alle überall der gleichen meinung wären?

Anders zu beurteilen ist die nächste stelle welche K. für seine meinung ins feld führt: 'der sorgenvollen frage Stauffachers, wie man des furchtbarsten gegners, Gesslers, sich erwehren wolle, entschlägt man sich in dem bequemen vertrauen auf die zukunft:

Die Zeit bringt Rath. Erwartets in Geduld!
Man muss dem Augenblick auch was vertrauen!'

Schon Stauffachers frage legt K. nicht ganz richtig aus: denn sie ist in erster Linie nicht als 'sorgenvoll' zu charakterisieren, sondern entspringt mehr dem bedürfnis des dichters, Gesslers stärke und wichtigkeit besonders hervorzuheben; dem entsprechend trägt Stauffacher bedenken, Gessler so wie die übrigen vögte zu 'schonen', dh. am leben zu lassen, was Walther Fürst

1367f gefordert hatte; das *Schwer ists und fast gefährlich* kann sich nur auf *ihn zu schonen* beziehen. aber noch schlimmer ist, dass K. in seinem citat gerade die wichtigsten verse ausser betracht lässt: auf Stauffachers frage antwortet nämlich zuerst Baumgarten:

Wo's halsgefährlich ist, da stellt m i c h hin,
Dem Tell verdank ich mein gerettet Leben,
Gern schlag ichs in die Schanze für das Land,
Mein' Ehr hab ich beschützt, mein Herz befriedigt.

es zeugt so recht wider für Schillers dramatischen scharfsinn, dass er gerade Baumgarten auf diesen posten stellt, weil dieser schon in der ersten scene den burgvogt Wolfenschiessen kurzweg mit der axt erschlagen, somit seinen mut, seine raschheit und entschlossenheit bewährt hat: er weiss, wie man mit diesen vögten abzurechnen hat. bei der aufführung des dramas soll man die Baumgartenrolle freilich nicht einem hohlbrüstigen, vogelbeinigen schauspieler auflasten, sondern einer kraftgestalt, dann ist sie glaubwürdig.

Recht jedoch hat K., wenn er die beiden ersten verse Redings 1437f beanstandet: man darf dem *Augenblick auch was vertrauen*, besonders in einem krieg, wo ja so viel von der augenblicklichen Lage abhängt; aber nicht das w i c h t i g s t e, als was die beseitigung Gesslers jetzt erscheint. der gesammelte leser oder zuschauer merkt gleich die absicht des dichters, eine lücke für die Tellhandlung in der hohlen gasse zu schaffen; deshalb erinnert er ein paar verse vorher geradezu an Tell und dessen rettung Baumgartens, wobei Tell sich noch kühner und stärker gezeigt hat als dieser. nicht aus dem gesichtspunct der volkscharakteristik sind die stellen mit K. zu erklären, sondern aus den bedürfnissen der dramatischen technik: hier schon soll die dritte scene des IV actes als wichtige ergänzung der Schweizerhandlung vorbereitet und eingenietet werden.

K. findet noch andre mängel an den Schweizern der Rütliscene, die ebensowenig begründet sind. nach seiner meinung sollten die Schweizer auch noch die 'fülle der möglichkeiten, die eintreten können', bedenken. allein wenn sie das täten, würden sie wol überhaupt nicht zu einem entschluss kommen. er findet ferner den 'glauben der Schweizer, der gegner werde in frieden weichen wenn er das volk in waffen erblickt, naiv'. ich möchte da gerade die jahrhundertfeier von 1809 vorübergerauscht ist, K. vorschlagen, JHirns buch über 'Die Erhebung Tirols', die mit der im drama dargestellten erhebung der Schweizer manche ähnlichkeit hat, durchzublättern: da wird er finden, wie die gegner widerholt fersengeld gegeben, nur weil sie das 'volk in waffen erblickt' haben; er wird weiter finden, wie man öfter früher losschlug, als man unter andern verhältnissen verabredet hatte; desgleichen wird er finden, wie die Tiroler ihre kriegspläne

nicht besser ausgedacht hatten als die Schweizer bei Schiller; und trotzdem haben diese wie jene gesiegt, denn was etwa im plane mangelte, das ersetzte reichlich die geeinte volkskraft, vor der K. zu wenig respect zu haben scheint, wahrscheinlich weil er sie zu viel mit der haltlosigkeit des groſsstädtischen proletariats zusammenbringt; deshalb lässt er sich auch verleiten, den ausdruck 'demokratie' auf die Schweizer anzuwenden, ungeachtet Schiller in verschiedenen versen und noch kurz vorher v. 1356 einer solchen verwechslung beinahe ängstlich vorgebeugt hat: grade die demokratie seiner zeit kämpfte gegen die historischen rechte und suchte sie durch neue volksrechte zu ersetzen; die Schweizer im drama aber kämpfen für die historischen rechte, welche die vögte beseitigen wollen; diese sind hier die revolutionäre, jene die conservativen.

Endlich erklärt K. es für töricht von den Schweizern, dass 'die versammlung . . . bedingungslos das handeln jedes einzelnen bindet' (1454 ff), und meint, 'das wort, mit dem Stauffacher schliefst

Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,

Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache

zeige sich denn auch sofort im nächsten act in seiner ganzen kurzsichtigkeit'. das ist wider schon sachlich nicht ganz richtig: die 'versammlung' bindet nicht, ihre beschlüsse enden mit vers 1453, und bereits Hoffmeister hat gesehen, dass es sich um einen rat oder besser um eine ermahnung Stauffachers handelt; ferner hilft sich von den Rütlibündlern keiner 'selbst in seiner eignen sache', das tun nur Tell und Rudenz, die aber nicht mitgeschworen haben; auch die 'kurzsichtigkeit' im III act ist nicht zu finden, denn die ereignisse kommen da so plötzlich und unerwartet, dass die unbewaffneten den aufstand gegen die bewaffneten niemals wagen könnten, wie der dichter ausdrücklich hervorhebt 1968f; im IV act geht es dann wirklich los trotz des 'bedingungslos bindenden beschlusses'.

Somit ist alles was K. als beweis für Schillers 'indirecte kritik der Schweizer beschlüsse' anführt, entweder unrichtig oder anders zu erklären. In den nächsten zwei absätzen und im folgenden (siebten) capitel findet K. noch einen weiteren wichtigen grund, warum Schiller das Schweizervolk so unfertig, ungeschickt planlos, zerfahren hinstelle: um dadurch eindringlich zu machen, dass demselben 'eine feste, tatkräftige leitung fehlt, . . . die starke übertragende persönlichkeit, die den unklaren und schwankenden willen der vielen einheitlich zusammenfasst und rasch entschlossen zur entscheidenden tat lenkt'. durch Schillers 'loslösung des volkes vom adel' sei 'nicht nur ein riss in das unternehmen der Schweizer gedrungen', sondern das volk auch um 'die gewohnten führer' gekommen.

Wer immer das drama vorurteilslos auf sich würken lässt, wird leicht erkennen, dass das Schillers auffassung nicht sein

kann. Sch. sondert den adel nicht ab, um ihn zu heben, um seine gröfsere wichtigkeit oder notwendigkeit dadurch zu zeigen, sondern grade umgekehrt, um einerseits ihn als unzuverlässig oder als volksverräter zu brandmarken, anderseits darzustellen, wie das volk ohne ihn sich erhebt und zusammenschliefst, um seine adelichen bedränger in den staub zu werfen: Schillers Tell ist ein hochgesang auf des volkes macht und herrlichkeit, neben welcher der adel seine bevorrechtigte stellung, seine führerrolle einbüfst; das wichtigste litterarhistorische charaktermerkmal dieses schauspiels ligt ja darin, dass es das erste deutsche volksdrama im eigentlichen und edlen sinn des wortes ist. der adel erscheint bei Schiller in zwei teile geteilt: im vordergrund des ersten steht Gessler, der blutige tyrann, mit seinen mitschuldigen untertyrannen und spiefsgesellen; der junge schweizeradel strömt ihm mehr und mehr zu (945 ff u. 952 ff), sodass eigentlich nur der alte Attinghausen als vertreter des volkstreuen adels übrig bleibt[1]: durch dessen mund aber verkündet der dichter, dass das volk des adels nicht mehr bedarf (2416 ff), dass der adel in den bürgerlichen aufgeht (2430 ff) und dass das volk weiter nichts braucht als einigkeit (2446 ff). Kettner stützt seine ansicht besonders auf Rudenz, den er (noch s. 118) einen 'jugendlichen realpolitiker' nennt, dem 'neben der passion noble auch die passion belle nicht fehlt'. nein! ein windbeuteliger streber ist er, der gern die göttliche vorsehung für das volk spielen möchte (869 ff), das sich aber auf sein eignes glück besser versteht (1634 f), der hinter dieser maske der volksbeglückung nur auf den schnödesten eigennutz bedacht und bereit ist, das volk an den landesfeind zu verraten (790 ff), dazu noch den ehrlichen alten bespöttelt (811 ff), bis diesem die geduld ausgeht und er ihm die wolverdiente lection erteilt (839 ff, 893 ff und 909); darauf übernimmt es Bertha (1602 ff), diesem 'führer' mit der 'passion noble und der passion belle' gründlich die wahrheit zu sagen und ihm entrüstet seinen verrat an volk und vaterland vorzuhalten, bis er seine vollendete charakterlosigkeit in die worte auswimmert: '*O Bertha, alles läfst mich eure Liebe sein und werden.*' als sie ihn langsam zur vernunft bringt, lässt er sich belehren, wie er die 'schlinge lösen soll, die er sich törigt selbst ums haupt gelegt' (1723 f). er tritt dann dem tyrannen mit grofsen worten entgegen; doch bleibt eigennutz auch weiterhin sein leitmotiv; nur versteckt er ihn jetzt unter dem vorwand, er müsse die Schweizer beschützen (2490). allein Melchthal weist diesen

[1] s. 115 will K. am dichter nicht loben, dass er sich bei darstellung des Schweizer adels auf Attinghausen und Rudenz beschränkt hat: 'der lebendigen fülle, in der das volk erscheint, treten so nur zwei vertreter des adels gegenüber'. das war eben Sch.s absicht, weil so schon rein äufserlich des adels bedeutung weit hinter der des volkes zurücktritt. das 'bild der zeit' wurde dadurch freilich nicht gewahrt; aber hätte es der dichter darauf angelegt, hätte er den Wilhelm Tell überhaupt nicht schreiben können.

schutz zurück und betont ausdrücklich, der bauer vermöge sich selbst zu schützen (2491 ff). da er sich aber noch einmal als volksschützer anbiedern will (2517), lehnt ihn sogar der sanfte Walther ab, indem er ihm seine nächste pflicht am toten Attinghausen vor augen hält (2518 f). jetzt erst fällt die maske, und die 'eigne sache' kommt zum vorschein: Rudenz wird der bittende, der beim volk angstbeklemmt um hilfe fleht, um seine bedrohte Bertha retten zu können. weil nun diese befreiungsangelegenheit mit der befreiungshandlung der Schweizer gleichläuft und die Schweizer in der vorausgegangenen Tellscene erfahren haben, dass weitere verschiebung von übel sei, erklären sie sich bereit, ihm zu folgen, und es geht auf die burgen los. Rudenz führt sie aber nicht 'rasch zum sturm auf die burgen', wie K. (s. 103) sachlich unrichtig schreibt; sondern zuerst ersteigt Melchthal den Rossberg, und erst am nächsten tag 'gewann Rudenz mit männlich kühner wagetat' das schloss Sarnen (2873 ff), wo seine Bertha in gewahrsam gehalten wurde; trotzdem hätte er seine braut nicht bekommen, wenn ihm Melchthal nicht ein tapferer helfer gewesen wäre, dem der dichter die bezeichnende rede in den mund legt:

— *Wär er nur unser Edelmann gewesen,*
Wir hätten unser Leben wohl geliebt,
Doch er war unser Eidgenoss und Bertha
Ehrte das Volk — So sezten wir getrost
Das Leben dran und stürzten in das Feuer (2888).

diese worte sind weit entfernt, den adel als den 'gewohnten führer' zu bezeichnen, sondern klingen geringschätzig genug! damit aber niemand über des dichters auffassung im zweifel bleiben kann, bringt er sie am schluss des ganzen dramas (3282 ff) noch einmal in wort und handlung zum ausdruck: Bertha stellt sich unter den schutz der Eidgenossen und bittet um die aufnahme in deren bund; sie will nichts mehr als 'bürgerin' sein, und als solche reicht sie Rudenz die hand, der nicht mehr herr, sondern nur 'jüngling' genannt wird. dieser ist damit einverstanden und erklärt alle seine knechte frei. so hat ihn der dichter aus seinem früheren verräterischen adelsstolz herausgeläutert und ihm den eigennutz abgestreift. des dichters auffassung ligt klar zu tage: nicht bloſs des adels bedeutung ist in der Schweiz vorüber, sondern auch der adel selbst; es gibt nur mehr Eidgenossen: das abgelebte und unbrauchbare ist im groſsen und lebensstarken aufgegangen. Schillers aristokratentum im Telldrama, die adelichen als 'gewohnte führer', die 'unklarheit, planlosigkeit und zerfahrenheit' des volkes sind lauter unglückliche einbildungen Kettners, denen man nicht rasch genug entgegentreten kann, bevor sie unheil anrichten.

Das siebte capitel, 'Die sonderbestrebungen' überschrieben, analysiert im weiteren den Tellcharakter, der aber nicht glücklich mit dem Wallensteincharakter zusammengestellt wird; denn beide

sind in allem wesentlichen verschieden, ja gegensätze: bei dem einen ist alles berechnung, der andere kann nicht rechnen und will nicht überlegen (443), er handelt mehr instinctmäfsig und wird nur langsam durch die eigene not zum verständnis der allgemeinen gebracht. das grüblerische Wallensteins, das träumerische Tells und das visionäre der Jungfrau gehören verschiedenen welten an, so sehr sie sich, äufserlich genommen, zu gleichen scheinen. auch möchte ich angesichts des duologes zwischen Tell und Stauffacher (380—445) nicht mit K. behaupten, er habe 'keinen tropfen von der phlegmatisch-behaglichen art', welche Goethe seinem lastträger verleihen wollte. mit vieldeutigen ausdrücken wie 'individualismus' und 'altruismus', die zudem nach der studierlampe der philosophen riechen, kommt man einem Tellcharakter nicht aufs mark: K. hat ihn nur teilweise richtig nachgezeichnet.

Das achte capitel untersucht die einzelnen teile der Tellhandlung und deren zusammenhang. um des dichters absichten in ihrer tiefe zu ergründen, zieht er auch die philosophischen schriften und gedichte herbei. der wahrscheinlichkeitsgrad der vielumstrittenen apfelschussscene hängt davon ab, wie weit es dem dichter gelungen ist, in Tell das bewustsein zu wecken, dass er auch in dieser lage den schuss mit sicherheit abgeben kann: dazu dienen der hohn des vogtes und die vertrauensvollen zurufe des knaben. das urteil wird immer mehr oder weniger subjectiv bleiben, und daher wird der streit nie ganz aufhören. in der polemik Kettners mit Bellermann über Tells entschluss den vogt zu töten scheinen mir beide unrecht zu haben. es handelt sich um den scheinbaren widerspruch zwischen 2060 ff und 2579 ff. K. sucht sich (s. 129 und 178) zu helfen, indem er die erste stelle anders deutet, als sie jeder unbefangene list: Tell beschliefse schon nach 1990, den vogt für jeden fall, auch wenn der schuss gelingt, zu erschiefsen und später zeit und ort für diesen zweiten schuss zu wählen; er sage daher (2060 ff) dem vogt nur einen teil der wahrheit, indem er zwischen dem zweck des zweiten pfeiles und des 'nächsten schusses erstem ziel' unterscheide. allein eine so kniffige denkweise ist bei Tells argloser natur gänzlich ausgeschlossen; K.s erklärung widerspricht überdies der ganzen situation: nur dadurch dass Tell die volle wahrheit mit kühnheit heraussagt, kann er sein übervolles gemüt entladen, erlangt er den aufwägenden ausgleich: sie widerspricht endlich der vom dichter nicht umsonst ausdrücklich hervorgehobenen versicherung Tells, er wolle dem vogt die 'wahrheit gründlich' (dh. ohne rückhalt) sagen. an dieser stelle ist also nicht zu rühren.

Aber auch bei der zweiten stelle braucht man nicht mit Bellermann eine 'selbsttäuschung' Tells anzunehmen, sie erklärt sich glatt aus dem gang der handlung. Tell hatte den entschluss

allerdings mit einer beschränkenden bedingung gefasst: *Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte.* das ist nicht geschehen; aber dafür ist ein anderes unglück eingetreten: die gefangennahme Tells und die bedrohung der ganzen familie; denn sobald der vogt arglistig sein wort bricht, kann sich auch Tell der überzeugung nicht verschliefsen, dass zwischen ihm und dem vogt der kampf auf leben und tod geführt werden muss, dass der vogt ihn und seine familie (2577 f) vernichten wird, wenn er ihm nicht zuvorkommt: das kind ist zwar nicht durch den vom vogt erzwungenen schuss gefährdet wie vorher, als er den schwur getan, aber dies, er selbst und die ganze familie durch die sicher kommende rachetat des vogtes, und in diesem wie in jenem falle ist der vogt die ursache des übels. ganz naturgemäfs bleibt der schwur in kraft, Tell braucht keinen neuen zu schwören, wie Bellermann und andre meinen, sondern nur die gelegenheit zu erspähen um ihn auszuführen, und er wird dann auch genau ausgeführt: des nächsten schusses (mit dem zweiten pfeil) erstes ziel ist der vogt. der beschränkung, die nur einige minuten geltung hatte, braucht Tell daher im monolog nicht zu erwähnen.

Kettner bezeichnet Tells monolog (2560 ff) kurzweg als 'lyrisch' und stellt ihn dem 'reflexionsmonolog' Wallensteins (vor dessen verhängnisvollem entschluss) gegenüber, als wenn er nicht gleichfalls reflexionen enthielte und dieselben mit dem offenbarungsmonolog und dem monolog der abwägenden überlegung wechseln liefse: gerade die mischung der verschiedenen monologarten ist für diesen grofsen monolog charakteristisch. unbegreiflich ist mir K.s tadel über Tells zuruf, als der vogt am boden ligt (2792 f): er sei 'theatralisch' und mache den abschluss zu einem abgang für den schauspieler. ja sollte Tell still und unsichtbar davonschleichen? er enthält auch kein selbstlob, sondern ist der unmittelbar hervorbrechende aufschrei des siegers in diesem furchtbaren kampfe, der die spannung löst und mit unübertrefflicher kürze die befreienden folgen für den einzelnen wie für das ganze land verkündet. er ist stilistisch unentbehrlich; dass er auch dem schauspieler zu gute kommt, ist selbstverständlich, wie meistens wo das ergebnis einer langen hochgespannten dramatischen entwicklung mit überraschender klarheit und vollständigkeit aufspringt. statt dieser stelle hätte K. eine andere, die er im nächsten capitel 'Die vereinigung von volk und adel' bespricht, tadeln sollen: es sind die verse 2090 ff, welche die führer des volkes unmöglich so sprechen können, weil sie früher bei ihren beschlüssen Tells hilfe in keiner weise in rechnung gezogen haben; wenn sie früher alles ohne ihn vollbringen wollten, wie kommen sie jetzt auf einmal zur meinung, das alles von ihm abhänge: *O nun ist alles, alles hin! Mit euch Sind wir gefesselt alle und gebunden!* usw. die verse sind ein beleg, dass auch der reife Schiller vereinzelt

noch die würkung einer scene auf kosten der folgerichtigkeit der handlung zu erhöhen sucht, was beim jungen Schiller häufig war, besonders im Don Carlos. aber K. glaubt, entsprechend seiner früheren ansicht, dass 'die Eidgenossen jetzt die kurzsichtigkeit ihrer beschlüsse auf dem Rütli und ihre ohnmacht erkennen müssen' (s 141), was ihn nicht hindert, gleich darauf hinzuweisen, wie 'die führer' in zwei scenen später 'das ganze hochgefühl der verbündeten aussprechen'. im übrigen weist K. an verschiedenen stellen richtig nach, wie die 'müde eile' den dichter gehindert hat, den schluss des dramas mit derselben sorgfalt auszuarbeiten wie die früheren acte.

Das letzte capitel handelt vom 'sieg des volkes' und von der verknüpfung der Schweizerhandlung mit der Tellhandlung. dass der dichter die ersteigung des Rossbergs nicht ausführt und nur melden lässt, hat wol noch seinen besonderen grund: schon beim blofsen vorschlag Melchthals auf dem Rütli *Eine Dirn' des Schlosses ist mir hold* usw. (1413 ff) erwehrt man sich nicht der unangenehmen empfindung, dass der dichter ein lustspielmotiv aus der geschichtlichen überlieferung herübergenommen habe, das in den pathetischen schluss jener scene und in dieses heroische schauspiel überhaupt nicht passt; bei näherer ausführung nun würde das erst recht unangenehm ins auge gefallen sein. Schiller hätte hier im interesse reiner kunstwürkung die überlieferung ändern müssen, wie er es an andern stellen mehrfach getan hat.

Was K. über die Parricidascene, über die schilderung der Gotthardstrafse, über das 'tableau' sagt, darf der zustimmung sicher sein. am schlusse zeigt er, wie Schiller im 'bilde der vergangenheit die ideale der eignen zeit spiegelt': auch in früheren capiteln hat er gern durch solche beobachtungen seine untersuchungen vertieft und mitunter noch durch nachweise, wie einzelne bestandteile der weltanschauung des 18 jahrhunderts entstanden sind, ausgeweitet. bezeichnend für K.s methode ist, dass er bei allen wichtigen scenen die benützten quellen vergleicht und klarlegt, was Schiller davon herübergenommen, was er verschmäht und was er geändert hat, wodurch seine arbeit, die jeder Tellerklärer mit gewinn benutzen wird, wesentlich an festigkeit gewinnt.

Innsbruck. **J. E. Wackernell.**

Die Franzosenzeit in deutschen landen 1806—1815 in wort und bild der mitlebenden. hsg. von **Friedr. Schulze.** 2 bde. Leipzig, RVoigtländer 1908. XII 336; IX 378 ss. gr. 8°. — 18 m.

Der herausgeber, der sich in einer hübschen studie über Arnims Dolores als verständnisvollen kenner der jüngern romantik bewährt hat, führt in dem vorliegenden werke mit glück

einen glücklichen gedanken durch, der seiner arbeit ihren besondern platz unter der jubiläumslitteratur der befreiungskriege sichert. er baut ein bild jener tage auf aus zeugnissen der zeit und der zeitgenossen; er selbst nimmt nur zu kurzen, recht geschickten einführungen das wort, sonst bloſs in auswahl und anordnung sich betätigend. einer verteidigung dieses planes gegen die 'überwissenschaftlichen', wie die einleitung sie für nötig hält, bedarf es heute kaum; im gegenteil: auch die sprödeste geschichtswissenschaft weiſs den wert subjectiver privatzeugnisse, die macht der imponderabilien und der stimmungen richtig einzuschätzen, und gerade für die periode der Sch.s werk gewidmet ist, sind sie kaum je misachtet worden. tatsächlich unterscheidet sich das bild das Sch.s sammlung ergibt, nicht nennenswert von dem uns allen geläufigen. er überschaut die memoiren- und briefliteratur vortrefflich, setzt manche hübsche nüance auf (unbekannt war mir zb. der kosmopolitisch-enthusiastische 'Magische Spiegel'): aber die vertrauten zeugen, Arndt und Steffens, Fichte und Görres, die bekannten schriftstellernden offiziere Reiche, Rühle, Boyen, Clausewitz usw. stehn doch durchaus im vordergrund; wir freuen uns an dem labsal Blücherscher kraftworte und begegnen in den schreiben der zürnenden reformhelden wie Stein, Gneisenau, Scharnhorst wesentlich äuſserungen, die sie allenfalls hätten drucken lassen können; die groſsen schlachten, vor allem Leipzig, sind bevorzugt vor den innern vorgängen. der gesamteindruck entspricht so dem populären bilde der zeit weit genauer, als das zb. für Meineckes doch auch gemeinverständlich gedachtes 'Zeitalter der deutschen erhebung' zutrifft. auch darin zeigt der herausgeber seinen guten tact: die moderne historie ist begreiflicherweise nur allzu geneigt, zb. den schönen bund naiver und sentimentaler kriegspoesie, wie ihn die heeresleitung Blücher-Gneisenaus darstellt, nach seiner intellectuellen seite hin abzuschätzen, während die zeit das umgekehrte unrecht übte.

Ich bin mit Sch.s auswahl also durchaus einverstanden und hätte nur in seltenen fällen andre zeugen gewünscht (für Spanien zb. Heinr. v. Brandt). aber mir kam doch der gedanke, dass sich Sch.s plan auch ganz anders hätte ausführen lassen, wenn er die post eventum redigierten memoiren ausgeschaltet und sich auf die würklich zeitgenössischen stimmen in briefen, flug- und denkschriften, zeitungen beschränkt, diese dafür gerade in ihren extremen augenblicksgeständnissen belauscht hätte. gewis, weder der Rheinbund noch der Tugendbund, weder die feudale opposition Preuſsens noch die revolutionären und antidynastischen tendenzen im weitern Deutschland, weder Österreichs noch der Rheinlande indifferenz noch die kurzsichtigen interessen der städtischen kirchtumpolitik werden ganz ignoriert; aber das alles verschwindet doch hinter den siegreichen mächten nationalen strebens: Preuſsen fährt sogar schlecht dabei, weil seine unter-

lassungssünden vor 1806 in üblicher weise stark unterstrichen werden, während den kleinstaaten (aufser etwa Sachsen) solche culturbilder erspart bleiben. das material für diese dinge ligt, gerade weil da der alltag zu worte kommen müste, nicht ganz bequem vor, aber vorhanden ist es schon. und es scheint mir auch heute keineswegs überflüssig, jene bilder zu beschwören; süden und norden hätten daraus zu lernen, freilich der südwesten immer noch viel mehr als der norden. des prachtvollen Marwitz conservative opposition hätte bei Sch. umsoweniger schlankweg durch Boyen abgetan werden sollen, da Marwitz doch sonst ein sehr geschätzter kronzeuge ist und wir seinem christlichgermanischen kreis mit gutem grund von andrer seite her näher gekommen sind.

Es war nicht Sch.s absicht derartige wünsche zu befriedigen; das hätte den populären charakter seines werkes umgeworfen. nur eins hätte doch auch mit seinen zielen sich vertragen, ja wurde eigentlich durch sie gefordert. die gröfse Napoleons kommt gar zu wenig zur geltung. die bekannten worte Goethes und Hegels würken so in der vereinzelung fast wie abnormitäten, ein paar offizielle Rheinbundwedeleien wie lächerliche niederträchtigkeiten: dass in einer zeit die dem individuum wachsende ehrfurcht entgegenbrachte, der grofse kaiser auch menschlich eine macht war, dieser gar nicht unerfreuliche zauber seiner persönlichkeit kommt bei Sch. nicht zu seinem recht. nicht einmal Johannes von Müller nimmt das wort, und das ergreifende drama der hundert tage entbehrt so des eindrucks.

Sch. hat ausländische stimmen im ganzen nicht hereingezogen. aber unter den beigegebenen bildern sind doch — mit recht — russische und englische carrikaturen. sehr wenig französisches. das ist schade. gerade Napoleons rückkehr, die stunde da er die Bourbonen hinwegfegte, hat sehr würkungsvolle bilder hervorgebracht, etwa Louis XVIII und seine creaturen die krondiamanten zusammenraffend, während aus dem meer Napoleons idealbüste auftaucht, von strahlen umleuchtet, mit der unterschrift: *les brillans les plus purs sont l'éclat de ta gloire.* selbst Napoleons feinde ehren in Frankreich seine gröfse, wenn sie ihn auf schädeln thronen oder ein heer von gerippen und krüppeln anführen lassen (der schädelthron wurde in Deutschland nachgeahmt). auch sonst bietet gerade die französische carrikatur manches interessante: mit den Preufsen beschäftigt sie sich viel weniger als mit Russen und Engländern; doch tritt schon damals der ulan hervor als *aimable Prussien.* wenn die königin Luise als kriegslustige amazone dargestellt wird, so ist das ein merkwürdiger beleg dafür, wie wenig sich völker in ihren idealen kennen und verstehn.

Die deutsche carrikatur steht erheblich hinter Frankreich zurück. Schadows zeichnungen, von denen Sch. vieles mitteilt,

sind mehr geistreich als durchschlagend. und was populär würken sollte, ist meist recht plump. aus den mappen des Berliner kupferstichkabinets, die auch Sch. herangezogen hat, notiere ich noch als würksam ein bild Napoleons in teufelsgestalt, hinter dem die Rheinbundfürsten und -minister in die hölle tanzen: recht volkstümlich das bild der auf- und absteigenden treppe, die sonst die altersstufen, hier aufstieg und fall des Corsen versinnbildlicht; zu dem capitel 'Das ende der deutschen ausländerei' (Sch. II 253) hätte hübsch gepasst ein etwas jüngres bild, das Hermann, Barbarossa und den herzog von Braunschweig-Oels gegen den costumier allemand Tartuffe aufstehn lässt. im ganzen steckt wenig witz in diesen barbierstuben, nussknackern usw.; schon damals diese köpfe, die aus leibern oder landkarten mehr oder weniger geschickt zurechtgemacht waren, grade so wie man sie anno 70 zu sehen bekam und jetzt noch sieht. die erinnerung an die tageskunst von 1870 kann uns überhaupt vor hochmut bewahren, auch wenn wir über manche bilderbogen (schlacht bei Jena, bei Halle, Erfurter congress) lächeln möchten, die Sch. mitteilt. immerhin würde es uns heute wol besser gelingen, hass und liebe des krieges drastisch im bilde zu gestalten.

Der bilderschmuck des Sch.schen werkes, der wie der text zeugnis ablegen soll von dem geiste der zeit, ist ein wesentlicher bestandteil des ganzen: freilich wuste man damals im durchschnitt besser deutsch zu schreiben als deutsch zu zeichnen. zumal die Jostschen sammlungen in Leipzig, das Völkerschlachtmuseum am Napoleonstein und das Körnermuseum in Dresden haben sehr wertvolles bildermaterial beigesteuert: schlachtenbilder (meist von dem Augsburger Rugendas, aber auch allerlei geschicktere französische stiche) und andere politische scenen, soldatenbilder, feuerwerke und festdarstellungen, landschaftsbilder, facsimiles, vor allem eine grofse fülle ausgezeichneter portraits. und in diesen portraits hat Preufsen durchaus die führung, wenn nicht durch die kunst der darsteller, so durch die in diesen gesichtern erfrischend lebende geistige und sittliche bedeutung der dargestellten.

Roethe.

Gottfried Kellers dramatische bestrebungen von dr. **Max Preitz** [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft herausgegeben von Ernst Elster nr. 12.] Marburg, Elwert. 1909. 185 ss. 8°. — 4,40 m.

Eine fleifsige arbeit! doch leider steckt sie sich zu hohe ziele und gerät dadurch mehrfach in seichtes ästhetisieren. hätte der vf. fein bescheiden sich begnügt, das material in sauberer anordnung und mit erläuterung alles erläuternswerten vorzulegen, seine leistung hätte dann vielleicht noch mehr den eindruck einer commentierten ausgabe gemacht, er aber wäre von dem vorwurfe frei geblieben, dass er ein schönes thema mit unzulänglichen mitteln bearbeite.

Selbstverständlich ist Kellers verhältnis zum drama eine monographische untersuchung wert. das beweist auch dem zweifler die studie von Preitz. mag doch angesichts dieser zusammenstellung selbst der kenner von Kellers schaffen staunen, wieviel kraft und wieviel sinnen Keller an die kunst der bühne gewant hat. der gesamteindruck ist, dass Keller nicht bloſs die malerei in vergeblichem ringen und ohne ertrag sich zu eigen hat machen wollen, sondern dass auch das drama für ihn ein heiſsersehntes und nie ganz gewonnenes land der verheiſsung war. Keller verzichtete spät genug auf die hoffnung, ein maler zu werden, aber er legte den pinsel nie ganz aus der hand; den drang nach der bühne unterdrückte er viel später, doch auch dramatische gedanken beschäftigen ihn noch lange zeit, bis er endlich 1881 zu der resignierenden erkenntnis kam, dass die pläne, die er von der Berliner zeit her noch als anonyme passagiere im hirnkasten mit sich führte, wol nicht mehr aussteigen würden. trotzdem taucht die absicht ein drama zu schreiben noch in den nächsten jahren gelegentlich auf. ein endgiltiger verzicht kam nur ein jahr vor seinem tode zustande, in dem augenblick da er sich entschloss, einige der dramatischen projecte seiner jugendzeit zu erzählungen werden zu lassen, um sie als schatten der erinnerung zu erhalten und zu gewahren, ob die welt vielleicht doch ein ausgelöschtes lampenlicht darin erkennen wolle. allein auch in epischer form sollten die alten entwürfe nicht zur welt kommen. das tagewerk des Züricher meisters war schon abgeschlossen. —

Preitz will nicht nur einen überblick über Kellers ringen mit der bühnenkunst geben. vielmehr denkt er die von ihm in folgenden worten ausgedrückte frage zu beantworten: 'Hatte Gottfried Keller nach dem ureigenen wesen seiner poetischen begabung und nach dem, was er dramatisches hinterlassen, das recht, auch das drama als sein ernteſeld anzusehen, warum hat er im drama trotz starken willens nichts geleistet, und hätte er darin etwas von dauerndem werte leisten können?' (s. 2.) gegen Bächtold erhebt P. den vorwurf, dass er seinen ausführungen über Kellers dramatische arbeiten die spitze nehme, wenn er sage: man brauche sich über die frage nicht zu ereitern, ob Keller das zeug zum dramatiker überhaupt besaſs; er sei vor allem ein ganzer dichter gewesen, und das bleibe die erste bedingung für den dramatiker, alles übrige komme in zweiter linie. auch ich kann Bächtolds worte nicht gerade glücklich finden. sie zeigen, wie leicht ein historisch denkender gelehrter auf abwege gerät, wenn er an eine historisch gegebene tatsache mit der frage herantritt, ob sie unter gewissen bedingungen auch anders hätte werden können. der tatsächliche ablauf von Kellers dramatischen bemühungen spricht eine so deutliche sprache, dass er alles spintisieren über andere möglichkeiten von Kellers

schaffen auszuschliefsen scheint. seine begabung lag — so sieht es wol jeder an der Keller etwas näher kennt — nicht auf der seite des dramas; hätte er sich dennoch ein fertiges drama abgerungen, es wäre kaum ein freier und glücklicher wurf geworden. ungefähr dasselbe meint P., wenn er am ende seiner studie seinen 'spruch' formt: 'dramatisch zu gestalten wäre bei Gottfried Keller ein act des willens gewesen, nicht ein ergebnis seiner innersten natur' (s. 175). freilich möchte P. da nicht einen allgemeinen, ungefähren eindruck niederlegen, sondern er glaubt, in seiner arbeit den nachweis dieses 'spruches' geliefert zu haben. und da täuscht er sich.

P. scheint sich nicht bewust zu sein, dass er vorschnell an ein thema die hand legt, das von aufserordentlicher schwierigkeit ist. mit mühe und not besinnen wir uns heute, während eine periode grundsätzlicher verschmähung fast aller charakteristischen züge der kunstgattungen und dichtungsarten ihrem ende zustrebt, älterer versuche, die grenzen und die eigenheiten der einzelnen gruppen künstlerischer formen zu erkennen. wider möchte man herausbekommen, worin der stil des dramas, der erzählung, des lyrischen gedichtes ruht. zeigen sich schon bei diesem streben schwierigkeiten in hülle und fülle, so scheint es im augenblick eine schier unlösbare aufgabe zu bedeuten, wenn die begabung und anlage zu einer bestimmten kunstform umschrieben werden soll. denn selbstverständlich wollen wir doch nicht einfach zurückgreifen und ohne einschränkung aufnehmen was vor dreifsig und fünfzig und hundert jahren festgesetzt worden ist. nicht ganz umsonst sollen die künstler und denker geschaffen haben, die in den letzten jahrzehnten zeigten, welche fülle von möglichkeiten innerhalb einer kunstform steckt, was alles eine kunstgattung und eine dichtungsart leisten kann, wenn sie über ihre nächsten grenzen hinauslangt.

Bei so unsicherem, schwankendem boden hätte P. gewaltig tief graben müssen, wenn sein bau nicht ins wanken kommen sollte. er scheint indes anzunehmen, dass nicht nur die wesentlichen züge dramatischer form, sondern auch die charakteristischen eigenheiten dramatischer begabung etwas allgemein bekanntes, feststehendes, unbezweifelbares seien. und von dieser voraussetzung aus schreitet er rasch weiter zu seinem 'spruch'.

Das problem kommt überhaupt nur im schlusscapitel zur erwägung (s. 159 ff.). ich referiere: Keller erblickte selbst im drama die höchste gattung der poetischen kunst und machte seinen zeitgenossen zum vorwurf, dass sie ihn zu einem grofsen dichter stempelten, während er doch keines seiner dramen fertiggebracht hätte. schon seine epische technik strebte einer ungebundenen form zu; sein gebiet ist 'die von jeder formsatzung losgelöste freie erzählung, in der er göttlich fabulieren, in der er den werg von seiner kunkel abspinnen kann in beliebiger

geschwindigkeit des rades und beliebiger stärke des fadens' (s. 161). sein epischer sprachstil geht demgemäfs auf behagliche ruhe und breite aus. 'seine erzählung ist ein langes, gemächliches ausatmen des epikers, nie kurz oder krampfhaft' (s. 162). dabei steigerte sich während seiner schaffenszeit die neigung zum zartanmutigen. die starken effecte, die von der bühne gefordert werden, lagen ihm deshalb fern. strenge concentration und gedrungenheit widersprach ebenso seiner anlage; seine unbefangenheit wäre verloren gegangen, wenn er auf seine kleinmalerei verzichtet und 'kräftig aufzutreten' versucht hätte. wenn in jungen jahren der ruf nach freiheit ihn zu heller begeisterung und feurigem zorn entflammte, so entwuchs er doch rasch seinen pathetisch-dramatischen vorbildern und strebte bewust der schlichtheit, einfachheit und ruhe zu, die seinem wesen entsprach. P. fasst zusammen: 'wie im leben, so fehlte ihm auch in der kunst das pathetische und heroische, alles theatralische, gedrungene concentration, die kraft gewaltige contraste nebeneinander aufzutürmen, und das stehn über der form des dramas, welches allein die unbefangenheit des schaffens ausmacht' (s. 174).

In dieser auseinandersetzung ist manches feine enthalten, wenn es auch nicht gerade immer neu ist. doch auch manches falsche.

Auf fünf seiten (s. 162 ff.) ist eine hübsche blütenlese angestellt, die Kellers neigung zum zierlichen und anmutigen beweisen soll. die häufigen diminutiva und die oft widerkehrenden worte *zierlich* und *anmutig* werden von P. herangeholt. dennoch entstünde ein ganz falsches bild von Kellers dichternatur, wenn die gegenteiligen züge nicht auch beachtung fänden. gibt es doch heute noch — in Deutschland und in der Schweiz — leser, denen Keller zu derb und zu grob ist. Storm schrieb am 27 februar 1878 an Keller: '*Ich für meine Person, z. B. wenn „das Seldwyler Kriegsheer den Quast in seinen schwarzen Farbetopf taucht* [anfangs der novelle 'Dietegen'], *stemme dann die Hände in die Seite, sehe ruhig zu und denke: 'Ja so! der Gottfried muss erst seinen Spass zu Ende machen!' Und er macht ihn dann auch jedesmal zu Ende. Aber es sind Leute, kein schofles Volk, sondern gute Leute, denen ich gern den kräftigen Born Ihrer Dichtung gönnen möchte; die rufen: 'Das hält der Deuwel aus!' und laufen mir davon.*' wir empfinden, längst an Kellers 'späfse' gewöhnt, diese drastischen dinge nicht mehr so stark. doch äufserungen wie diese citierte — sie liefsen sich leicht vermehren — sollten Keller davor bewahren, den Gleim und JGJacobi so nahe gerückt zu werden, wie es bei P. tatsächlich geschieht.

Denn Keller liebt das anmutige, wie der sentimentalische von der natur sich angezogen fühlt, aus dem gegensatz heraus,

in dem er sich dem anmutigen gegenüber erblickt. und das ist echt schweizerisch! im bewustsein ungebrochener, gelegentlich ungefüger kraft spricht der Schweizer mit vorliebe in diminutiven, wenn er sich des dialekts, ebenso wie wenn er sich der schriftsprache bedient. Kellers diminutiva unterscheiden ihn gewis nicht von seinen landsleuten. weil er ein echter Deutschschweizer war, packt er die dinge mit zarter hand an; denn er war sich wol bewust, dass er sie zerbräche, wenn er mit ganzer kraft zugriffe: ein riese, in dessen faust menschen und menschenworte zum spielzeug werden.

Pr.s beobachtung ist also nicht ganz richtig gesehen, nicht auf ihre wahre ursache zurückgeführt und beweist nichts für oder gegen Kellers dramatische begabung. eher möcht ich P. zustimmen, wenn er Kellers abneigung gegen straffe und zielbewuste composition ins feld führt. freilich kann auch da leicht übertrieben werden; denn der künstlerische aufbau des 'Sinngedichtes' mag immerhin noch eine schwierigere architektonische leistung darstellen als die gestaltung eines dramas. im ganzen aber dürfte es wol richtig sein, dass ein dichter der den aufbau einer dichtung von anfang an vor seinem inneren auge erblickt, auf dramatischem felde würksameres leistet, als ein poet der sich von seiner phantasie tragen lässt. Keller selbst gestand nur dem dramatiker das recht zu 'über die mache zu grübeln'. es geschah bei gelegenheit von Otto Ludwigs äufserung über den ersten band der 'Leute von Seldwyla' (an Kuh, 12 februar 1874); Keller fiel da '*wieder das Grübeln über die Mache auf, dieses aprioristische Spekulieren, das beim Drama noch am Platz ist, aber nicht bei der Novelle und dergleichen*'. auch die folgenden sätze sind wichtig: '*Das ist bei dieser Schule ein fortwährendes Forschen nach dem Geheimmittel, dem Rezept und dem Goldmacherelixir, das doch einfach darin besteht, dass man unbefangen etwas macht, so gut man's gerade kann, und es das nächste Mal besser macht, aber beileibe auch nicht besser als man's kann. das mag naturburschikos klingen, ist aber doch wahr*'.

Nach solchen naturburschikosen principien haben jedoch auch manche dramatiker gearbeitet. bestenfalls also liefse sich nur sagen, dass Keller seine dramen schliefslich doch immer wider ungeschrieben gelassen hat, weil er würklich grofse dramatische kunst zu seiner zeit nur von zwei männern vertreten sah, die nicht naturburschikos ihr werk anpackten: von Hebbel und Otto Ludwig.

Endlich Kellers allmählich sich durchringende neigung zum schlichten und einfachen, seine abneigung gegen alles pathetische und heroische! ich möchte nicht einmal P. vorwerfen, dass er den dramatiker zu sehr auf äufserliche würkung stellt, wenn er die schönste und anziehendste eigenheit Kellers, seine schlichte

wahrhaftigkeit und seine verachtung alles gemachten, als gegensatz zu dramatischer begabung empfindet. dennoch ist auch hier zu sehr verallgemeinert. Conrad Ferdinand Meyer liebte das pathetische und heroische, die gewaltigen contraste, die gedrungene concentration ebensosehr, wie Keller all das meidet, und auch Meyer hat keine dramen veröffentlicht. noch weniger haben die pathetisch-dramatischen vorbilder von Kellers politischer jugendlyrik es zu dramen gebracht.

Die vermutung ligt nahe, dass zu allen gründen die P. anführt auch noch als, wenn nicht entscheidender, so doch gewichtiger die tatsache hinzukommt, dass Keller wie Meyer in einem land geboren worden ist, gelebt und gewürkt hat, in dem ein echter dichter nur schwer zu dramatischem schaffen kommt. 'die Schweiz', sagt P. (s. 174), 'sollte auch in Keller keinen begründer einer eigenen dramatischen kunst besitzen'. würklich hat die deutsche Schweiz auch nach Keller keinen eingeborenen dramatiker gesehen, wenigstens nicht auf dem gebiet des üblichen bühnendramas. nur das massenfestspiel ist seit Keller zu vielversprechenden anfängen gediehen. er selber hat es anregen helfen; aber seine dramatischen pläne blieben in der überkommenen form stecken, und ein stück im sinne der neueren Schweizer festspiele hat er nicht geschrieben, kaum entworfen.

Ich wundere mich, dass P. in der analyse und charakteristik von Kellers entwürfen und plänen nicht von diesem gesichtspunct ausgegangen ist. die frage des festspiels ist heute in der Schweiz so lebendig, dass P. sie hätte berücksichtigen sollen.

In zwei capiteln seiner arbeit entwickelt P. Kellers dramatische bestrebungen: das erste gibt in fünf abschnitten (s. 3—46) einen überblick über die phasen seines dramatischen bemühens, das zweite bespricht zunächst das jugenddrama 'Der Freund' und die 'politischen Schweizerschauspiele', schiebt dann einen abschnitt ein, der 'Gottfried Kellers dramaturgie' überschrieben ist (s. 73—99), lässt Kellers 'Therese' und zwei Berliner lustspielfragmente folgen und schliefst mit den gänzlich unausgeführten plänen. von diesen abschnitten beschränkt sich der teil der Kellers dramaturgie erörtert auf eine etwas äufserliche anordnung der briefstellen, in denen Keller fragen der dramatischen kunst und dramatische dichtungen bespricht; diese stellen sind in vollem umfange abgedruckt. eine gedankliche ausmünzung ist nicht versucht, ein commentar nur angedeutet. benutzt wurden zur erläuterung die ungedruckten antwortbriefe in Kellers nachlafs. einmal wird festgestellt, dass Hettners 'Modernes drama' einen brief Kellers 'teils wörtlich' verwertet (s. 75 anm. 1).

Der ungedruckte nachlass ist auch den mitteilungen über die einzelnen fragmente und pläne zugutegekommen. naturgemäfs

fand P. auf dem dramatischen gebiet mehr unbekanntes und ungedrucktes, als Paul Brunner auf dem felde der lyrik (Studien und beiträge zu Gottfried Kellers lyrik. Züricher dissertation 1906). ebenso indes wie Brunner lässt er philologische schärfe und genauigkeit vermissen. vor allem wäre es selbstverständliche pflicht gewesen, stets anzugeben, welche texte schon von Bächtold mitgeteilt worden sind: vielleicht hätte P. sich überhaupt den abdruck dieser texte ersparen können. die kleinen, freilich oft sehr bezeichnenden erweiterungen, die P. den texten Bächtolds werden lässt, konnten meist auch ohne neue widergabe mehr oder minder umfänglicher aufzeichnungen zur geltung kommen. so fügt er nach der handschrift den notizen 'Der Prozessliebhaber' und 'Der neue Graf von Gleichen' (Bächtold, GKellers leben bd. II 511 f) die gewährsmänner an, denen Keller die geschichtchen verdankte, bei der zweiten notiz ist auch der held etwas näher bestimmt durch den zusatz: 'Wagner X in Zofingen'. ungedrucktes dient vor allem der charakteristik der versuche aus den knaben- und jünglingsjahren (s. 6 ff.): die decorationseffecte des knaben (s. 6 und 8) sind würklich verblüffend; züge aus Shakespeares 'Hamlet' werden (s. 11 f) sehr früh frischweg übernommen. dann kann P. in grofser breite das jugenddrama 'Der Freund' (s. 47 ff) vorführen, eine studie nach Lessings 'Emilia', mit einzelheiten die echt schweizerisch genannt werden dürfen. alle kritiker die am ende von Lessings stück lieber den prinzen als Emilia von Odoardo erdolcht sähen, können an Kellers versuch ihre helle freude haben. anlässlich der 'Schweizerschauspiele' (s. 61 ff) hätt ich gern mehr über die ganze, in der Schweiz beliebte gattung gehört. seine behauptung, dass Bächtold mit unrecht den 'Vaterländischen schwank' und den 'Sonderbund' getrennt habe, und dass der schwank den prolog zum 'Sonderbund' darstelle (s. 69 f.), hat P. nicht bewiesen. mit gutem recht ist 'Therese' (s. 100 ff) ausführlich besprochen; auf einen abdruck verzichtet P.; eine discussion seiner aufstellungen über entstehung, milieu und stimmung, handlung und personen, technik und sprache der 'Therese' unterlass ich und weise nur auf die bemerkung über die cynische schlussvignette hin (s. 117 f). bei den Berliner lustspielfragmenten (s. 118 ff) ist abermals recht schwer zu erkennen, was nach Bächtold und was zum ersten male gedruckt ist. den unausgeführten plänen (s. 134 ff) dient der nachlass Kellers auch mehrfach zu näherer ergründung, vorzüglich sprechen hier briefliche zeugnisse, die zt. noch nicht bekannt waren. durch die verwertung dieser papiere kommt P. beim 'Savonarola' (s. 146 ff) in gegensatz zu Bächtold (III 26), dessen darstellung er von verschiedenen seiten aus bekämpft. ganz unbekannt ist bisher das patriarchalische lustspiel (s. 154 f) gewesen, dessen conception P. aus Kellers notizbuch erschliefst. fraglich bleibt mir

nur, ob würklich alle notizen, die hier zu unausgeführten plänen gestempelt werden, zum zwecke dramatischer formung von Keller niedergeschrieben worden sind. und mit einiger sicherheit darf behauptet werden, dass 'Eutychus' (s. 157 f) kein drama abgegeben hätte. die quelle von P.s mitteilungen ist ein bericht CFMeyers (Deutsche Dichtung IX 25). Meyer gibt Kellers worte wider: 'Denken Sie sich die scene in England während der bürgerkriege. ein wachtposten, ein junger royalist, entschlummert in einer hohen schanze. die Puritaner kriechen nächtlicher weile heran, ein bibelfester alter packt den jüngling und schleudert ihn in den abgrund mit den worten: fahre wol, Eutychus!' Keller gibt da mit absicht der erzählung von Eutychus in der Apostelgeschichte (20,9 f) ein andres kostüm. doch ein drama hätte kaum aus dem vorgang erwachsen können, und wahrscheinlich hat Keller auch nie diese absicht gehabt.

In den capiteln die Kellers dramatische arbeit buchen und analysieren, ligt der hauptwert von P.s arbeit. dass auch da manches genauer und tiefer angepackt werden konnte, ist gewis; doch bei einer erstlingsarbeit legt man nicht strengste maſsstäbe an. es hätte zb. nahegelegen, die ausführlichen auseinandersetzungen über malerei und maler, die 'Der Freund' (s. 52 f.) bringen sollte, mit der so überaus fruchtbaren Conti-episode der 'Emilia' zusammenzuhalten; die nachahmung von Lessings drama tritt da besonders stark hervor. von Johann Nepomuk Bachmayer aber, dem unglücklichen Österreicher, dem Keller starkes interesse zuwendete, durfte P. (s. 27 f) nicht so ausführlich reden, ohne Minors studie (Grillparzerjahrbuch 10, 129 ff) zu nennen.

Dresden, 25. 4. 09. **Oskar Walzel.**

LITTERATURNOTIZEN.

Geschichte der rahmgewinnung. von **Benno Martiny**. I teil: Die aufrahmung. geschichte ihrer entwicklung von den frühsten zeiten bis zur gegenwart. mit 3 vollbildern und 151 abbildungen im text. Leipzig, M. Heinsius nachf. 1909. X und 155 ss. 51 ss. 33 ss. 4°. geb. 18 m. — Dr Martiny hat vor einigen jahren von gönnern seiner milchwirtschaftlichen studien den auftrag angenommen, eine geschichte der milchschleuder zu schreiben — eines für die technik der molkerei höchst bedeutungsvollen instrumentes, mit dem sich aber die Zeitschrift für deutsches altertum nicht abzugeben braucht. mit der gründlichkeit die alle seine arbeiten auszeichnet, hat M. diesen auftrag zu einer 'Geschichte der rahmgewinnung' erweitert, die in dem vorliegenden bande bis zum abschluss der geschichte der aufrahmung gelangt: die milchschleuder hat auch über alle modernen versuche die aufrahmung zu vervollkommnen den sieg

davongetragen. den leser des Anzeigers interessieren nur die ersten capitel des buches: 'Herkunft und gewinnung des rahms' (s. 1—3), 'Der eintritt des rahms in die geschichte' (s. 4—16), 'Art und anwendung der aufrahmgefäfse' (s. 17—66); sie sind aus umfassender belesenheit geschrieben und verschwenderisch illustriert. die wärme mit der der vf. die historische seite seines faches umfasst, nimmt jeden leser ein der für diese dinge nur ein wenig anschauung mitbringt. überraschend würkt der nachweis, wie spät der rahm als ein besonderes product von der milch in der benennung unterschieden worden ist: das frühste litterarische zeugnis hat M. bei Venantius Fortunatus l. XI carm. 14 gefunden. die alten culturvölker haben dafür keinen besonderen ausdruck besessen, und bei den Nordeuropäern, besonders bei den Germanen, die an den fortschritten der molkerei bis in die jüngste zeit am stärksten beteiligt sind, spricht gerade die fülle der ausdrücke (*rahm, sahne, kern, flott, nidel, schmand* usw. s. 9) dafür, dass wir es mit einem jungen culturgewinn zu tun haben. hier tut sich einem sprachlich geschulten culturhistoriker das feld für eine aussichtsvolle studie auf. interessant scheint mir auch der anteil der Balten und Slaven, wie er in dem schwedischen *grädde* und dem deutschen *smant, schmand* zu tage tritt. in meinen studententagen, als ostpreufsische commilitonen mein guthessisches *schmand* als heimatlich vertraut begrüfsten, hab ich mir den kopf zerbrochen, wie dies unzweifelhaft slavische wort nach dem deutschen westen gelangt sein möge, wo es derartig heimatsrecht erlangt hat, dass es Vilmar (s. 359) als das in Hessen ausschliefslich gebrauchte wort für 'rahm' bezeichnet und Pfister (s. 258) schlankweg als 'eigens chattischen ausdruck' annectiert, der 'durch hessische auswanderer im ma. nach Ostpreufsen übertragen' wurde. in würklichkeit ligt die sache umgekehrt: durch die gutswirtschaft der Deutschordensritter ist das wort von Preufsen nach Hessen usw. gelangt! dieser weg lässt sich aus der wanderung eines andern wortes mit sicherheit erschliefsen. jeder Ostpreufse hat noch heute eine mehr oder weniger deutliche vorstellung von dem brauche des *schmackosterns* (s. Frischbier Preufs. wb. II 292 und DWB. IX 900); das wort ist über Ost- und Westpreufsen, Lausitz, Schlesien bis nach Siebenbürgen verbreitet und, wie man auch über die grundbedeutung urteilen mag, in der form unzweifelhaft slavisch. nun kennt aber wort und brauch der jurist Estor, Teutsche rechtsgelahrtheit III (hrsg. v. JAHofmann, Frankfurt 1767) s. 1421 aus seiner oberhessischen heimat: '*schmakustern*, auf ostern einem mit der rute begegnen. übh. die rute geben'; und Estors engster landsmann Sippel (JGEstor, Marburg 1874, s. 28 f) bemerkt dazu: 'dieser gebrauch des *schmakusterns* am ostermorgen wurde noch um d. j. 1855 in Cappel bei Marburg von dem bäuerlichen gesinde in oft derber und roher weise ausgeübt'. also ganz wie an Pregel und Weichsel, wo ich schon

z. j. 1409 einen beleg im Marienburger Treſslerbuch ed. Joachim nachweisen kann: *item ½ scot den fymayden, als sy smakosterten* (s. 537, 25 f); wahrscheinlich wurden die viehmägde dafür dass sie nicht über die kammern der knechte in den schlafsaal der ritter vordrangen, mit einer geldspende abgefunden. — als ich selbst im j. 1898 nachforschungen in der Marburger gegend anstellte, hab ich zwar das wort, aber nur unklare reminiscenzen an den brauch gefunden. **E. S.**

Kurzgefasste deutsche literaturgeschichte. ein volksbuch von **Eduard Engel**. mit 33 bildnissen und 14 handschriften. Wien, Tempsky und Leipzig, Freytag 1909. 370 ss. 8°. geb. 4 m. — Herr Engel hat eine masse deutscher und auſserdeutscher literatur gelesen: er ist ein temperamentvoller leser und rasch mit dem urteil fertig, um dessen prägung er sich nicht lange müht: oft trifft er den nagel auf den kopf, nicht selten haut er mit einer derben trivialität gründlich daneben. die spätern abschnitte des vorliegenden 'volksbuchs' bringen eine fülle von namen, daten und censuren, die zusammen gewis noch keine literaturgeschichte ergeben, aber doch in ihrer übersichtlichen anordnung manchem erwünscht sein werden. sie bedürfen freilich der entlastung, der sichtung und säuberung, die auch dinge herausschafft wie den falschen vornamen Schleiermachers (Ernst s. 218), die angabe dass Goethe und Klinger sich 'als studenten in Straſsburg näher kennen gelernt' hätten (s. 159), und gar vieles ähnliche. — den anspruch als geschichtsschreiber ernst genommen zu werden, hat sich E. völlig verwürkt durch die art, wie er auch über die altdeutsche literatur mit kennermiene redet, ohne hier die elemente zu beherschen. es handelt sich da nicht um schnitzer die leicht beseitigt werden könnten, auch nicht immer um selbsttäuschung, die ich etwa zugeben will, wenn E. s. 26 aus dem liebesgruſs im 'Ruotlib' (so!) 'die deutsche vorlage des dichters ahnen' will, oder wenn es s. 35 heiſst: 'der fruchtbarste erzähler volkstümlicher richtung (!) war der, sonst meist den höfischen sängern zugesellte, Konrad von Würzburg'. vielmehr ist es zumeist seichtes halbwissen, das unter dem trügerischen scheine quellenmäſsiger kenntnisse auftritt. so gleich s. 18: 'Der gesamteindruck aus allen berichten griechischer und römischer schriftsteller (Cäsars, Plinius' d. ält., Ammianus', Sidonius', Plutarchs, Diodors, Jordanes') [welche entzückende reihenfolge!] ist der, dass es eine hochentwickelte (!) heldendichtung bei den Germanen schon in den ältesten geschichtlichen zeiten gegeben haben muss'; oder s. 19: '. . . die Edda, eine altisländische kunstdichtung, deren uns überlieferte form frühstens aus dem 9 jh., vielleicht sogar erst aus dem 11 oder 12, jedenfalls (!) aus christlicher zeit stammt'. aus der einen seite 62, wo die prosa des 14 und 15 jh.s absolut unzulänglich besprochen wird, heb ich zur erbauung der kundigen folgende sätze heraus: '. . . die

chroniken, von denen die inhaltlich und sprachlich (!) wertvollste die Limburger chronik ist. ihr verfasser . . . streut, wo er nur kann, lieder auf die erzählten begebenheiten (!) ein'. — 'daneben wurde eine verdeutschung der Gesta Romanorum . . . mit wahrer leidenschaft (!) gelesen und von vielen dichtern benutzt'. — 'bedeutsam und von bleibendem werte sind die predigten der sog. mystiker des 15 (!) jh.s' . . . . 'die beiden classiker der mystischen prosa . . . waren Tauler und Geiler von Kaisersberg'. — 'von . . . Seuse, gestorben um (!) 1366 haben wir gleichfalls eine sammlung inhaltlich und sprachlich meisterhafter predigten (!)'. 'der berühmteste unter den mystikern (!) war Johann Geiler von Kaisersberg' usw. ich denke die leser dieser zeitschrift haben genug von dem historiker und volksschriftsteller Eduard Engel.

E. S.

A grammar of the german language designed for a thorough and practical study of the language as spoken and written to-day by **George O. Curme,** professor of germanic philology in Northwestern university. New York, the Macmillan company, 1905. XIX und 661 ss. 8⁰. — Das vorliegende werk, die frucht langjähriger arbeit, zeugt von lebendiger sprachkenntnis, grofser belesenheit und vollkommener beherschung der grammatischen literatur. es ist geschrieben mit rücksicht auf die bedürfnisse von benutzern, deren muttersprache das englische ist: daher hinweise auf abweichungen des deutschen vom englischen sprachgebrauch und die behandlung mancher dinge, die sonst von der grammatik dem wörterbuch zugewiesen werden. vgl. den abschnitt über die bedeutung der modalen hilfsverba (*dürfen, können* usw.) s. 328—335.

Aber auch Deutsche werden diese reichhaltige grammatik sehr oft mit nutzen aufschlagen ich verweise zb. auf den abschnitt von den schwankungen im gebrauch der beiden adjectivdeclinationen s. 134 ff., die darstellung der substantivdeclination, die eingehend die fremdwörter berücksichtigt, die erörterung des gebrauches von *es* s. 191 ff. auch manche interessante einzelheit wird durch die belesenheit des verfassers zu tage gefördert; aus s. 550 hab ich gelernt, dass die sonst für ausschliefslich bairisch-österreichisch geltende verbindung *auf etwas vergessen* sich auch bei Storm findet.

Der verfasser strebt, in der darstellung dem neueren sprachgebrauch gegenüber der engherzigkeit der grammatiker zu seinem rechte zu verhelfen [1]. die unterschiede nord- und süddeutschen gebrauchs werden gebührend hervorgehoben. so weit in fällen des schwankens die eine form oder wendung als die üblichere

[1] deshalb wundert mich die bemerkung über conjunctivformen wie *leuchtete* s. 259. wer heutzutage diese formen braucht steht ganz gewis unter schulmeisterlichem einfluss.

bezeichnet wird, trifft die entscheidung meiner meinung nach meist das richtige.

Nur selten versagt das sprachgefühl des verfassers. in dem satz (s. 227): *als .. sie .. ihm die Birne der elektrischen Klingel auf das Tischchen .. hingelegt, falls er etwas brauche, schloss sie sich .. davon* ist *brauche* eine art conjunctiv der abhängigen rede; an sich kann nach *falls* nicht, wie der verfasser lehrt, der conjunctiv das präsens stehn: ein satz wie *falls du nicht einverstanden seist, telegraphiere* wäre ja unmöglich. — als beispiel für die verbindung des passivs von *lassen* mit einem infinitiv stünde s. 263 statt des undeutschen *Der Arzt wurde kommen gelassen* besser ein anderes beispiel, etwa *der Plan wurde fallen gelassen.* — In *zürnt nicht der dreisten Frage* (s. 551) ist der abhängige casus dativ, nicht genitiv. auch würde ich den genitiv in dem Grillparzerschen vers *Zwei Ruderer ermüdeten der Fahrt* (s. 550) nicht auf eine stufe stellen mit den genitiven nach verben wie *entbehren*, denn die Grillparzersche fügung ist ganz individuell; man wird kaum ein zweites beispiel auftreiben können. — aber wie gesagt, solche irrtümer sind in dem trefflichen buche ganz selten.

Wien, 13. october 1909. **M. H. Jellinek.**

Das gotisch-lateinische Bibelfragment der universitätsbibliothek zu Giefsen von **Paul Glaue** und **Karl Helm.** mit einer Tafel. [sa. aus der Zeitschr. für die neutestamentl. wissenschaft] Giefsen, ATöpelmann 1910. 38 SS. 8°. 1,50 m. — 'Das älteste uns erhalten gebliebene litterarische document unserer germanischen vergangenheit' (s. 1): dieser respect vor dem alter des neuen Giefsener bruchstücks muss uns trösten über die enttäuschung, die wir wol alle bei der dürftigkeit seines gotischen inhalts empfinden. die altersbestimmung wird richtig sein. freilich 'irgendwelche schlüsse auf das alter des fragments im verhältnis zu anderen gotischen handschriften zu ziehen, dafür reichen die schriftzüge nicht aus; wir müssen uns in diesem punct ganz auf die ergebnisse der lateinischen paläographie verlassen' (s. 18): diese aber weisen in den anfang des 5 jh.s (s. 4), wofür namentlich die unbestreitbare ähnlichkeit mit tafel 20.21 der Exempla von Zangemeister-Wattenbach spricht. ob die übergeschriebenen dicken und dünnen striche lediglich als federproben und willkürliches gekritzel abzutun sind (s. 18), mögen kundigere entscheiden; bemerkt sei, dass sie erst nach dem zerschneiden des originalblattes aufgetragen scheinen, da keiner von ihnen, weder am unteren rande noch an den seiten, beim zerschneiden getroffen wurde; dann aber wäre vielleicht zu beachten, dass der autor dieser jüngeren cursiven kritzeleien den inhalt des ursprünglichen blattes gekannt haben wird: unter ihnen meine ich auf s. 16 des quaternio oben das wort *LUCAS* deutlich zu lesen — wichtiger als die wenigen gotischen brocken, die keine einzige

neue vocabel, keine einzige neue form, keine neue einzelheit enthalten, ist zunächst der fundort des fragments, die gegend des alten Antinoë in Ägypten; auf welchem wege es dorthin gelangt sein könnte, darüber gibt Glaue (s. 4 ff) eine reihe von vermutungen, wie sie bei unsern heutigen hilfsmitteln eben möglich sind. wichtig ist aber ferner vor allem die tatsache, dass auch dieser gotische Bibelrest, ebenso wie der des Carolinus in Wolfenbüttel, sich in gesellschaft eines lateinischen textes befindet, der sich widerum zum cod. Brixianus der Itala zu stellen scheint. die folgerungen hieraus hat sich Glaue nun sehr leicht gemacht, indem er einfach die forschungen und hypothesen des letzten jahrzehnts übernimmt, die überschätzung des bekannten Hieronymusbriefes ebenso wie die phantasievolle vorstellung von einer art textkritischer Bibelcommission bei den Goten; und so bezeichnet er nach langen citaten aus Kauffmanns arbeiten das neue pergament als einen rest 'von einer der bald nach der entstehung der kritischen ausgabe des Sunja und Frithila verfertigten abschriften der gotisch-lateinischen Bibel bzw. Evangelien, also etwa aus der zeit bis 408' (s. 13). es wäre für uns germanisten erwünschter gewesen, wenn grade von theologischer seite einmal die zuverlässigkeit dieses ganzen hypothesenturmes gründlich nachgeprüft worden wäre. — s. 2 will Glaue berichten, durch welche berechnung die stelle der gotischen bibel herausgefunden worden sei, bewegt sich aber dabei in einem unverständlichen circulus, indem er bei feststellung des einheitsmafses der lateinischen seite den inhalt der zu eruierenden gotischen stelle bereits voraussetzt. — die gotischen brocken hat Helm ohne frage richtig gelesen, was namentlich auf s. 16 des quaternio keine leichte aufgabe war. ausdrücklich bemerken möcht ich, dass der unterschied der beiden *i*-schreibungen auch in diesem fragment vorhanden ist: auf s. 2 des quaternio ist in zeile 4 das punctierte *ï* der praeposition *ïn* auch auf der photographie ganz deutlich (selbst auf s. 16 z. 10 glaub ich reste der puncte beim accusativ *ïna* noch zu erkennen), während im innern der worte die puncte fehlen (*managein* u. ö.). nun sind aber von dem widerum *στιχηδόν* geschriebenen texte nur knappe zeilenausgänge erhalten, und Helm hat sich der mühe unterzogen, die fehlenden längeren anfänge zu reconstruieren. für das gelingen solches gefährlichen versuchs schienen ihm die umstände besonders günstig, da wir ja seit Streitbergs ausgabe in der glücklichen lage seien, 'die vorlage der gotischen Bibel ziemlich genau zu kennen' und danach 'in den handschriften der sogenannten antiochenischen recension einen sicheren ausgangspunct haben' (s. 19). Helm folgt also Streitbergs weisungen ebenso bedenkenfrei, wie dieser bei seiner reconstruction den weisungen vSodens. wie wenig aber das so gewonnene bild von Wulfilas griechischer vorlage richtig sein kann, das soll demnächst hier

ausführlich dargetan werden. — das verzeichnis der gotischen wortformen am schluss enthält etliche druckfehler.

Marburg i. H. **Ferd. Wrede.**

Samuel Columbus. En swensk orde-skötsel, med anmärkningar och ordlista utgifven af **Bengt Hesselmann.** 1908. Uppsala, A.-B. akademiska bokförlaget. VII u. 122 s. 8°. 2 kr. — Der vollständige titel dieser im jahre 1678 von dem schwedischen dichter S. Columbus verfassten schrift ist: 'En swensk orde-skötsel angaende bokstäfwer, ord ok ordesätt'. Noreen Vart sprak I, 192 f. charakterisiert sie als eine alle grammatischen arbeiten der zeit übertreffende, in wirklichkeit glänzende, die vor allem deshalb so grofsen wert hat, weil Columbus principiell in seiner schrift die gesprochene sprache seiner zeit anwendet, so gut er dieselbe bezeichnen kann. eine richtige anordnung lässt die schrift vermissen, der verfasser äufsert sich über fragen der phonetischen schreibung, verwendung der antiqua, sprachrichtigkeit und über mancherlei anderes. man muss oft staunen über für jene zeit feine beobachtungen, zb. wie er die lehnwörter auf ihre verschiedene herkunft mustert. herausgegeben wurde die arbeit zuerst von Gust. Stjernström und Ad. Noreen 1881 in der serie 'Af Svenska literatursällskapet utgitna skrifter'. dem text lagen drei handschriften der Nordinschen sammlung der Universitätsbibliothek zu Uppsala zu grunde: nrr 622. 623. 624 = A, B, D, und eine handschrift der Ihreschen bibliothek auf Ekebyhof = C. A gilt für die älteste, unmittelbar vom verlorengegangenen original genommene, B für eine abschrift zweiter hand mit A als mittelstufe; das gleiche nimmt Stjernström von C an, D ist jünger als die übrigen, und nach H.s meinung eine abschrift von B. nach 1881 tauchte inzwischen eine neue abschrift, K, in der Kgl. bibliothek auf, die, älter als A, gleichfalls direct auf das original zurückgehn und kurz nach 1689 verfasst worden sein soll. darüber berichtete Aksel Andersson in 'Samlaren' von 1883. auf diesen aufsatz wird nur kurz verwiesen, er ist mir nicht zugänglich. abgesehen von dem auftauchen dieser hs. war die nächste veranlassung zu einer neuen ausgabe die, dass die kenntnis der schrift des Columbus jetzt im staatsexamen für nordische sprachen in Schweden verlangt wird. H. hat nun die hs. K seiner neuen ausgabe zu grundgelegt, deren text er, nach seiner angabe, was wortformen und schreibung betrifft, so genau wie möglich widerzugeben sucht. auch die interpunction hat er in der regel in übereinstimmung mit K beizubehalten gestrebt, nur an einigen stellen hat er, ohne dies jedoch anzumerken, sie verändert, und alsdann meistens in übereinstimmung mit dem gebrauch von A. in der regel ist er auch K gefolgt in der wahl der grofsen oder kleinen anfangsbuchstaben. in den anmerkungen werden varianten aus A angeführt, doch nicht vollständig, sondern nur solche, von denen H. glaubte, dass sie gröfsere bedeutung für den text oder in sprach-

licher beziehung haben. lesarten von A, die unbedingt den vorzug vor solchen von K zu haben scheinen, sind in den text eingesetzt, die von K alsdann in die anmerkungen verwiesen werden. hierbei hat H. gewisse principien zu verfolgen gesucht, ohne dass es ihm — nach eigenem geständnis — geglückt wäre, diese mit grösserer consequenz durchzuführen. lesarten von B und D sind nur in einigen fällen angeführt worden. C hat H. nicht verglichen — warum nicht, erfahren wir nicht. die beispielwörter sind cursiv gedruckt worden, die in K unterstrichenen wörter gesperrt cursiv, aber nur zum teil.

Soweit die angaben H.s über die art seiner textgestaltung. ich muss gestehn, dass ich diese art und weise für gänzlich verkehrt halte. die ausgabe ist nicht fisch nicht fleisch, sie ist keine diplomatische, und sie ist, nach den angewandten principien, keine die den urtext herzustellen sucht. nicht einmal alle handschriften sind benutzt worden. man ist der willkür H.s mit gebundenen händen überliefert. mit der früheren ausgabe die neue zu vergleichen, bin ich hier nicht in der lage.

Heidelberg. **B. Kahle.**

The relations of the norwegian with the english church 1066—1399, and their importance to comparative literature by **Henry Goddard Leach** [Proceedings of the American academy of arts and sciences vol. XLIV nr 20, may 1909]. 32 ss. 8°. — Dass der import französischer schriften und sagenstoffe noch Norwegen im 13 jh. hauptsächlich durch geistliche erfolgte, ligt klar zu tage. aber beruhte er auf directen beziehungen zu Frankreich? wie Meifsner annahm , oder war England der vermittler? wofür sich Finnur Jónsson entschieden hatte. L. hat, da sich die frage aus den litteraturwerken selbst nicht beantworten liefs, den umweg über die kirchengeschichte eingeschlagen und aus englischen und norwegischen quellen aller art die beziehungen des christlichen Norwegens zu England seit den tagen der normannischen eroberung klarzustellen gesucht. der historiker wird daran manches auszusetzen haben, die kritik ist nicht des verfassers starke seite, und entgleisungen wie wenn s. 559 z. 12 v. u. der erste abt des cistercienserklosters Lyuse (südlich von Bergen) 'the first bishop of Lyse' genannt wird, erwecken kein vertrauen zu den vorstellungen L.s vom mittelalterlichen kirchenwesen. aber das culturgeschichtliche ergebnis scheint doch gesichert: Norwegen hat nicht nur sein christentum von England empfangen, es hat auch bis gegen den ausgang des 13 jh.s andauernd die engsten beziehungen zur englischen kirche und zu den geistlichen bildungsanstalten Englands unterhalten; die directen verbindungen mit Frankreich treten dem gegenüber zurück. gerade die regierungszeit kg Hákon Hákonarsons (1217 bis 1263) und namentlich das dritte jahrzehnt des 13 jh.s zeigen das verhältnis besonders innig, und jedenfalls wird es

damals auch litterarisch fruchtbar geworden sein. um 1290 fällt ein wendepunct: von da ab tritt Frankreich durchaus in den vordergrund. und soweit es einer vermittelung französischer cultur bedarf, wird diese jetzt durch Flandern geleistet, und nicht mehr durch England. die kirchengeschichte wird sich bei der fleifsigen notizensammlung L.s nicht beruhigen, für die litteraturgeschichte bietet sie zunächst einen ausreichenden anhalt. **E. S.**

Reimwörterbuch zu Ulrichs Lanzelet von **Cleophas Beywl** [Prager Deutsche studien 15 heft, hersg. v. C. v. Kraus]. Prag, Bellmann 1909. IV u. 91 ss. 8° 3 m. — Eine gröfsere anzahl von reimregistern wichtiger mhd. Dichter wäre als handwerkszeug für unsere grammatischen und litterarhistorischen studien gewis erwünscht, und wenn, wie im vorliegenden falle von der Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen, die mittel zur herausgabe zur verfügung gestellt werden, kann man sich die gabe wol gefallen lassen. die erste bedingung, saubere arbeit und verständige anordnung, hat der verf. erfüllt. sein ehrgeiz geht nicht darüber hinaus, einen reimindex zu Hahns ausgabe zu bieten, dem s. 65—91 ein verzeichnis sämtlicher reimwörter nach den anlauten angehängt ist: bemerkenswerte lesarten sind notiert, ein paar hinweise auf Zwierzinas Mhd. studien und auf gelegentliche notizen Behaghels eingeschaltet; eigener vorschläge enthält sich B. durchweg. leider hat er es aber auch verschmäht, durch verweisungen die schäden aufzuheben, welche die zufälligkeiten der orthographie herbeiführen: gleiche und gleichartige bindungen muss man unter ANDE und ANTE, unter OLDE und OLTE zusammensuchen. auch verweise wie von *niht* auf *nicht* und umgekehrt wären dringend erwünscht. ein weiterer mangel ist der, dass mehrdeutige reimwörter nicht definiert werden: dass *hie* im reim durchweg das adverbium ('hic'), dass die form *mahte(n)* ausschliesslich das prät. des vb. *mugen* vorstellt (trotz 14fachem part. pt. *gemaht* 'factus'!), das und sehr vieles andere kann man erst durch aufsuchen sämtlicher fälle ermitteln. gewis, man wird schon beim blofsen blättern in diesem reimregister allerlei lernen, aber zum raschen nachschlagen ist es leider nicht eingerichtet. **E. S.**

Kritik und metrik von Wolframs Titurel von **L. Pohnert.** [Prager Deutsche studien hgb. von C. v. Kraus und A. Sauer, XII heft]. Prag, C. Bellmann 1908. IV, 99 ss. 2,50 m. — Der erste teil dieser sehr sorgfältigen, umsichtigen arbeit tritt der überschätzung des Münchner fragments für die herstellung der Titurelbruchstücke Wolframs überzeugend entgegen. im einzelnen weicht P. auch mit guten gründen von Lachmann ab: die zahlreichen stellen sind am schlusse zusammengestellt: nicht überall könnte ich beistimmen. doch sagt der verf. mit recht s. 5, dass 30, 2 mit I zu lesen sei *rollev tocken minev schrîn*, da der so entstehnde cäsurreim auf *veterlîn* gewis in der absicht

des zudichters gelegen habe. weniger möcht ich dies für 58, 1 zugeben, wo der jüngere Titurel mit der wendung *phlegende sîn* die noch dazu von dem coordinierten reimworte *leiten* in tempus und modus abweicht, spätere ummodelung erkennen lässt. s. 9 bespricht der verf. die vielumstrittene strophe 61, das lob des verstorbenen landgrafen Hermann. aber wenn er gegen die echtheit dieser strophe einwendet (s. 10), 'der schreiber von G sollte gerade diese strophe, die dem zeitgeiste so sehr entsprach, ausgelassen haben?' so nimmt er doch s. 13 an, dass G für str. 36 und 53 eine lücke habe, so dass doch wol auch die auslassung von 56 zufällig sein könnte.

Die metrischen untersuchungen, die sich ganz an die ansichten anschliefsen welche vKraus vorgetragen hat, verdienen auf jeden fall ernste erwägung. vieles kann ich ohne weiteres annehmen, in einzelnen puncten weich ich ab. s. 77 anm. 1 zeigt der verf., dass Wolfram *fürbaz* im versinnern ganz überwiegend auf der 1 silbe betont. nur ein paarmal soll *fürbáz* gelesen werden. so 401, 29 *unt sag iu fürbáz niht mêre.* aber der andere reimvers hat 4 hebungen bei klingendem ausgang: danach wird man auch v. 29 betonen *fürbáz niht mère (fürbaz níht mère* wäre weniger wahrscheinlich). 448, 21 wäre *rît* (anstatt *ritet) fürbáz ûf unser spor* möglich. 471, 24 *od* (anstatt *oder*) *ob ers fürbáz verlôs.* Wh. 26, 5 les ich *der mag in fürbáz vernemen.* die sechs stellen wo *fürbaz* im verseingang steht, haben hier schwebende betonung. und so zwingt keine der 16 von P. für den versschluss angeführten stellen zur betonung *fürbáz.* in den meisten fällen geht eine schwache nebensilbe voraus, z. b. 123, 3 *der knappe frâgte fürbaz.* hier die silbe *-te* über *für* zu erheben heifst die von Lachmann bestrittene, von mir auch nur stellenweise zugestandene erhebung der nebensilben über darauf folgende selbständige wörter gegen die natürliche betonung mit gewalt durchsetzen. zur doppelhebung *fürbáz* zwingt Wh. 76, 3 *von dén réit dô fürbáz;* aber auch P. 204, 14 *der künec mit her reit fürbaz* wird man doch lieber *künec* verschleifen, als *mít her* betonen. ebenso ist 360, 12 *si sprach 'nu vrâge in fürbaz'* kaum mit hiatus zu lesen; 530, 4 *sagt an, welt ir iht fürbaz* wird man doch nicht betonen *ságt an*; ebenso wenig Wh. 105, 7 *únd lobt ín dennóch fürbáz* anstatt *und lóbt in dénnoch fürbáz*; endlich wäre 430, 13 *mit der fúste ráht ér fürbáz* ganz unbeholfen. nirgends also eine stelle, wie sie allerdings Gottfried oder Wirnt bieten, wo *dô* oder *niht* vorangeht und gemäfs dem mit hebung und senkung abwechselnden rhythmus betont werden muss. die Nibelungen haben, wie es scheint, durchweg die erste silbe betont, notwendig 314, 2 *und daz die recken edele fürbáz bewarn vientlîchen rîten.* für die doppelhebung spricht auch die schreibung *vürebaz,* im Pilatus *vorebaz.*

In der Titurelmetrik nimmt P. verbindung von volkstümlichen

einflüssen mit solchen der romanischen verskunst an, was gewis auch nicht leicht zugegeben werden kann.

Gut ist der nachweis, dass die von Bartsch aus dem jüngeren Titurel herausgenommenen und Wolfram zugeschriebenen stücke sich auch metrisch von den echten unterscheiden.

E. Martin.

Das königs- und kaiserideal der deutschen dichtung des mittelalters. kaisergeburtstagsrede von **Friedrich Vogt.** [Marburger akademische reden nr 19] Marburg, Elwert 1908. 8°. 28 ss. 0.50 m. — Das herscherideal des mittelalters ist nach Vogt nicht einheitlich: vielmehr bestehn zwei anschauungen vom königtum: eine particulare und eine national-universale nebeneinander. die mittelhochdeutschen volksepen kennen nur das (ältere) stammeskönigtum, mit den engen beziehungen zur umgebung des fürsten, die das gefolgschaftswesen geschaffen. seit ende des 11 jahrhunderts aber kommt — interessanterweise vielfach in clericalen dichtungen, wie dem Annolied und der Kaiserchronik — die idee des deutschen, über den stämmen stehnden nationalkönigtums auf. von anfang an hat sie einen stark imperialistischen einschlag: der deutsche kaiser ist schutzherr der christenheit gegen den Islam. das ist der ursprüngliche inhalt der Barbarossasage, die sich ja eigentlich auf Friedrich II bezieht. die Barbarossasage ist zugleich ein lehrreiches beispiel für die umbildung der universalen mittelalterlichen kaiseranschauung zur rein nationalen der neuzeit. die alte idee vom stammeskönigtum lebt dagegen im heutigen particularismus fort, in jener starken dynastischen gefühlswelt, die fürst Bismarck in den 'Gedanken und Erinnerungen' verlebendigt hat. und Bismarck ist es, der die beiden mittelalterlichen königsideen innerlich umfasst und den zeitverhältnissen entsprechend in actuelle energie verwandelt hat. — so schliefst die rede Vogts, die als vorsichtig fundierte und beherschte skizze eines fachgelehrten beginnt, mit einem persönlichen bekenntnis, und ich muss gestehn, dass darin ein nicht geringer reiz ligt.

Leipzig. **Friedrich Schulze.**

Tannhäuser in geschichte, sage und dichtung. ein vortrag gehalten am 7 october 1907 von **Ernst Elster.** Bromberg 1908. Mittlersche buchhandlung (A. Fromm) in commission [= Veröffentlichungen der abteilung für litteratur der Deutschen gesellschaft für kunst und wissenschaft zu Bromberg 3 heft.] VI u. 26 ss. 8° 0,60 m. — So controvers die entstehung der Tannhäusersage noch ist (Fr. Kluges vorsichtige scheidung einer deutschen Tannhäusersage und einer italienischen sage vom Venusberg, die sich aus noch unaufgeklärten gründen und in noch nicht genau feststellbarer weise verschmelzen, scheint mir die meiste wahrscheinlichkeit zu besitzen), so verhältnismäfsig einfach ist ihre entwicklung in neuester zeit. hier ist die arbeit

im wesentlichen eine darstellerisch-ästhetische, und man muss es an Elsters vortrag rühmen, dass die aufgabe mit eleganz, knappheit und dem blick für das wichtige gelöst ist. hauptsächlich werden die drei grofsen formen der sage: die ursprünglich volkstümliche, die Heines und die Richard Wagners behandelt und zeit- oder individualpsychologisch erklärt. in der ältesten fassung, die freilich selbst einer entwicklung unterligt, herscht der zwiespalt von frömmigkeit und sünde, in Heines welt- und sinnenfreudigem lied nur ein schwanken zwischen lust- und ruhebedürfnis, bei Wagner der grofse gegensatz von irdischer und himmlischer liebe, der durch die verbindung von Tannhäusersage mit der sage vom Sängerstreit gewonnen wird. im volkslied und bei Heine zieht Tannhäuser in den Venusberg zurück, im volkslied als verlorener, bei Heine als allen päpstlichen urteilssprüchen zum trotz geniefsender — der papst Heines ist ja nur ein gespenst —, bei Wagner wird er erlöst durch himmlische liebe, oder in der sprache Wagners zu reden: durch 'die einzig erlösende verneinung des willens'. (leider verzichtet E beim Wagnerschen 'Tannhäuser' ganz auf zeit- und individualpsychologische betrachtung). jede der drei grofsen fassungen ist in sich berechtigt, ist trotz einzelnen inconsequenzen abgeschlossen. aber Wagner 'ist und bleibt der echte und eigentliche interpret der ergreifenden volkssage. er hat ihre letzten geheimnisse erschöpft in worten und in tönen, die unser herz im innersten aufrühren und die in unvergänglicher gewalt erklingen werden, so lange liebeswirren und bufsfertige zerknirschung die seelen der menschen erschüttern'.

Leipzig. **Friedrich Schulze.**

Die 'Christliche warnung des treuen Eckarts' des Bartholomäus Ringwaldt untersucht von **Franz Wegner** [Germanistische abhandlungen h. 33]. Breslau, Marcus 1909. 115 ss. 8° 3,60 m. — Wegners Marburger doctorschrift behandelt ihren dankbaren gegenstand geschickt und verständnisvoll nach allen seiten: bibliographie und textgeschichte, metrik und sprachgebrauch, litterarische beziehungen und quellen, vorbilder und nachwirkung des Treuen Eckart werden erschöpfend dargestellt. dabei zeigt sich die literarhistorische seite der untersuchung ergiebiger als die sprachliche. es gelingt W., des Irenaeus Spiegel des ewigen lebens von 1562, Johann Krügingers Historia vom reichen mann und armen Lazaro von 1555 und Ludwig Milichs Schrapteufel von 1569 als quellen Ringwaldts nachzuweisen, indessen die benutzung von Gregor Weisers Christlichem bericht von unsterblichkeit und zustand der seelen 1588, Jörg Wickrams fastnachtsspiel vom Treuen Eckart 1538, Brant, Murner und Fischart, an die man sonst wol gedacht hat, widerlegt wird. so stellt W. den dorfpfarrer Ringwaldt gut und glaubhaft in seinen kreis, den viel mehr die allgemeine atmosphäre der zeit charakterisiert, als die

litterarische aneignung einzelner gedanken und motive (s. 67). er zeigt, wie Ringwaldts art, die öffentlichen zustände in scharfem umriss zu zeichnen, in dieser lebendigkeit erst möglich ist, nachdem Luther die reformbedürftigkeit auch des politischen lebens nachgewiesen hat (s. 86), und erweist Ringwaldt als geistigen nachkommen Luthers auch darin, dass ihm die wanderung seines helden durch himmel und hölle nicht freigewählte poetische einkleidung seiner ermahnungen ist, sondern dass er durch seine beschreibung theologisch belehren, einen punct für punct auf die Bibel gestützten bericht geben will (s. 68).

Einigem zweifel müssen W.s metrische aufstellungen begegnen. zunächst sind verse wie *Philip, Lutherus, Brentius* s. 37, *Amen, amen, ich fahr daher*, und *ehrvester herr bürgmeister klug* s. 42 als vierfüssige jamben völlig in ordnung, denn für Ringwaldts zeit und gegend haben die betonungen *Luthérus*, *áuir* und *bürgemeister* nicht das geringste auffällige. sodann hätte sich W. durch Kösters spott über die (an andern stellen gewis über das mafs cultivierte) schwebende betonung nicht abhalten lassen sollen, mit ihrer hilfe verse wie *der außgang der dritten person* s. 39 vierhebig zu lesen, denn sein vorschlag *der áußgang der dritten pérson* bricht durch jedes schema.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

Vergleichende volksmedicin. eine darstellung volksmedicinischer sitten und gebräuche, anschauungen und heilfactoren, des aberglaubens und der zaubermedicin. unter mitwirkung von fachgelehrten herausgegeben von **dr. O. v. Hovorka** und **dr. A. Kronfeld.** mit einer einleitung von dr. M. Neuburger. Stuttgart, Strecker & Schröder, 2 bde. XXIII u. 459; IX u. 960 ss. 8°. br. 22.40 m., geb. 26 m. — Das gebiet der volksmedicin ist in den letzten jahrzehnten von ethnographen und naturwissenschaftlern hin und wider gepflegt und sowol unter stofflichen als auch geographischen gesichtspuncten bearbeitet worden. besonders reichen stoff haben die ethnographisch-volkskundlichen zeitschriften in neuerer zeit beigebracht; darunter manches bedeutungsvolle aus ältern arzenei- und zauberbüchern. das gebiet ist aber so vielgestaltig und weitschichtig, und die ethnographisch-volkskundlichen publicationen sind so zahlreich, dass ein überblicken der gesamten litteratur für den nichtspecialisten zur unmöglichkeit geworden ist. es kann daher nur mit dank begrüfst werden, dass sich männer gefunden haben, die den mut besafsen, sich an das gewaltige unternehmen einer zusammenfassenden darstellung der volksmedicin heranzuwagen.

Die verfasser haben ihre arbeit in zwei hauptteile geschieden, deren erster in alphabetischer reihenfolge vorwiegend die von der volkstherapie verwendeten mittel, der zweite in sachlicher ordnung die krankheiten und die an ihnen haftenden volksmedicinischen anschauungen (ätiologisch, pathologisch und

therapeutisch) behandelt. eine solche scheidung läßt sich natürlich ohne widerholungen nicht durchführen, und so werden wir zb. im I band nicht nur eine anzahl tiere vermissen, deren glieder volksmedicinisch verwendet werden, sondern namentlich symbolische oder zauberische handlungen, wie messen, verkaufen, schwemmen usw. von krankheiten.

Dass das werk lückenhaft sein werde, konnte man bei den riesenhaften dimensionen des stoffes erwarten; immerhin scheinen uns die naturvölker gegenüber Europa etwas zu kurz gekommen zu sein, und innerhalb dieses erdteils vermisst man aufser den volkskundlichen zeitschriften Skandinaviens namentlich das grofse werk Sébillots 'Folklore de France' und die spezialwerke von Gaidoz, 'Un vieux rite médical' und von De Cock, 'Volksgeneeskunde in Vlaanderen' (Gent 1891). ferner lassen uns die verff., und das halten wir für einen grundsätzlichen fehler, in unzählichen fällen im unklaren, in welcher gegend die genannte anschauung herscht oder aus welcher quelle sie ihre angaben schöpfen.

Ob sich dieses erste und auf jahrzehnte hinaus wol einzige compendium der volksmedicin wissenschaftlich bewähren wird, kann nur die zukunft lehren. sicher ist, dass uns die verff. in ihm ein umfassendes grundwerk und ein denkmal rastlosen fleifses geschenkt haben.

Basel. **E. Hoffmann-Krayer.**

Mittelalterliche volksspiele in thüringisch-sächsischen landen. von prof. dr. **Karl Heldmann.** [Neujahrsblätter, hsg. v. d. Hist. komm. f. d. prov. Sachsen nr. 32]. Halle a. S., Hendel 1908. 58 ss. 8⁰. 1 m. — Der titel der schrift ist nicht ganz klar. unter 'volksspielen' sind hier diejenigen spiele verstanden, 'durch die das volk selbst in seinen verschiedenen schichten aus seinem natürlichen empfinden heraus sich gesellschaftlich unterhielt und belustigte. ausgeschlossen bleiben daher einerseits die volkssitten und -bräuche, die nicht zugleich einen unterhaltenden charakter haben, anderseits alle spiele, die keinen volksmäfsigen charakter trugen'. der verf. beschränkt sich aber nicht auf die thüringisch-sächsischen lande, sondern greift auf die angaben über die glücks-, kampf- und jahreszeitenspiele der alten Germanen zurück, um sich dann über die neuerungen in römischer und christlicher zeit zu verbreiten. die s. 11 genannten brettspiele werden wol kaum echt volkstümlich gewesen sein. der dritte abschnitt beschäftigt sich mit den mittelalterlichen spielen: den kampfspielen (darunter das Rolandsreiten), schützenfesten, zunfttänzen, den glücksspielen (brett- und kartenspielen, glückshäfen, dem kegeln uam.). — die arbeit enthält manches wertvolle material und in den sorgfältigen anmerkungen zahlreiche hinweise auf die quellenlitteratur zur mittelalterlichen volkskunde.

Basel. **E. Hoffmann-Krayer.**

Die theorie des witzes und der novelle nach dem 'de sermone' des Jovianus Pontanus. ein gesellschaftliches ideal ums ende des xv jahrhunderts von **Ernst Walser.** Strafsburg, Trübner 1908. xii u. 139 ss. gr. 8°. 4 m. — Der moderne mensch stammt aus der renaissance, und erst recht die moderne 'gesellschaft'; deren held, der 'homo facetus', hat sich erst nach antikem muster bilden müssen, bis er spät genug in dem 'abbé' der aufklärungszeit seine vollendung erreichte. natürlich gab es immer witzige leute, und immer stand der witz hoch im preis; wenn das feine Athen apophthegmata sammelte, weifs der kosak in der steppe den nicht minder zu schätzen der ihn lachen macht, wie Gogols Tarass Bulba zeigt. aber von der naturwüchsigen improvisation zur gesellschaftlichen kunst hat auch hier die theorie den weg gewiesen: erst die der alten (Aristoteles, Cicero, Quintilian), dann, an ihrem spalier sich aufrichtend, die der humanisten. hier steht Jovianus Pontanus voran, dessen lehre von witz und erzählungskunst Walser in klaren analysen vorführt. der didaktische zweck bleibt aber auch an witz und novelle selbst haften; sie wollen erziehen, abschleifen, beispiele geben: die 'vulgäre ethik' herscht bei aller rhetorik noch bei Boccaccio (s. 116).

Der witz, von Cicero als forensisches kampfmittel geschildert, wird unmerklich zum ausdruck feiner bildung und 'urbanität' (s. 63); die erzählung wird zum zeugnis und gradmesser einer gleichartigen ethischen empfindung (s. 127). diese wichtigen socialen momente hat W. aufmerksam beobachtet, sorgfältiger sogar als die entwicklung der technik.

In der anekdote finden also witz und erzählung ihren treffpunct. für eine entwicklungsgeschichte sowol des modernen Witzes als auch der neueren erzählungskunst brauchen wir eine litterarische geschichte der anekdoten, nach der inhaltlichen wie nach der formellen seite. die grofsen werke zur geschichte des humors wie Schneegans Geschichte der grotesken satire und Tullio Massasaranis 'Arte del ridere' streifen dies thema nur eben; W. Carey Hazlitt (Studies in jocular literature, London 1904) behandelt nur englische anekdotenbücher, und auch diese mehr vom gesichtspuncte der sammlung; doch fällt bei ihnen immerhin einiges für unser problem ab. unausgenutzt, liegen noch immer die schätze von KJWebers 'Demokritos' — einem buch, das als ganzes freilich so arm ist wie im einzelnen reich, ein paradoxon, das auf manches buch von polyhistoren passt. kommt so eine breite verarbeitung der praxis zu umsichtigen behandlungen der theorie wie in Ws. buch hinzu, so werden wir nicht nur für stilistik und allgemeine litteraturgeschichte, sondern auch für die beurteilung mittelalterlicher und neuerer anekdoten nicht wenig gewonnen haben. und da ligt ja dann in Boltes ausgaben der schwankbücher und andern sammlungen das material in bequemster fülle ausgebreitet!

R. M. Meyer.

Witziges und Spitziges, sinniges und inniges in spruch und nam auf haus und kraus. gesammelt und gesichtet von **Ernst Tiedt.** Stuttgart, E. R. Moritz o. j. VIII und 246 ss. 8°. 4 m, geb. 4.50 m. — Unsere volksepigrammatik ist ausgebreitet und vielfältig; aber die kunde liegt noch ganz im argen. Tiedts reichhaltige und im ganzen geschmackvolle auswahl reizt mehr die lust auf eine räumliche einteilung nach litterarischen quellen und localen umgrenzungen, als dass sie sie befriedigt. ist die specifische form der 'marterln' auf das bairische gebiet beschränkt? was für kategorieen der namengebung für hausrat und waffen sind vorhanden? gibt es perioden des breiteren und des conciseren inschriftstils? finden sich berufsmäßige verfertiger solcher inschriften? diese und ähnliche fragen sind freilich leider leichter aufzuwerfen, als zu beantworten!

Wertvoll scheint mir besonders die sammlung der grabschriften; und die stilproben der öffentlichen warnungstafeln (s. 120 f.) haben interesse als zeichen der stilistischen durchschnittsbildung. auch fehlt es sonst nicht an curiositäten wie den inschriften an contor und casse (s. 178). — die beziehungen zu dem 'geflügelten wort' und dem sprichwort sind mannigfach: fast nie aber scheint die 'inschrift' der gebende teil zu sein, wenigstens in dem litterarischen Deutschland.

Der verf. muste mit dem raum rechnen; natürlich hätte jeder leser noch ein paar beispiele zusteuern können. würklich wünschenswert wäre aber ein etwas ausgedehnterer litteraturnachweis gewesen. **R. M. Meyer.**

Historische volkslieder und zeitgedichte vom 16 bis 19 jh. gesammelt und erläutert von **August Hartmann**, mit melodien herausgegeben von Hyacinth Abele. II bd. von mitte des 17 bis zu der des 18 jh.s. mit unterstützung der Historischen commission bei der Kgl. bayer. akademie der wissenschaften. München, Beck 1910. VI u. 354 ss. gr. 8°. 12 m. — Der zweite band des von mir Anz. XXXII 196 ff nach anlage und ausführung näher charakterisierten werkes bringt die nrr 97—181. er beginnt mit zeitgedichten auf Karl X Gustaf (1656—58), der s. 4 nicht ganz richtig 'der erste könig Schwedens aus dem hause Wittelsbach' genannt wird (vgl. könig Christoph!), und schliefst mit einem strophischen zwiegespräch zwischen dem marschall von Sachsen und dem tod (1750); dazwischen stehn lieder, relationen, bildsprüche und gereimte dialoge ua. auf Zriny (1664): nr. 106, auf die belagerung von Rheinfelden (1678): nr 107, auf den fall Strafsburgs (1681): nr 109, auf den ersatz Wiens und die weitern siege über die Türken (1683—88): nrr 110—121, wobei dann auch der junge Bayernheld Max Emanuel (nr 120) zuerst auftritt; ihm begegnen wir noch oft genug, zuletzt in nr 154, die ein klagelied über seinen tod (1726) bringt. weiterhin sind für den inhalt unseres bandes besonders ergiebig

der spanische erbfolgekrieg (1701—13): nrr 121—144 und die rückkehr Max Emanuels (1715): nr 145 146, der Türkenkrieg von 1716—1718: nrr 148—152, die lieder der Salzburger emigranten (1730—32): nrr 158—172 (173?), der österreichische erbfolgekrieg (1741—45): nr 177—179. eingestreut findet man noch allerlei lustiges und trauriges was mit der weltgeschichte weniger zu tun hat, wie die lange Regensburger mordgeschichte von 1723 in nr 153 oder das vacanzlied der Münchener 'studenten' von 1741: nr 176. gegen die aufnahme mancher stücke liefsen sich bedenken erheben: so haben die bildsprüche für sich so gut wie gar kein interesse. etwa ein vierteil der gedichte ist im dialect gehalten, wobei dann die gattung des 'bauerngesprächs' eine hauptrolle spielt. neben verschiedenen mehr oder weniger geschickt widergegebenen schattierungen der bajuvarischen mundart kommt auch das schwäbische und vor allem das schlesische (nrr 122. 143) zum wort, worauf ich ausdrücklich hinweise.

Die einrichtung ist die gleiche geblieben: der herausgeber beharrt dabei, überschriften und übersichten fernzuhalten. er verlangt also, dass man sein werk studieren und sich in die einzelnen themata einarbeiten soll, was nicht jedermanns sache ist, und wofür vor allem die wenigsten zeit haben. im übrigen hat er für die erläuterung nach der sprachlichen wie nach der sachlichen seite wider vortrefflich gesorgt: in den anmerkungen stecken zuweilen sehr eindringende excurse, die nicht zum mindesten den wert des buches ausmachen. die herstellung der texte ist zumeist wol erwogen, nur hätten metrische bedenken öfter eintreten dürfen: sie empfehlen zb. 97, 82 *Kalkstein* st. *Könchenstein* und hätten 103, 51.5.7 dazu führen sollen, die formen *Kirchenturen : Uhren* in den (klingenden!) reim zu setzen. in den worterklärungen laufen hier und da misverständnisse unter: zu nr 120, 194 *Der Weingott gibet aus dem Fass Blei, Pulver, süsse Landen* ist die widergabe '*Landen* wellen, wogen' sprachlich wie sachlich unmöglich; nr 121, 211 *liederlicher Lamp* durfte nicht auf den hasen der tierdichtung bezogen werden; der *süsse Neckarsaft*, mit welchem nr 176, 47 der pater kellermeister von kl. Schäftlein die Münchener lateinschüler tractiert, ist gewis nicht 'einer der im Neckartal wachsenden weine' gewesen, sondern einfach aus *Nectarsaft* corrumpiert.

E. S.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Volker der spielmann. *Das merkwürdige 'zeugnis zur heldensage', auf das ich im folgenden aufmerksam machen will, ist in einer urkunde des grafen Dietrich (des Elsässers) von Flandern vom* 27 *mai* 1130 *oder* 1131 *enthalten, deren original sich im staatsarchiv zu Brügge befindet. von der für das kloster Oudenburg (belgische provinz Westflandern) ausgestellten urkunde waren kurze auszüge schon von Vredius Genealogia comitum Flandriae* I 186 *und Miraeus Opera diplomatica ed. Foppens* I 679 *mitgeteilt. den vollständigen text hatte Van de Putte Chronique du monastère d'Oudenbourg (Gent* 1843) *s.* 90 *publiciert. aber in jenen auszügen fehlt der uns hier interessierende passus, und der abdruck Van de Puttes beruht auf einer abschrift und bietet den namen auf den es ankommt in entstellter und unerkennbarer gestalt. so lässt erst das facsimile der urkunde, das wir in dem von HPirenne im verein mit andern belgischen gelehrten herausgegebenen prächtigen Album belge de diplomatique (Jette-Bruxelles* 1909) *auf planche* XI *erhalten haben, den sachverhalt erkennen. ich widerhole hier die transscription, die JCuvelier gegeben hat; einige lesefehler dieser transscription verbessere ich stillschweigend und ändere die schreibung und interpunction nach den in den diplomata-ausgaben der Monumenta Germaniae üblichen grundsätzen.*

In nomine sancte et individue trinitatis. Ego Theodericus dei gratia comes Flandrensium notum esse cupio cunctis fidelibus presentis temporis et futuri, quod, dum causa orationis intrassem ecclesiam beatorum apostolorum Petri et Pauli sitam in oppido Aldenborg, accesserunt ad me monachi ibidem deo servientes cum suo abbate Hariolfo et suppliciter petierunt, ut causa salutis anime mee illis remitterem ac indulgendo perdonarem quandam census redditionem, quam annuali debito michi et antecessoribus nostris hactenus persolvere cogebantur. Quorum humili peticione compulsus, beati etiam Petri apostoli patrocinium impetrare avidus, prout rogaverunt, benigne concessi et predictam census annui reddibitionem in perpetuum perdonavi remisi et indulsi. Quarum etiam rerum ne in posterum quelibet fallacia surrépat, veracem noticiam hic ponimus. In ministerio Wilranni preconis de terra conductili: terra sancti Petri de Auinemed XX den., de Hunimmed XXI den., de terra Reinfridi Sassa VIII den.; in Port Oldenborg[1] terra Ae de Pola VIIII 1/2 den., terra sancti Petri VI den., terra Robbert Baites VIII den., terra Oldunt filii Elnard II den., terra Godeliui[2] clerici XII den., terra Rumold filii Siberti VIII den., terra Elnardi filii Elnard II 1/2 den., terra Alberti ex Artrica II den., terra Thedbert-

[1] Oldenb̄ *or., so dass auch Oldenburg gelesen werden konnte.*
[2] Godeliī *or.*

filii Erclif IIII 1/2 den., terra Gildwif II 1/2 den., terra Weremi boldwerric XVI den., terra Arnoldi clerici IIII 1/2 den. In ministerio Willelmi preconis de terra conductili: terra Hiddonis et fratrum eius VI den., in Port Oldenborg terra Erembolt XIIII 1/2 den., terra Ricardi XIIII den., terra Vogaliui[1] XIII den., terra sancti Petri III den., item terra sancti Petri X den., terra Herred Boschincab II den., terra Popliui[2] VII den., terra Folperti Vogal XII 1/2 den., terra Sibrand VIIII den., terra Folkir ioculatoris VI den., terra Rattard V den., terra Euerolfi presbyteri V den., terra Sigerd filii Walkirs II den., terra Folperti filii Lettard III den. In ministerio Dodini preconis de terra conductili: terra Bertolf filii Oppes XVIII den., terra sancti Petri ex Rep IIII den.; de censu in Clemeskerca terra Bertranni VI den., terra Oldfridi[3] Wldel VII den. In ministerio Cristiani ex Mor: terra Reinfridi Calui XXVII den. In ministerio Walteri de Lisweg ex viscali: terra Liuildis XV 1/2 den., item terra Hathawif monialis de Hém XXI den., qui pertinebant ad piper comitis in ministerio Gerardi breviatoris. Per totum XXVIII sol. VII den. Horum igitur censuum annuam solutionem pro remissione peccatorum meorum atque pro requie animarum omnium antecessorum meorum nec non pro pace et statu comitatus nostri et pro salute omnium fidelium nostrorum omnipotenti deo et sanctis apostolis P. et P. condonando remisi et remittendo indulsi, quatenus monachi in prefato loco deo famulantes Christi domini misericordiam pro nobis assidue implorent. Et ut hec nostra largitio inviolabilem obtineat firmitatem, hanc inde fieri kartam decrevimus et signis nostrorum fidelium, qui interfuerunt, consignamus atque nostri sigilli impressione roboramus.

Signum Teoderici comitis Flandrensis. Signum coniugis eius Svanahildis comitisse.

Signum Arnulfi nepotis comitum.	Signum Godzvini de Sellegahem.
Signum Girardi cubicularii.	Signum Huberti Cubuc.
Signum Rogeri prepositi Brugensis	Signum Angelranni fratris Arnulfi cubicularii[4]
Signum Odgarii geruli sigilli.	Signum Reingeri Gemmonis.
Signum Frumaldi iunioris breviatoris.	Signum Adalardi cognati Frumoldi.
Signum Gerardi breviatoris.	Signum Raineri Uolakin. Signum Raineri Suogres[5] amans.

Actum apud Aldenborg in ecclesia apostolorum VI. kall. iunii indictione VIII. sub anno dominice incarnationis MCXXX, regnum Francorum tenente Hludouico rege filio Philippi regis anno XXIII. comitatus Teoderici anno II.

Die urkunde ist von zwei gleichzeitigen händen geschrieben,

[1] Vogalī *or.*, die ergänzung ist unsicher. [2] Poplī *or.*, *s. note* 3. [3] *das erste* d *über der zeile nachgetragen.* [4] cubicularii *über der zeile nachgetragen.* [5] Suogres *über der zeile nachgetragen.*

deren zweite die signa und die datierung hergestellt hat. zwischen dem context und den signa ist ein grofser zwischenraum: ob der zweite teil nachgetragen oder vorausgefertigt ist, lässt sich nicht entscheiden. die datierung ist widerspruchsvoll, denn dem jahre 1131 *entsprechen sowol die neunte indiction als das* 23. *regierungsjahr Ludwigs* VI *von Frankreich, das vom todestage Philipps* I (29. *juli* 1108) *ab gerechnet werden muss: diese daten stimmen also nicht mit dem incarnationsjahre* 1130 *überein, während das zweite jahr des grafen Dietrich sich mit dem letzteren vereinbaren läst. ob das itinerar des grafen hier die entscheidung ermöglicht, entzieht sich meiner kenntnis. rechts von der zeugenliste hat der schreiber der urkunde über tod und begräbnis der flandrischen grafen von Balduin von Lille bis auf Wilhelm von der Normandie angaben verzeichnet, die ich oben nicht abgedruckt habe, weil sie mit dem inhalt der urkunde nichts zu tun haben. das siegel ist verloren.*

Ein spielmann Folker war also im jahre 1130 *oder* 1131 *im besitz eines grundstückes in Flandern, das im obereigentum des klosters Oudenburg stand und dem grafen von Flandern zu einem jahreszins von sechs denaren verpflichtet war, auf den dieser* 1130 *oder* 1131 *verzichtete.*

Strafsburg. **H. Bresslau.**

Bemerkungen zur Millstätter handschrift. 1. Zu Karajans einleitung. — Bei der frage nach der herkunft der hs. zieht Karajan (s. VIII) eine alte pergamenths. deutscher predigten (aus der Mone in seinem anzeiger auszüge gegeben hatte) zum vergleich heran, die aus MKuppitschs besitz damals in das Britische museum gelangt war und die aus dem 17 jh. stammende aufschrift trug: '*Residentiae S. Jesu in Millstat*'. in Priebschs sorgsamem Verzeichnis der deutschen handschriften in England bd. II (Erlangen 1901), der die bestände des Britischen museums mustert, fehlt zwar dieser predigtcodex völlig, dagegen lässt sich eine andre angabe bei ihm, die auf einem lesefehler beruhen muss, mit hülfe von Karajans bemerkung berichtigen. er führt (II 136 unter nr 159) ein gebetbuch des 14 jh.s auf, dessen erstes blatt den vermerk '*Jesid Millst S. J.* 1740' trägt, und deutet diesen als 'namen eines früheren besitzers' (so auch im register s. 342). es kann keinem zweifel unterliegen, dass diese unformen keinen personennamen darstellen, sondern dass '*Resid.*[*entiae*] *Millst.*[*at*] *S.*[*ocietatis J.*[*esu*]' zu lesen ist. somit wäre ein weiteres stück aus dem handschriftlichen bestande der alten Millstätter jesuitenbibliothek festgestellt, die nach der aufhebung des ordens zerstreut worden ist.

2. Zur Hochzeit. Die in einander greifenden bemühungen von Kraus, Schröder und Roediger haben in dem text dieses gedichtes nahezu alles in ordnung gebracht, was in der handschriftlichen überlieferung anstofs erregt. auf discutable möglichkeiten oder wahrscheinlichkeiten will ich nicht eingehn, sondern nur

zwei stellen besprechen, von denen mir bei der einen eine, wie ich glaube, evidente verbesserung gelungen ist, während bei der andern eine schwierigkeit des sinnes eine kurze erörterung nötig macht.

30, 3 (491 Waag) *den vrostigen solde er bewaten,*
den hungerigen nerigen.

an dem sonderbaren reim *bewaten*:*nerigen* hat Kraus (Vom Rechte s. 42) keinen anstoß genommen, da nach seiner auffassung ähnlich wie 42, 7 (1009 Waag) nur die unbetonte schlusssilbe den reim trägt: was die letztere stelle angeht, so möcht ich allerdings ebenfalls mit Roediger (Zs. 36, 264) glauben, dass der reim 'kaum zu dulden' ist, wenn ich auch seine einsetzung von *schiere* nicht für sicher halte. Schröder und Roediger haben auf verschiedenen wegen den reim durch beseitigung des zweiten reimworts zu reinigen versucht: jener (Anz. XVII 299) will unter berufung auf Kaiserchr. 17176 (*bewâten : berieten*) *berâten* für *nerigen* einsetzen, während dieser (Zs. 36, 260) lieber an verderbniss aus *ezen* denken möchte. beide conjecturen haben das gegen sich, dass man keinen psychologischen grund dafür zu finden vermag, warum ein gleich gutes synonymon für das andre und zwar ein den reim völlig zerstörendes für ein gut reimendes eingeführt sein sollte. dass der Millstätter schreiber den reim durch beseitigung eines reimwortes tatsächlich zerstört hat, scheint auch mir sicher: aber es muss sich um ein entweder veraltetes oder dialektisch begrenztes, in beiden fällen also um ein schwer verständliches, den schreiber und hörer beirrendes wort gehandelt haben; eine conjectur muss also dieser erwägung rechnung tragen. ein tadelloser reim entsteht nun, wenn man im ersten verse *bewaten* durch *w e r i g e n* ersetzt. das dem got. *wasjan* entsprechende ahd. *werien* in der sinnlichen grundbedeutung 'bekleiden', die wir an unsrer stelle brauchen, ist im mhd. ausgestorben (vgl. Mhd. wb. III 586a; auf den rechtsterminus, der dort belegt ist, brauch ich hier nicht einzugehen). die ahd. belege stellt Graff I 928 zusammen: vgl. auch Erdmann zu Otfried II 22, 12. danach begegnet das wort aufser bei Otfried nur in den glossaren K und Rd-Ib (bei Steinmeyer-Sievers I 268, 38. 281, 5. 294, 69) und in den Monseer fragmenten (bei Hench 15, 26). alle diese denkmäler sind im alemannischen oder dem diesem benachbarten südrheinfränkischen sprachgebiet zu hause. dürfen wir auch an unsrer stelle *werigen* als veraltetdialektisch ansehen, so wäre die alemannische herkunft der Hochzeit, die ja auch sonst höchst plausibel ist, noch durch ein weiteres kräftiges moment gestützt. discutiert und entschieden kann die heimatsfrage allerdings nur für die gesamtheit der vorlagen des schreibers werden: eine erörterung dieser frage, die ich seit langem plane, muss erst das erscheinen der vollständigen abhandlung von Bulthaupt (als Palaestra 72 angekündigt) abwarten.

37, 10 (807 Waag) *daz bezeichent, daz der gotes man*
niht [in] gemaiton sol stân:
der sol ie singen,
daz lop ze gote bringen.

was heifst hier [ir] *gemeiton stân?* das sw. fem. *gemeite* wäre, soviel ich sehe, *ἅπαξ λεγόμενον* und sonst unbelegt: der von Lexer (nachtr. s. 191) noch aus Heinrich vNeustadt angeführte beleg muss auf irrtum beruhen. er findet sich weder in Strobls noch in Singers text. im Mhd. wb. II 1, 132a fehlt das wort überhaupt. Lexer (I 844) erklärt. 'fröhlichkeit, eitle lust' und will also in unsern versen denselben sinn erkennen wie in Heinrichs von Melk Priesterleben 528 *war zuo sol dem briester gemeitheit?* einer stelle, die bei genauerer ansicht nicht das mindeste gemeinsame hat. Waag (s. XXXI) nimmt Lexers erklärung wörtlich auf. Kraus (Vom Recht s. 121) verweist, leider nur zu abrupt, auf Gramm. III 154, wo *in gimeitûn* aus Otfried, Tatian und Notker im sinne von *frustra, otiose* vielfach belegt ist (vgl. auch Graff II 701), und das ist das richtige[1]. '*Vidit alios stantes in foro otiosos*' (Matth. 20, 3) wird im Tatian (109, 1) durch *gisah andre stantente in strâzu in gimeitûn* verdeutscht; vgl. die ganz ähnliche stelle Otfr. V 6, 16. ein adverbium *gemeiten* im sinne von 'müßig' hat jüngst Helm (Zs. f. d. wortf. 10, 217) in Heslers Apokalypse wie etwas überraschend neues aufgezeigt und nur noch einen hochdeutschen beleg (Kaiserchr. 2639 *zewiu treistû den [lîp] gemeiten?*) beigebracht: unsre stelle und die ahd. belege sichern seinen etwas zaghaften semasiologischen ansatz und geben ihm reichlichen hintergrund. die adverbielle form *gemeiten* bei Hesler macht nun allerdings recht zweifelhaft, ob einerseits Karajan, dem offenbar die ahd. belege im sinne lagen, die durchgängig die präposition *in* zeigen, recht daran getan hat, das hier nicht überlieferte *in* in den text zu setzen, und ob anderseits Schröders ansatz eines adjectivums *gemeit* 'unnütz, zwecklos' im glossar zur Kaiserchronik (s. 428c) notwendig war: in beiden stellen kommen wir mit dem einfachen adverbium *gemeiten* vollkommen aus. es könnte leicht sein, dass diese bedeutung des stammes sich eben nur in dem adverbiell erstarrten dat. plur. des substantivs (ahd. *gimeitûm*) erhalten hätte, während das adjectivum, wie bekannt, seine eigenen wege gieng. dieses letztere zeigt übrigens auch in der Hochzeit 25, 6. 26, 2 (264. 304 Waag) die landläufige bedeutung. weiterer forschung muss vorbehalten bleiben zu bestimmen, ob vielleicht noch an andern stellen frühmhd. texte (z. b. etwa Milst. Genesis 67, 10; die Wiener hs. 49, 7 weicht etwas ab) ein bisher immer als flectierte adjectivform gedeutetes *gemeiten* nicht besser oder gleich gut

[1] Diemer (Genesis und Exodus II 141) erklärt unsre stelle falsch und zugleich richtig mit 'eitle lust, lässigkeit'.

adverbiell zu fassen ist und damit noch weitere belege für die hier besprochene bedeutung gewonnen werden können.

3. Zur Sündenklage.

48, 24 (71 Roediger) *nû vernim mich sund*[*igen man*],
wand ich gandert hân
einen sun, [*der sînen*] *vater hât.*

das transitive *andern* des zweiten verses fehlt im Mhd. wb. I 37a. Lexer (II 56) erklärt unter berufung auf unsre (in der ersten zahl verdruckte) stelle: 'ändern', scheint also sich den sinn des verses nicht genügend klar gemacht zu haben. Roediger giebt keine anmerkung die seine auffassung des wortes erkennen ließe: ich nehme an, dass er so wie die meisten von uns an die verbale ableitung vom ordinale *ander* gedacht und sich bei dem ganz gut passenden sinne 'widerholen' (lateinisch etwa *iterare*) begnügt haben wird. diese auffassung ist unrichtig. es ligt vielmehr ein reflex von ahd. *antarôn* 'nachahmen' vor, das mit *ander* zunächst nichts zu tun hat und fast durchweg *t* im stamm aufweist (zur etymologie vgl. die allerdings zweifelhaften bemerkungen bei Grimm DWB. I 311). reiche ahd. belege aus glossen und aus Notker gibt Graff I 378. aus der mhd. literatur war bisher nur ein einzelner beleg aus Konrad von Megenberg (199, 12) und zwei aus Walther von Rheinau (168, 20. 181, 4) bekannt (vgl. Lexer I 80; nachtr. s. 28). ich kann noch eine weitere stelle aus dem Prosaphysiologus beibringen: wenn die *serra* ein schiff sieht, so hebt sie federn und schwanz in die höhe *unde wil die segela antderôn* (Fundgr. I 21, 3). mit einer einzigen ausnahme gehören alle genannten belege dem alem. sprachgebiet an, was widerum für die heimatsfrage unsres gedichtes (Roediger zu 441 und s. 317 widerspricht sich) von bedeutung werden kann.

49, 21 (107 Roediger). Karajans ergänzung [*wurf*]*stein*, die Roediger beibehalten hat, schafft ein sonst niemals belegtes mhd. wort, was immer sein bedenkliches hat. Diemer hat irgendwo in einer anmerkung (ich kann momentan die genaue angabe nicht auffinden) *schûrstein* vorgeschlagen (vgl. JGrimm Klein. schr. II 425). die ergänzung muss in der schwebe bleiben, da wir nicht wissen können, ob die bildliche vorstellung von atmosphärischen niederschlägen oder von der belagerungstechnik hergenommen war. im ersten fall könnten noch *donerstein* oder *hagelstein*, im zweiten das aus dem 12 jh. belegte *lâzstein* (Jänicke zu Bit. 1595; vgl. noch Eilh. 8619) zur wahl gestellt werden.

53, 3 (252 Roediger) ist doch wol schon des reims auf *gesaten* wegen das hsl. *state* mit Bartsch (Germ. 7, 279) in *state* zu bessern; Roediger führt diese conjectur im apparat überhaupt nicht an.

Jena, 7 oct. 1908. **Albert Leitzmann.**

Das geburtsjahr von Simon Lemnius. 1. Es ist herrn Merker, dem autor der interessanten monographie über Lemnius, ge-

lungen, eine andeutung des bisher unbekannten geburtsjahres dieses dichters zu finden im folgenden distichon:

Bis denas numero terna trieteride messes,
Si de viginti dempseris ipse duas.

herr Merker macht hieraus 20 — 2 + 9 = 27, gesteht aber selbst seiner lösung nicht ganz sicher zu sein. die folgende dürfte gröſsere wahrscheinlichkeit beanspruchen. man nehme die distributiva *deni* und *terni* correlativ, so gibt die erste zeile: 2 (10 + 3×3) = 20 + 18. die zweite berichtigt dies zu: 20 — 2 + 18 = 36. da das distichon im jahre 1538 geschrieben ist, ergibt sich als geburtsjahr des Lemnius 1502.

Auch aus dem folgenden grunde scheint mir das jahr 1511, welches Merker ausrechnete, weniger passend zu sein. der dichter erzählt nämlich, dass unter denjenigen die 1499 aus dem Prätigau flüchteten, sich auch seine eltern befanden:

Aufugere homines, et nos, o cara parentum
Pectora : nec tum natus eram.

im j. 1499 waren also seine eltern wahrscheinlich schon verheiratet. nun ist es nicht wol anzunehmen dass Lemnius, der noch einen jüngeren bruder hatte (weiter hatte er nur eine ältere schwester), erst 12 jahre danach geboren sein sollte. das jahr 1502 ist mit diesen tatsachen in besserem einklang.

Haag. **S. W. F. Margadant.**

2. Die auffassung des herrn Margadant könnte plausibel erscheinen, besonders da das epigramm gerade 1538 publiciert und vermutlich gedichtet ist — wenn sie sprachlich möglich wäre.

Bei den römischen dichtern, denen Lemnius hier folgt, ist es so gut wie stehender gebrauch, bei zahlen- und speziell bei den üblichen autobiographischen altersangaben statt der als prosaisch gemiedenen cardinalzahl die distributive umschreibung zu wählen, die sich meist auch dem rhythmus besser einfügt; eine ja auch unserer classischen dichtung [und schon Otfried, wie ESchröder hinzufügt] nicht fremde gewohnheit. *bis deni* ist feststehende umschreibung für *viginti*, besonders in formelhaft-typischer verwendung am beginn des verses und mit zugehörigem nomen am schluss, wie hier (*messes*, das gebräuchliche wort). es geht also nicht an, wie M. will, die arithmetische Klammer zwischen die beiden festzusammengewachsenen Wörter zu legen: *Bis* (*denas numero terna trieteride*) *messes* = 2 (10 + 3 . 3) = 38. dann hätte Lemnius schreiben müssen:

Bis numero denas terna trieteride messes, was der vers ohne weiteres erlaubt hätte. — wol aber schreibt er zwei seiten vorher (Epigramm. libri III, D 4b):

Ad Phedilum.

Bis denas nondum numeras si Phedile messes,
Tunc poteris nullas attribuisse tibi. —

die eigentliche schwierigkeit liegt vielmehr in dem gesuchten

zusatz *terna trieteride*, dessen offenbar additiver sinn nicht ohne weiteres klar ist. anreger ist hier (worauf mich herr dr. Hoffa aufmerksam macht) offenbar Martial, der überhaupt als Vorlage für das distichon gedient hat: er hat mehrfach *messis* = *annus* und drückt an vier stellen altersangaben durch umschreibungen mit *trieteris* aus: VI 38, 1. VII 96, 3. IX 84,9. X 53, 3. bei sämtlichen fällen erscheint der abl. *trieteride*, in VII 96, 3:

sex mihi de prima deerant trieteride menses

in einem stark an Lemnius anklingenden hexameterausgang. vielleicht durch den klang bestimmt hat also der humanist den abl. im sinne von *adiuncta terna trieteride* (Martial IX 84, 9) gewagt, nicht gerade correct.

da auch das zweite argument M.s nicht zwingend ist, halte ich an der erklärung Merkers: 2 . 10 + 3 . 3 — 2 = 27 fest.

Nur eins wäre vielleicht zu erinnern. nach Censorinus De die natali cap. 18 war eine trieteris im grunde nur ein zeitraum von zwei jahren und einem monat [1]. wir würden also, vorausgesetzt, dass Lemnius dies gewusst hat, auf ein lebensalter von 24 jahren und 3 monaten, mithin auf das jahr 1514 oder 1513 als geburtsjahr kommen; was allerdings reichlich spät wäre.

bei dieser gelegenheit stoß ich in der Raeteis des Lemnius auf folgende verse (I, 516ff.):

Interea una cohors populis veniebat ab Uris
Auxilio Raetis, prisca sub imagine tauri
Signa ferens armis et spirans robora Martis,
Excita a sociis, habitant qui saxa Tisentis.
At gens Urorum, Tauriscis orta propago,
Inde caput tauri clypei sub imagine gestant,
Unde etiam prisci Taurisci nomine dicti.
Uri etenim tauri dicuntur gentibus istis,
At non silvestres qui sunt in saltibus Uri.
Hinc quando arma vocant, et surgit pugna tumultu,
Signa sono horrendo perflantur corna bello.
Quique sonum reddit crudeli taurus ab Uro

[1] Censor. cap. 18,2: *veteres in Graecia civitates cum animadverterent, dum sol annuo cursu orbem suum circumit, lunam novam interdum tredecies exoriri idque saepe alternis fieri, arbitrati sunt lunares duodecim menses et dimidiatum ad annum naturalem convenire. itaque annos civiles sic statuerumt, ut intercalando facerent alternos duodecim mensum, alternos tredecim, utrumque annum separatim vertentem, iunctos ambo annum magnum vocantes idque tempus trieterida appellabant, quod tertio quoque anno intercalabatur, quamvis biennii circuitus et re vera dieteris esset; unde mysteria, quae Libero alternis fiunt annis, trieterica a poetis dicuntur. postea cognito errore hoc tempus duplicarunt et tetraeterida fecerunt: sed eam, quod quinto quoque anno redibat, pentaeterida nominabant.*

Dicitur, horrendamque boat, quo terra remugit.
Dixerat Henricus Vollebus, belliger armis —

die stelle hat wol C. F. M e y e r im sinn gelegen, als er den 46sten gesang von 'Huttens letzten tagen' dichtete:

'*Bei meinem Eid und Schwur!*
So täuschend muht der H e i n i W o l l e b nur!' —
In sumpf'gem Mantovanerboden ruht
Der Heini, der so trefflich hat gemuht.

der Urnerführer von 1499 hat sich ihm freilich in einen landsknecht verwandelt, der durch 'Muhen' den heimwehkranken Urner verhöhnt.

Göttingen. **Walther Brecht.**

PERSONALNOTIZEN.

Am 8 februar ist zu Leipzig der professor der englischen philologie Richard Paul Wuelker im 65 lebensjahre verschieden, am 23 juni zu Freiburg i. Br. sein fachgenosse Wilhelm Wetz, 51 jahre alt.

Am 6 mai starb zu Südende bei Berlin im 43 jahre Franz Nicolaus Finck, dem vor kaum jahresfrist die alte Steinthalsche professur verliehen war. er pflegte die allgemeine sprachwissenschaft im geiste Wilhelm vHumboldts und hat in zahlreichen schriften dafür zeugnis abgelegt, mit welcher hohen energie und geisteskraft er die verschiedensten typen des menschlichen sprachbaues beherschte.

Am 6 juni schied dicht vor vollendung seines 80 lebensjahres von uns der ehrwürdige senior der indogermanisten Leo Meyer, der nach 34 jähriger gesegneter würksamkeit in Dorpat den abend seines lebens, tätig bis zuletzt, in Göttingen zubrachte.

Nach Straßburg, wo Ernst Martin zum 1 april vom lehramt zurücktrat, wurde als ao. professor der deutschen philologie prof. dr. Franz Schultz von Bonn berufen. — in Freiburg i. Br. wurde nach dem freiwilligen rücktritt des ord. professors dr Roman Wörner der privatdocent für ästhetik und neuere litteratur an der universität Heidelberg dr Philipp Witkop zum ao. professor ernannt.

In der besetzung der lehrstühle für englische philologie sind folgende änderungen eingetreten: auf das ordinariat in Münster wurde (für Jiriczek) der ao. professor Wolfgang Keller berufen; dessen stelle in Jena erhielt der privatdocent dr. Ludwig Levin Schuecking von Göttingen. nachfolger Wülkers in Leipzig wurde prof. Max Foerster von Halle, und nach Halle kam als ordinarius der ao. professor Max Deutschbein von Leipzig.

Habilitiert haben sich: für deutsche philologie dr Friedrich Ranke in Straßburg und dr Hans Schulz in Freiburg i. Br.; für englische philologie dr Fritz Roeder in Göttingen; für altgermanische philologie dr Gustav Neckel in Breslau.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIV, 3 september 1910

Das altdeutsche volksepos. ein vortrag von **Friedrich Panzer.** Halle a S., Niemeyer 1903. 34 ss. 8°. — 1 m.

Lied und epos in germanischer sagendichtung von **Andreas Heusler.** Dortmund, Ruhfus 1905. 52 ss. 8°. — 1 m.

Diese beiden schriften sind aus der bewegung gegen die Lachmannsche höhere Nibelungenkritik hervorgegangen, und ihre — so sehr verspätete — anzeige hier ist vielleicht doch noch am platze, weil die jüngst wider lebhaft gewordene sagenkritik mafs und leitlinien aus litterarhistorischen gesichtspuncten gewinnen kann, die von Panzer und Heusler, besonders fruchtbringend von diesem, betont werden.

Panzer schreibt aus der allgemeinen richtung heraus, die zwar alte lieder als grundlage des epos annimmt, aber die unmöglichkeit erkannt hat, mit Lachmanns mitteln aus dem gefüge des epos sie wider herauszuschälen. er will von der negierung zu positivem gelangen; nicht die alten lieder, sondern das ganze des mhd. 'volksepos', das aus ihnen entstanden ist, soll betrachtet werden, und zwar in unterordnung unter die allgemeinen erscheinungen der blütezeit. irreführend sei der titel 'volksepos', er setze nur alte romantische vorstellungen fort: die epen der heldensage sind standespoesie, wie das höfische. die unterschiede findet P., vom stoff abgesehen, im fortwürken von stilformen der typisierenden altgermanischen poesie. hübsch werden diesem gesichtspunct kennzeichnende stileigentümlichkeiten eingeordnet: die 'objectivierende' umschreibung der handlung, das fortleben alter, im individualisierenden stil des höfischen epos gemiedener poetischer ausdrücke, die dem täglichen leben fremd geworden waren. auch das pathos der alten poesie wäre unter solchen erbstücken zu nennen: ihm — mehr als der vorliebe für den typus, wie Panzer will — entsprang die figur der variation. zum typischen rechnet Panzer auch die 'widersprüche' in zahlen-, orts- und anderen angaben. hier wünschte man freilich schärfere sonderung. der verf. weist auf die reichhaltigen ausführungen seines buches Hilde-Gudrun; aber was dort gesammelt ist, erlaubt noch nicht methodische verwendung, weil es auch erscheinungen aufnimmt, die als stileigentümlichkeiten nur dann angesehen werden können, wenn man den

begriff des formelhaften ins ungemessene ausdehnt und mit der möglichkeit, ja wahrscheinlichkeit nicht rechnet, dass die epische überlieferung die uns vorligt, nicht die originale fassung ist: der begriff des 'echten' und 'unechten', dh. älteren und jüngeren, muss nach wie vor im gesichtskreise bleiben, auch wenn man Lachmanns liedertheorie nicht anhängt und das 'echte' in einem gröſseren spielraum der möglichkeiten sucht.

So nützlich und notwendig es ist, die mhd. epen der heldensage von den höfischen nicht zu isolieren, so wird dadurch erst einsicht in die gesellschaftlichen antriebe gewonnen, die für beide gattungen wirksam waren, noch nicht aber etwas positives der älteren liedertheorie gegenübergestellt, dh. noch nichts über den weg ausgesagt, auf dem stilmittel der germanischen poesie in diese jüngeren formen herüber sich fortpflanzten. P. redet im text seines vortrags vom 'altgermanischen epos', auch von 'alten liedern' (s. 26), die die vorlage des epos waren, aber erst die anm. 9 (s. 34) bestimmt etwas näher, was er mit diesen ausdrücken meint: es seien 'epen von nicht zu geringem umfang' gewesen; denn 'unsere epen haben die grundlagen ihres stils sicher aus ihren vorlagen übernommen. seine haupteigenschaft der variierenden breite hat aber nur im rhapsodischen epos, nie in einer ballade raum' (und ballade ist ihm hier der ausdruck für die vorstellung, die Lachmann von den liedern hatte). aber die 'variierende breite' — merkmal des sprachstiles — kommt doch gewis auch den liedern, die nicht epen sind, zu: Hildebrandslied, Finnsburg. sie allein würde die vorlagen des epos keineswegs schon zu epen machen. es sei dahin gestellt, ob P. zwischen formen wie Hildebrandslied und Nibelungenlied mittelstufen denkt, die epen zu nennen wären; nicht das 'altgermanische epos' noch jenes 'rhapsodische' sind gröſsen, die irgendwie greifbarer wären als Lachmanns 'lieder'. weder der Beowulf noch weniger der Heliand sind beweisstücke für ein 'germanisches epos'. und über das verhältnis dessen was uns gleichmäſsig vom norden, süden und der mitte her wirklich überliefert ist, des epischen liedes, zum epos finden wir nach der positiven seite hin bei Panzer nichts.

Eben diese frage beantwortet Heuslers schrift. Den leitenden grundgedanken entnimmt sie Kers buch Epic and Romance (1897): dass das verhältnis des epischen liedes zum epos nicht durch die vorstellung der aneinanderreihung von teilen zu einem ganzen, sondern des wachstums vom kleineren zum gröſseren zu verstehn sei, dass das epos nicht durch summierung von einzelliedern, sondern durch anschwellung des liedinhaltes zur gröſseren form entstehe. H. wendet ihn sofort auf concrete fragen der philologischen kritik und der litteraturgeschichte an, fasst die charakteristischen eigentümlichkeiten der älteren 'sammeltheorie' im gegensatz zu jener 'anschwellungstheorie' in scharfer und

klarer formulierung zusammen und macht die probe an ausgewählten litterarischen denkmälern.

Der springende punct ist die beobachtung, dass das lied eine abgeschlossene fabel enthält. es ist nicht episodisch, dh. setzt zu seinem verständnis nicht ein oder mehrere andere lieder voraus, und ist nicht unvollständig, dh. bedarf nicht der fortsetzung durch ein anderes, um den inhalt, handlung oder situation, als abgeschlossen erscheinen zu lassen. das ist der herschende zustand. ausnahmen sind selten; H. fasst im verlaufe der untersuchung solche fälle ins auge; ein epos wird auch aus der verbindung solcher einzeln unselbständiger lieder nie, auch das ganze bleibt lied. sowol die denkmäler, die vor der zeit des epos liegen, als auch die späteren fügen sich dieser beobachtung, die H. in dem satze: 'liedinhalt und epische fabel decken sich' formuliert. die berechtigung, das jüngere material ebenso wie das ältere heranzuziehen, schöpft er daraus, dass der liedinhalt des älteren Hildebrandsliedes wie der eddischen Hamdismal in gleicher abgrenzung durch jahrhunderte fortlebt und im jüngeren Hildebrandslied und dem Lied von Ermenrichs tod wiederauftaucht.

Die epischen fabeln, die liedinhalte, sind an reichtum sehr verschieden. neben stoffarmen wie dem 3 Gudrunlied steht der reiche verlauf zb. der Atlamal. ein lied kann auch zwei fabeln haben, wie deutlich das Wielandslied und wol auch die Hymiskvida. hier wie dort ist jede der beiden fabeln für sich selbständig, jede für sich, nach H.s terminologie, eine 'sage'; sie stehn, dort die beiden Wielands-, hier die beiden Thorssagen, in einer 'sagenreihe'. welche gestalt die teile des neuen ganzen in ihrer selbständigen form hatten, wissen wir nicht; dass weder Wielandslied noch Hymiskvida eine bare addition vorhandener lieder sind, lehrt die analyse der geste von Robin Hood, die H. s. 37 ff vornimmt: mit Child und Brandl sieht er sie als überarbeitende zusammensetzung aus drei selbständigen Robinfabeln und -liedern an, und sprachliche unterschiede der teile weisen h i e r auf addierende tätigkeit des redactors.

Nach dem kriterium der epischen fabel verglichen, unterscheiden sich lied und epos nicht wesentlich von einander. es gibt epen mit einer fabel (Waltharius, Alphart, Rabenschlacht) und solche mit zwei (Beowulf, Nibelungenlied) oder mehreren (Kudrun, Ortnit-Wolfdietrich). nicht in der fabel sondern im stil ihrer darstellung ligt der unterschied. der des liedes ist knapp, des des epos breit. nicht sowol der sprach- als der compositionsstil. der gegensatz kann direct beobachtet werden, wenn man eines der Eddalieder die die Burgundensage darstellen mit dem zweiten teil des Nibelungenliedes vergleicht. H. illustriert ihn hübsch, indem er zum stoff des liedes Hamdismal möglichkeiten seiner verbreiterung zum epos aufzählt. der nachschaffende philologe hat natürlich verbreiterungsmotive aus der tradition des epos ge-

schöpft. im überlieferten epos hat aber die fabel zweifellos auch durch erfundene motive erweiterung erfahren. sehr lehrreich ist ein beispiel, das H. aus der liedüberlieferung nimmt: die kurzen dänischen Marsk-Stig-visen FG, K, HJ sind ältere fassungen des stoffes und selbständige lieder; die kurze vise CDE ist entweder unvollständig oder verlangt die existenz einer verlornen fortsetzung ἐξ ὑπολήψεως; aus CDE, HJ und FG schuf ein dichter die grofse vise A, jedoch nicht durch bare aneinanderreihung, sondern in gestaltung eines teilweise neuen zusammenhanges und durch zudichtung neuer teile (das ganze noch immer im knappen liedstil).

Solche erscheinungen am lied — reflexe der bewegungen in einer sage, einer sagenreihe — müssen uns den weg zum verständnis des sageninhalts beim epos weisen. es ist denkbar, dass éine fabel — dem entsprechend éin lied — die grundlage bildet und zu seiner anschwellung motive aus einem oder mehreren anderen liedern herangezogen werden. es kann summierung von liedinhalten (nicht wortlauten) stattfinden, wenn die liedinhalte durch identität des helden (wie in den beiden fabeln des Beowulf) oder innre verbindung der handlungen (wie in der Siegfriedfabel und der vom untergang der Burgunden) mit einander verknüpft sind. auch contamination: in den Mélanges Kurth hab ich zu zeigen versucht, dass der inhalt des Waltharius (gewis eine innerlich einheitliche fabel) spuren der benützung zweier verschiedener fassungen der fabel zeigt, also zweier Waltherlieder, deren jedes wahrscheinlich die flucht, verfolgung und den kampf enthielt, das zweite und dritte motiv aber in verschiedener gestaltung: im Waltharius stamme das erste aus dem einen, die beiden anderen aber aus dem zweiten lied. in keinem dieser fälle übernimmt das epos den ganzen wortlaut des liedes oder der lieder — stilistisch entsteht jedesmal etwas davon ganz verschiedenes.

Die frage, ob die grundlage des epos — die fabel — jedesmal liedmäfsige form gehabt haben müsse oder auch in (mündlicher) prosaischer erzählung dem epiker überliefert worden sein kann, ist für den zusammenhang H.s, der das verhältnis zwischen den wortlauten des liedes und des epos im auge hat, gleichgiltig. sie wird auch schwerlich für jede periode mit sicherheit zu beantworten sein. in Deutschland schwellen liedfabeln erst im 12 jahrhundert zu deutschen epen an. zu jener zeit sind sagen gewis auch prosaisch überliefert worden (vgl. die Quedlinburger annalen, immerhin auch die chronik von Novalese). die mitwirkung prosaischer sagenberichte unter den quellen des epos hilft uns jedesfalls anschwellungsmotive zu erklären, wol auch, innerhalb der liedformen selbst, die mehrheit von fabeln.

Man darf der Ker-Heuslerschen grundanschauung: einerseits, epische fabel und liedinhalt, liedinhalt und fabel des epos können sich decken; anderseits, der liedinhalt gibt dem epos nur

den umriss des ganzen, das epos entsteht aus ihm durch anschwellung — eine fruchtbare zukunft voraussagen. zunächst drängt sie die einheitliche dichtende persönlichkeit, die die umgestaltung vornimmt, in den vordergrund: die formel 'ein epos habe sich zusammengesungen' ist bedeutungslos geworden, sie hat höchstens für die liedfabel noch einigen sinn, und auch da dürfte man nicht mehr 'zusammengesungen', sondern müste 'ersungen' sagen. man wird ferner fragen: woher kam die änderung des geschmackes, die am lied nicht mehr genüge hatte und die gröfsere form verlangte? dabei wird man nicht übersehen dürfen, dass das deutsche epos erst im 12 jh. erscheint, dass es in lateinischer sprache aber schon im 10 jh. vorhanden ist. der Waltharius trägt unzweideutige merkmale des antiken einflusses auf seine form, der Rother ist ohne Alexander und Roland kaum denkbar, und der frühe Beowulf hat in seinen reflectierenden, elegischen bestandteilen deutlich merkmale der ags. geistlichen poesie. im norden hat die liedform nicht zum epos sich entwickelt — die erweiterung der liedform geschah dort nach dem muster der prosaischen, gelegentlich verspartieen einmischenden saga. die alten liedinhalte scheinen überall nicht aus dem bedürfnis ihrer eignen form und tradition, sondern — in England und Deutschland wenigstens — durch einflüsse auswärtiger kunstformen zum epos erweitert worden zu sein.

Etwas den triebkräften, die das lied zum epos schwellten, ähnliches kann aus zeiten, in denen die epische form bereits vollentwickelt war, an der technik des reimchronisten Ottokar beobachtet werden. eine kurze hochzeitsnachricht seiner quelle wird zu einer breit und reich ausgeführten scene. je entfernter der schauplatz, dürftiger die tatsächliche grundlage, desto auffallender tritt diese fähigkeit des schrankenlosen fabulierens zutage, am stärksten in den rund 10000 versen, die der eroberung Accons und ihren folgen gewidmet sind. auch Enikel bietet beispiele. ich wähle diese zwei autoren, weil bei ihnen das anschwellen der vorlage am deutlichsten an der quellennachricht gemessen werden kann. man bemerke dabei, dass Ottokar lokalsagen wie die vom ring des Scharfenbergers oder vom bürger von Verdun zwar auch rund und breit darstellt, aber jenes, das innere gefüge der grundlage zugleich anschwellende verfahren, das in der Ackers-episode am besten hervortritt, stellte sich doch vorwiegend bei haupt- und staatsactionen ein mit ihren höfischen festlichkeiten oder kampfscenen.

Man kennt eben diese schösslinge am volksepos. aber nicht sie allein haben den alten liedinhalt erweitert; neben diesen typischen motiven stehn gehaltvollere, wie zb. im Nibelungenlied die jagd, die saalwacht ua. hier werden, auch auf dem boden der Heuslerschen anschauungen, zeitliche scheidungen einzutreten haben. denn jene verschiedenheiten der anschwellungsmotive

scheinen verschiedenen fähigkeiten dichterischer gestaltung entsprungen. dass vor unserem Nibelungenlied eine dichtung lag aus der es schöpfte, weiſs man aus den parallelen der Thidrekssaga. H. beobachtet sehr hübsch, dass einzelne abschnitte aus der erzählung vom untergang der Burgunden in der Ths. ihrer composition und breite nach auf ein epos, nicht ein lied zurückweisen. das ältere deutsche Nibelungenepos des 12 jh.s tritt so in greifbarere nähe. die entwicklung von diesem zu unserer überlieferung geht aber schon im bereiche des epos vor sich. vor diesem liegen die zwei fabeln, die Siegfried-(Brunhild-) geschichte und die vom untergang der Burgunden. H. setzt ihre verbinbindung zur deutschen sagengestalt ins 8 jh. beide fabeln können in je einem selbständigen lied gesungen worden sein; das zweite brauchte nicht das erste 'fortzusetzen' — es konnte aus der vorstellung von der verknüpfung der ereignisse heraus ohne weiters mit der situation einsetzen, die durch Siegfrieds tod für Kriemhild entstanden war, und die selbständigkeit der beiden fabeln und lieder scheint selbst noch in der composition unseres epos nachzuwürken, in welchem die längere ebene strecke der witwenschaft Kriemhilds zwischen den zwei höhepuncten liegt. ob nun die verbindung beider fabeln in der geschwellten epischen darstellungsform mit dem älteren deutschen epos des 12 jh.s einsetzte, oder ob schon zur zeit Pilgrims von Passau ein lateinisches Nibelungenepos solcher gestalt entstanden war, steht dahin. diese 'Nibelungias' würde sich jedesfalls gut in das 10 jh. einfügen, das die neue richtung liedinhalte zum epos zu schwellen, und zwar vorerst in lateinischer sprache aufweist.

Von diesen und ähnlichen weitergehnden folgerungen aber abgesehen lehrt uns H. unmittelbar die regel, im gefüge des epos zuerst die fabel oder die fabeln zu erkennen; jedesmal ist an und für sich die möglichkeit da, dass der fabel einst ein lied entsprach. innerhalb der fabel des epos ist die episode denkbar: auch diese kann in einem liede gelebt haben, aber es war selbständig. es kann ins epos seinem inhalt nach übergehn, aber nicht nach seinem wortlaut, denn es verliert bei der aufnahme seinen liedstil. der keim der episode kann schon, aber muss nicht in dem lied enthalten gewesen sein, das dem epos die grundfabel lieferte. der ependichter kann aber auch liedinhalte, die von haus aus nichts mit seiner hauptfabel zu tun hatten, hereinziehen und aus ihnen anschwellungsmotive gewinnen (Gere, Iring). das epos wird dadurch zum reflex von mehr liedern, als seiner hauptfabel entspräche. aber nicht addition, sondern erweiterung hat stattgefunden, und die ursprünglich sagenfremden lieder brauchen nicht ihrem ganzen inhalt nach aufgesogen worden zu sein.

All das sind vorgänge auf dem wege vom lied zum epos. davon wird der kritiker die im sonderleben des epos möglichen

zu scheiden haben. fremdartige scenenreihen, durchgreifende unterschiede des sprachlichen ausdrucks und stiles weisen nicht mehr auf eine mehrheit von liedquellen, sondern auf einflüsse von vorlagen, die bereits die form des epos hatten. wenn zb. ESchmidt (Prager studien II) für die Virginal wahrscheinlich macht, dass ein altes gedicht, aus dem Virg. A stammt, mit einem anderen alten gedichte Virg. B^1 verbunden und dieses ganze von einem dichter redigiert wurde, der Virg. B^2 hinzufügte (vgl. auch v. Kraus, Zs. 50, 121 ff), so ist dieser ganze verlauf schon in der stilform des epos vor sich gegangen.

St. Martin b. Klagenfurt, 7. mai 1910.

Joseph Seemüller.

Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage von **R. C. Boer.** III. band. Halle, Waisenhaus 1909. 191 ss. gr. 8⁰. — 8 m.

R. C. Boer ist einige jahre hindurch der fruchtbarste autor auf dem gebiete der germanischen sagengeschichte gewesen. mit dem vorliegenden bande, der im sommer 1908 abgeschlossen ist, scheint seine production vorläufig abzubrechen[1]. gern möchte man hoffnungen knüpfen an dieses verstummen. ist Boer im stillen beschäftigt, seine methode zu revidieren? sind ihm zu guter stunde die zweiteilige 'Hagensage' und die 'anpassungstheorie' in ihrer ganzen blutleeren, freischwebenden unmöglichkeit aufgegangen? beginnt er mir den homunculus zu verzeihen? wenn anzunehmen wäre, dass etwas derartiges im werke ist, so könnte ich mich sehr kurz fassen. ich würde mich begnügen zu sagen: zur zeit wo der verfasser dieses buch schrieb, teuschte er sich noch immer grundsätzlich und verhängnisvoll über die natur seines stoffes; er hielt den sinn hartnäckig verschlossen gegen alle menschlichen und stilistischen werte in den denkmälern; er liefs sich infolgedessen fortgesetzt von seinem scharfsinn zu den haltlosesten folgerungen hinreifsen, und sein buch ist, von einzelheiten abgesehen (Hialli in den Atlamál s. 24) wertlos. er würde das verschmerzen und auf den trümmern seiner 'Untersuchungen' vielleicht ein erfreulicheres gebäude aufführen. aber ich muss mich doch wol auf den fall einrichten, dass B. noch heute seine aufstellungen vertritt und gestimmt ist, sie durch persönliche verdächtigungen unwürdiger und sinnloser art (wie s. 116) zu decken. diese wahrscheinlichkeit nötigt mich leider, etwas ausführlicher zu werden. vielleicht ist aber auch fernerstehnden mit einer kritischen beleuchtung gedient.

Den hauptgegenstand des bandes bilden die Nibelungenlieder der Edda. der verf. sucht festzustellen, welchen platz sie in der von ihm angenommenen entwicklung der sage einnehmen.

[1] s. das datum unten!

er beginnt mit einem hiernach orientierten commentar zu den Atliliedern, vornehmlich der Atlakvida, mit der er textkritische experimente macht. zb. nimmt er daran anstoss, dass Atli nach Gudrúns grausamer enthüllung keine mafsregeln gegen sie ergreift und in str. 40 sich nichts böses von ihr versieht. das sei allzu naiv, um ursprünglich sein zu können. nun sei aber 'die natürlichste form der rache' die, dass 'Gudrún Atli, nicht dass sie seine kinder angreift'. also sei das 'das älteste'; str. 35—38 seien jünger! wer so schliefst, wer Gudrúns tat 'eine zwecklose grausamkeit und eher ein hindernis als ein mittel zur erreichung ihres zweckes' nennt, der hat den nerv des ganzen letzten teils der Akv. nicht gefühlt: *Gudrún Giúkadóttir hefndi brœdra sinna svá sem frægt er ordit. hon drap fyrst sonu Atla, en eptir drap hon Atla ok brenndi hǫllina ok hirdina alla.* Gudrún lässt ihre rache anschwellen, sie martert ihr opfer seelisch zu tode, ehe sie es leiblich ersticht. der rhythmus dieser handlung könnte nicht ungestört ablaufen, wenn Atli anders als rein passiv dargestellt würde. das mag unrealistisch sein, es ist jedenfalls stärker stilisiert als Níduds demütigung, als Fródis feuertod, auch als Jǫrmunreks verstümmelung und Fengos fall durch Hamlet; aber das geht dichter und hörer nichts an, die nur den triumph der rächerin im auge haben. wenn ein germanist das nicht einzusehen vermag, so ist er poesieblind und sollte sich darüber klar werden, dass heldensagen und Eddalieder nicht das rechte object für ihn sind. ja, wenn noch éin anderes kriterium jener inhaltlichen reflexion zur seite träte! B. gibt vermutungen darüber, wie 'der bericht von dem tode von Attilas söhnen' in die Akv. hineingekommen sei; aber er wird nicht meinen, damit den angenommenen vorgang selbst zu stützen. — dies als éin beispiel für mehrere! 'ursprünglich wurde die an Hǫgni zu vollziehende strafe gewis nicht von Gunnar, sondern von Atli bestimmt'; 'die phrase *ǫ́kvid ér hvélvǫgnum! haptr er nú í bǫndum* schliefst sich nicht gut an ein längeres gespräch mit dem gefangenen Gunnar über den schatz, sondern nur an Gunnars gefangennehmung an'; 'obgleich dieser dichter fortwährend Gunnars namen nennt . . . , ist er dadurch doch nicht interessanter geworden' — solche kurzsichtigkeiten sind für das buch bezeichnend. das letztgenannte seltsame misverständnis inbetreff Gunnars hängt zusammen mit des verf.s meinung von Hagens ursprünglichem königtum (Zs. 47, 128. 133. 156; Zs. f.d.ph. 37, 323: Gunther 'le mari de sa femme'!). wäre ihm Zs. 47, 128 die Atlakvida (und auch der Waldere, den er Zs. f.d.ph. 40 höchst künstlich ausdeutet) würklich bekannt gewesen, so hätte er vielleicht, statt sich um die abstracte formel seiner 'Hagensage' zu bemühen, einfach die verbindungslinie gezogen zwischen dem historischen königtum des Gundicarius und den beiden königlichen auftritten Akv. 9. 21 ff., und er brauchte

jetzt nicht, den quellen zum trotz. Gunnars bedingung als 'neuerung' zu erklären und (s. 28) die einfachste und nächstliegende auffassung des wechsels der rollen als 'absurd' abzutun zu gunsten der annahme, dass die Atlakviða auf das Nibelungenlied eingewirkt habe. dabei wird ständig die Thidrekssaga schwer in die wagschale gelegt, genauer die beiden quellen ihres Nibelungenabschnitts, die B. in seinem II. band festgestellt zu haben glaubt. ich halte diese quellen für nicht sicher erschlossen und kann schon deshalb einen teil von B.s folgerungen nicht mitmachen.

Im II. Gudrúnliede findet B. eine sagenform die ihm hochwillkommen ist, nämlich die Nibelungensage ohne Brynhild. das ist natürlich nur durch schlüsse ex silentio möglich, und obgleich der verf. anderswo bedenken gegen solche schlüsse äufsert, bedient er sich ihrer hier in höchst bedenklicher weise. man sieht aus allem, der andeutende, springende stil der Eddalieder, der gerade in Gudr. II sehr charakteristisch sich ausprägt, ist ihm nie bewust geworden. angesichts str. 39 behauptet er, der dichter kenne den brand von Atlis halle nicht. es ligt aber auf der hand, dass die zukunftskundige Gudrún hier ebenso eine nur ihr und dem publicum verständliche anspielung im munde führt, wie in str. 10 Hǫgni. was die angeblich nicht vorhandene Brynhild betrifft, so bereitet der verf. sich selbst eine gesteigerte schwierigkeit bei str. 27, wo Atli als *sonr Buðla* und als *Brynhildar bróðir* eingeführt wird. nach B. nennt die sprecherin (Gudrún) hier Atlis verwantschaft mit Brynhild als grund, weshalb sie ihn nicht heiraten könne — eine interpretation, deren ein student, der hundert verse stabreimdichtung gelesen hat, sich schämen müste. aber sie ist eine eigenste geistesblüte unseres autors, der die texte ungefähr wie actenmaterial ansieht, der im einzelnen sehr vieles, z. t. recht gleichgültiges, zu wissen meint, im grofsen aber herzlich wenig weifs. weiter findet er in str. 27 einen widerspruch gegen 31, weil hier Gudrún sich angeblich mit ihren brüdern 'solidär' erklärt, und er tilgt str. 27. 28. dass Gudrún dreimal, mit verschiedener begründung, erklärt: 'Atli will ich nicht', das ist ihm unverdaulich. mir ist gerade die dreiheit mit dem stärksten trumpf am ende ein indicium für die echtheit des textes. aber auch wenn Brynhild nicht ausdrücklich erwähnt wäre, fände ich es indiscutabel, dass wir hier eine Brynhildlose sagenform haben sollten, denn eine solche sagenform widerspricht allem was uns die quellen lehren, und ist durch keine untersuchungsmethode erschliefsbar. — ein erwähnenswertes beispiel textkritischer willkür ist noch die verwerfung von Gudr. II 2 (*Svá var Sigurðr* . . .) s. 122 f. diese lyrische lobpreisung störe den erzählenden zusammenhang, weil sie 'absolut' sei und 'mit der zeit nichts zu schaffen' habe. und doch fühlt jeder hörer, wie sich in dieser strophe die erinnerung der witwe

an die zeit ihrer ehe ausspricht. obgleich auch ich annehme, dass der dichter sich hier eng an vorbilder anlehnt, find ich den zusammenhang durchaus stilgemäfs und natürlich. die preisenden vergleiche sind eben, wenn man so will, eine latente erzählung, und das zeitlich fortschreitende *unz* 3,1 schliefst sich zwanglos an. nach B. weist es 'unmittelbar auf str. 1 zurück'. also der dichter soll gesagt haben: 'ich lebte im elternhause (sprach Gudrún), bis mein vater mich dem Sigurd vermählte, bis meine brüder mir den herrlichen mann misgönnten'. man denkt unbedingt zunächst an satzvariation! soll man nicht daran denken, so bleibt nichts übrig als die annahme, der dichter sei der sprache nicht mächtig gewesen.

Ein abschnitt über die Brynhildpoesie findet seine anmutige krönung in einem persönlichen ausfall gegen mich, der ich schon Zs. f. d. ph. 37 und 39 gewagt hatte B. zu widersprechen. wohin dieser passus als document humain gehört, lass ich unerörtert (vgl. Rask Vejledning XLIII). zur sache bemerk ich folgendes. quellenkritik ist ohne stilanalyse nicht möglich: B. aber zeigt und zeigte keine spuren davon, dass er jene stelle, inbetreff deren ich von ausbeutung gesprochen hatte, stilistisch zu wägen weifs. die 'sehr zahlreichen übrigen stellen' sind, soweit ich sehe, drei an der zahl. von diesen führt die eine (Zs. f. d. ph. 37, 457) zum Brot, das der verf. der Thidr. so gut wie andere Eddalieder gekannt haben wird; die zweite (aao. 458) steht und fällt mit B.s zerlegung von Vǫls. c. XXX, die ich nicht mitmachen kann (Zs. f. d. ph. 39, 311); die dritte kann wie Vǫls. c. XXII zu beurteilen sein, doch hab ich schon früher (aao. 328, vgl. Beitr. z. Eddaforschg 231 f.) B.s annahme bedingt zugestimmt. — die von B. vermisste parallele zu doppelter paraphrasierung in der Vǫls. glaub ich Beitr. z. Eddaforschg. 320 beigebracht zu haben.

Boers schlusscapitel handelt von Sigríd en stórráda als dem urbilde der Brynhild. man hat bei dieser zugleich breit und notizenhaft geführten untersuchung den eindruck: der boden, aus dem des verf.s einfall entsprang, war die wertung der königssagas als ungetrübte geschichtsquellen. bei näherem zusehen muste er diese voraussetzung stark einschränken, und darüber verflüchtigten sich selbst für ihn die anhaltspuncte fast ganz. das ergebnis ist denn auch dürftig genug, trotz der kühnsten voraussetzungen. nun sind aber auch diese voraussetzungen keineswegs stichhaltig. die ähnlichkeit zwischen Sigríd und Brynhild ist nicht derart, dass die eine gestalt als vorbild der andern auch nur discutabel wäre. es fällt B. leicht zu zeigen, dass die Sigrídgeschichte nicht unter dem einfluss der Brynhildsage ausgestaltet ist. er hätte dann den spiefs umkehren sollen!

Folgendes nennt B. eine 'sage': 'Sigurd erlöst Brynhild vom

felsen und verspricht ihr seine liebe, darauf übergibt er sie dem Gunnar und heiratet dessen schwester. bald nachher töten Gunnar und Hǫgni Sigurd wegen seines gutes oder "aus neid", was wol dasselbe bedeutet'. das ist immer noch die alte betrachtungsweise, mit der B. die sagenstudien begann. diese seine studien sind eine grofse parodie des entwicklungsgedankens und des grundsatzes, jede quelle nach ihrem eigenen gesichtskreis zu beurteilen. wer sich um germanische sagenforschung bemühen will, der zieht gröfseren nutzen aus einer guten sammlung nacherzählter heldensagen, als aus Boers 'Untersuchungen'.

Breslau, februar 1910. **Gustav Neckel.**

Natursagen. eine sammlung naturdeutender sagen, märchen, fabeln und legenden herausgegeben von **Oskar Dähnhardt.** bd. II Sagen zum Neuen Testament. bd. III Tiersagen I teil Leipzig, Teubner 1909. 1910. XIV u. 314. XVI u. 558 ss. 8°. — 8 u. 15 m.

Schon das unübersehbare litteraturverzeichnis zu band II beweist, dass D. seinem umsichtigen fleifs treu geblieben ist. nicht minder bewährt sich die sorgfalt seiner kritik und die übersichtlichkeit seiner anordnung. im allgemeinen ist er in der annahme von entlehnungen sehr vorsichtig, und ich muss deshalb besonders anführen, dass er (s. 213) von der unabhängigkeit der Balderlegende gegenüber jüdisch-christlichen legenden (wie ich doch noch immer glaube, mit unrecht) nicht überzeugt ist.

Weit überwiegend sind die neutestamentlichen sagen durch historisierung gewonnen, d. h. eine schon vorhandene sage ist auf bekannte gestalten und momente der Bibel übertragen. die alte jägererzählung von dem mann, der sich vor den griffen eines riesen unter dem schwanz eines tieres versteckt (Polyphem und Odysseus) wird (s. 56) auf das Christuskind angewant; die anekdoten von der mislungenen nachahmung (s. 155f) — die D. in besonders kunstvoller anordnung vorführt — auf Petrus als nachahmer Christi. zuweilen ist eine ganze reihe von historisierungen nachzuweisen: die spinne webt (s. 66) ihr netz vor der höhle Davids—Mahomeds—Christi.

Einige sagen aber machen den eindruck, als seien sie würklich erst dem christlichen anschauungskreis entsprungen. zwar die interessanten legenden von der verlängerung des tagewerks (s. 140f) lassen sich mit dem stillstand des mondes zu Ajalon vergleichen. aber die schöne sage von dem raschen wachstum des getreides (s. 61 f) hängt mit der segenspendenden gegenwart heiliger männer zusammen, wie sie sich auch in der umwandlung von stein oder brot zu rosen, in der verleihung von duft an die lagerstätte usw. kundtut. die Mariensagen vollends (s. 242f) wird man überwiegend als original ansprechen dürfen, weil die ge-

stalt der klagenden mutter Gottes zwar schon viel früher begegnet (Demeter; ähnlich Isis), aber ohne die weichen züge der Maria. wie nah auch die pflanzensage von den Muttergottesträhnen (s. 255) an den Phaethonmythus von der entstehung des bernsteins heranrücken mag, es bleibt doch ein charakteristischer unterschied. der bernstein ist eine versteinerte trähne, die marienblümchen aber sind durch die zauberkraft der trähnen Mariae erweckt: also auch hier jenes motiv von der segensreichen berührung, das man nach seiner zwar gröbsten aber auch bekanntesten gestalt das Midasmotiv nennen mag.

In die mitte einer in vollem fluss begriffenen sagenmenge tauchen die gestalten Christi, der Maria, des Petrus, und an ihnen krystallisieren sich alte legenden wie von Philemon und Baucis (s. 133), oder wie eine glatze entsteht (s. 172; ein 'witz' — s. 173 — ist es wol erst durch die spätere auffassung geworden. freilich spricht Wundt bei den ätiologischen märchen überhaupt gern davon, dass sie 'witzig erdacht' seien). oder die 'schöpfungsschwänke' (s. 184 f), in denen die lieben nachbarn sich gegenseitig die entstehung aus schmutz und feuer nachsagen, werden zu den heiligen personen in ein bestimmtes verhältnis gebracht. das merkwürdigste ist wol die übertragung des uralten mythus von der aufteilung eines riesenkörpers (Ymi, Adam) auf Judas (s. 241). — nun aber würkt diese entstehung eines christlichen sagenschatzes durch adaptation und adoption weiter: es entstehn neue legenden wider von den nägeln (s. 214) und den vögeln am kreuz (s. 228) oder der rose von Jericho (s. 258). willkürliche verbindungen zwischen beiden typen bringen (zb. s. 250) merkwürdige erzählungen hervor, die man, wären sie bei einem dichter überliefert, als contaminiert ansehen müste.

Diese üppige legendenflora bedeckt alles, die heiligsten gestalten wie die alltäglichsten erscheinungen; der Calabreserhut (s. 289) ist ihr nicht zu gewöhnlich und die flöhe (s. 111 f) gehören zu ihren lieblingen. der zimmermann, der bei der holzbearbeitung durch die knorren im holz (s. 179) geärgert wird, tröstet sich mit einer legende, die ihn zu heiligen in beziehung bringt, und die metapher vom grünen des geschälten stabes treibt im namen Josephs (s. 265) blüten hervor. im mittelpunct aber steht des kreuzes holz (s. 207) als träger des grösten religiösen wunders, als substrat der passion und symbol der menschlichen grausamkeit. und von hier hätte eine charakteristik der specifisch christlichen 'natursagen' wol auszugehn.

Ihr wesen ligt natürlich in der moralisierung. lohn und strafe (für die trägheit s. 110 f so gut wie für den verrat s. 235 f) beseelen fast durchweg die ursprünglich viel objectiver gemeinten legenden; die verbindung mit dem göttlichen ist unmittelbar zauberhaft, wie die berührung einer reliquie, so zwar dass beides

dem unwürdigen zum gericht wird. grade dadurch entstehn paradoxe wendungen: die güte wird übel belohnt, wenn auch nur auf erden (s. 131). oder das mittelglied ist ausgefallen, so dass eine krüppelhafte legende entsteht: die Madonna hat einer 'tollen katze' einen stockschlag über das kreuz versetzt (s. 262) ursprünglich doch gewis einer bösen. ein rechtes beispiel für den gewaltsamen versuch, allen aberglauben moralisierend zu retten, ist (s. 107) die 'Entstehung der schnecke': 'eine arme frau, die während der osterfasten über mangel an nahrung klagte, bat Christus, entweder die fastenzeit zu verkürzen, oder ihr eine andere speise zu geben. Christus, unwillig über das verlangen, spuckte zur erde; aus dem speichel entstand die schnecke, die die fastenspeise der armen sein sollte'. welche entstellung des bildes Jesu, der über das gebet der armen empört ausspucken soll! aber die teleologie kennt keine rücksichten.

So bietet das vortreffliche werk für die populäre mythologie des christentums, für die völkerpsychologie, für die allgemeine mythologie unschätzbaren vorrat; möge des verf.s tagewerk fruchtbar wie das der gastlichen frau (s. 141) fortdauern! —

Inzwischen ist der dritte, stattliche band rasch gefolgt, und ich darf in meinen lobsprüchen fortfahren.

Was D. allzu bescheiden als 'herausgabe' bezeichnet, ist in würklichkeit die denkbar complicierteste tätigkeit des sammelns, sichtens, ordnens. die schwierigkeit ist nirgends gröfser als hier bei den 'ätiologischen' oder 'explications'-mythen. denn diese erzählungen von dem strecken und eindrücken der tiergestalt, von gaben und namen der geschöpfe, von entstehung des ungeziefers, vom ursprung der tierstimmen werden nicht durch eine art traditioneller heiligkeit gewahrt, wie die sagen zum Alten und Neuen Testament, die D. vorher behandelt hat; sondern viele von ihnen behalten selbst für die primitiven den charakter der hypothese, einige vielleicht selbst den des scherzes. daher sind sie beweglicher, können vertauscht und versetzt werden. überhaupt zeigt sich bei dieser sachlichen volksetymologie die ganze gefahr aller etymologie: neben dem phantastischen raten der bann bestimmter lieblingsvorstellungen. insbesondere moralische anwendung ist früh würksam: die häufige empfehlung der milde (zb. s. 95) lässt vielleicht einen schluss zu auf die entstehung in gewissen kreisen ('spielmannsdichtung', würde man bei uns sagen) und die grausamkeit etwa in der erzählung von blendungen (zb. s. 20f) einen solchen auf die culturelle atmosphäre, die freilich in ihrem grundton wenig wechselt.

Diese gleichartigkeit wird allerdings wol nur auf der oberfläche liegen; eine prüfung nationaler charakteristika ergibt vielleicht doch handhaben für ursprungshypothesen. daneben dürfte wol doch auch die würkliche volksetymologie stärker, als in den übersetzungen sichtbar wird, mitgespielt haben. denn in vielen

fällen ist ja an wanderung kaum zu zweifeln, obwol ich D.s methodischen grundsatz, sie bei gleichheit mehrerer motive zu postulieren (s. VI), nicht unterschreiben kann. es gibt auch eine wahlverwantschaft der motive: verbrechen und strafe sind ein schwer zu vermeidender 'gedankenreim', und eine gewisse analogie zwischen der art des verbrechens und der der strafe kann die motive noch näher aneinander bringen. dies nur ein einzelfall.

Anzumerken ist ferner, dass auch jedes wichtigere motiv seine stileigenheit besitzt. die gewinnung des feuers (s. 99) wird überall als eine listige, abenteuerliche unternehmung geschildert, mit aller schelmischen freude an der übertölpelung der geizigen urbesitzer, etwa wie die schwanklitteratur des mittelalters von betrogenen eheleuten spricht; die schilderung der 'suchenden tiere' (s. 272) dagegen hat überall einen fast pathetischen ton. wider ein anderes ethos haben die sagen von freundschaft und feindschaft unter den tieren (s. 321). die vögel bringen einen leicht spielenden charakter mit sich. man gefällt sich in farbensymbolik (s. 480) und noch mehr als sonst in tierstimmennachahmung (s. 355f). wer kann von einem frosch in derselben manier reden wie von einem adler?

Auffallend ist, wie die tiersage sexuelle probleme vermeidet. von dem liebesleben der tiere weifs doch das volkslied und der volkstümliche schwank manches zu melden; auch die mythologie. sollte die beobachtung, die gestalt, haltung, sprache, nahrung so sorgfältig studierte, hier versagt haben?

Die seltsamsten erfindungen setzen sich decorativ an alle stoffe; denn wie gern erweitert wird, zeigt die Indianergeschichte (s. VIIf) höchst lehrreich. selten sind die kernmotive wunderlich, wie die köstliche geschichte vom fliehenden pfannkuchen (s. 272), die wol auf uralte küchenneckereien zurückgeht. (als ich kind war, erzählte man mir in Frankfurt von einer geizigen familie, es wäre einmal ein groser lärm entstanden — vater, mutter, kinder, dienstboten auf den treppen: 'halt sie — da lauft sie!' — nämlich eine vom tisch gefallene kartoffel!). wo dagegen die symbolik am werk ist, führt die deutung der schwarz und weifsen vögel (s. 59) in Kärnten zu ähnlichen moralisierungen wie im eingang des Parzival — oder sollte Wolfram volkstümliche predigtmärlein benutzt haben?

Motivierungen werden nachträglich eingehängt (s. 272—283) — so früh beginnt die 'gelehrte' arbeit an der sage! und dass die besonders wichtigen ortssagen über aufenthalt oder fehlen von tieren (s. 217f) so ganz unlitterarisch scheinen, gibt bei der heutigen neigung, das locale interesse und seine litterarische ausmünzung für die heldensage zu überschätzen (Bédier, PhABecker) wol auch eine beachtenswerte analogie. kurz — lehrreich ist jede seite — durch den inhalt wie durch die verarbeitung!

Berlin, nov. 1909 u. juni 1910. **Richard M. Meyer.**

Christnachtsfeier und christnachtsgesänge in der evangelischen kirche nach den acten der consistorien und den überlieferungen der gemeinden von prof. **R. Heidrich.** Göttingen, Vandenhoeck u Ruprecht 1907. VI u. 194 ss. 8°. 4,80 m.

Der inhalt des buches ist enger begrenzt als es der titel vermuten lässt; er beschränkt sich im wesentlichen auf die reste der christmette in den evangelischen kirchen der östlichen provinzen des königreichs Preufsen. was der verf. hierüber mitteilt, ist das ergebnis sorgfältiger erhebungen bei consistorien und gemeinden, und so ist er in der lage, aus 167 ortschaften christnachtslieder mitzuteilen, die dort nicht nach beliebiger auswahl sondern nach festem herkommen als einzellieder oder wechselgesänge beim nacht- oder frühgottesdienst hauptsächlich von der schuljugend vorgetragen werden oder doch bis ins 19 jh. vorgetragen wurden. 83 von ihnen fanden sich in keiner der zu rate gezogenen kirchlichen oder nichtkirchlichen liedersammlungen. dieser ausgabe, dem umfänglichsten teil des buches, in dem auch die verbreitung und teilweise der ursprung der einzelnen lieder festgestellt wird, sind ausführungen über vortragsweise und überlieferung der gesänge sowie über die mit der christmette überhaupt verbundenen gebräuche vorausgeschickt.

Die angegebene örtliche begrenzung seines materials lag nicht in der absicht des verfassers. er hat seine anfragen durch ganz Deutschland ausgeschickt, aber aufserhalb der genannten preufsischen provinzen sind ihm keine oder nur ganz vereinzelte mitteilungen zugegangen. dass dort die sitte wenig oder garnicht geübt und bekannt sei, darf man jedoch daraus noch nicht schliefsen. ein umfassendes durchforschen der vom verf. merkwürdig selten herangezogenen volkskundlichen litteratur, besonders auch der zeitschriften, würde ihn weiter geführt haben. am meisten befremdet es, dass er am königreich Sachsen vorbeigegangen ist, da ihm doch dessen preufsische nachbarschaft besonders reiches material geliefert hat. in den Mitteilungen des Vereins für sächsische volkskunde konnte er wichtige zeugnisse finden, besonders bd. 2, s. 268 ff. 302 ff. in den 'Beiträgen zur geschichte der christmetten in Sachsen', durch die er auch auf handschriftliche berichte ehemals chursächsischer, jetzt preufsischer superintendenturen an das leipziger consistorium über den gegenstand geführt worden wäre. vgl. auch das erzgebirgische christmettenspiel ebenda bd. 3, s. 6.

Bei eindringlicherem verfolgen der historischen zusammenhänge würde gleichfalls die betreffende litteratur in ganz anderm umfange berücksichtigt werden müssen, und die beziehungen zu den entsprechenden feiern in katholischen kirchen sowie zu den weihnachtsspielen und den umzügen wären zu verfolgen, während der verf. diese dinge nur gestreift oder auch absichtlich beiseite gelassen hat. bei alledem bleibt ihm das verdienst, innerhalb

der bezeichneten grenzen wesen, formen und litterarische erzeugnisse einer sehr beachtenswerten volkstümlich kirchlichen weihnachtsfeier sorgfältig festgestellt und zugänglich gemacht zu haben. für den germanisten scheint mir im anschluss an diese feststellungen folgendes bemerkenswert.

In den evangelischen christnachtsmetten hat sich stellenweise bis auf heute noch der gesang lateinischer weihnachtslieder mit der jeder strophe folgenden deutschen umdichtung dem gebrauche der geistlichen spiele des mittelalters gemäfs erhalten. unter diesen lateinischen liedern findet sich noch das als älteste begleitung des kindelwiegens bekannte *resonet in laudibus*, ferner *dies est laetitiae, puer natus in Bethlehem, magnum nomen domini* (*nunc angelorum gloria*) — alle ebenso wie das *resonet* auch im althessischen weihnachtsspiel vertreten — und vor allem das *quem pastores laudavere*, welches für den ganzen wechselgesang der christnacht den namen *quempas* hergegeben hat. doch wurden die alten gesänge vielfach durch rein deutsche ersetzt, auch durch freie neudichtungen, die sich dann statt ihrer in bestimmten gebieten festsetzten. bis ins 18 jh. hinab lässt sich die entstehung solcher in die feste tradition übergegangenen lieder verfolgen.

Die eigentlichen träger der tradition sind die schüler, und die art wie sich unter ihnen die gesänge fortpflanzen, entspricht der noch heute üblichen überlieferung von volksliedern und volksschauspielen wie auch der der mittelalterlichen lyrik: neben gedächtnismäfsiger tradition geht schriftliche aufzeichnung der texte in liederheften einher; die melodieen sind ganz der mündlichen überlieferung anheimgegeben, sodass der cantor sie von den schülern lernen muss, wenn er nicht einheimisch ist. erst in neuster zeit sind drucke mit noten eingeführt. die sonst üblichen 'quempashefte' erinnern in den schrift- und malkünsten, welche die schüler im wetteifer an sie wendeten, an mittelalterliche briefmalerei, wie sie auch bei poetischen liebesbriefen und sprüchen unter dem volke noch fortdauert. die typischen bilder die dabei aus der weihnachtsgeschichte gewählt werden, sind, wenn nicht letzte ausläufer von scenen der weihnachtsspiele, so doch wenigstens zeugnisse für das bedürfnis nach sichtbarer darstellung des inhaltes der gesänge. — im übrigen zeigen sich berührungen mit den alten spielen in den umzügen, der rollenverteilung und der costümierung der sänger. die feier wurde gewöhnlich durch eine procession von schülern eröffnet, die in bestimmter kleidung, lichter in der hand, unter dem gesang eines weihnachtsliedes, meist des *puer natus*, aus der schule in die kirche zogen. in einem weiteren umzug, der hier um den altar unter dem gesang des *resonet* erfolgt, ist leicht ein rest des kindelwiegens zu erkennen. dann kommt das eigentliche quempas, der wechselgesang der an ganz verschiedene stellen der kirche verteilten einzelgruppen des schülerchors, dessen älteste bestandteile die strophe um strophe wechselnd gesungenen

lieder *quem pastores* und *nunc angelorum gloria* bildeten. costümierung solcher gruppen als engel und als hirten deutet auf die dramatischen feiern zurück. in der beherschung der christmette durch die schüler, die dabei stellenweise sogar die kanzel betreten dürfen (vgl. auch Mitt. d. Ver. f. sächs. volksk. 2, 303), darf man wol noch eine nachwirkung ihrer mittelalterlichen weihnachtsprivilegien sehen. zusammenhang mit den volkstümlichen umzügen und deren natursymbolischem hintergrund lassen wol die weifsen bebänderten gewänder und die grünen oder blumenkränze der von der schule zur kirche ziehenden knaben sowie die darstellung von sonne, mond und sternen in der kirche erkennen (Heidrich s. 49 und meine Schlesischen weihnachtsspiele s. 107 ff).

Dem aufserkirchlichen fortleben von christnachtsbräuchen und liedern ist verf. nicht nachgegangen, soweit sie nicht mit den übrigens weit über die behandelten gebiete hinaus nachweisbaren einläutegebräuchen zusammenhängen. ich möchte aus meiner neuvorpommerschen heimat, die in den sammlungen des verf. nicht vertreten ist und aus der auch mir kein quempas-zeugnis bekannt ist, den einzigen kleinen rest der alten dramatisch-liturgischen weihnachtsfeier beisteuern, den ich aufzutreiben wüste, einen letzten nachklang des kindelwiegens. als meine schwester in den Schlesischen weihnachtsspielen auf das '*Joseph lieber Joseph mein, hilf mir wiegen das kindelein*', '*wie soll ich denn das kendla wieja*' — stiefs, erinnerte sie sich, dass mich mein kindermädchen einst mit folgendem liedchen in schlaf gesungen hatte:

'*Süse leiwe brüse, wo weiet de Wind!*
kumm her, min oll Grîsvadding, und weig mi dat Kind'.
„*Wo sull ik dat denn weigen?*
dat is jo nich mîn eigen.
süs wull ik dat wol weigen,
dat Köpping sull em fleigen".

Marburg 17. sept. 1909. **F. Vogt.**

Die deutschen berg-, flur- und ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebietes, gesammelt und erklärt von dr. **August Kübler**. herausgegeben mit unterstützung des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Amberg 1909. Pustetsche buchhandlung (Hans Mayr) in comm. VIII u. 213 ss. lex. 8°. — 10 m.

Für die fleifsige sammelarbeit verdient K. dank, umsomehr weil er es sich angelegen sein liefs, die mit hilfe der karten aus der mda. gesammelten namen durch heranziehung älterer quellen zu ergänzen: er schätzt die anzahl der namen auf etwa 15000; und weil er sich auch bemüht hat, die mda.liche aussprache festzustellen und verständlich widerzugeben, kann das buch als nützlicher beitrag zur ortsnamenforschung bezeichnet werden. in

drei alphabetischen gruppen sind die namen vorgelegt. die erste ordnet mit 1060 nummern 'namen, die aus appellativen hervorgingen', die zweite mit 382 'namen, die aus personennamen hervorgingen', die dritte mit 1025 'dunklere namen und nachtrag'. in der einleitung werden die romanischen namen zusammengestellt. das gebiet dem die namen entnommen sind, erstreckt sich über das Algäu bis Immenstadt, östlich bis Pfronten und Füssen; von Nordwesttirol ist das Lechtal mit Heiterwang, Biechlbach und Berwang herangezogen, dann das Paznaun und das Stanzertal bis Grins-Pians, — im ganzen 69 gemeinden, von welchen 25 zu Bayern gehören. 'in sprachlicher hinsicht haben wir es hier mit den, soweit die alpen reichen, am weitesten nach osten vorgeschobenen alemannisch-schwäbischen mundarten zu tun, die hier, an bayrisches sprachgebiet stofsend, teilweise schon zahlreiche bayrische eigentümlichkeiten in sich aufgenommen haben' s. 2. dies befremdliche urteil hat K. nicht begründet. er sagt nur, dass das schwäbisch-alemannische früher weiter nach osten gereicht zu haben scheint.

Auf fragen der besiedelungsgeschichte lässt sich K. gar nicht ein, nicht einmal der verbreitung der roman. namen wird gröfsere beachtung zu teil. aus der tatsache dass die roman. namen im Iller- und Lechgebiet völlig fehlen, hat bereits Christian Schneller (Zs. des Ferd. Innsbruck 1877) den schluss gezogen, das tirol. Lechtal sei erst durch deutsche ansiedler urbar gemacht worden. roman. ortsnamen sind im Inn- und Stanzertal häufig, sie reichen auch noch in das flussgebiet des Lechs über den gebirgskamm hinüber, der das Inn- und Lechgebiet scheidet; sie reichen aber nur so weit, so weit heute noch der weidebesitz der alten gemeinden Tarrenz, Imst, Zams, Grins usw. reicht oder doch nachweisbar ist: Kaisers gehört heute noch politisch nach Landeck, Gramais, Bschlabs nach Imst, diese namen geben die nordgrenze für die ausdehnung des roman. bezw. nichtdeutschen elementes vor der ausbreitung des deutschen. war also das Lechtal neuland, so muss sich doch aus der sprache ergeben, woher die bewohner gekommen sind. weil nun die sprache des Lechtals von Steg bis Forchach in den wesentlichen puncten zu der des Oberinntals stimmt, muss die besiedelung vom Oberinntal aus erfolgt sein. die merkwürdige angabe bei K., das Lechtal spreche von Forchach bis Kaisers *ua* für ahd. *ei*, ist doch wol nur ein lapsus: *ei* ist überall durch *ǫa* (vor nasalen durch *ą̃ą̃*) vertreten, dagegen hat das obere Lechtal von Häselgehr-Gramais bis Steg-Kaisers für altes *ō* und für *or* den diphthong *ua* statt dem allgemeinen *ǫa*[1].

[1] Ich berichtige hier ein versehen: in meiner Tirol. mda. soll es s. 27 z. 2 heifsen 'bis Steg' statt 'bis Forchach': auf der karte ist die linie richtig gezogen. dies versehen ist aber an K.s irrtum nicht schuld, um die lautlehre der tirol. mda. hat er sich nicht gekümmert.

Ebenso wenig findet sich über die verbreitung einzelner namen etwas gesagt; man kann sich aus den belegen zusammensuchen, dass zb. *gund*, *halde* nur dem alem.-schwäb. gebiet angehört, dem bair. völlig fehlt. die viel berufene wortgeographie hätte hier greifbare anhaltspuncte, wenn dergleichen von K. herausgehoben wäre. aber den problemen der sprach- und besiedelungsgeschichte ist K. überhaupt nicht näher getreten, obwol der boden auf dem er arbeitet dafür ungewöhnlich günstig ist. wir haben da deutsche namen über roman. (auch die roman. können noch anderssprachliche vorgänger haben, vgl. FStolz, Die urbevölkerung Tirols, Innsbruck 1892, AWalde, Über . . tirol. ortsnamenforschung, Innsbruck 1901) ausgebreitet und von Deutschen frisch besiedelte gebiete.

Die lebende mda. ist mit den drei zweigen, bair., alem. und schwäb. vertreten, zum alem. kommt noch die Walser siedelung. die wege, auf welchen die deutsche sprache hieher gekommen ist, sind klar und einfach. das alem. ist von westen her bis zur landesgrenze zwischen Vorarlberg und Tirol vorgedrungen und hat im Illtal, im Montavon und Klostertal das roman. unterdrückt. im Bregenzerwald und Tannberg (Lech, Wart) finden sich nur deutsche namen, ebenso im obersten Illergebiet, also waren diese gegenden früher unbesiedelt; dies gilt auch für das Tannheimer und Reuttener gebiet, in dem schwäb. gesprochen wird. das schwäb. hat hier den Lech überschritten, und ihm gehören auch die orte bis zum Fernpass an (Biechelbach, Leermos, Ehrwald, Biberwier). das bair. ist im Inntal nach westen bis zur tirolischen westgrenze vorgerückt, es hat hier überall eine fremdsprachige bevölkerung in sich aufgesogen, deren besitzverhältnisse übernommen worden sind; sonst wäre die besiedelung des Lechtals von Forchach bis Steg vom Oberinntal aus nicht zu verstehn. in Vorarlberg ist wie im Vinschgau in Tirol die vordeutsche bevölkerung noch in geschichtlicher zeit erweislich. im Oberinntal, dessen älteste geschichte sich durch zeugnisse nicht erhellen läfst, muss der gleiche vorgang stattgefunden haben, das geben die zahlreichen nichtdeutschen ortsnamen an die hand, die wir z. t. in Vorarlberg und Graubünden widerfinden, die Vorarlberger in alter form erhalten, die tirolischen nach den lautgesetzen geändert, die sich in der mda. am ererbten sprachgut zeigen.

Wenn einmal die roman. namen dieser gegend in ihren lautverhältnissen klargelegt sind, dann wird auch über die jetzt in deutschem munde lebenden fremden namen licht verbreitet werden. ich will hier nur einen punct berühren. die grenze zwischen Tirol und Vorarlberg ist die lautgrenze zwischen diphthongischem *ai*, *au*, und monophthongischem *ī*, *ū*, *u*; das spiegelt sich in den ortsnamen wider. heifst es in Vorarlberg wie im roman. *Gavalīna*, *Platīna*, *Alpīla*, so entspricht in Tirol

Goflaĩ, *Plǫtaĩ*, *Olpail*[1]. der name des tales *Paznaun* ist als *Patzenun* belegt, *Serfaus* und *Nauders* im Oberinntal, *Graun*, *Taufers*, *Burgeis*, *Schleis* im Obervinschgau als *Serfūs*, *Nūders*, *Grun*, *Tuvers*, *Burgüs*, *Slius*. diese diphthongierungen sind ergebnisse der bair. sprachentwickelung, die beispiele lassen sich mehren, und wenn jemand im ernst wider einmal behaupten will, dass in Westtirol alem. oder schwäb. gesprochen werde, so möge er sich mit solchen tatsachen auseinander setzen; denn wenn die bair. *ai*, *au* in Westtirol nicht autochthon wären, wie liefse sich der bair. diphthong in den fremden namen erklären? sollten sich sichere *ī*, *ū* in roman. namen Westtirols finden, so bedenke man, dass die roman. bevölkerung in manchen gegenden dichter sass und zb. im Paznaun die roman. ortschaft Galtür von alem. sprechenden siedlern aus dem Prättigau bezogen wurde, deren sprache erst vor kurzem durch das talaufwärts dringende bair. verdrängt worden ist.

Von den heute als deutsch geltenden sachnamen sind mehrere von der vordeutschen bevölkerung übernommen, man sähe sie in dieser arbeit gerne zusammengestellt; das wort *alpe*, *albe* (*ǫlm* aus *albn*, *alben*), das heute im gesammten Alpengebiet für weideland im gebirge vorkommt, kann nur durch die vergleichung mit andern ausdrücken für die alpenwirtschaft in seiner geschichte klar gestellt werden. zu dieser gruppe würde ich das wort *plais*, *plaisə* fem. stellen, das K. s. 31 *Blaiss* schreibt; die inlautformen haben nur lenis *s*, dem entspricht im Tannberg *blīse*, K. kennt im Algäu *Blīssa*, er hält es für deutsch, ohne eine erklärung zu bieten. ganz Westtirol kennt das wort, das ich als roman. im namen *Blīsadóna* im vorarlbergischen Klostertal suche, er bedeutet 'Pleisenalpe', *pleise* (diese form sollten die karten anwenden, die so ziemlich alle möglichen schreibungen aufweisen) ist ein grashang im hochgebirge, *-dona* muss eine bezeichnung für alpenweide sein, für alpe überhaupt: in Vorarlberg noch *Schadona*, *Radona*, *Gamperdona*, *Stafeldona*, in der Schweiz südw. von Pfäffers *Sardona*, in Tirol *Maldon* -*mǫldō̃ũ* bei Imst und das beweisende *Tarredon*-*tǫrrədō̃ũ*, die zu Tarrenz-*tǫrts* (*s* ist roman. pluralendung, vgl. *tǫrtər* einer von Tarrenz) gehörende alpe. mit diesem *-dona* ist nun auch der name *Thanella* bei Berwang klar zu legen, er bedeutet 'die kleine alpe' und ist ein roman. diminutiv. K. verzeichnet den namen s. 168, weifs aber nichts rechtes anzufangen. *Thanella* gehört mit den namen *Rats*[2], *Kelmen*, *Namlos* zu den nördlichen grenzorten des roman. gebietes. K.s *Sassltòu* hat ebenfalls *-dona*.

[1] es sind fem., in Vorarlberg südlich von Bludenz, in Tirol nördlich von Imst (Gaflein, Platein, Alpeil).

[2] K. s. 97 stellt *Rats* zu 'rat' = magistrat, aber diese alpe gehörte in alter zeit nach Imst und ihr name ist sicher nicht deutsch.

Auf solche art kann man zu lautlich unanfechtbaren erklärungen dunkler namen kommen; freilich darf man nur schritt für schritt vorgehn und hat sorgfältig auf die lautgesetze der mda. zu achten. das tut K. zu wenig. er verzeichnet zb. *Bifang* s. 26 = ahd. *pifang* mit kurzem *i*; unter den belegen erscheint aber auch *Baifi* f., das hier unmöglich untergebracht werden kann. allerdings scheint K. stillschweigend *i* und *ī* gleich zu werten, wie er auch *Schindle* im Stanzertal s. 108 unbedenklich zu mhd. *schiune* 'scheune' (im Algäu *schinde*) stellt, anstatt das einzig mögliche 'schindel' für 'dünne steinplatte' anzusetzen. solche fehler ergeben sich aus der annahme, dass die alem.-schwäb. mda. durch die bair. verdrängt werde; da müsten natürlich mischungen doppelter lautentwickelungen vorkommen. der name des tirol. dorfes Biechlbach wird zu *bühel* gestellt, obwol die lautform *Biachlbach* (K. s. 36) mit diphth. *ia, iə* und fortis *ch* nur auf eine ableitung von *buoche* buche schliefsen läfst. zu *grissə* im Stanzertal ist s. 146 der urkundliche beleg *Griess* bei Biechelbach v. j. 1427 genannt — *i* und *ie!* *Schimmel* ist s. 108 als weifses pferd erklärt, aber die mda. hat diesen ausdruck für verdorrtes langes gras, das zumal nach der schneeschmelze sehr licht gefärbt ist. zu *Ried* führt K. s. 99 nur die bedeutung sumpf an (mit sumpfgras bewachsener boden), scheint also *ried* rodung gar nicht zu kennen, auf das ihn doch Schmeller II 60 hätte aufmerksam machen können, ganz abgesehen davon, dass unter seinen namen wol keiner auf das alte *hreot* zurückgeht. — die gedruckten weistümer Tirols scheint K. nicht benützt zu haben, es ergeben sich aus ihnen nachträge zur namensammlung, ebenso aus der Alpenvereinskarte der Algäuer und Lechtaler alpen (1906 und 1907).

In den einleitenden bemerkungen sucht K. auch die suffixe seiner namen auszusondern, nicht immer mit erfolg, so wenn zb. s. 14 *birchig* und *plattig* als adj. auf *-ig* erklärt werden; es sind coll. auf *-ach*, mda.-lich im Lechtal *-ig*, im Stanzertal *-i*. ich kann nicht zustimmen, wenn hier und s. 88 der name *Medrige* im Paznaun vom plur. 'mähder' + adj. *-ig* abgeleitet wird; ebenso wie in *Battri* im Paznaun, das K. s. 162 zum personennamen ahd. Paturih stellt; diese beiden namen haben ein auffallendes seitenstück in den alpennamen *Patriol*, *Medriol* nördlich von Zams, deren roman. charakter deutlich ist. hat man nun im Paznaun die roman. grundworte *patr-*, *medr-* noch verstanden und mit dem deutschen coll.-suffix *-ach* versehen? überhaupt müste die annahme K.s, dass adj. allein zu ortsnamen geworden sind, erst erwiesen werden. es ligt auf der hand, dass in den namen *Brunniger alpili*, *Durriger blaisse* s. 14 die coll. *brunnach*, *durrach* stecken (wie etwa in hd. Steinach-er, was zur örtlichkeit Steinach gehört) und nicht adj. auf *-ig*. *Talliger* s. 38 ist *tal* teil und *liger* lagerplatz, nicht aber *tali* tälchen mit suff. *-ig-er*.

So lässt diese arbeit gar manches zu wünschen übrig, wenn man auch bei der benützung dem sammelfleifse K.s alle anerkennung zollt.

J. Schatz.

Mittelhochdeutsches namenbuch nach oberrheinischen quellen des 12ten und 13ten jahrhunderts von **Adolf Socin**. Basel, Helbing und Lichtenhahn 1903. xvi u. 787 ss. lex. 8°. —.40 m.

Der titel dieses werkes, in dem eine erstaunliche menge von stoff zusammengetragen und behandelt ist — der index weist 27.855 namenformen nach — liefse nur auf eine lexikalische, allenfalls nach compositionsteilen geordnete sammlung von personennamen des 12 und 13 jahrhunderts schliefsen. man wäre zu der annahme versucht in ihm einer fortsetzung des Förstemannschen namenbuches zu begegnen, die nur dort, d. i. mit dem jahre 1100 anhöbe, wo dieser abgebrochen hatte. aber weder die beschaffenheit des bearbeiteten stoffes, noch die tatsächliche einrichtung die Socin seinem buche gegeben, entspräche dieser nicht zureichenden voraussetzung, denn der verf. hat aufser den personennamen der bezeichneten zeit und quellen auch die familiennamen nach bestimmten gesichtspuncten gruppiert und in den einleitenden worten, sowie in den erörterungen am fufse der namenlisten, ferner in einer reihe besonderer capitel, vielfach an der hand älteren materials, so ziemlich die gesamte theorie der german. persönlichen namenkunde in den bereich seiner ausführungen gezogen.

Ist aber auch das werk weit mehr als ein blofses namenbuch, so ist es doch wieder kein lehrgebäude mit strenger gliederung des stoffes und paragraphischer anordnung, d. h. es ist ihm nicht eigentlich die theorie, sondern der stoff die hauptsache; nicht lehrsätze werden in ihm mit beispielen belegt, sondern eben diese durch abgezogene lehrsätze erläutert. zur auffindung der grammatischen feststellungen dient ein besonderer index.

Wie sehr die stoffsammlungen den begleitenden text überwiegen, zeigt eine orientierende durchzählung. auf 691 seiten entfallen an alphabetisch geführten namenlisten 405 seiten, d. i. etwa 59%, wobei doch die kleineren oder nichtalphabetischen verzeichnisse ausser berechnung gelassen sind.

Das werk ist so umfangreich und so schwer an gehalt, dass sich eine ins einzelne gehende recension von selbst verbietet. der berichterstatter muss sich von vornherein der entschuldigung versichern, dass er seinem auftrage mehr durch aufzählung des inhaltes, als durch handhabung der kritischen sonde zu genügen vermag.

Sammlungen von personennamen im engeren sinne, d. i. einzelnamen aus dem erbe des germanischen namenschatzes ent-

hält das capitel 1: 'Deutsche taufnamen des 12 und 13 jhs.', in gesonderten reihen männliche und weibliche, ferner der anhang zu cap. 5: 'Deutsche vornamen des 12 jhs. nach dem Rotulus Sanpetrinus'. männliche und weibliche taufnamen fremder, d. i. latein., griech., romanischer, biblischer herkunft verzeichnet das cap. 2, in dem anschliefsend an Jacob Grimms, Mones und Müllenhoffs nachweise die übertragung von personennamen aus der german. volkssage und der mhd. epischen litteratur illustriert wird.

Eine angelegenheit der vornamen ist auch das in cap. 4 behandelte vorkommen des identischen namens bei brüdern: *de Buhele Burchart . . . Burchart fratres* 1135, sowie die seit dem 13 jh. auftretende sitte der beilegung mehrerer taufnamen für éin individuum: *Cunradus Bertoldus de Guttenburch nobilis* 1275, auch zusammengezogen *Chûnradbertoldus* 1276 wie *Hugdietrich* und *Wolfdietrich* der german. heldensage.

Den übergang zu den familiennamen vermittelt das verzeichnis cap. 6: 'Altgermanische namen sowie sonstige taufnamen als einzelnamen fortgepflanzt oder als familiennamen gebraucht', das allerdings keinen einheitlichen eindruck macht, denn es sind in ihm personennamen verschiedener art und verschiedenen grammatischen verhaltens: zweistämmige composita *Madilger*, *Wernher dictus Meingos*, patronymische genitive *Heinricus dictus Arnolz*, kurzformen *Sinzo*, *Wilhelmus Atze*; deminutiva *Mencelin*, *Zepellinus*, *Johannes Becellinus*, beinamen *Stolle* (ahd. *stollo* 'basis, gradus'), *Rudolf Isenbart* u. a. zusammengetragen. nach der überschrift des capitels müste man aber nur die primären namen des gemeingerman. vorrates und ihre derivate, sowie die qualitativ gleichzuhaltenden taufnamen fremden ursprunges *Mertin*, *Quirinus*, *Stephan* erwarten, wozu man ja sicherlich auch die adjectivische *isch*-ableitung aus *Peter* : *Petersch*|*a* ziehen kann, doch nicht secundäre namen wie *Colbo*, *Nabo*, *Nase*, *Strûbo*, *Hurreboldus* (ahd. *kolbo* 'clava, fustis', *naba* 'modiolus', mhd. *strûbe* 'starrend' vom haar gesagt, mhd. *hurren*).

Gleichfalls als ausgangspunct späterer familiennamen sind die genitivischen namen, mit dem worte *sun* verbunden oder elliptisch gebraucht zu betrachten, die an die stelle der älteren patronymischen ableitungen mit suffix -*i̯a* oder -*inga* getreten sind.

Sehr zahlreich ist die reihe der übernamen cap. 19, seltener allein stehend wie *Durreringer*, [quidam] *dictus Egel*, *dictus gekke*, *Crumbo carnifex* (mhd. *ëgel*, *gëcke*, *krump*), zumeist in verbindung mit dem primären namen *Odalric Chastelose* (mhd. *kaste* 'kornhaus'), *Walter Groshoubet*, *Welti Rephun* überliefert. s. 454—7 sind diese beinamen nach sachlichen gesichtspuncten geordnet.

Über die frage, ob ein übername als individueller oder als

festgewordener familienname anzusehen sei, äussert sich Socin s. 425 in dem sinne, dass bei den übernamen des 12 bis 13 jhs. die erblichkeit als regel, die beziehung auf ein einziges individuum als ausnahme zu betrachten sei. nun ist ja sicherlich dort wo mehrere individuen mit gleichem beinamen erweisbar sind, die function dieses als familienname unzweifelhaft. aus den belegen Socins ergeben sich deutlich die familien *Esterlin, Geilfůs, Grave, Manezzo, Relin, Riso, Unmůs* u. a. — wo aber nur éin träger des übernamens bekannt ist, kann man selbstverständlich nicht wissen, ob dieser erst ihm oder schon seinem vater oder grofsvater zugelegt worden, ob er mit ihm erloschen oder auf allfällige nachkommen übertragen worden sei. nur selten, wie in dem falle, *canonicus Henricus Episcopolus* wird man aus dem namen selbst vermuten dürfen, dass er individuell gewesen und geblieben sei.

Dass *cognatus* in der verbindung *Berchtoldus cognatus Senftelini* 1275 übername sei, ist nicht zuzugeben; Socin ist ja an anderer stelle s. 582 keineswegs dieser meinung. die combination *frater Jo. de Vrienisperc presbyter dictus cognatus* 1295 gewährt kein analogon für die vorhergehende.

Diesen Übernamen, im verzeichnis Socins selbst schon zum nicht geringen teile familiennamen, schliefsen sich cap. 20 die Satznamen an, die nur in ihrer grammatischen form, nicht in ihrer onomatologischen wertigkeit von den übernamen abweichen. s. 465 teilt sie Socin etwas summarisch in die zwei hauptgruppen 'imperativnamen' und 'redensarten'. auch bei ihnen treten als namen von familien die: *Anesorgen, Hebestrit, Mornenwech, Scurpesac, Wollebe* (mhd. *heben* 'beginnen', *schürpfen* 'ausweiden') u. a. deutlich heraus.

Moviert mit umlautwirkung sind die übernamen der *relicta dicta Bitzenechtin, Mezzi Schafretin,* ohne umlaut *Berchta dicta Stetenratin, dicta Tanzuffin,* die masculine formen **Bitzenacht, Schafrât, Stêtenrât, Tanzûf* (mhd. *bitzen, schaffen, stæten*) voraussetzen.

Eine weitere ergiebige quelle der modernen deutschen familiennamen ist die kategorie der gewerbs- und berufsnamen. sie ist bei Socin auf zwei capitel verteilt, von denen das eine 21 'Namen von amt und stand', das andere 22 'Namen vom beruf' verzeichnet. im zweiten überwiegen die gewerbe, im ersten die amts- und standesbezeichnungen, über deren nähere einteilung s. 505 rechenschaft gegeben ist. s. 506—8 und 544—8 werden die kriterien erwogen, die für die beurteilung der frage, ob in einem gegebenen falle die blofse berufsbezeichnung, oder der festgewordene familienname, oder beides vorliege, als mafsgebend angesehen werden können.

An die spitze der namen mit localen beziehungen stelle ich cap. 23 'Stammesnamen', eine nicht eben sehr zahlreiche liste

von ethnographischen und provinziellen bezeichnungen: *Beiger, Rînfrank, Sarracin, Schotte, Sungöwer.* auf engere heimats-, i. b. besitzverhältnisse, gehn die zahlreichen combinationen mit einem ortsnamen oder gutsnamen an zweiter stelle, die, insoferne es sich um eine latinisierte combination handelt, in der regel mit der präposition *de* verknüpft sind. diese bildungen sind bei Socin in drei capiteln abgehandelt und zwar in 12 'Die ältesten namen mit *de*' aus dem 11 und 12 jh., vermehrt mit einem verzeichnis der bis 1200 im bistum Basel und am Oberrhein vorkommenden mit *de* gebildeten namen s. 253—64, ferner in 14 'Der adel des 13 jh.s mit *de*', cap. 16 Die bürgerlichen namen mit *de*', wozu im anhange zu 30 eine aufzählung der mit *de* gebundenen namen von geistlichen, im anhange zu 31 ein solches der mit *von* gebildeten bauernnamen zu rechnen wäre.

Der gebrauch von *de* beginnt nach Socin s. 246 um 1050, die deutsche vorlage der präposition: *von* und *vone* ist in der Augsburger urkunde von 1063—77 zum erstenmale bezeugt.

Eingestreut sind in den capiteln 13 'Die familiennamen des 12 jh.s ohne *de*', die doch eigentlich kein vergleichsmaterial bieten, denn sie sind keineswegs als familiennamen verwante ortsbezeichnungen, sondern übernamen und patronymica, des weiteren in 15 'Die ritternamen ohne *de*': allein stehende vornamen, zum teil mit zu familiennamen gewordenen beinamen, auch patronymischen bildungen, oder mit örtlichen bezeichnungen versehene combinationen, die nur mit andren localen präpositionen als *de*, vermittelt sind. ebenda sind aber auch namen wie *Conr. de Riethusen*, *Schoelinus de Enesheim* untergebracht, deren einordnung der capitelüberschrift nicht entspricht.

Ein solches vergleichsmaterial enthält aber das cap. 17: 'Ortsnamen oder ableitungen von diesen mit dem suffixe + *er* als familiennamen', in dem unter 1 vorzugsweise die typen: vorname + ortsname, oder vorname + örtlicher ableitung auf *-er* erscheinen, wozu s. 361—64 die den sprachgeschichtlichen vorgang der entwicklung der letzteren beleuchtenden typen: vorname + *de* (*von*) + ortsname gleich vorname + ortsname oder gleich vorname + örtlicher *er*-ableitung in individuellen beispielen nachgewiesen werden. ein paarmal s. 364 sind sogar alle drei typen an ein und demselben familiennamen erweislich, wie *magister Petrus de Rinvelden* 1242, *magister Petrus Rinvelden*, *Johans Rinvelder* 1299.

Mit den namen von der wohnstätte: häusern, hausschildern, gassen, fluren cap. 18 ist die kategorie der örtliche beziehungen enthaltenden namen erschöpft. die auswahl der präpositionen bei dieser unterabteilung ist eine buntere, denn ausser *de* findet sich lat. auch *apud*, aufser *von* deutsch auch *an dem, an der, bîm, bi der, in, in der, ûf dem, von der, ze, zim, zem, ze der, zer* (*cer*), wobei im besonderen das auftreten des bestimmten ar-

tikels in der combination als charakteristisch angesehen werden muss.

In cap. 24 sind oberrheinische geschlechtsnamen fremder, zumeist französischer herkunft, mehrfach mit dem zusatze *Gallicus* gekennzeichnet, vereinigt. onomatologisch sind sie von verschiedener dignität.

Mit german. namentheorie befassen sich die capitel 7—11.

In 7 'Die altgerm. kurznamen' ist aus unterschiedlichen, bereitliegenden quellen, vorzugsweise Grimms Grammatik, Förstemanns Namenbuch und Longnons Polyptychon Irminonis eine serie von beglaubigten identitäten von vollname und kurzform zusammengestellt. eine erwünschte ergänzung zu Starks und Bruckners listen, denn auf den nachweisbaren identitäten beruht ja unsre ganze wissenschaft von der entwicklung der kurznamen aus den vollen zusammensetzungen. niemand wäre imstande, die namen *Hitta* und *Hizila* richtig zu beurteilen, wenn uns nicht die zu ihnen bezeugten vollnamen *Hildiberga* und *Hiltipurch* in den stand setzten, sie aus diesen durch die zwischenformen *Hilta* und **Hilza* (masc. *Hilzo* bei Fm. bezeugt!) abzuleiten.

Cap. 8 ist der bedeutung der altgerm. namen gewidmet. die anfänglich appellativische wertigkeit der ursprünglichen germ. namen läugnet Socin nicht, meint aber für die zeit, aus der uns germ. namen überliefert sind, müsse man den grundsatz der mechanischen fortpflanzung als vorherschend annehmen.

Dass die mittelalterlichen, gelehrten etymologieen german. namen, wie zb. die des Smaragdus, falsch und daher vollgültige documente des zeitgenössischen unverständnisses seien, ist allerdings richtig. aber wenn dieser abt von St. Michael an der Maas *Rainmir* doppelt unzutreffend als 'nitidus mihi', dh. den gotischen namen aus ahd. material übersetzt, so kann diese erklärung eines wahrscheinlich aus ehemals gotischem gebiete stammenden, aber erst zu beginn des 9 jh.s lebenden mannes, der selbst vermutlich Romane war, nichts für die zeit beweisen, da die gotische sprache noch lebendig und ihre namen in fühlung mit der lebenden sprache waren. um so weniger, als namenschöpfung und namenerklärung zwei ganz verschiedene tätigkeiten sind, die sich so verhalten wie sprechen und verstehn, die sich zwar nicht ausschliefsen, aber zu keiner zeit und bei keinem individuum selbst hinsichtlich der eigenen sprache einander völlig deckend erwartet werden dürfen.

Auch andere äufserungen Socins in diesem cap. fordern zum widerspruch heraus.

Dass der erste teil in *Adalleoz*, soferne der zweite überhaupt an. *ljótr* ist, steigernd sein kann, hat sich Socin entzogen, und schwer begreiflich ist es, dass *Hartgêr* als appellativisches compositum angesehen unlogisch sei, da doch ags. *framgár* keineswegs unlogisch ist. wenn s. 200 Grimms gleichsetzung von *Hiltirûn*

und *Rûnhilt* anscheinend gebilligt und für die these der rein mechanischen zusammensetzung der namen verwertet wird, so ist es nützlich zu erinnern, dass die qualität der beiden elemente in den beiden namen ganz verschieden sein kann. dass sich *Hiltirûn* anstandslos aus dem vollsinnigen worte für 'kampf' und einer entsprechung zu an. *rún* 'fortrolig veninde', ags. in *burhrúnan* 'parcae', *Rûnhilt* aber aus dem primären appellativum ags. *rún* 'rat, beschluss' mehr dem zur ableitung gewordenen elemente *-hild* rechtfertigen lasse. ebensowenig kann ich der auffassung von *Nantwîc* und *Wîcnant* als additionscomposita, bei denen die folge der beiden teile gleichgültig sei, beitreten. denn abgesehen davon dass die syntaktische verknüpfung beider namen eben nicht additiv sein muss, sondern auch bahuvrihisch sein kann, sind auch die nhd. beispiele Socins *sturmwind* gleich *windsturm* und *schwarzweiſs* gleich *weiſsschwarz* verfehlt. das seltene wort *windsturm* (Sanders II 2, s. 1258) ist doch nicht additiv, sondern contrastiert die heftige bewegung des windes mit irgendeinem andren stürmischen vorgange, und *sturmwind* ist einfach gesteigerter wind. *schwarzweiſs* aber ist etwas ganz anderes als *weiſsschwarz*, worüber man nicht erst die meinung eines heraldikers einzuholen nötig hat.

Die sache ist ja die, worauf ich schon einmal hingewiesen habe, dass im germ. namenschatze eines beliebigen zeitlichen und örtlichen durchschnittes altes und neues, aufserhalb des appellativischen zusammenhanges stehndes und appellativisch lebendiges, unproductiv gewordenes und in irgendeinem betrachte productives, onomatologische formen und appellativische elemente unmittelbar neben einander liegen, sodass ein urteil das auf alles passte überhaupt gar nicht gefällt werden kann.

Für das fortleben der appellativischen triebkraft in ahd. zeit zeugen unverkennbar einige der processe, die Socin im 10. cap. 'Jüngere schichten im agerm. namenbestande' bespricht: neuschöpfung von namen, i. b. christlicher provenienz mit dem genitiv *gotes-* im ersten teile; dazu auch *Berhthimil* z. j. 900 aus Fm. 687 (Socin s. 200); herstellung vollerer formen anstelle der gekürzten lautgesetzlichen; neubildung schwachformiger namen auf *-como* (*-a*), *-geba*, *-gaugo*, *-sâzo*; ersatz des einfachen nomens im ersten compositionsteile durch ein adjectiv mit *l-*, *n-*, oder *r-* suffix, wie *gundil-*, *sigin-* für *gund-*, *sigi-*, während andere in diesem cap. behandelte vorgänge, wie die verkürzung der ersten compositionsteile oder der austausch der fugenvocale *ekka-* *willa-* für *ekki-*, *willi-*, rein sprechmechanisch, beziehungsweise analogisch sind (ahd. nom. sing. *ekka*, *willo*) und die motion mit *-in* nur den namen als solchen, nicht seinen möglichen appellativischen wert berührt.

Als jüngere bildungen betrachtet Socin auch völkernamen und composita mit solchen, ferner namen, die ohne als beinamen

zu fungieren, doch kraft ihres zu tage liegenden appellativischen sinnes solchen gleichgehalten werden müssen, also bezeichnungen von berufen, stand und wohnverhältnissen, verwantschaftswörter und eigentliche übernamen, endlich abstractwörter, adjectiva und participia, wozu bemerkt sei, dass die beiden letzteren sich ganz mit den römischen cognominibus decken.

Das material dieser listen ist zum grofsen teile aus Förstemann entnommen; wie man sieht, sind in ihnen alle kategorieen von einzelnamen der eigentlichen sammlung Socins d. i. der oberrheinischen namen des 12 und 13 jh.s vorgebildet.

Der unterschied ist nur der, dass das was früher als einzelname erscheint, später als zusatz zum taufnamen auftritt. die bildkraft der alten germ. vornamen war im 12 jh. sicher erloschen, und es ist kein zufall, dass zur gleichen zeit die appellativischen beinamen an ausdehung gewinnen, in denen sich nunmehr die sprachschöpferische tätigkeit in weiterem umfange offenbart, während die alte, erste schicht der personennamen, zum onomatologischen erbteil geworden, nur mehr mit persönlichem bezuge fortgeführt wird und in ihrem bestande fortschreitende einbufsen erleidet.

Diese verluste beginnen, wie Socin im 5 cap. ausführt, um die mitte des 11 jh.s und steigern sich rasch von 1150 an. einen ursprünglichen zusammenhang mit dem auftreten der zunamen glaubt doch Socin in abrede stellen zu sollen. doppelnamigkeit und vereinfachung des namenbestandes seien zwar zwei sich gegenseitig fördernde, aber doch nur nebeneinander hergehnde processe.

Allgemein theoretisch ist auch das cap. 9, in dem die stilgesetze und moden der namengebung innerhalb der agerm. sippe (geschlechtsgenossen): allitteration, gleichheit des ersten oder zweiten compositionsteiles in der descendenz 1 und 2 grades, sowie auf der gleichen stufe der generation, vererbung des ganzen namens, an älteren beispielen nachgewiesen werden. dazu gehört im wesentlichen auch cap. 3: 'Vererbung der taufnamen', deren gebrauch in verschiedenen familien an beispielen aus dem 10 bis 14 jh. aufgezeigt wird.

Cap. 11 'Früheste spuren der doppelnamigkeit', d. i. des alternativen gebrauches zweier namen, bringt eine reihe authentischer verzeichnisse got., langobard., ahd. provenienz. die namencombinationen in der regel mit *qui et* gebunden enthalten an erster stelle zumeist einen germ. vollnamen, oder einen entsprechenden namen fremder herkunft, an zweiter entweder einen zweiten germ. vollnamen oder einen fremdnamen, eine germ. kurzform oder einen beinamen zb. *Sundebadus qui et Alipertus, Ademunt qui et Andreas, Vitus qui et Sigefredus, Arnoldus qui et Bezo, Conradus qui Curcipoldus.* es handelt sich hier um officielle oder familiäre umnennung. hiervon zu trennen ist

jedoch die bleibende verbindung eines germ. vollnamens, mit einem praenomen nach römischer art wie *Septimius Aistomodius* oder *Flavius Pertharitus.*

Dem syntaktischen ausdrucke der verbindung zweier namen ist s. 549—52 ein besonderer excurs gewidmet: 'Über dictus und verwante praedicate' mit den deutschen varianten: *dem man spricht, dem man sprichet ze nâmamen, heizet, der da heizet, geheizen, genant, der do was genemmet.*

Als abschnitte namengeschichtlichen inhaltes möchte ich noch den rest der capitel des buches kurz erwähnen.

Cap. 30 constatiert, dass schon im 12 und 13 jh. der clerus vorwiegend nur mit taufnamen und titel benannt ist; cap. 31 stellt die vorherschende einnamigkeit bei den bauern bis 1250 fest; cap. 25 handelt von den judennamen, die gleichfalls zumeist einnamig und deren material hauptsächlich alttestamentarisch ist. cap. 32 verbreitet sich über die beifügung des mädchennamens bei frauen des 12 und 13 jh.s, cap. 33 spricht vom wechsel des zunamens, der durch die eigentliche und ursprüngliche function der örtlichen bezeichnungen als besitzanzeigende bedingt ist, wie *Rumolt von Strube,* dessen bruder aber *Gerrunc von Breidenbach* 1156. cap. 34 wird die weglassung der taufnamen bei zeitlicher und örtlicher notorietät eines individuums: *der ritter von Vlüinkon* 1256, *der von Hilteningen* 1295, sowie die zur unterscheidung dienende, pleonastische erweiterung einer ganzen namengruppe: *her Cunrat von Eschon der elter* 1293, *Iohannes de Blumenberg dictus de Sunthusen* 1281 erläutert.

In cap. 27 hat Socin einige zunamen mit dem gemeinsamen auslaute *-a* vereinigt. sie bestehn aus *aha*-compositionen *Lütra, ahi*-ableitungen *Holza,* deutschen fem. *n*-stämmen *Brunnadra* und romanischen wörtern wie *Crapella.* cap. 28 enthält einige vom verf. als unerklärbar angesehene zunamen.

Dies in allgemeinen umrissen der inhalt des werkes, das eine quelle allerersten ranges für sprachliche und geschichtliche studien ist und in seinen sammlungen und erörterungen zahlreiche fragen der namenkunde beantwortet und anregt, probleme löst, aber auch aufrollt.

Czernowitz, 1 sept. 1909. **v. Grienberger.**

Die naturbetrachtung bei den mittelhochdeutschen lyrikern von **Elisabet Haakh** [= Teutonia, arbeiten zur germ. philologie, her. von Wilh. Uhl, 9 heft], Leipzig, Avenarius 1908. 88 ss. 2 m. —

Übersichtlichkeit ist die erste forderung, die man an eine bearbeitung dieses themas stellen muss. dass es der vorliegenden schrift völlig daran gebricht, verrät schon das äufsere: kein register, kein inhaltsverzeichnis. selbst die einteilung in capitel

oder paragraphen, die doch die verlegenheitsübergänge erspart hätte, fehlt. die einleitung — sie will den spuren des deutschen naturgefühls vor dem 12 jh. nachgehn — ist von naiver unzulänglichkeit. AvHumboldts Kosmoscapitel oder Bieses buch über das naturgefühl war der verfasserin offenbar ganz unbekannt. nach einem excurs über volkslied und minnesang (auf den ich noch zurückkomme) werden dann die elemente der naturschilderung vorgenommen: landschaftsbild; linde, rose, wald; vögel und andere tiere, mineralien; gestirne, wolken, wind, luft, tau, wasser; personification der jahreszeiten. das alles wird ohne straffe gliederung (landschaftsbild s. 22 ff. 48 f. 74) feuilletonmäfsig durchgeplaudert. über das aufkommen und veralten der einzelnen züge, über typisches und eigenartiges, über den anteil der einzelnen dichter an der ausbildung des apparates erfährt man nur wenig, in gelegentlichen bemerkungen. spruch und minnelied werden nicht geschieden. was EHaakh hier alles versäumt hat, das zeigt schon ein vergleich mit den einschlägigen partieen in Schissels abhandlung über das epitheton im liebeslied des 12 jh.s. — dass die vf. auch die miniaturen des Manessecodex heranzieht, wäre nur zu loben; doch müste auch dies weniger oberflächlich geschehen. sie vermeint in den landschafts- und tierbildern fortschritte von blatt zu blatt zu erkennen (s. 22); ob diese blätter von éinem maler herrühren, darnach wird nicht gefragt. den Veldeker sähe sie gern im lindenschatten abgebildet. 'aber leider war dem maler die künstlerische verwertung des baums noch nicht so geläufig wie dem dichter' (s. 27). zufällig stand der baum tatsächlich in der vorlage, wie die Weingartener hs. lehrt, und ist in C nur aus raummangel fortgeblieben. Ulrich von Liechtenstein, bekanntlich als 'frau Venus' abgebildet, soll als kreuzfahrer die meereswogen durchschiffen (s. 73) — zu pferde! charakteristisch ist auch die mishandlung der eigennamen: Habardsliоþ s. 3, Tâler s. 21, Winlî s. 41, Ouchølf s. 85. Niuniu heifst einmal Niunîn (s. 31), das andere mal Niniun (s. 59) und der hl. Bernhard gar: von Clairveaux (s. 7). sonderbare mhd. sprachkenntnisse enthüllt die bemerkung zu *bere* (*der wilde visch in dem bere*) s. 63: 'mit alemannischer vertauschung anlautender labiale'.

Wie die vf. im vorwort gesteht, hat sie die neueste litteratur nicht verwertet. im ganzen fufst ihre arbeit wol auf Uhland (Schr. III 1. v 120), über den sie fast nirgends hinaus kommt. in der blühenden, kühn bildernden sprache freilich kann sich der dichter-germanist nicht mit ihr messen: 'seltsam nimmt sich die linde, dies erbe schlichter volkstümlichkeit, im munde des lüsternen und mit krauser modegelehrsamkeit verschnörkelten Tannhäuser aus' (s. 30). 'der ritterliche dichter setzt die minne als herscherin ein und weist der naturbetrachtung etwa die rolle der gürtelmagd zu. in diesem dienste werden ihre frischen

roten wangen von der blässe der reflexion und symbolik angekränkelt — zumal der cleriker gleichzeitig ihre hilfe für seine geistlichen lieder verlangt' (s. 87).

Neben Uhland werden noch RMMeyer und Burdach gelegentlich erwähnt. den namen Arnold Bergers aber nennt die vf. nirgends, und doch hätte sie dringenden anlass gehabt, seines aufsatzes über die volkstümlichen grundlagen des minnesangs (Zs.f.d.ph. 19, 440) dankbar zu gedenken. man vergleiche Haakh s. 10f und Berger s. 472: 'die spuren alter lieder oder liedchen zu verfolgen, hat sich besonders RMMeyer angelegen sein lassen in seiner bedeutsamen abhandlung ('in seiner scharfsinnigen und eingehenden abhandlung' B.) "Alte deutsche volksliedchen". aus den vielen sich widerholenden versen bei den alten minnesängern' ('aus jenen feststehenden versen, die einer gröfsern zahl von dichtern gemeinsam sind' B.) . . 'will er einen grofsen vorrat fester . . formeln für natureingänge herauslesen . . jedenfalls lässt sich aus seiner annahme erklären, was sonst unbegreiflich blieb: das überraschende auftauchen derselben typischen bestandteile des natureingangs bei örtlich und zeitlich getrennten sängern' ('aus gewissen typischen reimpaaren, deren er eine überraschende fülle zusammenstellt, aus solchen formelhaften wendungen, die unmöglich auf gegenseitiger entlehnung beruhen können, da sie von dichtern aus den verschiedensten gegenden, aus den verschiedensten perioden . . verwant wurden' B.). 'der vorrat mag sogar zu grofs angenommen sein, denn die variation eines für das minnelied unentbehrlichen ausdrucks . . muss doch nicht immer notwendig auf einen festgeprägten vers zurückgehn' ('man könnte geneigt sein, die quelle einfach in der umgangssprache zu suchen, deren redewendungen jeder dichter nach seinem jeweiligen bedürfnis umgeformt habe' B.). 'wie schwierig es ist, aus den wenigen resten alter volkslyrik' ('nur dürftige reste' B.) 'grundlagen für eine mit einiger sicherheit auftretende theorie herauszufinden, hat der verf. gewis selbst empfunden, als er die worte schrieb, die fast etwas von seinen aufstellungen zurückzunehmen scheinen (p. 208), dass solche typischen verse "blumen enthalten, wie sie überall aus der erde hervorbrachen und nur zu sträufsen zusammengebunden zu werden brauchten" ('es gab also eine grofse menge lyrischer verse . . "blumen, wie sie überall aus der erde hervorbrachen usw."' B.) 'mit einiger zuversichtlichkeit wird die annahme auftreten dürfen' ('und ich glaube, diese annahme lässt keinen zweifel zu' B. s. 451), 'dass schon vor der entfaltung der ritterlichen mhd. lyrik verse vorlagen in volkstümlichen maigrüfsen' ('die vorbilder dazu in jenen volksmäfsigen frühlingsreihen zur be-

grüfsung der milderen jahreszeit' B.). 'die maifeier kann man sich ohne reigen und den reigen ohne gesang nicht vorstellen und die verbindung von naturfreude und liebesgrufs stellt sich dabei im gesange wohl von selbst ein' ('und wie können die alten frühlingsreihen ihrer ganzen bestimmung nach anders begonnen haben, als mit einer ankündigung und begrüfsung des sommers?' B.). '"liebe und laub", "minne und vogelwonne" stellt schon der oft citierte liebesgrufs im Ruodlieb zusammen und weist durch die allitteration[1] in der ersten formel auf eine entstehungszeit zurück, die um jahrhunderte früher fällt als die mhd. lyrik' (in dieser jahrhunderte lang gepflegten gattung kann sich auch nur jener festgeprägte, starre formelschatz entwickelt haben' B.). '— sollte der reigenlustige jüngling nicht schon früh die erkorene durch einen vers aufgefordert haben, das maifest mit ihm zu geniefsen, und vielleicht die zusage gleichfalls in gereimter formel erhalten haben?'

Auch noch andere stellen verraten sich als derlei discrete anleihen bei Berger: 'sie (die linde) ist der baum der bäume . . sie ist unstreitig auf deutschem boden gewachsen' s. 25 ('wie die rose die königin der blumen ist [vgl. Haakh s. 33], so ist die linde der deutsche baum *κατ' ἐξοχήν*' B. 448). — 'Dietmar von Aist zieht in einem vereinzelten beispiel, MF 38, 34 . . die schiffahrt . . heran' s. 74 ('Eist 38, 35 weifs ich sonst nicht nachzuweisen' B. 447). 'bei Hartmann von Aue MF 213, 7 nennt die dame mit scharfer ironie ihren ungetreuen freund *alse valschelôs sam daz mer der ünde*' ('das meer als sinnbild der unbeständigkeit verwendet Hartmann 213, 7 in witziger weise' B). — die gelehrt mythologische abhandlung über den wind auf s. 3 (st. Voluspó 50 l. Vafþrúþnesm. 37) verdankt ihren ursprung Bergers schlichter bemerkung (s. 449) über Veldeke 66, 5 mit dem hinweis auf Grimms myth. 527. auch die — haltlose — deutung von Reinm. 169, 11 (s. 17) ist wol durch Berger angeregt ('charakterisch ist Reinmars stellung zum natureingang: 169, 12' B. 445). sonst stammt der gelehrte aufputz von Uhland, RMMeyer und Burdach her.

[1] vgl. Berger s. 452: 'das älteste und bereits gereimte beispiel der liebesgrüfse ist bekanntlich im Ruodlieb erhalten . . man könnte solche wendungen aus dem geselligen leben ableiten und für feststehende redensarten der umgangssprache erklären'.

Graz. **Anton Wallner.**

Der schwan von der Salzach. nachahmung und motivmischung bei der Pleier von **Otto Seidl.** Dortmund, Ruhfus 1909 75 ss. 8⁰. — 2 m.

Seitdem die drei werke des Pleiers im drucke vorliegen (1892 erschien als letztes der Garel), hat sich eine im ganzen übereinstimmende meinung über ihn gebildet [1]. er darf als der typische epigone gelten, der für einen bereits ausgebildeten geschmack nach wunsch liefert. im ausdruck steht er so ganz unter dem einfluss seiner vorbilder — es sind besonders Wolfram, Wirnt, Hartmann und Stricker —, dass seine langen bücher aus den entlehnten verszeilen geradezu zusammengesetzt erscheinen. sein gedächtnis ersetzt ihm das genie. etwas anderes ist es mit dem inhalt seiner gedichte. er gibt jedesmal an, einer wälschen, dh. französischen vorlage zu folgen, wir haben aber allen grund das nicht zu glauben, sondern es als eine vom publicum verlangte falsche ursprungsbezeichnung anzusehen. entlehnt hat er die einzelnen bestandteile, aber frei umgestaltet und frei, auch hierin bekannten mustern folgend, angeordnet und zu einheiten verbunden: 'er erfindet nichts und findet alles' (Zwierzina), 'er hat den stoff frei entworfen, aber nicht frei erfunden' (Ehrismann). man könnte sich damit begnügen. aber gegen diese sonst einmütige auffassung von der entstehung der Pleierschen romane ist ein sehr bestimmter widerspruch laut geworden. EWechfsler (Jahresber. üb. die fortschritte d. rom. phil. IV 2, s. 399 f) behauptet für diese gedichte wie auch für den Daniel des Strickers frz. vorlagen und stellt besonders für die frz. quelle des Garel eine eigene abhandlung in aussicht. diese abhandlung ist bisher nicht erschienen, aber die allgemeinen gründe, welche dort zu der ganzen frage vorgebracht werden, verdienen berücksichtigung. aufserdem bestehn auch für die anhänger der andern auffassung noch gewisse zweifel, kaum für den Garel, aber doch für einzelne elemente der beiden anderen bücher; man vgl. die vorsichtigen äufserungen von Zwierzina (aao. s. 355) und die darlegung von Ehrismann (aao. s. 95 note). auch in der beurteilung des dichters findet sich ein gegensatz. nach Steinmeyer hat er den inhalt 'zusammengebettelt', auf der andern seite hat Vogt (Zs. f. d. phil. 26, 126) das verdienst hervorgehoben, das in der selbständigen composition liegt. zweifellos mit recht, aber Steinmeyers schroffes urteil ist sehr begreiflich, wenn man seine und Egelkrauts (Der einfluss des Daniel vom blühenden tal auf die dichtungen des Pleiers. diss. Erlangen 1896) listen der entlehnungen ansieht. nur ist mit diesen listen auch über den stil des Pleiers nicht das letzte Wort gesprochen. wir sehen daraus,

[1] vgl. bes. Steinmeyer GGA. 1887. 785—811. 1893. 97—125; Zwierzina Anz. XXII 353—363; Vogt Zs. f. d. phil. 26, 122—126; Ehrismann Anz. XXX 87—97.

welche werke er ganz genau gekannt hat. und auch welches sein schriftstellerisches streben gewesen ist, nämlich das, wie seine vorbilder, also 'classisch', zu schreiben. aber wir sehen nicht daraus, wie er im zusammenhange seiner erzählungen jene verse, formeln, beiwörter verwant hat. wir müssen doch fragen, ob in der art, wie und wo diese nachahmung erscheint, nicht noch etwas persönliches zu erkennen ist, ob es nicht trotzdem einen Pleierschen stil gibt. es bleibt also die aufgabe, einerseits die züge des individuums Pl., die wenn auch erkennbar, noch unter der capuze des stofflichen etwas verhüllt sind, deutlicher zu erfassen, anderseits durch eine jeden widerspruch beschwichtigende lösung der quellenfrage die stellung dieser denkmäler in der litteraturgeschichte endgültig festzulegen. daraus ergeben sich für den der den fall neu aufnimmt, nicht unbedeutende aufgaben. das wichtigste was über den Pl. bisher gesagt ist, steht, von der abhandlung von EHMeyer abgesehen, in recensionen. es sind, wenn man will, lesefrüchte, allerdings sehr gehaltvolle, und sie machen nicht den anspruch, den gegenstand zu erschöpfen. diesen anspruch muss man aber an eine neue arbeit stellen, weil sie sonst eigentlich überflüssig ist, es sei denn dass sie etwas ganz neues zu bieten habe. und das kann man von der studie von Seidl nicht sagen. sie bespricht im ganzen die dinge die schon besprochen waren, nur in andrer anordnung und beleuchtung. damit kann sich nur ein subjectives ergebnis erzielen lassen. vielmehr lässt es sich jetzt nicht mehr umgehn, das gesamte material welches der Pl. bietet, mit der gesamten litteratur die für ihn als vorbildlich in betracht kommen kann, zu vergleichen. es muss mit einer vollständigen analyse der drei romane begonnen und es müssen die daraus sich ergebenden bestandteile mit den möglichen quellen verglichen werden; und zwar müste das nicht nur eine art von fortlaufendem commentar, welcher schritt für schritt die einzelnen, kleinsten momente der handlung begleitet, wie Zwierzina fordert (aao. s. 355), sondern auch die zusammensetzung im grofsen, verhältnis und verknüpfung der mythisch-heroischen elemente mit den höfisch-ritterlichen, dasselbe zwischen rahmenhandlung und episodenreihen berücksichtigt werden. erst dann sehen wir deutlich, wo die vergleichbaren beziehungen in der deutschen litteratur versagen, erst dann werden wir auch sagen können, ob die darstellung desselben motivs beim Pleier, wie behauptet worden ist (Wechfsler aao. 400) ursprünglicher ist; und dann erst können wir fragen: woher hat der Pl. das? aber auch so sind wir nicht fertig. der stil des Pl., sein ausdrucksvermögen muss so eindringlich untersucht werden, dass wir genau wissen, welches geistes kind er war. dazu gehört nicht nur der ausdruck an der einzelnen stelle, ordnung der periodischen gruppen, gespräch, schilderung usw., sondern auch die gesamtcomposition — allerdings mit beschränkung auf solche teile und erschei-

nungen, wo wir uns nicht mit der quellenfrage kreuzen, zb. die grofse heeresschlacht im Garel.

Der verf. der arbeit die uns hier beschäftigt, hat nun wol gesehen, in welcher richtung die Pleierstudien eine ergänzung vertragen können. er stellt sich seine aufgabe so umfassend wie möglich: er möchte, das ist doch wol der sinn seiner einleitenden bemerkungen (s. 4), die einwürfe Wechfslers durch seine beobachtungen sachlich widerlegen. aber es ist ein versuch mit untauglichen, oder doch vollkommen ungenügenden mitteln. er nimmt nur eine art der möglichen untersuchungen vor, und diese durchaus unvollständig. auf die stilfrage geht er gar nicht ein und findet nur gelegentlich für die sammlungen Steinmeyers und Egelkrauts ein wort, das bald gönnerhaft ('sammeleifer' s. 3) bald geringschätzig klingt ('entlehntes sprachgut sorgfältig aufstapeln' s. 70). das ist zum mindesten undankbar; denn seine eigenen beobachtungen würden an bedeutung wesentlich einbüfsen, wenn nicht durch jene vorarbeiten es absolut sicher bewiesen wäre, welche werke der Pl. ganz genau gekannt hat. aber auch in der beschränkung auf den inhalt fasst er das thema zu eng. er beschäftigt sich nur mit den motiven, also den einzelnen momenten der erzählung, und läfst die fragen der zusammensetzung und anordnung bei seite, und grade dieser punct ist sehr wichtig für die quellenfrage — wenn sie eine frage ist. allerdings verfolgt der verf. bei diesen dingen noch ein weiteres ziel, er will zeigen, wie der Pl. die verschiedenen elemente und anregungen, die er von seinen vorbildern empfing, verarbeitete, mischte, und findet darin den anlass, das urteil über den dichter zu heben. damit hat er recht, besonders Steinmeyer gegenüber. er sagt zutreffend und vorsichtig, das des Pl. umgestaltungen von technischem geschick zeugen (s. 4); anderswo braucht er aber stärkere worte, wie das modische 'grofszügig' (s. 15), was übers ziel hinausschiefst. dabei macht er immerhin einige hübsche beobachtungen, und es ist auch anzuerkennen, dass der zusammenhang inhaltlicher und wörtlicher beziehungen gebührend ins auge gefasst wird. und wenn der ausdruck auch öfter etwas vorbeitrifft oder mehr auffallend als richtig ist, so sind die einzelnen bemerkungen lebhaft, gescheit, nicht ohne geist, und verraten einen empfindlichen sinn für ausdruck und darstellung. aber einen wert für unsere erkenntnis haben sie kaum. sie sind durchweg subjectiv, oft oberflächlich, oft überspitzfindig. es ist ein bouquet von ersten eindrücken, das er uns präsentiert. die arbeit ist sozusagen im ersten stadium ihrer entwicklung schon zum druck gekommen, in dem stadium wo der stoff interessiert, wo die ersten, fruchtbaren gedanken entstehn. aber die dann folgende zusammenhängende planmäfsige untersuchung ist ausgeblieben. sollte dies urteil falsch sein, so hat der autor selber schuld daran. was er bietet, ist auch in dem

rahmen seines themas durchaus unvollständig. innerhalb der grenzen seines beobachtungsfeldes muste er aber vollständig sein. denn an einzelnen beispielen hatte bereits Zwierzina die motivmischung des Pl. genügend dargetan (aao. s. 356 ff). wenn der verf., wie er mitteilt, erst nachträglich bemerkt hat, dass ihm dadurch ein grofser teil seiner arbeit vorweggenommen war, so muste ihm das umsomehr ein wink sein, zu ergänzen was noch fehlte. aufserdem ist die anordnung der arbeit derartig, dass man sie mit dem worte 'locker' sehr milde bezeichnen würde. sie bildet für den der sich unterrichten will, ein fortwährendes hemmnis.

Die behandlung des eigentlichen themas gliedert sich, wie folgt: 1) Beimischung von einflüssen der volkstümlichen dichtung, 2) Ethik und weltanschauung, 3) Taten und geschehnisse, 4) Sonstiges. also die hauptsache und grundlage als nummer 3 beinah am ende, dinge die erst von da aus zu beurteilen sind voran. bei nummer 2 kann man überhaupt zweifeln, ob es noch zur sache gehört: sind 'treue', 'aberglauben' motive? ferner verspricht der verf. unter nr 1 die motive (d i e!) anzugeben, an denen die einwürkung volkstümlicher dichtung zu spüren ist. dann müste doch der folgende teil sich mit der einwürkung der höfischen dichtung beschäftigen. aufserdem, und das ist wichtiger, führt hier die abtrennung der 'volkstümlichen gedichte' irre. es kommt für die Pleierfrage die deutsche Epik als ganzes in betracht. dieser unterschied darf hier nicht gemacht werden. für den Pl. hat er sicher nicht existiert.

In dem ersten teile bringt nun der verf. zuerst 'streiflichter auf den wort- und namenschatz' und sagt wörtlich 'einmal Garel 11398 entschlüpft dem Pl. eine volkssängerische aufmerksamkeitserregung *nu muget ir hœren wie er sprach.* der in Dietrichs Flucht so häufig (4112 u. ö.) vorkommende ermunterungsruf: *nu sult ir hœren wie er sprach* kommt recht nahe, aber auch die (damit) gleichlautende zeile Parz. 310, 14. Lanz. 4276 stimmt mit der Garelzeile völlig überein. es ist ganz bezeichnend, dass dem Pl. gerade bei der besprechung eines riesenkampfes diese wendung aus dem stile des volkstümlichen vortrags in den mund kommt'. das ist das 'streiflicht auf den wortschatz'. in dem letzten satz ligt im kern eine richtige tendenz, nur ist sie falsch angewant, weil dem verf. die kenntnisse fehlen, um zu beurteilen was bezeichnend ist. es ist zu fürchten, dass er sie auch gar nicht gesucht hat. dann folgen unter dem 'volkstümlichen' noch drei stücke, von denen nur nr 3 'zwerge' hinpasst, während in nr 2 'riesen' und nr 4 'gärten' motive behandelt werden, die grade aus höfischen romanen stammen. es zeigt sich, wie misslich es ist, die sogen. volktümliche dichtung abzusondern.

Die weitere gliederung der arbeit zu widerholen, ist hier nicht am platze. dies 'streiflicht' mag genügen. nur einige einzelheiten mögen noch folgen. die 'wilden leute' im Meleranz

werden zu unrecht mit den zwergen vermischt (s. 18). sie sind etwas ganz anderes. wie man sie sich dachte und mimisch darstellte, zeigen viele bilder in handschriften. für jedermann zugänglich das bild vom schembartlaufen in Vogts Litteraturgeschichte. die befreiung des Tandareis durch die schwester seines feindes auf dem schlosse Montane kluse will der verf. alleine auf eine vermischung der besonders im Lanzel. gegebenen litterarischen motive zurückführen. es ist doch aber einer der fälle, wo der Pl. eine form der erzählung bietet die ihr analogon nur in Frankreich hat, nämlich im Karrenritter Chrestiens, und die möglicherweise ursprünglicher ist. mein versuch, diese tatsache aus einem verloren gegangenen deutschen Lanzelot zu erklären (Zs. f. d. phil. 29, 155 ff). war allerdings nicht ausreichend begründet, wie von Wechfsler mit recht gerügt worden ist. aber erklärt ist die sache damit noch nicht. auch ist da noch immer die anspielung Wolframs im anfang des XII buches. die müssen wir doch, ob Kyot sei oder nicht sei, als eine anspielung auf etwas in Deutschland, doch wahrscheinlich in litterarischer form, bekanntes ansehen, wie die auf *Lûneten rât*, auf den Iwein; sonst kommen wir noch dazu, auch das citat aus Walther auf die frz. vorlage zurückzuführen[1]. s. 38 wird Stricker Daniel 1051 *des vart er nâchjagete* falsch gedeutet, *vart* heifst hier nicht 'fährte', sondern es liegt eine sachliche confusion vor. die worte bedeuten 'hinter dem er her ritt', der riese, um den es sich handelt, ist aber gar nicht vor ihm, sondern bei Artus geblieben. § 21 trägt die überschrift 'entzündung und heilung'. das wort entzündung soll aber etwas ganz anderes heifsen, als man in der nachbarschaft von 'heilung' erwarten muss. der verf. meint damit das beliebte motiv, dass der kämpfer durch den gedanken an die geliebte neue kräfte gewinnt. dann geht es weiter: 'etwa die entgegengesetzte wirkung dieser von den dichtern oft gebrauchten kampfaufreizung, heilung der geschlagenen wunden, üben die salben aus'. und es folgen beispiele, wo ritter durch wunderbare salben geheilt werden. an diesen salto schliefst sich wider die durchaus richtige bemerkung an, dass der Pl. anregungen aus dem wunderbaren, unwahrscheinlichen ins nüchterne, denkbare überträgt. das ist ja des pudels kern! der Pl. ist weder ein gedankenloser plagiator, noch ein erfindungsreicher poet. sondern ein mann des gesunden menschenverstandes, des nur gesunden menschenverstandes, ein wahrer schulmeister mit seiner deutlichkeit und umständlichkeit, der nicht ruht, bis alle es begriffen haben. die art, wie er jedes ding zu seiner zeit nicht zu widerholen unterlässt, erinnert an die methode Gouin: 'ich stehe auf, ich verlasse meinen platz, ich gehe nach der tür, ich fasse den drücker an usw.' eben darum ist er auch in der lage, die compositionen von planer übersichtlichkeit anzulegen

[1] vgl. Martin Parzival II, XLVII.

und durchzuführen, der richtige 'aufbauarchitekt'! wie dieser als dichterinterpret und jene methode als unterrichtsmittel versagt wo es über das ewig äufserliche hinausgeht, so geht es auch dem Pl. ein gutes beispiel dafür ist die rahmengeschichte im Tandareis, wo das 'don', jenes vor äufserung der bitte von Artus gewährte versprechen, die armatur, das äufserlich zusammenhaltende gerüst für den ganzen roman liefert. dringt man nicht weiter in die tiefe, so ist die sache würklich nett, beinah architektonisch durchgeführt. aber in der nähe besehen ist alles hohl, und die fugen der verschiedenen hier aneinandergeklebten motive lösen sich. dabei ist aber ganz deutlich zu sehen, was der Pl. gewollt hat. im einzelnen das auszuführen, würde zu viel raum in anspruch nehmen.

Ein hinweis sei noch verstattet, auf welche weise vielleicht aus dem stil schlüsse gezogen werden können. Die formel *nû lâze wir die rede belîben* in ihren verschiedenen varianten wird sehr häufig im Garel, etwas weniger oft im Tandareis gebraucht, aber in beiden an wichtigen übergängen in der deutlichen gliederung, speciell im Tand. sind es deutliche neue anfänge 1590. 4891. 5540. 8301. 9668. 11662. 11746. 11931f. 13263. 13496. 13779. 14443. 15453. im Meleranz kommt der formeltypus, soweit ich sehe, nur 3 mal vor, an der einen stelle an einem wichtigen anfange, dem beginn der zweiten abenteuerfahrt 4133 (weniger scharf 2743. 11513). ähnlich ist es in der Gudrun 67. 563. 630. 951. 1071. 1165, auch 1695. daraus kann natürlich nichts weiter geschlossen werden, als dass derjenige welcher die formel braucht, und der welcher den plan der erzählung entworfen hat, dieselbe person sind. jedenfalls würde es sich verlohnen, solche überleitungsformeln in gröfserem zusammenhange zu studieren. früher kann man nichts damit beweisen, auch nicht dass etwa die Gudrun hierin ein vorbild des Pl. wäre.

Der Garel ist sicher älter als der Tand.; im übrigen ist die reihenfolge der drei werke nicht bestimmbar, das hat wol nicht viel zu bedeuten. immerhin ist der versuch den Seidl macht, hierin weitere klärung zu schaffen, als solcher begreiflich. nur bringt er ihn an verkehrter stelle, vor dem hauptteil, und seine gründe sind so dürftig, dass er selber erklärt, einen unmittelbaren beweis nicht geben zu können. nun, dann hätte seine ganze ausführung, welche dahin geht, dass der Meleranz das erste stück sei, nicht gedruckt zu werden brauchen. wo nicht, wie im Tand., die anspielung auf das frühere werk klar vor augen liegt, können solche reihenfolgen nicht auf grund einzelner, zufälliger beobachtungen bestimmt werden. man darf von dem autor verlangen, dass er weifs, was für mühe man sich in derselben frage etwa bei Hartmann und Konrad von Würzburg gemacht hat. er konnte vom standpuncte seines themas die frage ganz unberührt lassen, aber sie so schlankweg unter der

eleganten rubrik 'einleitendes und vorwegnahmen' zu erledigen, das ist doch allzu schlank.

Es kann also der arbeit nach genauer prüfung nur das verdienst zugesprochen werden, darauf aufmerksam gemacht zu haben, dass auch am Pleier noch allerlei zu tun ist. umsomehr als der bald verjährte angriff Wechfslers gegen die originalität der werke des Strickers und Pleiers noch nicht erledigt ist. meiner meinung nach ist die unter den germanisten herschende auffassung richtig. das darf aber nicht dagegen blind machen, dass bei beiden dichtern manches ungeklärt ist, dass im Daniel des Strickers sogar unklarheiten eigener art vorkommen. und wir müssen den kennern der französischen litteratur dankbar sein, wenn sie uns das zur vergleichung nötige material liefern. nur muss uns es frei stehn, es zu beurteilen. das was einem mhd. dichter zuzutrauen ist an eigener leistung, das lässt sich mit einzelnen inhaltlichen parallelen nicht alleine feststellen.

Noch eins: was soll der 'schwan von der Salzach'? ist das spass: ein theaterschwan mit aufgeklebtem gefieder? oder ernst? ist der Pl. ein heros des localpatriotismus für Salzburg geworden?

Hamburg. **G. Rosenhagen.**

Zur metrik und textkritik von Heinrich Heslers Evangelium Nicodemi von **Arthur Klatscher.** jahresberichte der k. k. staats-oberrealschule in Eger für das schuljahr 1907—1908, Eger 1908, 24 ss. und d. schuljahr 1908—1909, Eger 1909, 31 ss. 8°.

Der verfasser untersucht, in der hauptsache auf grund meiner ausgabe, an deren text er indessen in ca. 200 versen änderungen wünscht, in I die metrische verwendung der namen und composita, das vorkommen einsilbiger substantiva in der senkung, die abweichungen vom natürlichen accent; in II die synkope der senkungssilben, die zweisilbigkeit der senkung nach langer hebung, die zahl der füfse, den auftact und das vorkommen des hiatus. daran schliefsen sich die betrachtungen einiger doppelformen, bemerkungen über die metrische stelle Heslers, endlich eine zusammenstellung der vorgeschlagenen textänderungen.

Wenn ich Klatschers aufstellungen nur zum teil zustimmen kann, so ligt das daran, dass seine auffassung von Heslers vers sich von der meinen in zwei wichtigen puncten unterscheidet, und ich mich von der richtigkeit seiner ansicht nicht zu überzeugen vermag.

K. meint, für Hesler sei die principiell gleiche silbenzahl der reimpaare nicht anzunehmen. ich habe sie aus seiner metrischen stelle in der Apokalypse herausgelesen und mich

bei der textherstellung darnach gerichtet. nach K.s widerspruch muss ich auf diesen punct wol nochmals eingehn. die genannte forderung find ich zunächst in v. 1442 ff ausgesprochen. ich gebe zu, dass die stelle nicht ganz einfach zu deuten ist, ganz unverständlich ist mir aber, wie K. sie wider auf den endreim hat beziehen können. mit ihr stehn doch die verse 1446—1459, in denen von der silbenzahl der verse gesprochen wird, in engstem zusammenhang, schon daraus folgt, dass 1442f auf den vers zu beziehen sind. Hesler redet also hier von dem vollständig gleichen[1] abwägen der verse, also — da er als mafstab für dieses abwägen nur die silbenzahl kennt — von ihrer gleichen silbenzahl. da er ja nun aber gleiche silbenzahl für alle verse des gedichtes nicht im entferntesten fordert, muss sich seine forderung an dieser stelle auf kleinere textgruppen beziehen: ich fasse deshalb die *rîme*, für die er die forderung aufstellt, als reimpaar, im hinblick auf Jeroschin v. 239, wo auch von reimpaaren die rede ist. darin seh ich nicht, wie K., einen schluss von Jeroschin auf Hesler; vielmehr wird nur die aus H. wahrscheinlich gemachte interpretation durch die deutlichere äufserung Jeroschins gestützt. sie lässt sich aber auch aus H. selbst weiter stützen. zunächst durch v. 1383; denn in v. 1379 ff wird ebenfalls nicht nur von reim-, sondern auch von versfehlern gesprochen. ich interpretiere die stelle: '. . die leichtfertigen, die bücher machen wollen . . . und einen vers zum anderen finden (also reimpaare bilden), aber beide verse nicht durch den richtigen reim verbinden und auch nicht gleich abwägen'. es ist also auch hier von reimpaaren die rede, und es wird ein fehler in ihrem bau gerügt, den vermieden zu haben H. in v. 1442f von sich rühmt.

Endlich v. 1473 ff; auch diese fasst K. falsch auf, wenn er 1473f auf die zweisilbig-stumpfen reime, v. 1475f auf die silbenverschleifung bezieht. die ganze partie ist vielmehr, obwol sie zwei verschiedene einzelerscheinungen (1473f und 1476 ff) nennt, doch als éine in sich einheitliche ausnahmelicenz aufzufassen, das wird durch die einleitenden worte *doch dinge ich ouch uz diz eine* sicher gestellt. einheitlich gefasst kann die stelle aber nur den sinn haben, sie soll abweichungen von der zu erwartenden silbenzahl rechtfertigen. man könnte nun meinen, und Bartsch hat dies auch getan, dass H. solche fälle im auge habe, in welchen das festgesetzte maximum oder minimum der silbenzahl überschritten bzw. nicht erreicht sei. aber derartige fälle kommen entweder gar nicht vor, oder, wenn einige solche verse anzunehmen wären, in so geringer zahl, dass der wortlaut von v. 1473 *daz ich dicke* usw. nicht gerechtfertigt wäre. wider bleibt nur die annahme übrig, dass von ausnahmen die rede ist,

[1] *ebengliche!* das *eben* darf bei der interpretation nicht übersehen werden.

durch welche die gleichsilbigkeit der verspaare gestört wird, wenn in einem vers zwei silben eintreten, wo der entsprechende reimvers nur éine hat. es ist also wider dasselbe, was Jer. deutlicher in v. 297 f ausdrückt. ich halte also an der principiellen gleichsilbigkeit der verse eines reimpaares fest und daran, dass es richtig war sie durchzuführen. dass es mir in jedem einzelnen fall gelungen sei richtig zu erkennen, ob dies princip bewahrt oder durchbrochen ist, behaupt ich natürlich nicht und will deshalb gerne textbesserungen, wenn sie genügend begründet werden können, anerkennen.

Ein zweiter punct, in dem ich mit K. nicht übereinstimme, ist der rhythmus der verse. K. stellt selbst fest, dass H. sich synkope von senkungen in grofsem umfang gestattet: etwa 540 fälle erkennt er an, in welchen einsilbler oder nicht componierte zweisilbler beschwerte hebung tragen; dazu kommen rund 400 fälle, in welchen diese auf compositis und fremden namen ligt. nicht selten begegnen in einem vers zwei beschwerte hebungen. aus diesen verhältnissen folgert K. mit recht, dass es nicht angehe, H. 'mit dichtern, welche den regelmäfsigen wechsel von hebung und senkung anstreben, in eine reihe zu stellen'.

Dasselbe folgt aus den zweifellos vorhandenen zweisilbigen senkungen, von denen K. wenigstens einen teil anerkennen muss (vgl. II s. 22 und 27 A, IV a). in würklichkeit ist ihre zahl viel gröfser; denn was K. § 6 über die möglichkeit sagt, einsilbigkeit herzustellen, gibt natürlich keine wahrscheinlichkeit dafür, dass sie von H. beabsichtigt ist, und kein recht sie durchzuführen, wenn nicht die von H. selbst aufgestellten regeln es fordern. ihr widerspricht auch nicht selten der schreibgebrauch jener hss., welche sprachlich dem original nahestehn.

Trotz dieser verhältnisse nimmt K. nun aber in weitgehndem umfang alternierenden rhythmus bei Hesler an. ich glaube, dass dies mit den genannten beiden tatsachen nicht zu vereinbaren ist, und lehne deshalb, auch auf die gefahr hin dass gelegentlich schwere zweisilbige senkungen oder schwache hebungen mit in kauf zu nehmen sind, änderungen die zu alternation führen sollen ab. ebenso les ich alle die verse, bei welchen K. unter beibehaltung meines textes alternierend skandiert, anders als er: also 3402 *du vorrietè mit ùnkùst* nicht *dú vorríete mít unkúst* (I s. 12); 4739 *swen daz úrtèil*, nicht *swen dáz urteíl* (I s. 13), denn hier den artikel zu betonen, ist ganz gegen den sinn des verses; 2831 *daz wárt in snéllichen bráht*, nicht *dáz wart ín* usw. (I s. 15); 1303 *daz Jésus blíbèt*, nicht *dáz Jesús blibét*, 3564 *daz wír niht wérdèn vorlórn*, nicht *daz wir níht werdén vorlórn* (I s. 23) usw. so schwindet der gröste teil der in § 4 verzeichneten abweichungen vom natürlichen accent, und auch in den andern paragraphen sind zahlreiche beispiele anders einzuordnen, § 5 und 6 erhalten grofsen zuwachs.

Auch abgesehen von der bevorzugung der alternation ist K.s accentuierung in manchen versen nicht gut, so muss in v. 545 (II s. 6) *slác* unbedingt den accent tragen, was K. nur in den anmerkungen als eine nach seiner ansicht offenbar weniger gute lesung verzeichnet, in v. 1448 (II s. 12) ist ebenso *genúc* oder *gnúc* mit beschwerter hebung zu betonen.

Auf alle einzelheiten der lesungen K.s und der von ihm vorgenommenen textänderungen im einzelnen einzugehn ist unmöglich, übrigens auch unnötig, da meine stellung dazu aus dem ausgeführten in den meisten fällen klar ersichtlich ist. eine zwingende notwendigkeit ligt abgesehen von den änderungen in v. 1732 und 2515, die in meinem text versehentlich elfsilbig sind, nur selten vor. in einer ziemlichen anzahl muss die möglichkeit, dass K.s änderung das richtige trifft, zugegeben werden, so ist gegen die enklise von *sie* in fällen wie *sprachens* 1480 usw. principiell nichts einzuwenden. soweit die silbengleichheit der reimpaare dadurch gestört wird, sind solche verse den von Hesler gestatteten ausnahmen zuzuzählen. ein teil von K.s änderungen ist dagegen nicht haltbar; so die in v. 4087 gegen die hss. GS. — in v. 1888 (I, s. 4 anm. 4) muss die von mir vorgenommene tilgung von *zu* bestehn bleiben, da die von K. angeführten parallelstellen nichts beweisen: in v. 697 ist *zu* ebenfalls zu streichen, *bauen* in v. 842 ist nicht infinitiv sondern substantiv (vgl. auch Ap. 7242. 14329). — v. 2811 (K. II s. 13, anm. 9) ist bei *weres du* zu bleiben, denn es ligt wie sonst nach *al, alein* der conjunctiv vor; vgl. 4147, Ap. 13054 f. 17706. usw. und die reimbelege Ap. 14087 und EN. 4140. — v. 5175 (K. II s. 13, anm. 2) ist von mir geändert, weil bereits v. 5168 *nemac* steht und der schreiber wol aus nachlässigkeit den ausdruck nochmals aufgenommen hat. — 3194 (II s. 13) *sunnenlicht* (adj.) ist beizubehalten; nur daraus erklärt sich, dass die anderen hss. ändern. — meine lesart in v. 233 (I s. 4) beruht auf einem druckfehler, ebenso in 8 und 13 (siehe PBBeitr. 33, 402) und 3914.

Zu bedauern ist, dass K. die von mir PBBeitr. 24 angewendete namensform Heinrich Hesler acceptiert hat, obwol sich schon ESchröder Zs. 43 mit recht dagegen gewendet hat und ich selbst in der einleitung zu meiner ausgabe s. LXXXII auf grund von Heslers eigenen worten (Ap. 16480) zeigen konnte, dass er zweifellos ritterlichen standes war. hoffentlich geben ihm andere hinfort seinen richtigen namen.

Endlich muss ich leider noch auf die druckfehler zu sprechen kommen. ich tu es nicht gern, denn wir sündigen alle in diesem punct und müssen deshalb auch gegen andere nachsicht üben. aber es gibt doch auch da grenzen, die eingehalten werden sollten. bei K. stehn aufser den von ihm II s. 31 verbesserten druckfehlern noch dutzende im text. dabei will ich von den

buchstabenverwechslungen gar nicht reden. die mögen, so häufig sie sind, noch hingehn. schlimm ist aber die häufigkeit falscher accente. hauptsächlich wird sie dadurch hervorgerufen, dass *í* statt *i* steht, aber auch andere buchstaben sind fälschlich mit accent gesetzt; so stehn in beiden heften, namentlich im ersten, versteile die zu viel accente haben (zb. I s. 15: *wír niewérlde* usw.) und ganze verse mit fünf oder gar sechs accenten, wie I s. 19, v. 2226 *und âlle die íe líb hétèn*, s. 23, v. 4895 *víl sát, nóch werdét ír sáter;* II s. 9, v. 1278 *díe sázèn mít íme darán.* gelegentlich wird dadurch K.s auffassung gar nicht auf den ersten blick kenntlich, wenn man erst nachsehen muss, welche accente nach der überschrift des paragraphen die richtigen sein müssen: man vgl. noch I s. 23, v. 4837 *ób iemèn ungútèr*, gemeint ist *ób iemén* mit versetztem accent. gezählt habe ich diese fehler nicht; hier nur drei stichproben: heft II s. 5 haben unter 64 versen vier je fünf accente, zwei nur drei accente; in heft I stehn auf der halben seite 19 (§ 3 a) unter 35 versen vier mit je fünf accenten, einer mit sechs, einer mit drei, s. 23 I a unter 36 versen gar elf mit je fünf, zwei mit sechs, einer mit drei accenten, hier also rund zwei fünftel mit fehlerhafter accentuierung — und dabei sollte gerade in einer metrischen untersuchung der verfasser es sich doch in erster linie angelegen sein lassen, für möglichste genauigkeit der accentuierung zu sorgen.

Giessen, 2 april 1910. **Karl Helm.**

Joachim Greff. untersuchungen über die anfänge des renaissancedramas in Sachsen von **Reinhard Buchwald.** [Probefahrten 11. band.] Leipzig, R Voigtländer, 1907. X u. 89 ss. 8°. — 3,60 m.

Für die oft beobachtete tatsache, dass eines dichters historische bedeutung erheblich gröſser sein kann als der ästhetische wert seiner litterarischen production, dafür ist Joachim Greff ein besonders markantes beispiel. er gehört, ästhetisch angesehen, unzweifelhaft zu den am wenigsten begabten dramatikern des 16 jh.s, und die leisen versuche Buchwalds, auch ihm 'ästhetische kunstbetrachtung' (s. 43) und 'sinn für psychologische feinheiten' (s. 51) zuzuschreiben, werden gewis nicht auf billigung rechnen können. aber Greffs historische stellung berührt das kaum: mag er ein noch so kümmerlicher poet gewesen sein, ihm bleibt der ruhm als erster die neue form des deutschen renaissancedramas in das mutterland der reformation eingeführt zu haben. der bequeme ausdruck 'deutsches renaissancedrama' soll nicht etwa ästhetische empfindungen wecken, sondern nur andeuten, dass es sich um ein drama in deutscher sprache handelt, dessen composition im wesentlichen der römischen komödie nachgebildet ist. in welcher weise Greff diese neue form des dramas bemeistert

hat, das zu zeigen, wird somit die hauptaufgabe einer ihm gewidmeten monographie sein. B. verwendet nur den vierten teil seines buches (s. 64—86) auf die besprechung der dramatischen technik, aber bei dem erstaunlichen mangel an untersuchungen dieser art müssen wir ihm auch hierfür dankbar sein, zumal da er durchaus den blick für die in frage kommenden probleme besitzt. so hat er zb. richtig erkannt (s. 69 f), dass die acteinteilung bei Greff keine nachträgliche oder äufserliche zutat ist, sondern 'ein von vornherein constructives' — ich würde sagen: ein constitutives — 'moment'. genauere betrachtung hätte ihn belehrt, dass auch die sceneneinteilung nicht ganz so unklar ist wie sie ihm erscheint (s. 71 ff), wobei vor allem ort und zeit und deren veränderlichkeit auf der bühne (s. 77 ff) mehr zu berücksichtigen gewesen wären. freilich ist zuzugeben, dass bei Greff in dieser hinsicht nicht selten eine gewisse verworrenheit zutage tritt, weil ihn die vorstellung des mittelalterlichen bühnenbildes trotz allen antikisierenden tendenzen noch stark beherscht. lässt sich doch ähnliches selbst beim 'Acolastus' des Gnapheus beobachten, dessen einfluss auf Greffs dramatische technik B. allzu zögernd andeutet (s. 78).

Um die bedeutung der scene bei Greff festzustellen, hätte er auch die anderen dramatiker der ersten hälfte des 16 jh.s unter diesem gesichtspunct prüfen müssen. aber daran hat er es leider fehlen lassen, — und das lenkt uns auf einen grundmangel seiner untersuchung: sie zeigt zu wenig vertrautheit mit den zeitgenossen Greffs und wirtschaftet zu viel mit der litteratur über die litteratur. ich würd es bedauern, wenn Creizenachs unschätzbares repertorium, wie es beinah den anschein hat, dazu verführen sollte, das 'legimus aliqua, ne legantur', dessen er sich rühmen durfte, allzu wörtlich zu nehmen; und es bedarf nicht erst der hervorhebung, dass für die lectüre der quellen auch die speciallitteratur keinen ersatz bieten kann, selbst wenn man sie in gröfserer vollständigkeit heranzieht und kritischer bewertet, als B. es tut. wer das drama des 16 jh.s einigermafsen kennt, wird auf bücher wie Zellwekers 'Prolog und Epilog' (1906), das B. oft citiert, getrost verzichten können. dagegen lässt sich aus Franckes 'Terenz und die lateinische schulkomödie in Deutschland' (1877) auch heute noch einiges lernen, vorausgesetzt dass man den chronologischen wirrwarr des ganzen beseitigt und keine einzige der vielfach ungenauen angaben kritiklos übernimmt. B. hat weder das eine noch das andere getan, und so finden wir auch bei ihm jenes unhistorische gleichsetzen der verschiedensten epochen, wenn etwa s. 35 Rudolf Agricola (der 1485 starb) und die Württemberger kirchenordnung (die 1559 erlassen wurde) in einem atem genannt werden, oder Adam Puschmann (1532—1600) mehrfach (bes. s. 68) als kronzeuge für drama und bühne der ersten hälfte des 16 jh.s herhalten muss. so scheint B. gar

nicht zu bemerken, dass er eine ansicht Franckes trotz dem hinweis auf diesen geradezu widerlegt. wenn er s. 41 f ausführt, dass bereits Greff die abneigung vieler dramatiker gegen die 'fictae fabulae' teilt, während Francke (Terenz s. 59) diese opposition vor allem von den Jesuiten ausgehn lässt. was hat es überhaupt für einen zweck, zunächst zu erklären (s. 41), des Euanthius theorie einer 'historica fides verae narrationis' habe in der bevorzugung einer komödie fortgewirkt,

Welche nit ist ein falsch gedicht,
Sondern ein gewiß vnd war geschicht,

und dann erst Greffs stellung zu dieser frage zu erörtern? die eben angeführten verse, die B. einem etwas längeren citat bei Francke entnommen hat, stammen aus einem deutschen prolog zu einem lateinischen drama 'Damascenus' (cod. lat. monac. 532), das ohne zweifel erst der zweiten hälfte des 16 jh.s angehört.

Ähnliche beispiele einer aufserachtlassung der zeitfolge machen sich auch in den capiteln 'Greffs theoretische anschauungen' (s. 32—54) und 'Quellenstudien' (s. 55—63) bemerkbar, die sonst gleich dem abschnitt über die dramatische technik neben manchem zutreffenden und förderlichen auch allerlei gewagtes, überflüssiges und unrichtiges enthalten. die existenz sächsischer fastnachtsspiele scheint mir durch die abrupten bemerkungen s. 59 ff durchaus nicht 'sicher nachgewiesen' (s. 61). über den dramatiker Johannes Rasser (s. 48) hätte sich B. durch einen blick in den Goedeke, vor allem aber in die Allgemeine Deutsche Biographie 27, 332 f unterrichten können. andere einzelheiten übergeh ich.

Weniger hat das erste capitel (s. 1—31) unter dem mangel an chronologischem sinn gelitten. es berichtet unübersichtlich und unlebendig, doch kundig und mit neuen ergebnissen im einzelnen über Greffs leben und werke. überzeugend find ich den nachweis (s. 13 ff), dass Greff den 'Jacob' allein verfasst hat und Georg Major dabei nur die rolle des anregers und beraters zufällt. dies drama wurde übrigens, was B. noch nicht wissen konnte, 1544 in Altenburg gespielt (vgl. MMeifsner, Geistliche aufführungen und schulkomödien in Altenburg: Mitteilungen der Geschichts- und altertumsforschenden gesellschaft des Osterlandes bd. 11 [1907], s. 351 ff). das gedruckte stück übersante Greff bald nach der Magdeburger uraufführung im jahre 1534 seinem väterlichen freunde Stephan Roth zugleich mit einem briefe, worin er ihm seine zukunftspläne auseinandersetzte. dieser wichtige brief, den Suhle in einem Dessauer schulprogramm von 1888 s. 30 f zuerst veröffentlicht hat, ist bereits von Creizenach und anderen beachtet worden; eine neue, höchst wunderliche auslegung läfst ihm B. zuteil werden. er findet darin die angabe, Greff habe sich durch die abfassung und buchhändlerische verbreitung von lesedramen eine materielle existenz schaffen wollen,

— 'ein vorhaben, das in solch bewuster und extremer form trotz Gengenbach, Henselyn, Folz u.a. originell erscheint' (s. 10). ganz abgesehen nun davon, dass hier der 'Henselyn' offenbar als ein autorname fungiert, wie in aller welt konnte der verf. den wortlaut jenes briefes nur so misverstehn? mit keiner silbe ist darin von einer buchhändlerischen verbreitung die rede, und ich wüste auch nicht, wie ein dramatiker des 16 jh.s auf die absurde idee kommen sollte, sich durch den vertrieb von selbstverfassten lesedramen zu ernähren. bei Gengenbach ligt die sache doch ganz anders, da er buchdrucker und dichter in éiner person war. Greff aber hätte sich mit dem honorar begnügen müssen, und wie es damit im 16 jh. stand, das kann man sich schon aus Kapps mitteilungen (Gesch. des deutschen buchhandels I 312 ff) vergegenwärtigen: hätte der verf. diese gekannt, die unwahrscheinlichkeit seiner vermutung wäre ihm wol selbst aufgegangen. seine existenz auf den ertrag zu gründen, den man von verlegern für dramatische werke bekam, war im 16 jh. schlechterdings unmöglich — und ists ja bis heute geblieben.

Und dann jener unglückliche einfall, Greff als 'schöpfer des deutschen buchdramas' hinzustellen, ein einfall, der im verlauf der untersuchung immer widerkehrt (s. 9 f. 16. 46. 77)! gewis war die fragwürdige zwittergattung des buchdramas im 16 jh. beliebter als in unseren tagen, und es wäre keine uninteressante aufgabe, die deutschen und lateinischen dramen des 16 jh.s einmal daraufhin zu durchmustern, ob sie für die bühne berechnet waren oder nicht. aber Greffs bedeutung ligt doch gerade darin, dass er — soviel ich sehe: ausnahmslos — aufführbare dramen geschrieben hat, von denen er niemals wünschte, dass sie nur gelesen, sondern stets, dass sie '*verstanden, gelesen vnd angehört möchten werden*', wie er es in der vorrede zu seiner Aululariaübersetzung ausgedrückt hat (s. 17). und was speciell sein erstes und in mancher hinsicht wichtigstes drama, den 'Jacob', anlangt, so begründet er die drucklegung mutatis mutandis mit nicht viel anderen worten als ein paar jahrhunderte später der junge Grillparzer die veröffentlichung seiner 'Ahnfrau' (Sauer 4, 126): '*Es ist damit nicht gemeint, das Meer der deutschen Litteratur mit einem neuen Buche zu vermehren, oder etwas für sich Bestehendes, Unabhängiges dem Leser in die Hände zu liefern; vielmehr ist dies Büchlein bloſs für den Zuschauer bestimmt: es soll nur die Darstellung unterstützen und, je nachdem es kömmt, wieder von ihr unterstützt werden*'.

Berlin, mai 1910.

Hermann Michel.

Die deutschen Avanturiers des achtzehnten jahrhunderts von **Berthold Mildebrath**. Würzburger diss. Gräfenhainichen 1907. 147 ss. 8°.

Eine fleifsige arbeit, die den nachweis führt: die deutschen 'Avanturiers' gehören nicht, wie bisher meist angenommen, zu den nachahmungen von Defoes Robinson Crusoe, sondern bilden eine eigene gattung: als die letzten, im gegensatz zu Defoes werk unveredelten ausläufer des schelmenromans in Deutschland, dessen ursprüngliche herkunft aus dem picarischen roman der Spanier sich auch in keinem deutschen Avanturier verleugnet. der herkunft, dem litterarischen grundcharakter und also dem gattungsbegriff nach vom Avanturier zu scheiden ist die Robinsonade. als ihr kriterium hat Ullrich (Robinson und Robinsonaden s. XIV) 'insularische abgeschlossenheit von der menschlichen gesellschaft', entweder als 'mittelpunct der erzählung' oder doch in 'episodischer verwertung' bezeichnet. M. schliefst sich ihm an; und in der tat muss dieser unterschied mit strenge festgehalten werden, wenn nicht die alte unklarheit weiter bestehn soll. leider verwischt M.s eigne terminologie den unterschied wider.

Defoes 1719 erschienener Robinson hat nämlich sogleich starken einfluss auf die in Deutschland noch junge Avanturiergattung gewonnen, und so entsteht eine spaltung: neben den Avanturiers echten alten stils, die durchaus zu der grofsen classe der schelmen- und landstreicherromane zu rechnen sind, giebt es von jetzt an auch solche, die in allen schattierungen den übergang zur Robinsonade darstellen; sie werden von M. unglücklicherweise ebenfalls geradezu Robinsonaden genannt. ich würde sie als Avanturiers mit (mehr oder weniger betontem) Robinsonmotiv bezeichnen. auch Ullrich hat nur vier Avanturiers zu den Robinsonaden in seinem sinne zu zählen gewagt. ich möchte noch weiter gehn und aus seiner definition der Robinsonade die möglichkeit der blofs episodischen verwertung des R.-motivs ausscheiden; denn hierdurch wird die so nötige abgrenzung wider illusorisch gemacht, und ob in einem werke der mischgattung das Avanturier- oder das specifisch Robinsonmäfsige überwigt, wird sich in jedem falle ausmachen lassen. ein Avanturier, der ua. eine Robinsonepisode erlebt, bleibt deswegen doch ein Avanturier.

Der erste Av. mit Robinsonfärbung — ich folge M. — fällt schon ins jahr 1724: 'Des seltsamen Avanturiers sonderbare begebenheiten'; um die mitte des jahrhunderts folgen der Bremische, Dänische, Asiatische, Dresdner Avanturier. die neue gattung zehrt allmählich die alte auf, nachdem sie ihr durch ihr grundmotiv noch eben frische nahrung gegeben. statt des Avanturiers wird der Robinson mode, und der buchhändlerische reclamespeculant, der früher Pseudoavanturiers, die den abkömmling des alten Vagamundo nur auf dem titelblatte führten, an den mann brachte, wirft

jetzt, und nun erst in massen, Pseudorobinsonaden auf den markt. immerhin sind würkliche Avanturiers noch bis 1766 erschienen.

Von solchen deutschen, z. t. übersetzten Avanturiers, mehr schelmen- oder mehr robinsonartigen charakters, und Pseudoavanturiers hat M. 20 zusammengebracht, vom 'Vermaekelijken Avanturier' des Nic. Heinsius 1695 an, der als vorderhand erster deutscher Av., noch vor Defoes Robinson, 1714 unter dem titel 'Der kurzweilige Av.' erschien, bis zu den 'Gaskonischen Avanturiers' von 1769. zwei sind nicht aufzufinden gewesen: der Fränkische Avanturier von Karl Friedrich Tröltsch, den Heinsius erwähnt, und der Holländische, angezeigt im messkatalog der Grossischen handlung ostern 1737, möglicherweise eine deutsche übersetzung der franz. ausgabe des Heinsius: 'L'Avanturier Hollandois' 1729.

Ob M.s (unausgesprochener) grundsatz richtig ist, nur solche romane, die sich selbst im titel als Avanturiers bezeichnen, der gattung zuzurechnen, darf man bezweifeln. mit gutem grunde hat Ullrich keinen wert auf die titelbezeichnung Robinson oder Robinsonade gelegt. wohin soll man zb. 'Den in dem wilden Amerika von seiner Wildheit befreyeten Europäer, oder merkwürdige und lustige Lebens-Geschichte des Herrn von M . . . Frankfurth und Leipzig 1756' [Göttingen und Berlin KB.] rechnen, wenn nicht zu den Avanturiers? die kleine Robinsonepisode, wenn man sie ja so nennen darf, wie überhaupt die auswanderung nach dem stillen weltfernen Amerika am schluss, so ungeheuer interessant sie auch litterarhistorisch ist (Prévosts Manon Lescaut war 1731 erschienen), macht das buch noch zu keiner Robinsonade, wogegen alle hauptingredienzien des Avanturiers vorhanden sind. und wenn M. den didaktischen dialog zwischen 'Bruder Studeo' und 'Bruder Lustigmacher': 'Zwey im Coffee-Lande herumschweiffende Avanturiers' (1744) zu den Pseudoavanturiers rechnet, so muss er auch den ganz analogen dialog 'Wunderbare Avanturen, bestehend in einem lächerlichen Gespräch zweyer lustigen Welt-Brüder, namentlich Bruder Philip und Bruder Stephan — — welche der curieusen Welt zur Belustigung entworffen, Der wolbekanNte TeutscHe. Franckfurt und Leipzig, 1750' [Göttingen und Berlin KB.] dazu rechnen, wenngleich das Wort Avanturier im titel nicht vorkommt.

Den ausschlag geben kann allein der litterarische charakter. Es gibt viel mehr Avanturierromane als die 20 zufällig so benannten. der unterschied gegen den Robinson ist ein begrifflicher; der vom Picaro oder Rogue im grunde nur ein unterschied der zeiten. aber nicht jeder Picaro nennt sich jetzt Avanturier.

Den inhalt seiner 20 Avanturiers erzählt M. eingehend, und nach reichlich genommenen stichproben zuverlässig, jedem seine besondere 'würdigung' beifügend, in der stilistische und andere eigentümlichkeiten gut beobachtet werden. am ausführlichsten behandelt

er den 'Kurtzweiligen Avanturier' des Heinsius, mit recht, denn er ist das einzige leidlich kunstmäßsige werk der gattung, zugleich dasjenige an dem sich, da es noch vor dem Robinson erschien, die gesamte progenitur bequem und sicher messen lässt. ob von den 20 inhaltsangaben oder wenigstens den würdigungen hier und da einige hätten zusammengelegt werden können, im interesse gröfserer übersichtlichkeit und belebtheit, wage ich nicht zu entscheiden. jedenfalls tritt die 'zusammenfassende schlussbetrachtung' s. 126—137 (der eine sorgfältige bibliographie angehängt ist) einigermafsen zurück gegen die vielen einzelheiten des vorhergehenden capitels (s. 14—126), so brauchbare zusammenstellungen über zeit und ort der romanhandlungen, art und anzahl der auftretenden personen, leichtfertigkeit der motivierung (motivtabelle nach procenten s. 133) und sonstige technik sie auch gibt. die wichtigsten den Avanturierroman betreffenden litterarhistorischen fragen sind klar formuliert, aber noch nicht vollständig beantwortet. M. hat das verdienst, das material zusammengebracht, gesichtet und seine bearbeitung angegriffen zu haben; aber die hauptfragen: nach dem zusammenhang des deutschen Avanturiers mit dem spanischen, französischen, wol auch englischen schelmenroman und mit dem spätgriechischen roman (seeräubermotive), nach der art des ohne zweifel gelegentlich bestehnden verhältnisses zu schwank- und anekdotensammlungen, nach dem publicum, das noch in den sechziger jahren des 18 jh.s für die Avanturiers vorhanden war — war es noch dasselbe, für das Lessing den Dänischen und den Russischen Avanturier in der Berlinischen privilegierten zeitung 1751 und 54 besprochen hatte? — endlich die frage nach der sittengeschichtlichen bedeutung dieser rohen aber wertvollen vorform des socialen romans: sie bedürfen noch weiterer untersuchung. welche motive des Avanturiers zb. sind es, die nach aufhören der speciellen gattung im roman weiterwürken, welche werden verschmäht? welche übernimmt zb. der 'komische roman' späterer jahrzehnte (vor mir liegt der so bezeichnete 'Die Pilgrimme' 1773, der noch recht viel davon hat)? welche der reifgewordene entwicklungsroman? welche noch der roman des 19 jahrhunderts? ohne zweifel würde die auswahl uns über das — gerade hier vielleicht recht langsame — tempo des steigens ästhetischer und moralischer cultur belehren. die problematische erscheinung des gesamten schelmenromans, dessen letzte form nur der Avanturier ist (aber eine wie bezeichnende für den anfang des 18 jh.s), vom 16 bis zum letzten drittel des 18 säculums, ist doch wol nur im engsten zusammenhange mit den politischen, wirtschaftlichen und geistigen bedingungen der damaligen hauptländer Europas zu verstehn, von weit gröfserer grundlage aus, als eine dissertation sie geben kann.

Göttingen. **Walther Brecht.**

LITTERATURNOTIZEN.

Zur nordgermanischen sagengeschichte von **R. von Kralik.** [Quellen und forschungen zur deutschen volkskunde herausg. von E. K. Blümml, bd. IV]. Wien, dr. Rud. Ludwig 1908. 122 ss. 8°. — 4,80 m. — Der verf. will mit frischem anlauf den versuch unternehmen, die richtige ordnung der sagen in Saxos neun ersten büchern seiner Dänischen geschichte wie in Snorris Ynglingensage zu entwirren. er will versuchen, jene beiden hauptquellen nordgermanischer sage in harmonie mit sich selbst, mit einander, mit den übrigen, besonders den isländischen sagen und schliefslich mit unserem eigenen deutschen sagenganzen zu bringen. er erkennt die scharfsichtigen untersuchungen Heinzels, Jiriczeks, Olriks uaa. an, aber er möchte zu ihrer ergänzung auf das gemeinsame in allen verschiedenheiten hinweisen. die geschichte der Nibelungensage hat ihn gelehrt, dass durch alle jahrhunderte und durch alle völkerstämme hindurch ein gemeinsames bewustsein geht, eine lebendige wechselwürkung. er möchte daher die vereinigung der einzelsage mit der gesamtüberlieferung versuchen. freilich ist er sich dessen bewust, dass die ergebnisse seiner arbeit hypothetisch bleiben müssen. so ungefähr — nur etwas ausführlicher — spricht sich vK. über die absicht seines buches aus.

Nach einem kurzen blick auf die zusammensetzung der hauptwerke, der Ynglingensage, der Dänengeschichte des Saxo, der Flateyjarbok, der dänischen chroniken, geht er an die 'neuordnung': 'Also vorbereitet will ich versuchen die ganze nordische sagengeschichte in möglichst guter ordnung zu skizzieren. ich will damit nicht ein irgendeinmal bestandenes sagenwerk widerherstellen. vor Saxo und Snorri gab es kaum ein solches . . . nein, der zweck des folgenden versuches ist kein anderer, als die ganze fülle der sagen, die dem Saxo und Snorri vorlagen, mit hilfe dieser ordner selber ein klein wenig besser zu ordnen'. es ergibt sich dem verf. eine scheidung des ganzen nordgermanischen sagenschatzes in drei hauptgruppen mit festerem epischen zusammenhalt, die durch vorspiele, zwischenspiele und nachspiele um weitere vier gruppen vermehrt werden. Die erste hauptgruppe (= gruppe II) überschreibt er 'Von Odins auszug bis zu seinem verschwinden'; er rechnet dazu ausser den wandersagen die geschichten von Frodi I, Frithjof, Balder, Rolf Kraki; diese gruppe müste nach angabe der generationen in den sagenquellen etwa die zeit von 66 vor Chr. bis 66 nach Chr. umfassen. die zweite hauptgruppe (= gruppe IV) vereinigt unter dem titel 'Völkerwanderungsgruppe' die sagen von Fridlef I, Frotho III, Fridlef II, Frotho IV dem Starkadzögling, Ingeld (366—500 nach Chr.). die dritte hauptgruppe (= gruppe VI), der 'Brawallasagenkreis', umfasst die sagen von Harald Hildezahn (?), der Brawalla-

schlacht, von Ragnar Lodbrok und den Ragnarssöhnen und von Harald Haarschön (733—866), mit den nordischen sagen, besonders denen der völkerwanderungszeit, werden junge und jüngste süd-germanische sagen teils gleichgesetzt, teils in verbindung gebracht.

Die grundanschauung, auf der die ganze neuordnung der sagen durch vK. beruht, ist diejenige, dass in der sagendichtung 'durch alle jahrhunderte und durch alle völkerstämme hindurch ein gemeinsames bewustsein geht, eine lebendige wechselwirkung', dass eine einheitliche 'gesamtüberlieferung' bestanden hat, mit andern worten, dass ein auch im einzelnen durchgeführter grundriss der germanischen sagen in den köpfen der sagenerzähler und sagendichter in nord und süd gelebt habe. diese anschauung ist an sich unwahrscheinlich; sie widerspricht der bisherigen sagenforschung, die nur wenige übertragungen, in der hauptsache aber einzelentwicklung in verschiedenen gegenden feststellen konnte; sie wird auch vom verf. weder durch eine allgemeine betrachtung noch durch die in seinem buch geleistete arbeit annehmbar gemacht. — auf den wegen die vK. einschlägt, werden ihm nur wenige folgen wollen. die gleichsetzung von Healfdene Hrodgar Halga Hrodulf im Beowulf mit Haldan Roe Helgo Rolf Kraki bei Saxo gehört zu den sichern ergebnissen der wissenschaft; der verf. lehnt sie mit einem 'kaum' ab; 'die haupthandlung im Beowulf gehört ganz sicher in einen späteren zusammenhang, in den völkerwanderungskreis unter Frotho IV und Ingeld'. wenn er hier zusammengehöriges trennt, so verknüpft er fortwährend leichten herzens unzusammenhängendes. Humblus soll gleich Heimdall sein, so wird ohne begründung behauptet. Njord wird mit Hading gleichgesetzt, und zum beweise dafür wird angeführt, dass gattenwahl und gattenstreit in den sagen beider übereinstimmen. aber die ähnlichkeit bei der gattenwahl bezieht sich nur auf einen nebensächlichen punct, und die berühmten streitverse zwischen Njord und Skadi sind sehr zu unrecht auf Hading und Regnilda übertragen: sie passen in die verhältnisse der Hadingsage gar nicht hinein. Hadings vater Gram bei Saxo soll gleich Halfdan dem Alten sein, was auf s. 30 folgendermafsen begründet wird: 'als den höchsten (ersten?) Schildung kennt das Hyndlulied den alten Halfdan. damit stimmt es, dass Saxo Skjolds sohn und nachfolger Gram nennt, unter welchem ehrennamen für könige nur Halfdan verstanden sein kann. denn Saxo bringt im 7 buch eine andere variante der sage von Haldan, mit dem beinamen Berg-Gram'. — und ähnlich geht es weiter durch das ganze buch! **W. Ranisch.**

Islandica. an annual relating to Iceland and the Fiske Icelandic collection in Cornell university library edited by George William Harris librarian. vol. I. Bibliography of the icelandic sagas and minor tales by **Halldór Hermannsson**. Ithaca N.Y., Cornell university library 1908. 126 ss. gr. 8°. 1 doll. — Der

vorliegende band eröffnet eine reihe bibliographischer publicationen, die ihre quelle in dem testamente des 1904 verstorbenen Willard Fiske hat und nach und nach die von ihm der Cornell university vermachte sammlung Islandica bekannt geben soll [vgl. schon Anz. xxxiii 308]. Fiske hat so erfolgreich gesammelt, dass der katalog seiner Isländersagas einer erschöpfenden bibliographie nahe kommt. die fehlenden titel hat der bearbeiter zu ergänzen gesucht und kenntlich gemacht. doch nur nebensächliches fällt als so ergänzt ins auge. das verzeichnis bringt nicht nur die selbständigen werke, sondern auch die 'minor tales', zb. die þaettir der Morkinskinna. erstaunlich ist der reichtum an übersetzungen; zur Gunnlaugssaga werden deren 24 aufgeführt. auch die gelehrte litteratur, recensionen nicht ausgenommen, ist umsichtig zusammengestellt, so dass wir ein schätzbares hilfsmittel erhalten, das unter umständen viel nachschlagen erspart. die alphabetische anordnung und der übersichtliche druck heben darüber hinweg, dass die mehrzahl der aufgeführten titel nur für den bücherliebhaber interesse hat. — eine zutat die wir lieber entbehren würden, sind die bemerkungen über das alter der einzelnen werke. sie sind urteilslos aus Finnur Jónssons Litteraturhistorie entnommen. oder ist es kritik, wenn bei der Heiðarvígasaga aus Finns 'sikkert' ein 'probably' wird oder bei der Hœnsnaþórissaga der autor ausnahmsweise auf die geteiltheit der meinungen hinweist? es verschlägt am ende nicht viel, wenn unkundige leser das 'written in the last decades of the 12th century' für ein gesichertes ergebnis nehmen, aber wir müssen doch an der forderung festhalten, dass auch eine bibliographie in wissenschaftlichem geiste gehalten sein soll. das wäre in diesem fall sehr einfach durch weise beschränkung zu erreichen gewesen.

Breslau. **G. Neckel.**

Systematik der syntax seit Ries von **Rudolf Pestalozzi** (Teutonia xii heft, Leipzig Avenarius 1909) 22 ss. 1 m. — Die zeit über welche Pestalozzi berichtet umfasst zwölf jahre (1894—1906). er ist mit der entwicklung der systematik in dieser spanne zeit ziemlich zufrieden, obzwar er hie und da auch etwas einzuwenden findet. er recapituliert kurz die grundsätze von Ries, dass die grammatik als ihr object die form der sprache erfassen und dieselbe als laut-, wort-, und wortgruppen-lehre behandeln soll, 'nicht aber sätze' weil es wortgefüge gibt, die 'keine sätze sind' und doch 'als thema der syntax angesehen werden müssen'; und weil ferner 'an wort und wortgefüge form und bedeutung zu unterscheiden sind, so umfassen sowol wortlehre als syntax (dh. wortgruppenlehre) je zwei specialgebiete: formenlehre und bedeutungslehre'. P. bedauert mit recht, dass 'Ries darauf verzichtet hat, seine ideen eigenhändig in einer syntaktischen darstellung zu realisieren'; die erklärung findet er in einer äusserung R.s (Anz. xxix 16), wo derselbe zugibt, dass

'jeder versuch, seine theorien in einer vollständigen syntax . . . zu erproben, vorläufig stückwerk bleiben' müsse, beim 'bisherigen betriebe sei vollständigkeit, gleichmäfsige ausführlichkeit und durchgängige sicherheit der ergebnisse als ausgeschlossen zu betrachten'. — P. gibt dann gleich eine aufzählung der arbeiten — zunächst der germanistischen, denn der gesamtphilologischen —, die sich R.s ideen entweder völlig oder doch teilweise zur richtschnur genommen haben und den gegenstand seiner erwägungen abgeben, und legt dann dar, wie sich die einzelnen syntaktiker zu dem Riesischen fundamentalsatze (laut, wort, wortgefüge) stellen, dann zu dem verhältnis von wortgruppen und satz, des weiteren zur frage, inwiefern die wortbedeutungslehre in die syntax gehört. der nächste abschnitt ist dem gegenseitigen verhältnis von wortbedeutungslehre und gruppenlehre gewidmet (hauptsächlich in bezug auf die casuslehre), der weitere dem verhältnis von wortformenlehre und gruppenlehre (zb. wo die periphrastische conjugation einzureihen ist?). die zwiespältige behandlung der syntaktischen mittel zur herstellung syntaktischer gebilde (nämlich in der wortlehre und in der syntax), die dann zunächst an die reihe kommt, bildet eine hauptschwierigkeit des R.schen systems und hat, wie verf. zugibt, bisher keine verwürklichung gefunden. dann geht er über zur frage, 'wie weit für die schaffung höherer kategorieen die form, wie weit die bedeutung mafsgebend sein soll', anders gesagt, nach welchem princip die teilung der wortgruppen und dann auch der nebensätze geschehen soll? — selbstverständlich überall mit dem nachweise der stellung seiner einzelnen gewährsmänner zum gegenstande der erörterung. zum schlusse folgt dann noch die constatierung der tatsache, dass 'merkwürdigerweise von der art, wie Ries von der stilistik redet, in der litteratur kaum gesprochen worden ist'. die berechtigung der ansicht R.s — dass die stilistik nur der gesamtgrammatik gegenübergestellt werden kann, nicht etwa der syntax allein — wird verteidigt und abweichende anschauungen werden zurückgewiesen. — verf. ist selbst entschiedener 'Riesianer' und verteilt zustimmung und gegnerschaft darnach, wie sich die einzelnen syntaktiker zu Ries stellen, aber überall ruhig und, was ebensoviel bedeutet, lichtvoll und trotz der knappheit erschöpfend. mit Delbrück und seiner 'auseinandersetzung mit Ries' (Syntax III s. 1—5) ist er natürlich nur wenig zufrieden. ref. ist dem gegenüber viel eher geneigt, Delbrück beizustimmen, umsomehr, als er auch Brugmanns — auch vom verf. citierte — meinung (Griech. gramm.[3] [1900] s. 363) teilt, dass man die theoretische richtigkeit der neuen lehre zugeben kann, dass aber der praktiker nicht überall wird folgen können. aus des verf.s eigener darstellung der schwankenden ansichten tritt namentlich dieser umstand mit überwältigender klarheit hervor.

Prag 30 märz 1910. **V. E. Mourek.**

Der gebrauch von *gi*- zur unterscheidung perfectiver und imperfectiver actionsart im Tatian und in Notkers Boethius. (Leipziger doctordissertation) von **Karl Dahm** 1909. 92 ss. 8°. — Der verf. der vorliegenden äufserst fleifsigen und sorgfältigen arbeit steht — für den gebrauch von *gi*-, die übrigen verbalpräfixe lässt er unberücksichtigt — ganz auf dem standpuncte Streitbergs, der in seiner untersuchung über perfective und imperfective actionsart im germanischen (PBBeitr. 15, 70—177, 1889) die anschauung aufgestellt hat, dass im germanischen wie im slavischen die composition mit präfixen alle imperfectiven verba zu perfectiven umwandelt. Dahm leitet aus der angenommenen völligen perfectivierung durch *gi*- alle anderen functionen ab, die *gi*- im laufe der zeit auf syntaktischem gebiete angenommen hat, und bespricht im ersten teile seiner arbeit (nach einer einleitung s. 9—15) zunächst allgemein die verwertung des unterschiedes der actionsarten bei tempus- und modusunterscheidung (s. 16—33), uzw. 1. *gi*- beim präsens im allgemeinen; 2. *gi*- beim präsens im sinne eines relativen perfects; 3. *gi*- beim präsens zur bezeichnung des I futurs; 4. *gi*- beim präsens zur bezeichnung des II futurs; 5. *gi*- beim imperativ und optativ; 6. *gi*- beim präteritum; 7. *gi*- beim prät. zur bezeichnung des plusquamperfects; 8. *gi*- beim part. präs.; 9. *gi*- beim part. prät.; 10. *gi*- beim infinitiv; 11. *gi*- in verallgemeinernden sätzen. als II teil schliefst D. (s. 34—92) eine vollständige aufzählung aller im Tatian und Boethins vorkommenden verbalen belege an, in der er die bedeutung der simplicia und composita sorgfältig vergleicht und dann auch eine betrachtung der vermeintlichen perfectiva simplicia und eine erwähnung der nicht perfectivierbaren durativa folgen lässt.

Ref. steht nicht ganz auf dem standpuncte Streitbergs, sondern muss, trotz allem was über den gegenstand seit Streitbergs grundlegender arbeit (vom j. 1889) geschrieben worden ist — Dahm führt auf s. 7 eine artige liste einschlägiger arbeiten auf —, auf demjenigen beharren, was er im j. 1895 in seiner anzeige von Wustmann Verba perfectiva im Heliand (Anz. XXI 198) gesagt hat: 'es wird . . . eine resultative würkung des präfixes anzuerkennen sein, veranlasst durch dessen eigene materielle bedeutung — bei *gi*- das zusammenfassen der tätigkeit — und eine perfective, die sich aus jener durch fortgesetzte entwicklung, gleichsam durch vorausnahme des angedeuteten endes ergeben hat. — der unterschied zwischen den germanischeu und den slavischen sprachen scheint mir nun der zu sein, dass diese (die slavischen) . . . fast ausnahmslos zur zwingend und momentan perfectivierenden würkung des präfixes fortgeschritten sind, jene (die germanischen) in den meisten fällen bei der resultativen stehn bleiben und nur ausnahmsweise — aber [im got.] doch wenigstens bei *ga*- (*gi*- *ge*-) sicher — das stadium der würklichen

momentanen perfectivierung erreicht haben. doch ergibt sich das immer eher aus der ganzen situation und den begleitenden umständen der handlung, als etwa aus dem präfix an sich, welches so gut wie niemals eine zwingend und unausweichlich perfectivierende würkung äufsert. das hatte wol Grimm im sinne, als er in ganz richtiger erkenntnis der sachlage nur von 'spuren' dieses grofsen bedeutungsunterschiedes der zeitwörter im deutschen sprach; der anlauf ist unzweifelhaft vorhanden, die scheidung aber niemals zu so entschiedenem durchbruch gelangt, wie im slavischen'.

Dahms sorgfältige untersuchung der verhältnisse im Tatian und in Notkers Boethius erbringt — für mich wenigstens — den vollgiltigen beweis, dass im ahd. noch viel weniger als im gotischen von einer vollkommenen zwingenden perfectivierung der verba durch präfixe die rede sein kann.

Prag 24 märz 1910 **V. E. Mourek.**

Die bau- und kunstdenkmale von Wiener-Neustadt in ihrer unterrichtlichen bedeutung. von hauptlehrer **Karl Bürklen.** mit 70 abbildungen. Wiener-Neustadt, A. Folk comm.-verlag. 1910. 84 ss. 8°. 1 kr. 40 hlr. — Wiener-Neustadt, bekanntlich eine gründung des Babenbergers Leopold v, bietet in seinen kirchlichen und profanen denkmälern von der romanischen periode bis herab zum barock und rococo eine reiche fülle guter beispiele für den gang der kunstentwickelung. mit sicherer localkunde, guter beherschung der allgemeinen kunstgeschichte wie der technischen ausdrücke und grofsem pädagogischem geschick hat der verfasser dies günstige material sowol zur einprägung der einzelnen stilepochen wie der haupttatsachen der ortsgeschichte verwendet. dazu ist das büchlein, durchweg nach eigenen zeichnungen B.s, so trefflich illustriert, dass es über seinen nächsten zweck hinaus, die candidaten des Neustädter lehrerseminars in die kunstgeschichte einzuführen und mit den grundbegriffen der stadtanlage, fortification usw. vertraut zu machen, belehrung bietet und als ein gutes muster zur nachahmung empfohlen werden kann. freilich dürften nicht für viele anstalten die örtlichen verhältnisse gleich günstig liegen. **E. S.**

Wie man vor Hohenküngsperg gezogen ist und wie es gewunnen wart. Zuo nutz und fromm all derer so der altten vesten und purgen liebhabere sint / ans liecht gestellet und mitt figurlin gezieret / von eim truckerherren und eim magistro artium. Anno Christi 1909. [Strafsburg, Heitz] 53 ss. 8°. 2,50 m. — Der streit um die Hohkönigsburg, der hier von **P. Heitz** von Strafsburg und dr **E. Major** von Basel in altertümelnder sprache sieghaft angekündigt, aber — zum glück — in unserem heutigen deutsch ausgefochten wird, spitzt sich in der sache mehr und mehr auf die frage nach der gestalt des grofsen bergfrieds zu.

hier ist Bodo Ebhardt zweifellos unterlegen: dass der oberteil des bergfrieds im 15 und 16 jh. rund gewesen sei, kann wol keinem zweifel mehr unterliegen. im übrigen darf der moderne architekt gerade mit der auffindung der ältesten abbildung (kupferstich nach einer zeichnung des Hans Baldung von 1514) recht wol zufrieden sein. die gegenüberstellung des neubaus und dieser zeichnung auf s. 12. 13 baut ihm in der tat 'ain gulden prucke'. dass die neue Hohkönigsburg für sich ein eindrucksvolles bauwerk ist, bezeugen alle besucher, dass sie in der landschaft eine höchst reizvolle silhouette bildet, geb auch ich zu, obwol es mich nicht lockt zu ihr hinanzusteigen — sowenig wie zu dem kriegerdenkmal auf dem Kyffhäuser. — die kritische prüfung der ältern beschreibungen und der von Ebhardt und seinen freunden angezogenen oder angefochtenen bilder ist mehrfach methodisch lehrreich; so wird der ganze bericht Pfenningers v. j. 1800 zuverlässig und wertvoll, nachdem der eine fundamentalirrtum in der orientierung aufgedeckt ist (s. 18). recht unsicher bleibt noch die älteste baugeschichte: wenn hier (s. 28) 'an den um 1170 vollendeten kaiserpalast in Gelnhausen' erinnert wird, so ist das ein mehr als unsicheres datum: der beste kenner der Gelnhäuser baudenkmäler LBickell war überzeugt, dass die kaiserpfalz in der hauptsache erst nach dem tode Friedrichs I erbaut sei: schon die einwürkung der sicilischen sculptur weise darauf hin.

E. S.

Die dramatischen bearbeitungen der Pyramus-Thisbe-sage in Deutschland im 16 und 17 jahrhundert. von **Alfred Schaer**. Schkeuditz, Schäfer 1909. 127 ss. 8⁰. 2,40 m., geb. 3,40 m. — S. verfolgt den novellenstoff von Pyramus und Thisbe durch die ältere literatur, das volkslied, die localsage und die bildende kunst (s. 9—53), wobei auch die vor- und nachgeschichte des 'Peter Squenz', ohne neue aufschlüsse, mitbehandelt wird (s. 43ff, dazu s. 106ff), und gibt dann im 'speciellen teil' zunächst s. 54—81 sehr ausführliche inhaltsangaben von sechs recht geringwertigen niederländischen und deutschen dramen aus der zeit von ca 1520—1623; s. 82—90 wird das verhältnis dieser stücke und die 'entwickelung des stoffes' in ihnen besprochen, s. 91—105 werden ihre beziehungen zu den volksliedern des gleichen motivs erörtert — alles sehr brav und gründlich, aber so wenig unterhaltsam wie die dramen selbst. übersehen hat der verf. das 130 verse umfassende zwischenspiel ('*Πάρεργον* dum venit Actaeon'), welches Isaac Gilhusius in seine komödie 'Grammatica' (Frankfurt a. M. 1597) s. 75—80 eingeschaltet hat (act III sc. 7).

Mit einigem schrecken hat mich die ankündigung des vorworts erfüllt, dass drei dieser öden stücke, darunter zwei handschriftliche, in einer publication des Stuttgarter Litterarischen vereins zusammengefasst werden sollen. hat der Litterarische verein würk-

lich nichts besseres zur hand als diesen abfall der literatur, den selbst die drucklustigen zeitgenossen der veröffentlichung nicht für wert gehalten haben? E. S.

Zwei Leipziger liederhandschriften des 17 jahrhunderts. als beitrag zur kenntnis des deutschen volks- und studentenliedes herausgegeben von **Karl Ernst Blümml** [= Teutonia hrsg. v. W. Uhl 10 heft]. Leipzig, Avenarius 1910. XXIII u. 117 ss 8°. 3,50 m. — Das liederbuch des Leipziger studenten Christian Clodius von 1669, aus dem der erste teil schöpft — es war der grofsvater des Medondichters goethischen andenkens — ist seit 1891 durch die Berliner dissertation von WNiessen näher bekannt und nach der musikalischen seite gewürdigt. dann hat Bolte (1896) einzelne lateinisch-deutsche stücke daraus publiciert und schliefslich den grob-erotischen abschaum Blümml selbst in dem unappetitlichen büchlein 'Aus den liederhandschriften des studenten Clodius und des fräuleins von Crailsheim' (Wien 1908) geschöpft. jetzt gibt B. ein vollständiges inhaltsverzeichnis mit breiten litteraturnachweisen und druckt von den im ganzen 108 nrr 29 weitere stücke ab, die entweder unbekannt oder doch nicht jedermann zugänglich sind. — den zweiten teil des heftes füllen mitteilungen aus der liederhs. dreier Leipziger studenten (1683/95), auf die zuerst Zarncke (1888) hingewiesen hatte: hier wird die gröfsere hälfte (25 von 47 nrr) zum abdruck gebracht, obwol darunter sehr bekannte und oft gedruckte stücke (zb. von ChrWeise) sind. — herr Blümml hat sich nach seiner weise mühe gegeben: einmal hat er die personalien der familie Clodius ermittelt, dann aber eine menge bücher zusammengeschleppt und diese sogar — zum wievielten male? — auf s. IX—XXIII verzeichnet: 'Litteratur über das ältere deutsche volkslied'. aber er verrät wie früher einen stumpfen geschmack — und mit der 'germanischen philologie' hat auch dieses heft der Teutonia nur einen stofflichen zusammenhang. E. S.

The Elizabethan Shakespeare. w introductions a. notes by **William Henry Hudson.** London, G. Harrap & co. o. j. kl. 8°.

3. The Tragedie of Julius Caesar. XL u. 168 ss. (u. 14 bll. unpaginiert).

4. The Winters Tale. XLVIII u. 210 ss. (u. 13 bll. unpaginiert).

Die ausgabe, die ich Anz. XXXII 107 ff kurz charakterisiert habe, geht ihren gang unbeirrt weiter. da die bändchen für den einzelverkauf berechnet sind (der preis ist vor nr 4 auf je 1 s. 6 d. angegeben, statt wie bisher 2 s. 6 d.), so wird vor jedem die 'general preface' widerholt, welche die wunderlichen principien des herausgebers entwickelt. ich vermag nach wie vor nicht einzusehen, wieso einem leser der elisabethanische Shakespeare näher gerückt werden soll durch die peinliche bewahrung von druckfehlern wie *rhen* (für *then*), *gtacious* (für *gracious*), *Ant.* für *Aut.*, *Belceee* (für *Belceve*), *Sphepherd*, *stiike*, zumal die einrichtung der ausgabe im übrigen durchaus kein bild des zu grunde gelegten

druckes gibt. dabei verfährt der herausgeber in den fufsnoten, die den leser stets gewissenhaft darauf aufmerksam machen, dass er hier einem druckfehler der ersten folio gegenübersteht, ganz inconsequent; man list etwa J. C. s. 44: '*Artimedorus:* misprint 1 F', aber s. 66: '*Brutus:* Brutus — 2-4 F'.

Die überlieferung der beiden neuen stücke beginnt mit der ersten folio (1623) und ist gut, beim J. C. sogar recht gut; die neue auflage der vortrefflichen ausgabe AlSchmidts, welche HConrad (Berlin 1905) besorgt hat, lässt die puncte an denen kritische zweifel aufgetaucht sind, bequem hervortreten. die bekannteste stelle ist wol II 1, 45 (der zählung Hudsons) '*Is not to morrow (Boy), the first of March?*' wo H. der seit Theobald in England recipierten änderung *ides* folgt, während die deutschen editoren Delius und AlSchmidt (Conrad) m. e. mit gutem grunde bei der überlieferung bleiben; ich begreife vor allem nicht, wie man bei der einführung von *ides* an dem sing. *is* festhalten kann, Shakespeare selbst weifs doch, dass das ein plural ist, und sagt so III 1, 5 '*The Ides of March are come*'. — die anmerkungen geben in grofser ausführlichkeit die quellenstellen aus Norths Plutarch, ohne gebührend hervorzuheben, wo sich der dichter (wie in III 2) ganz von der vorlage frei macht.

Die nichtbeachtung der deutschen forschung tritt wie in der textkritik so auch in den beigaben über die quellen zu tage, wo im übrigen die neuste literatur benutzt scheint. dass es Jusserand vorbehalten war 1907 zu entdecken, woher der prinzliche schäfer Florizel stammt, ist um so merkwürdiger, als doch Dunlop in seiner History of fiction von dem 10 buche des Amadis (Florisel de Niquea) eine ausführliche inhaltsangabe geboten hatte. **E. S.**

Beiträge zur geschichte und charakteristik des deutschen sonetts im 19. jahrhundert. von dr. **Theodor Fröberg.** St. Petersburg. commissionsverlag Eggers und Co. 1904. 8⁰. VIII + 212 ss. 4 m. — Welti hat seine geschichte des deutschen sonetts bis auf Platen und damit seiner meinung nach von ihren anfängen bis zu ihrem höhepuncte geführt. Fröberg giebt jetzt die fortsetzung bis zur gegenwart. fortsetzung freilich nicht in dem sinne, dass er sich auf den boden von Weltis anschauungen stellte. er polemisiert im gegenteil häufig gegen seinen vorgänger und verwirft vor allem die ansicht Weltis, dass Schlegels und Platens dichtung ein für alle mal dem deutschen sonett die richtungslinien vorgezeichnet hätten. an diesem einspruch ist manches berechtigt. sicher schnürt die Schlegel-Platensche sonett-doctrin die formentwicklung des sonetts zu sehr ein und nimmt ihm manche möglichkeit künstlerischer wirkung. was Fröberg über die verwendung des stumpfen reimes und über den freieren bau im allgemeinen schreibt, wird man nur billigen können. nicht dagegen, was er über die inhaltliche seite der frage denkt.

die worte A. W. Schlegels, dass das sonett 'die durch philosophie gesteigerte und so auch in die poesie übergehende selbstanschauung des geistes' ausdrücken soll, mögen uns zu sehr nach romantischer speculation klingen, dass ein wertvoller in lebendige reflexion eingetauchter inhalt für diese kunstvolle form nötig ist, scheint mir unumstöfslich, und ich muss defshalb Fröberg widersprechen, der in Heyses sonettgenrebildchen wegen ihrer unbestreitbaren leichtigkeit der form einen gipfel deutscher sonettdichtung entdeckt. mir erscheint diese verwendung der sonettform einfach als ein mifsgriff und ich empfinde bei den meisten stücken des 'Italienischen skizzenbuchs' einen jede stärkere wirkung vernichtenden widerspruch von form und inhalt. die 'gemessenheit und spröde würde eines Platen' wurzelt meiner meinung nach in einem tieferen verständnis des sonettes als Heyses virtuosität. freilich sind andrseits manche ausstellungen Fröbergs an Platenschen sonetten nicht unberechtigt.

Fröbergs arbeit zerfällt in einen principiellen und einen historischen teil. gut, wenngleich eben nicht in jedem satze zu unterschreiben, ist der principielle. dagegen hat die geschichtliche darstellung arge mängel. es wäre wol besser, nachdem im ersten teil ausschliefslich vom formalen die rede war, nun vom inhaltlichen auszugehn und etwa das politische, das charakterisierende, das stimmungssonett für sich zu betrachten. es liefse sich dann die stellung des sonetts in der deutschen litteratur viel klarer herausarbeiten und die frage der ausdrucks m ö g l i c h k e i t viel schwerer umgehn als bei der jetzigen anlage. auch ein historischer verlauf ergäbe sich dabei eher als bei Fröbergs anordnung. Fröberg gruppiert nämlich die dichter in der hauptsache nach ihrer geographischen zusammengehörigkeit. nach einem rückblick von Wirsung bis auf Platen, nach den politischen lyrikern der vierziger jahre, bringt er den Münchener dichterkreis (bei dem man am ehesten von gemeinsamen zügen reden kann), die Schweizer, die Österreicher. am schluss giebt er durch das kapitel: 'Andere dichter' die untauglichkeit seiner anordnung gleichsam selber zu. die einteilung ist denn auch äufserliches schema geblieben und hat Fröberg verleitet, ohne rechten gesichtspunkt zu arbeiten. bald wird inhaltliches, bald formelles herausgegriffen, und überdies herscht eine unerträgliche citiermanier, die einzelne verse mit berichtender prosa fortwährend zusammenkoppelt. damit habe ich an den wundesten punkt des buches gerührt, und es ist meine pflicht, in abschliefsender charakteristik einen allzu ungünstigen eindruck meiner kritik zu verhindern. das positive, fördernde überwiegt an dem buche durchaus. es steckt trotz aller unfertigkeit voll guter einzelbeobachtungen und entschiedener urteile, die auch dann zu bedenken geben, wenn sie mir falsch zu sein scheinen.

Leipzig, den 23 august 1909. **Friedrich Schulze.**

Die götter Griechenlands. von Schiller bis zu Heine. Berliner dissertation von **Hermann Friedemann** 76 ss. 8°. — Mit der sprachkunst und dem unruhigen reichtum der Berliner litteraturkritik ausgestattet, verfolgt Friedemann, wie die 'parole', die Schiller 1788 mit den 'Göttern Griechenlands' ausgab, in der deutschen litteratur weiter würkte.' Griechentum' ist in diesem verlauf ebensowenig ein gleichbleibender historischer wert, wie sein gegensatz: 'Christentum'. beide sind nur 'symbole streitender weltanschauungen', von wechselndem inhalt, dauernd nur in ihrem dualistischen verhältnis. letztes ziel aber ist die 'überwindung des dualismus durch das zeitlose menschentum'. schon Schiller hat es geahnt. er selbst kommt aus der negation nicht heraus, aber er erwartet die vereiniguug der gegensätze von einer kommenden zeit. (anmerkung zu einem aufsatz WvHumboldts, s. Friedemann s. 66). auch bei Heine, 'dem reconvalescenten der romantik', der bald mit ironisch durchsetztem mitgefühl, bald mit unverhülltem spott die depossedierten Griechengötter darstellt, leuchten über siegern und besiegten, Nazarenern und Griechen, 'die sterne eines neuen glaubens'. überwunden aber ist der gegensatz nur von Goethe: 'durch langsames wachstum von anbeginn'. Goethe prägt die formel: 'jeder sei auf seine art ein Grieche' und weist mit ihr am meisten in die zukunft.

Leipzig. **Friedrich Schulze.**

Georg Büchners Gesammelte schriften in 2 bänden herausgegeben von **Paul Landau.** Berlin, P. Cassirer 1909. 254 u. 207 ss. 8°. 10 m. — Über den wert dessen was uns Georg Büchner von litterarischer production hinterlassen hat, und über die hoffnungen die mit seinem frühen tode begraben worden sind, darf man recht wol andrer meinung sein als der herausgeber — unzweifelhaft ist dieser revolutionär mit den aristokratischen allüren eine anziehende erscheinung, und für den litterarhistoriker doppelt interessant, weil er aus dem jungen Deutschland heraus zurückweist auf die zeit des sturms und drangs (Lenz) und der romantik (Brentano) und vorausdeutet auf den naturalismus vom ende des 19 jh.s. um Büchners nachlass hat sich KEFranzos, dem wir die erste gesamtausgabe (1879) verdanken, mit wahrhaft rührender hingabe bemüht, und es ist ihm von der familie mit schnödestem undank gelohnt worden. was Franzos in der 'Deutschen Dichtung' bd 29 (1901), s. 195 ff. 289 ff notgedrungen — aber leider allzu umständlich — von der eitelkeit, dem eigennutz und der unwahrhaftigkeit der geschwister Büchner berichtet hat, stellt wol die schlimmste erfahrung dar die je einem herausgeber begegnet ist. darum war es nicht nur anstandssache, sondern ehrenpflicht für Landau, des verdienten vorgängers anders zu gedenken, als flüchtig da wo er von ihm abweicht, wie in der scenenordnung des 'Wozzeck'. auf die handschriften, mit denen sich Franzos

so viel mühe gegeben hatte, ist doch L. offenbar nirgends zurückgegangen. der wert der neuen ausgabe ligt hauptsächlich in der umfangreichen biographie (bd I s. 1—169) und den einleitungen zu den einzelnen werken, die aber gewis zu ihrem vorteil knapper ausgefallen wären, wenn sie der verf. nach statt vor der biographie geschrieben hätte. mit der ausgabe selbst hat er sich nicht viel mühe gegeben: die bände haben kein inhaltsverzeichnis, und die druckversehen der früheren ausgabe kehren selbst in der falschen typenwahl mancher scenischer bemerkungen wider; dass das personenverzeichnis zum 'Danton' unvollständig war (es fehlen Amar und Vouland s. 238 f), hat L. selbstverständlich übersehen. der satz ist hier und da peinlich unsauber, und beim druck sind auf manchen seiten meines exemplars (zb. bd I s. 194. 195) die spiefse in einer weise hervorgetreten, dass der kunstverlag von PCassirer mit der äufsern erscheinung dieser ausgabe keine ehre einlegt. **E. S.**

Leutholds lyrik und ihre vorbilder von **Margaretha Plüss**. diss. Bern. VI. 92 ss. 8⁰. — Mit scharfem auge hat die verf. Leutholds lyrik duchmustert und charakteristische reminiscenzen (bes. aus Lenau, s. 31) herausgehoben. ganze stileigenheiten wie (s. 36) die metaphern mit einem im genetiv stehnden abstractum (*Wüstenstaub des Lebens*, bei Lenau *Wüstensand des Lebens*) entnimmt er dem virtuosen des pessimismus. selbst im sprachgebrauch bleibt er (mit Geibel, s. 38) von Lenaus compositis mit *ge-* in der fuge (*Lenzgekose, Apenningekliff*) abhängig. und wie von Lenau ist er von Heine (s. 38), von Platen (s. 49) in der lyrik, in der satire widerum von Heine (s. 52. 55) bedingt. das ist alles unwiderleglich erwiesen. und doch — wenn die verf. (s. 56 f bes. s. 58) eigentlich nichts originelles übrig lässt, hat sie unrecht. die milderung, er sei 'kein simpler nachahmer', aber fast alles sei bei ihm nachempfunden (aao.) genügt nicht. es hätte ausgesprochen werden müssen, dass Leuthold bei aller abhängigkeit im einzelnen im ganzen neues schafft — wie ein mittelhochdeutscher oder romanischer kunstdichter. im höheren grade als alle seine vorbilder besitzt er die kunst der liedmelodie, des durchcomponierens. Platen mangelt sie gänzlich; Lenau hat sie bei kleinen abständen der stimmungen; Heine besitzt sie souverän, aber mehr in der virtuosität der inneren melodie als der eigentlichen klangführung. Leuthold aber schafft hierin ganz neues, um so erstaunlicher als er es aus mosaiksteinchen schuf. **Richard M. Meyer.**

Raabes Hollunderblüte von **Marie Speyer**. Regensburg, Habbel 1908. [Deutsche quellen und studien. hsg. von prof. dr. WKosch 1. heft.] 127 ss. 8⁰. 2,40 m. — Die verfasserin überschätzt die bedeutung der kleinen erzählung WRaabes ganz gewis. weder gesondert betrachtet noch innerhalb des Raabeschen schaffens verdient die 28 seiten lange 'Hollunderblüte' (jetzt im

1 bde der 'Gesammelten erzählungen) eine wissenschaftliche behandlung, die 121 seiten beansprucht. für Marie Speyer (s. 119 ihrer schrift) ist die erzählung 'nicht Raabes gröste, nicht seine bedeutendste und tiefste dichtung, vielleicht aber in seinem ganzen schaffen die schönste'. wäre die erzählung würklich so bedeutsam, so lohnte es sich zweifellos, die beziehungen zu andern schriftstellern und litterarischen richtungen sowie ihr verhältnis zu gröfseren werken des dichters (geschrieben ist die Hollunderblüte 1862) aufzuzählen. aber die eifrigen bemühungen M. Sp.s stehn in keinem verhältnis zu ihrem gegenstand: denn es handelt sich nur um eine dichtung mittleren wertes, fast um eine skizze.

Die heldin der erzählung, die herzkranke, nicht zum leben berufene Jemima wird (s. 32 ff) mit Goethes Mignon und Immermanns Fiametta in verbindung gebracht. dem kann man zustimmen; nur müste gesagt werden, dass es sich bei Raabe nicht um eine so sehr besondere gestalt handelt, sondern dass es in der neueren novellistik überhaupt sehr viele solcher zigeunerartiger wesen gibt, die ein kurzes traumdasein führen, und dass Jemima, wie solche spätromantische novellenheldinnen öfter, ein wenig schwächlich und blass gezeichnet ist. scheinen mir hier die beziehungen Raabes zur romantik keineswegs sehr rühmlich für ihn zu sein, so muss ich an andrer stelle rund abstreiten, dass solche beziehungen überhaupt vorhanden sind. wenn einmal zwei deutsche philister vom dichter ironisch betrachtet werden, so ist es ganz und gar unnötig, dabei an den philisterhass Friedrich Schlegels oder Brentanos zu denken (s. 52 f). und so eröffnet M. S. auch sonst bei geringfügigen gelegenheiten gewaltige perspectiven, die man nicht ernst nehmen kann.

Raabes eigenart scheint mir die vf. im allgemeinen richtig erfasst zu haben, trotz ihrem grundirrtum über die bedeutung der Hollunderblüte. der gegensatz seiner meist um ideen bemühten darstellungsart zu Storms stimmungsnovellen wird (s. 54) richtig hervorgehoben. trotzdem wird es schwer, ein wissenschaftliches buch zu lesen, in dem schliefslich jeder vierte satz einer so kurzen erzählung besonders behandelt wird. man muss an andrer stelle mit der Raabeforschung einsetzen; es ist dem dichter wenig damit gedient, wenn zb. möglichst alle werke aufgezählt werden die Prag poetisch schildern, nur weil er hier einmal Prag geschildert hat. der stimmungsgehalt der Hollunderblüte war leicht und kurz zu charakterisieren; cinen motivenreichtum kann man ihr überhaupt nicht zusehreiben, da sie, wie gesagt, skizzenhaft gehalten ist. begreift man doch kaum, wie dies kurze merkwürdige erlebnis so grofse bedeutung in dem leben des gealterten arztes hat gewinnen können, den Raabe zum erzähler macht.

Im ganzen muss ich über die besprochene schrift trotz dem eifer der verfasserin sagen: derartige arbeiten, die zum gröfsern teile unnotwendig und überflüssig sind, nützen dem ruf der litteraturgeschichte nicht, und man sollte aufhören, sie für den druck zu schreiben und in sammlungen aufzunehmen.

Karl Freye.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Heriman. Zs. 35, 264 fügt Kossinna zu den ebenda s. 172 ff von Mommsen mitgeteilten quellenstellen für *heriman* als bezeichnung der von dem oströmischen oberbefehlshaber Justinian gegen die Perser im j. 575 jenseits der Alpen geworbenen hilfstruppen noch das zeugnis des Johannes von Ephesus, wonach unter diesen söldnern sich 60 000 Langobarden befunden haben sollen. kürzlich hat auch WSchulz in einer besprechung von Blasels Wanderzügen der Langobarden (Mannus 2, 253) die angabe des syrischen historikers als beleg dafür verwertet, dass auch nach dem jahre 568 noch Langobarden nördlich der Alpen gesessen hätten. in wahrheit kann hiervon keine rede sein. an dem zuge nach Italien war das ganze volk beteiligt, wie die quellen (Marius chron. a. 569; Paul. Diac. II, 7; Prosp. Havn.: Chron. min. I 337) ausdrücklich angeben. ebenso fehlt jeder anhalt dafür, dass von den Langobarden an irgend einer früheren station ihrer wanderung ansehnliche reste zurückgeblieben seien. wenn die bewohner der stadt Tela von einem starken (die zahl 60000 ist natürlich auf alle fälle übertreibung) langobardischen hilfsheer gesprochen haben, so kann dies nur in der absicht geschehen sein, den Persern furcht einzuflöfsen: der uralte kriegsruhm der Langobarden hatte infolge der ereignisse der letzten jahre (vernichtung des Gepidenreiches; einzug in Italien) eine erhebliche steigerung erfahren.

Dresden. **Ludwig Schmidt.**

Biterolf. KObser macht mich dankenswert darauf aufmerksam, dass über das 'alte Freiburger geschlecht' der Biterolf Kindler von Knobloch in seinem Oberbadischen geschlechterbuch bd I (1898) s. 95 nähere angaben bietet. danach tritt ein 'Chuno bitterolf' schon 1213 auf: in einer urkunde der grafen von Pfirt für das kloster Pairis; erloschen scheint das geschlecht 1592 mit dem kammerrat und landschreiber der markgrafschaft Hachberg Jacob Bitterolf von Elchingen. — die wahrscheinlichkeit dass der Alexanderdichter 'her Biterolf', den Rudolf von Ems seinen freund nennt (Beitr. 29, 461; Zs. 51, 152 n. 1), dieser alemannischen familie angehörte, ist durch den Chuno Bitterolf von 1213 noch gröfser geworden. und damit empfiehlt sich auch mein einfall (Zs. 51, 153), dass der Alexander des herrn Biterolf in enger be-

ziehung zu dem Alexander des herrn Berthold von Herbolzheim gestanden habe. vielleicht nur eine fortsetzung dieses für Berthold v von Zähringen († 1218) geschriebenen, nach Rudolfs angabe unvollständigen werkes gewesen sei, ernsthafter erwägung.

E. S.

PERSONALNOTIZEN.

Am 28 juni endete ein tragischer tod im 59 jahre das ertragreiche leben HEINRICH ZIMMERS. nachdem er den deutschen und indischen studien den rücken gekehrt, hat er mit unvergleichlicher energie die keltische philologie in allen ihren zweigen umfasst und bis tief hinein in kirchengeschichte und wirtschaftsgeschichte bahnbrechende arbeit geleistet.

Am 13 august verschied in Strafsburg, 69 jahr alt, ERNST MARTIN, der der sprache und litteratur des Elsass durch die mehr als 30 jahre seiner Strafsburger würksamkeit seine freudige arbeit geweiht, aber auch sonst auf den verschiedensten gebieten unserer wissenschaft eine ungewöhnlich reiche production entfaltet hat. die litteratur der deutschen heldensage, der gralsage, der tiersage verdankt ihm die wertvollsten förderungen, das band mit der niederländischen philologie hat er neu geknüpft, die enge verbindung unserer studien mit der romanischen philologie tätiger als irgend ein anderer unserer fachgenossen aufrecht erhalten.

Als dritter Strafsburger germanist ist diesen beiden am 11 august KARL KOCHENDÖRFFER im tode gefolgt, der am 14 august, nach langen qualvollen leiden, 53 jährig in seiner vaterstadt Kassel gestorben ist. noch auf seinem krankensessel hat er sich mit der deutschordenslitteratur beschäftigt, der er in seiner Königsberger amtszeit näher getreten war. —

Der senat der freien und hansestadt Hamburg hat auf einen neubegründeten lehrstuhl für deutsche, insbesondere niederdeutsche sprache den professor dr CONRAD BORCHLING zu Posen berufen.

Der privatdocent dr FRIEDRICH BRIE zu Marburg folgt einem ruf als ao. etatmäfsiger professor der englischen philologie an die universität Freiburg i. Br. ebendort erhielt der privatdocent der englischen philologie dr. EDUARD ECKHARDT den titel eines ao. professors.

Der ordinarius der deutschen sprache und litteratur an der universität Lemberg dr RICHARD MARIA WERNER ist wegen seines gesundheitszustandes um pensionierung eingekommen.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIV, 4. december 1910

Altfränkische grammatik von **dr. J. Franck.** [Grammatiken der althochdeutschen dialekte II. band]. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1909. VIII u. 271 ss. — 7.80 m.

Der altbairischen grammatik hat sich nun die altfränkische beigesellt. dass ihr verfasser Franck, der schon auf dem gebiete des älteren niederfränkischen seine kraft erprobt, die an ihn gestellten erwartungen erfüllen werde, war vorauszusehen, und wir dürfen uns seiner leistung freuen, mag auch das eine und das andre daran verbesserungsbedürftig sein. die anordnung ist im wesentlichen dieselbe wie bei Schatz; einen fortschritt in der gruppierung bildet zweifellos der abschnitt über den vocalismus nebentoniger silben: die vocale in der compositionsfuge werden selbständig behandelt, desgleichen werden assimilation, vocalschwächung usw. von den übrigen erscheinungen abgetrennt. dass dabei manches unsicher bleibt, ist bei der schwierigkeit der probleme begreiflich.

Verwickelter als auf obd. sprachboden sind die sprachlichen verhältnisse des ahd. auf fränkischem gebiete. dem verhältnismäfsig einheitlichen lautstand im altbair. und altalem. steht hier eine mundartliche mannigfaltigkeit gegenüber, die zudem vielfach verschoben und verwischt wird durch ausgleichungen und beeinflussungen orthographischer art. unangenehmer als anderswo empfindet man hier, wo infolge der gröfseren dialektischen verschiedenheiten die zahl der möglichkeiten eine gröfsere ist, den schillernden lautwert einzelner zeichen: *ph* kann affricata und spirans bezeichnen, scheint aber gelegentlich auch für aspirata verwendet worden zu sein, so wol im Leid. Williram. aber trotz diesem übelstand und obwol sichere daten für eine genauere localisierung der texte fast durchaus fehlen, lässt sich doch mit hilfe urkundlichen schreibgebrauches, jüngerer sprachquellen und der heutigen mdaa. für die mehrheit der sprachlichen reste wenigstens die einreihung in eine der vier hauptgruppen des hochdeutschen fränkisch bewerkstelligen.

Bei den gröfseren texten ist man sich in der hauptsache ja im klaren: nicht im selben mafse bei den kleineren, vor allem bei den glossen. da wäre der versuch einer zugehörigkeitsbestimmung denn

doch wol angebracht gewesen, und wenn der verf. bei seinem skepticismus, der einl. s. IV und anderwärts zum ausdruck kommt, schon glaubte von einer anordnung der belege für die einzelnen erscheinungen nach dialektgruppen abstand nehmen zu müssen, so hätte er doch dem verzeichnis benutzter quellen eine kurze charakteristik der einzelnen glossensammlungen nach den wichtigsten merkmalen beifügen sollen, womöglich mit statistischen angaben. dadurch wären die belege erst so recht brauchbar geworden: so aber stehn die beispiele verstreut unter den einzelnen paragraphen, und dem benutzer der grammatik bleibt nichts anders übrig, als sich selbst eine solche übersicht anzulegen, wenn er nicht für jedes wort immer die betreffenden glossare durchmustern will. zu bedauern ist, was ich auch gelegentlich der besprechung der altbair. grammatik angemerkt habe, dass die urkundlichen belege nicht datiert sind; zum mindesten hätte in der einl. einiges über das verhältnis der numerierung in den urkundensammlungen zur chronologie angeführt werden sollen, wichtigere beispiele hätten aber unter allen umständen die datierung verdient.

Fr. hat sich (s. vorwort s. III) zur aufgabe gemacht, das mittelfränkische quellenmaterial möglichst vollständig auszubeuten. in anbetracht des mangels an gröfseren mfr. denkmälern lässt sich dieses verfahren wohl rechtfertigen. aber er hätte deshalb doch nicht oberfr. urkundenwerke wie Dronkes Cod. dipl. Fuld. ganz beiseite schieben sollen; leider ist auch das thüringische unberücksichtigt geblieben.

Bevor ich auf einzelheiten eingeh, möchte ich einige allgemeineren probleme erörtern, in deren beurteilung ich vom verf. abweiche.

I. Consonantismus. a) germ. *b*, *d*, *g*. mit der in § 66 ausgesprochenen ansicht, dass *b* (*d*) *g* im westgerm. (ja im germ. überhaupt? so wenigstens lässt sich die bemerkung s. 86 unten auslegen) stimmhafte verschlusslaute waren, dürfte Fr. ziemlich isoliert dastehen. da vom *d* abgesehen sämtliche westgerm. sprachen bis auf den gröfseren teil des hd. darin übereinstimmen, dass sie aufser in gewissen stellungen (anl., gemin., *mb*, *ng*) dafür stimmhafte reibelaute haben, und das hd. auch sonst auf einer jüngeren stufe der consonantenentwicklung steht, scheint es mir ein gewagtes stück, an der bisherigen auffassung rütteln zu wollen. Wilmanns Gramm. I § 63 und Behaghel Grundr. I[2] 722, auf die Fr. hinweist, nehmen übergang von *b*, *ʒ* in *b*, *g* nur für das hd. an. die schiefe bzw. schwankende auffassung des lautwerts von inl. '*b*, *g*' im vorahd. wurde veranlasst durch falsche beurteilung mundartlicher vorgänge: md. mdaa. und auch ein teil des obd. haben heute spiranten, während ihre ahd. vorstufe entschieden auf verschlusslaut schliefsen lässt. nun, es wäre allerdings sehr verkehrt anzunehmen, die inlautenden *w*, *ʒ* oder *ch*, die jetzt fast dem ge-

samten md. und zt. auch dem obd. eignen, setzten überall die altgerm. reibelaute fort. gegen diese annahme, die namentlich in dialektgrammatiken begegnet, spricht nicht nur die alte orthographie, dagegen sprechen vor allem auch die auslautverhältnisse in diesen mdaa. auf dem ganzen rhein- und ostfr. gebiet sowie in ostmittel- und oberdeutschland erscheint im echten auslaut ahd. *b, g* als *p, k*. freilich sind davon in einer reihe von mdaa. nur mehr reste in isolierten wörtern vorhanden, da — zumal in mdaa. mit früher apokope — der ausl. consonant durch den inl. verdrängt wurde (*low* statt *lip* nach *lewer* usw.), aber noch ist mir keine von den genannten mdaa. untergekommen, die nicht wenigstens spuren des alten lautgesetzes aufwiese, und nirgends aufser im mfr. erscheint ausl. *f* etwa in *ab, gab* usw. tritt inl. *w* analogisch in den auslaut, so wird es nicht zu *f*, was damit zusammenhängt, dass dieses sekundär aus verschlusslaut entstandene *w* nicht spirant, sondern (bilabialer) sonor ist. wenn dagegen in entsprechendem falle *ch* auftritt, so ist dies ganz in der ordnung, denn *g* ist im inl. zu wirklichem spiranten, oft geradezu zu stimmlosem *ch* geworden; isolierte wörter wie *weg* (adv.) haben in echter mdaa., soviel ich sehe, überall *k*[1]. daraus ergibt sich mit völliger sicherheit, dass im ganzen oberfr. (rhein- und ostfr.) und ostmd. zur zeit der auslautverhärtung, und die reicht ja in die ahd. periode zurück, *b* und *g* als verschlusslaute gesprochen wurden; nur nach *r, l* und in dem suffix *-ig* scheint *g* früher als sonst zur spirans geworden zu sein. wir haben übrigens für dieses wiederaufgeben des verschlusses noch ein weiteres zeugnis: den übergang von anl. *b* in *w* in alten zusammenszetungen, vor allem in ortsn.: rheinfr. *Friwrig* Friedberg, *šdraiwər* = *strî(d)bare*, ostfr. *Fraiwriχ* Freiberg, *Ešəwəx* Eschenbach usw. (vgl. dazu aus dem bair. die beispiele bei Schatz, Imster mda. s. 83 und Beitr. 28, 114); in mfr. mdaa. ist mir dergleichen nicht vorgekommen, aufser im siegerländ., das eine ganz merkwürdige mittelstellung zwischen hessisch und mfr. einnimmt, auch bilab. *w* nicht *v* spricht.

Anders verhält es sich im mfr. dieses weist seit dem ahd. hinter vocal und nicht homogenem sonorcons. nur spirantischen auslaut auf: *reχ* weg, *af* ab usw., aber *joŋk* jung, *raŋk* ring, *khinək* könig, *lamp* lamm, *khamp* kamm (die beisp. sind dem luxemb. entnommen), und es ligt (ebenso wie für das ndfr. und nd.) durchaus kein grund zur annahme vor, es sei in vorlitterarischer zeit aufser in den bekannten ausnahmsstellungen ein wandel der germ. spirans zum verschlusslaut eingetreten. das mfr. steht überhaupt hinsichtlich der behandlung des *b* und *g* fast vollständig auf derselben stufe wie das ndfr. und nd. das zeigen auch die mit alter silbentrennung zusammenhängenden

[1] soweit daneben formen mit *χ* vorkommen, werden sie in der regel als dem jüngeren geschlecht angehörig bezeichnet.

übergänge von *b* vor sonorcons. in stimmloses *f*, zb. moselfr. *gafəl*, rip. *jarfəl* gabel, *ęfən* eben, von *ᵹ* in *χ* zb. moselfr. *iχəl, eχəl* igel (die regelmäfsige vertretung wäre *j*), die auch für das ndfr. (s. Grundr. I² 833. 836) und für das nd., zt. schon in as. periode (Holthausen As. elementarb. § 222, 232) bezeugt sind und auf der silbentrennung *gab-la* beruhen. vgl. auch Sievers Ags. gramm. § 193, 2 anm. und § 214, 1 anm. 2 [1]. wenn irgendetwas für die annahme Francks spräche, so wäre es die behandlung der *b* in lehnwörtern: vgl. moselfr. *aləf* alba, *kuərəf* korb, rip. *kǫrəf* u. ähnl. (franz. *aube*, *corbeille*), aber hier liegt doch sicher blofser lautersatz vor wie auch in den ortsnamen, wenn sie nicht schon mit rom. *v* < *b* übernommen sind. beispiele wie *Hupert*, *Ruocger* § 107, soweit sie mfr. herkunft sind, beweisen für urspr. verschlusslaut nichts: *Huᵹberht* wurde über *Hugberht* zu *Hubberht*, *Hrodger* über *Hrödger* zu *Hroggēr* assimiliert und diese *bb*, *gg* wurden natürlich wie in den übrigen fällen behandelt. ebensowenig besagt gelegentliches ausl. *c* (§ 106, 3; die meisten angeführten belege scheinen übrigens nicht mfr. zu sein); denn nach § 111, § 117, 3 wird *c* auch für *ch* < *k* und sogar für germ. *h* geschrieben. darauf hätte Fr. an der betr. stelle auch hinweisen sollen.

Natürlich hat spirant. aussprache des *b*, *g* ursprünglich auch in den andern hd. mdaa. bestanden, und es ist anzunehmen, dass der übergang zum verschlusslaut am frühesten im obd., am spätesten im rheinfr. erfolgt ist. ein consequenter wandel zum verschlussl. ist aber nur dann zu erwarten, wenn die verhärtung vor der westgerm. apokope stattfand. fürs obd. wird dies wol vorauszusetzen sein. dagegen sprechen die prät. *bileiph*, *screiph* (*ph* = bilab. *f*?) im Isidor dafür, dass in seiner mda. die reibeenge zu gunsten des verschlusses erst nach beginn der apokope aufgegeben wurde, dass also zunächst noch inl. *b* ausl. *f* nebeneinander standen [2], wenigstens in bestimmten fällen: die verhärtung könnte in der Isid. mda. etwa erst erfolgt sein, nachdem die -*e* der 3 pers. prät. verstummt waren, und ausl. *e* scheint ja in der tat am frühesten verklungen zu sein (Streitberg, Urgerm. gr. § 65, 2). gegen diese vermutung sprechen freilich seine *gab*, *mac*, *druoc*; doch mag sich ausgleichung früh geltend gemacht haben.

[1] bei der silbentrennung *ga-ƀla* konnten sich dieselben laute in gleicher stellung auch zu verschlusslauten entwickeln, zb. lux. *nuəbəl* nabel, westlothr. *nebəl* aber lux. *niəvəl* nebel, rip. *wagələ* wackeln usw. die beiden entwicklungsphasen sind wol chronologisch verschieden, die entwicklung zum stimmlosen reibelaut ist anscheinend älter. gemination ist in fällen wie *nuəbəl* nicht anzunehmen: während sich im moselfr. *bb* zum stimmlosen verschlusslaut *p* entwickelt hat, bleibt hier das *b* erhalten. auch das mittel- und nordbair. setzen in solchen fällen keine gemination voraus.

[2] darauf weisen auch einzelne mdaa., namentlich das siegerländische, aber auch ein teil der hessischen und siebenbürg. dialekte.

Unrichtig oder nur zum teil richtig ist Fr.s bemerkung in § 123, dass das moselfr. an der consonantenerweichung (dh. am übergang von fortis zur lenis) teilgenommen habe. das gilt nur für das östl. gebiet, die untere Mosel- und die Rheingegend bis hinauf gegen das Siegerland. im ganzen westen — und auch im siebenbürgischen — wird fortis und stimmhafte lenis scharf auseinandergehalten; nur anlautend vor sonorcons. ist in der Trierer gegend übergang von *b*, *g* in *p*, *k* eingetreten (viell. schon früh, vgl. § 77). im übrigen geht die unterscheidung so weit, dass das zu *tt* verschobene germ. *dd* auch nach länge stets als fortis erscheint: zb. lux. *daitən* deuten, *zait* seite, pl. *zäitən* ahd. *sîtta*, *zet* saite pl. *zetən* (**seitta*; daher auch westlothr. *zeit* mit *ei* uml. nicht *zait*; vgl. dazu Anz. xxx 48. die übereinstimmung zwischen dem moselfr. und mittelbair. zeigt, dass die gemin. allgemein galt). anderseits reicht die 'erweichung' weit über das rheinfr. hinaus, sie umfasst auch das ostfr. und ostmd. mit ausnahme des schlesischen und greift über auf das nordoberdeutsche. aus dem schlesischen geht hervor, dass zur zeit der colonisation der unterschied zwischen lenes und fortes im thüring. noch bestanden haben muss. vom südrheinfr. und westl. ostfr. dürfte die erscheinung ausgegangen sein (vgl. § 123 und die dort angeführten verweise. die beispiele mit *sb*, *sg* sind allerdings nicht alle beweiskräftig, ebensowenig wie die mit *hd*, *fd*, *sd* § 101, denn *p* und *k* u. zt. auch *t* waren aufserhalb des rip. aspirierte laute, s. u. s. 203, es lag daher nahe, unasp. qualitäten, wie sie den genannten verbindungen zukamen, mit dem leniszeichen widerzugeben). diese consonantenschwächung ist es, die uns den einblick in den urspr. lautstand des oberfrn. und nordobd. in vieler beziehung erschwert, umsomehr muss den beiden äufsersten flanken des md., die die alten verhältnisse im wesentlichen rein erhalten haben, beachtung geschenkt werden. daraus ergibt sich u.a. mit voller sicherheit, dass der osten die volle verschiebung des *d* zu *t* durchgeführt hat: ganz entsprechend der schreibung in den alten ostfr. denkmälern (nur in der verbindung germ. *ld*, *nd* hat das schlesische die lenis). während aber das westl. moselfr. und das rip. sich vom urspr. lautwert fast gar nicht entfernt und auch das alte stimmhafte *d* bewahrt haben, ist das rheinfränkische auf halbem wege stehn geblieben: alles deutet darauf hin, dass hier, vielleicht mit ausnahme der randgebiete, stimmlose lenis *d* gesprochen wurde; daher die unsicherheit in der widergabe des lautes. nur war der süden doch wol insofern auf dem wege zur verhärtung, als hier inlautend eine mehr fortisartige articulation des *d* bestand. die annahme, dass die für Otfrid charakteristische schreibung *deta* eine rein orthographische regelung sei, wie Fr. mit Paul (Gab es eine mhd. schriftsprache s. 26) und Braune (Beitr. 1, 52) meint, ist zwar sehr bestechend, aber wie erklärt

sich dann der gebrauch eines teils der späteren südrheinfr. urkunden (vgl. die schrift von Böhme), die *d* und *t* im selben sinne zu scheiden bestrebt sind wie Otfr., und dies zu einer zeit, da nicht mehr das nebeneinander von anl. *th* inl. *d* (= *d*) die verteilung begünstigen konnte? dazu kommt, dass der lautstand des südfr. sich ganz vortrefflich in die allgemeine verschiebung einfügt, wornach die veränderung im inlaut früher (und intensiver) vor sich geht als im anlaut. aspirata darf man natürlich hinter dem aus germ. *d* entstandenen laut nicht suchen, und ich weifs nicht, was Fr. dazu bewogen hat anzunehmen, es könnte *t* < *d* schon in ahd. zeit gelegentlich aspiriert gewesen sein (§ 87 s. 106 u. 107). wenn die heutigen mdaa. in einzelfällen dafür *th* sprechen, so handelt es sich durchaus um schriftsprachliche lehnwörter oder um einfluss der schulaussprache. (eine würkl. auffallende ausnahme ist *thaisl* deichsel im moselfr., wo aber urspr. *þ* vorliegt. regel ist hier *th* in unverschobenen wörtern wie *thāuš* tausch, *thyšən* zwischen, *thraχ* trog).

Dass das germ. *d* im rheinfr. im gegensatz zum mfr. kein stimmhafter laut war, scheint sich aufser der vertretung von germ. *tr-* bei Otfr. aus der behandlung der fremden (roman.) *t* zu ergeben; im mfr. bleiben sie fortes: rip. *t*, moselfr. anl. *th* inl. *t*, zb. lux. *thūr* turm, *thęš* tasche, *thęlər* teller, *thynt*[1] tinte, *khętən* kette usw., aber etwa *fərdiləjən* vertilgen, *khuidə* quitte, *bidən* bütte (vgl. ags. *byden*; offenbar mit *d* aus dem rom. übernommen) usw. im rheinfr. erscheint dagegen schon in ahd. zeit *d*, vgl. *dunicha* bei Otfr. neben *t*, *dasga* Fr. s. 108. rheinfr. stimmloses *d* konnte eben die fremde unasp. fortis leicht vertreten, nicht so das stimmhafte *d* des mfr. Isidor steht hier auf mfr. standpunkt, auch schreibt er ja anl. *tr-*.

Aus dem umstand dass rhein- und ostfr. *b g* den stimmton früh eingebüfst haben, erklär ich mir die hier übliche schreibung *bb*, *gg* für die gemin. (vgl. Otfr. Tat.), während das mfr. meist *pb*, *cg*, wenn nicht geradezu *pp*, *kk* aufweist; Isid. und Cant. schliefsen sich der letzteren gruppe an. es wäre sehr auffallend, dass die in der consonantenverschiebung sonst vorgeschritteneren mdaa. in diesem falle das ursprüngliche behalten haben sollen. der unterschied kann also doch nur orthographisch sein: da *b*, *g* im mfr. stimmhafte, ja zt. spirantische laute waren, in der gemin. jedoch immer als verschlusslaute, im moselfr. sicher als stimmlose explosive gesprochen wurden, so war hier das bedürfnis nach einer unterscheidung vorhanden (freilich ist dadurch, dass man für *bb*, *gg* auch *pp*, *cc* schrieb, in der schrift teilweise ein zusammenfall mit den germ. fortisgeminaten eingetreten). heute ist das verhältnis so: das moselfr., soweit es nicht der consonantenschwächung anheimgefallen ist, spricht für gemin.

[1] *y* ist ein palatovelarer laut, ähnlich dem russ. *y*, nur offener, *i* ähnlicher.

b, d, g die fortes *p, t, k* (die gegenwärtig mit den alten *pp, bb, kk* identisch sind, da *p, k* in diesen ihre aspiration verloren haben). es ist fraglich, ob sie schon in ahd. zeit als wirkliche fortes gesprochen wurden. die rip. dial. haben für urspr. *bb, dd, gg* stimmhafte verschlusslaute, was allenfalls als rückbildung betrachtet werden kann; fortes allerdings können die laute hier nie gewesen sein.

b) Zur lautverschiebung. zunächst die verschiebung im auslaut. in betreff der ausl. 'neutralen' *t* des mfr. neigt Fr. der ansicht zu, dass der grund des unterbleibens der verschiebung in der geringeren intensität zu suchen sei, die das *-t* in den bekannten ausnahmen besafs. fälle wie *obaz* beruhten auf ausgleichung. diese auffassung hat manches für sich. freilich die schreibung *d* für *t* (*thad* usw.) kann nicht als beweis für urspr. schwächung gelten, denn hier kann und wird einfach analogie nach dem wechsel von inl. *d* ausl. *t* vorliegen, *riet* : *ried imo* darnach *that* : *thad ist*; und wie oft *ried* für gesprochenes *riet* auch im auslaut geschrieben wurde, so konnte das natürlich auch bei *that* usw. geschehen. — nun sollte man aber die schwächung doch unter entsprechenden bedingungen auch in anderen fällen, so bei ausl. *p, k* erwarten. von nebentonigen wörtern mit *-p* käme da nur *up* in Betracht, das aber *pp* haben kann (jedoch nicht muss, vgl. rheinfr. *uf, of* mit kurzem vocal auch in zusammensetzungen wie *ǝrof* 'herauf'), von solchen mit *-k* die pronomina *ik, mik* usw. und *ouk* auch. bekanntlich aber finden sich im mfr. hier nur formen mit *-ch*, ja *-ch* reicht in diesen fällen sogar beträchtlich über die verschiebungsgrenze hinaus, bei *ik, ouk*, denen sich noch das suffix *-lîk* anschliefst, bis ungefähr in die höhe von Düsseldorf ('Uerdinger linie')[1], bei *mik dik* (*sik*) sogar noch viel weiter: *mix, dix* herrscht in der ganzen Rheinprovinz, in Belgisch-Luxemburg und südöstl. Brabant. die sache ist auffällig, und dabei ist die erscheinung sicher alt, vgl. Heinzel s. 188 und bes. Braune Beitr. 1, 21. nun vielleicht könnten diese *ch* doch mit der für *t* in *dat* vorauszusetzenden schwächung zusammengebracht werden: in schwachtoniger stellung entwickelte sich aus *ik, mik* usw. *ig, mig* und diese *g* wären (zunächst vielleicht in der proklise vor vocalischem anlaut, also in fällen wie *ig-ouk* ich auch bzw. *oug-ik*) zu *ʒ* geworden, demnach mit germ. *ʒ* zusammengefallen, und dazu wären neue auslautformen *iχ, ouχ* usw. gebildet worden, die auf mfr. boden mit den in tonsilbe regelrecht entwickelten *iχ, ouχ* zusammengefallen wären. damit aber wäre die erscheinung den verschiebungsgesetzen teilweise entrückt und hätte ihre eigene geschichte, welche auch ihre besondere verbreitung rechtfertigen würde. die gröfsere ausdehnung des *mich-*(*dich-*) gebietes hängt möglicher-

[1] die *ik-*, *ōk*-linie und die *lik*-linie fallen nicht ganz zusammen; vgl. Ramisch Studien z. ndrhein. dialektgeogr. § 18.

weise damit zusammen, dass diese pron. häufiger in unbetonter stellung gebraucht wurden als etwa *ouk* und *ik* (das beim verb. urspr. doch nur gesetzt wurde, wenn es irgendwie hervorgehoben werden sollte). wir hätten es also mit einer ähnlichen erscheinung zu tun wie bei der bildungssilbe *-ig*, deren *g* in vielen mdaa., die sonst im ausl. *k* sprechen, zb. *dak*, *štęk* als *χ* erscheint.

Dieser hypothese steht, wie bekannt, die von Paul (Beitr. 6, 554) gegenüber, wonach ausl. *t* überhaupt nicht verschoben würde, die *it*, *dat* usw. also die regel darstellen, während formen wie *faß*, *biß* auf ausgleichung beruhen. auch dafür scheint manches zu sprechen. das rip. kennt das prät. *lēt* liefs neben *lès* (Münch Rip. gramm. § 61, § 96, § 128 *lèz iχ*, § 231. da doppelformen bestehn, so ist es im grunde nicht auffällig, wenn die altkölnischen urkk. die anscheinend regelrechte form *liez leys* verwenden, s. Braune Beitr. 1, 26; Paul Beitr. 6, 554). im altkölnischen begegnet auch *moit* muss (Braune aao. s. 6), und ganz vortrefflich würde dazustimmen das bei Heinzel Geschäftsspr. 232 erwähnte *Saltgazzen* (gegen *Salzgazzen* s. 370 aus rheinfr. quelle) und auch einzelne von Fr. § 100, 4 zusammengestellte fälle. ob das von Münch § 96 und in der anm. dazu erwähnte *bat* besser, noch der volkssprache angehört, ist nicht zu ersehen, jedesfalls aber besteht rip. *bātə* bessern, nützen (auch *bādə* vgl. das oben zu *dad* bemerkte), moselfr. *buətən*, *buəχtən*; zu *χt* s. unten s. 220, das als neubildung zu einmal bestehendem *bat* aufgefasst werden kann. ferner finden sich im rip. und nordthür. in der steigerung von 'grofs' *t*-formen: rip. *jrùəs*. *jrÿətər*, *jrÿəts* Münch s. 158, thür. *jrösz*, *jretter*, *jretste* Liesenberg Stieger mda. s. 64. im rip. liefsen sich die *t*-formen allenfalls noch als analogiebildungen zu fällen wie *lēχ* leicht, *liətər*, *liəts* erklären, wo lautgesetzliche wechsel von *χ* und *t* (< *ht*) vorligt, dagegen fehlt eine solche erklärungsmöglichkeit für das thüringische. man könnte demnach daraus schliefsen, dass einmal ausl. *grōt* inl. *grōze* gegenüberstanden; während aber die wirkliche auslautform unter dem einfluss der flectierten formen verloren gegangen sei, hätte sie sich in der steigerung erhalten, die analogisch an den unflect. nom. anknüpfte. das wäre nicht auffallend, denn in der steigerung wird öfter die auslautform des positivs beibehalten, vgl. westlothr. *khalt* flect. *khal-* (< *khald-*) aber comp. *khaltər*. nur freilich, wenn man sich mit der Paulschen hypothese befreundet, so muss man consequent sein und annehmen, dass dasselbe gesetz dereinst auch für ausl. *p* und *k* galt. Paul selbst hat Beitr. 6 den gedanken nicht folgerichtig durchgeführt, indem er die auslautregel nur für *t* und *p* gelten läfst, nicht aber für *k*, und doch könnten gerade bei *k* noch am ehesten beweise für lebendigen wechsel von ausl. unverschobenem und inl. verschobenem *k* beigebracht werden, ich verweise auf Notkers *bog-bocches*. auch

die schreibung Isidors und Otfrieds deutet darauf hin, dass ihre ausl. *k* im gegensatz zu den inl. nicht behaucht waren. es wäre auch leicht verständlich, warum gerade in diesem falle die alte norm länger der ausgleichung widerstand: die verschiebung von *k* nach *n* und in der gemin. zu *kh* bzw. *kch* ist eine der jüngsten entwicklungsphasen im ganzen verschiebungscomplex. ja mit hilfe dieser hypothese ließen sich mancherlei besonderheiten des obd. (und oberfr.) erklären, vor allem der auffallende wechsel zwischen *g*- und *k*-formen: da ausl. *g* im obd. u. oberfr. früh ein fortisartiges gepräge annahm (vgl. die *c* bei Isidor, im altbair. Schatz § 73, im altalem. Wilkens s. 72, Bohnenberger Beitr. 31, 412), also mit altem *k*, da es im ausl. unasp. gesprochen wurde, zusammenfiel, konnte infolge verwechslung inl. *ch* gelegentlich durch *g* ersetzt werden und umgekehrt. möglicherweise gehören hierher formen wie obd. *march*, *barch* neben *marg*, *barg* (sowie *sarg*, *werg* neben *sark*, *werk*?), vielleicht auch *kluog*, *kruog* neben *kluoch*, *kruoch* (*chluach* mda. v. Alagna Anz. XXI 34, *χluəχ*, *χruəχ* Beitr. 31, 411), *blüch* neben *blüg*, vgl. kärnt. *plauχ* (demnach könnte *ch* in *bluchisoe* bei Isid. doch für *hh* stehn). allerdings lässt die so erweiterte Paulsche hypothese auch manches rätselhaft, vor allem lassen sich die obd. *daz*, *uf*, *iχ* usw. damit nicht erklären, man nähme denn an, es hätten sich, was ja an und für sich wahrscheinlich ist, auch hier doppelformen ergeben: *dat* : *daz-ist*. diese wären im obd. u. oberfr. verallgemeinert worden, jene im mittelfr. ich muss gestehn, es fällt mir schwer, mich in dieser frage zu entscheiden, solange die mdaa. und vor allem die ortsnamen nicht gründlich untersucht sind, von denen ich noch manche aufklärung erwarte[1]. zwei mfr. ortsnamen, die mir ganz zufällig untergekommen sind, mögen hier erwähnt werden, da sie vielleicht zur förderung des problems beitragen können: Heinzel Geschäftsspr. 122 citiert aus Beyer 1, 22 (770) *Benutzfelt*, das mit 'Bénonchamp bei Clairvaux im luxemburgischen' identificiert wird. da lux. Binsfeld im Ösling (gespr. *Bentsolt* mit altem *ts*!) keinen franz. namen hat, so kann, falls nicht doch eine verwechslung vorligt, nur Bénonchamp in Belgisch-Luxemburg nah der grenze des

[1] Das Paulsche auslautgesetz wäre am ehesten annehmbar, wenn man es in seiner vollen wirkung aufs mfr. beschränken könnte, und diese möglichkeit wäre vorhanden unter folgenden voraussetzungen: in den obd. mdaa. hätte die umgestaltung im consonantismus, die zur verschiebung führte und die vermutlich in der aspiration bestand (welche sich aber auf den auslaut nicht erstreckte) bereits begonnen vor der apokope, so dass auch die *t*, *k* in fällen wie *þat-*, *mik-* noch afficiert wurden. in einem teile des nördl. md. wäre sie erst nach derselben eingetreten, so dass auslautendem, unverschobenem laut inlautend verschobener gegenüberstand. aber auch im obd. hätte sich in einzelnen fällen, nämlich da wo die verschiebung erst später (dh. nach der apokope) einsetzte, so bei *nk*, *kk* dieser zustand ergeben. die rhein- und ostfr. mdaa. haben von haus aus viell. eine mittelstellung eingenommen.

grofsherzogtums sw. von Klerf, zwischen Wiltz und Bastnach gelegen, gemeint sein, welches — vgl. Deutsche Erde 1909, s. 142 — deutsch *Bindelt* lautet, das doch nur auf *Binut-velt* zurückgehn kann. in volkstümlicher aussprache hätte sich hier also die alte unverschobene form erhalten, während die urk. des 8 jh.s bereits *tz* bietet. der 2. name ist *Böukəls* bei Klerf, d. i. Buchholz. geschrieben wird zwar Bockholz, aber mit *bok* < *buk* hat der name sicherlich nichts zu tun, *öu* deutet auf *uo*, vgl. zb. *böufank* buchfink (das fem. buche hat wie in den meisten mfr. mdaa. uml. *biχ*; *i* < *üe* regelm. vor *χ*). ein Bochholz, dessen mdal. bezeichnung mir nicht bekannt ist, findet sich in Belg.-Luxemburg.

Dass aufser dem moselfr. urspr. auch einzelne rheinfr. besonders nordrheinfr. mdaa. an der verschiebung der ausl. *t* nicht teilgenommen haben, steht nach den häufigen belegen bei Böhme s. 80, Weinhold § 197 wol fest, und Weinhold s. 535 führt nach Weigand *deatt* neben *deatz* als wetterauisch an; *wat* kommt auch im nördl. elsass neben *was* vor: Lienhart Laut- u. flexionslehre des mittleren Zorntales im Elsass § 16 f. Es ist auffallend, dass gerade *dit* im rheinfr. solange widerstand leistet, noch bis ins 15 jh. hinein erhält es sich in Frankfurt (Wülcker, Beitr. 4, 43). man könnte dies damit zusammenbringen, dass dem worte infolge urspr. geminata eine kräftigere articulation des *t* eigen war: das wäre allerdings nur bei annahme der Paulschen hypothese möglich.

Als compromissformen bedingt durch das nebeneinander von *dat* und *daz* sind wol aufzufassen die rheinfr. (zt. auch moselfr.). *etz, datz, bitz, allitz*, vgl. Böhme s. 41. 76. 81; Heinzel 349, 379, die bis auf *bitz* heute, wie es scheint, in der volkssprache ausgestorben sind. ferner *lietz* im Ludwigsliede (vgl. Fr. § 99, 1). ob *satz*, *gesatz* Heinzel 415 hierher gehört, ist zweifelhaft: es kann analogie nach dem inf. vorliegen, zumal auch der pl. *sâtzen* vorkommt, vgl. *saitzen* Heinzel 246. die formen *satz*, *satzen* sind noch heute einzelnen md. mdaa. eigen, so dem lux. und thür. dass es sich in allen diesen fällen lediglich um schreibung handelt, kann ich unmöglich glauben, und es ist mit Kögel, Litbl. 1887 anzunehmen, dass ausl. *t* gelegentlich zur affricata 'verschoben' wurde, wobei es sich aber schwerlich um wirkliche verschiebung handelt, wie Kögel meint, der die affricaten als regelrechte entsprechung urspr. ausl. verschlussfortes im obd. auffasst. *tz* in *bitz* [1] erklärt man aus *bi-ze* mit hinweis auf selten bezeugtes mhd. *bitze*, das aber sein *-e* wol eher unter dem einfluss von *unze* bekommen haben wird, ähnlich wie auch schweiz. *bus* (Idiot. IV 1700) aus *bis* + *us* (< *unz*) entstanden

[1] diese form ist vor allem noch in Lothringen und Elsass lebendig, vgl. Follmann Wb. der deutsch-lothr. mdaa. 39[b], Martin u. Lienhart Wb. der elsäss. mdaa. II, 127.

ist. wenn heute die *datz* usw. verschwunden sind. so kann dies auf verdrängung durch die *daz*-formen beruhen. es mag aber auch die affricata unter schwachton zur spirans geworden sein (Franck § 99, 3 nimmt dieselbe entwicklung für *diz* an). wol kaum gehört hierher das nordbair. *ets* ihr. das als *iats*, *diats*, *duds dets* in den mdaa. auftritt, vgl. Gradl Bayerns mdaa. II 237. 341 (dort auch die weiteren belege, denen ich noch *ets* aus dem Prager judendeutsch beifüge); denn nahe ligt es hier. beeinflussung seitens der mit der pronominalendung verschmolzenen 2. pers. pl. anzunehmen, zb. *habts* habt ihr. auf eine anzahl alem. wörter mit ausl. *-tz* für *-ʒ* (*bitz* 'biss', *schatz*, *gatz*, *schlitz*) hat Kögel Litbl. 1887. 111 hingewiesen; vgl. noch *wats* eifer und bair.-österr. *šmits* neben *šmis* knallfaden an der peitsche. nun ergibt sich im hinblick auf Kögels auffassung des *tz* eine schwierigkeit, da entsprechende formen auch im mfr. auftreten, wo man doch *-t* erwarten würde. vgl. westlothr. *šuts*, lux. *šots* schuss, *khrets* kreis, rip. *krēts* (Fick [4] 53 wird mit bezug auf diese form ein germ. *kraitia* neben *kraita* angesetzt), *ēts*(*χən*) neben *ēs*(*χən*) hitzbläschen (mhd. *eiz*), *frǭts* frafs, Kisch Beitr. 12, 162, westlothr. *gəbits* gebiss (Tarral, s. 21); ich erwähne noch thür. *štruts* straufs (blumenstraufs? Liesenberg Stieger mda. 60). wäre Kögels ansicht richtig, so müste man die *tz* des mfr. anders erklären als die des obd., es ist demnach wahrscheinlicher, dass die *-tz* auch im obd. nicht die eigentlichen auslautformen darstellen, sondern irgendwelche contaminationsbildungen sind — sei es nun dass sie aus dem nebeneinander von urspr. ausl. *t* und inl. *z* hervorgegangen, oder einfach auf einwürkung anderer wortformen zurückzuführen sind, wobei namentlich verbalformen in betracht kommen. vgl. *satz* zu *setzen* usw.

Stellung zu nehmen ist gegen Fr., wenn er § 83 sagt: anl. *p* ist im mfr. und dem grösten teil des rheinfr. unverschoben, und wenn er § 118 an mehreren stellen die aspiration des *k* im fränk. in frage stellt. in wahrheit sind *p* und *k* nur im rip. unverschoben; in allen übrigen hd. mdaa. haben sie die verschiebung mitgemacht, wenngleich zt. nur bis zur aspirata. es gehört, worauf schon Paul Beitr. 9, 383 f. nachdrücklich hingewiesen hat, noch heute zu den wesentlichen unterschieden zwischen rip. und moselfr., dass dieses aspirierten laut spricht, obschon gegenwärtig meist nur mehr im anl. von vocalen. die geringschätzung oder nichtberücksichtigung dieser tatsache hängt mit dem nicht genug zu tadelnden transscriptionsverfahren der meisten dialektarbeiten zusammen, die die aspiration nicht bezeichnen, weil sie mit *p*, *t*, *k* den heutigen schriftdeutschen lautwert verbinden. es ist charakteristisch für das nördl. rheinfr., dass es im anl. vor vocal *ph*, *kh* spricht, charakteristisch hingegen etwa für das schlesiche, dass es nur asp. *k* im anl. hat,

dagegen in fällen wie *pulvər, paur* (gegenüber *bale* bald usw.) stets ungehauchtes *p* spricht, weil eben anl. germ. *p* hier zu *pf* verschoben wurde. die alten verhältnisse sind heute insofern getrübt, als inlautend und anlautend vor cons. im rheinfr., ostfr., thüring.-sächs. und nordobd. die aspiration des *k* (bzw. *p* und *t*) aufgegeben wurde. die grofse umwälzung die der consonantismus dieser dialekte erfuhr, verhindert einen genaueren einblick in die ursprünglichen verhältnisse. aber, ist es schon an und für sich höchst unwahrscheinlich, dass etwa rheinfr. oder ostfr. *graud, wolge* (die *g, d* sind stimmlose lenes) seit jeher mit unasp. *k* gesprochen wurde, wenn es daneben *khind* usw. heifst, so ist diese annahme ganz unmöglich für den inl. verschlusslaut in *grangəd* krankheit, *söugēfər* 'sau-' d. i. maikäfer (neben *khefər*) u. ähnlichen alten zusammensetzungen, die deutlich dartun, dass das aufgeben der aspiration ein jüngerer akt ist, ebenso wie etwa das aufgeben des verschlusses in fällen wie *Ešəurχ*. offenbar nicht anders verhält es sich mit rheinfr. *blandse, abəl* (*b* stimmlose lenis) neben *phunt* usw. aber auch andere rückschlüsse auf urspr. vorhandensein von aspiraten gestatten uns die heutigen mdaa. von den beiden conservativen flügeln des md. hat das preufsisch-schlesische allerdings die aspiration aufser vor vocal nur mehr vor *r* erhalten, zb. *khraut*, aber in den schles. mdaa. von Österreichisch-Schlesien und Mähren herscht es anl. vor cons. noch allgemein, so zb. in der Schönhengster sprachinsel, wie ich mich selbst überzeugen konnte, zt. auch noch inlautend, man vergleiche probe v von Seemüllers Deutschen mdaa. I (*štǫrkh, trevkha*). im luxemb. spricht man aspiriertes *k* im anl. allgemein auch vor cons. zb. *khlamən* klimmen, *khrevkən* kränken, dasselbe gilt fürs siebenbürgische, hier auch inl., ja an einzelnen orten wird geradezu affriziertes *k* gesprochen, vgl. Scheiner Beitr. 12, 123 (§ 24 anm.). *p* ist im moselfr. westen anl. durchaus stark aspiriert, auch vor cons. — im inl. scheint die asp. gegenwärtig überall aufgegeben zu sein, im siebenbürgischen zt. auch im anl. diese reste zeigen, mein ich, doch deutlich genug, dass *p, k* einmal im moselfr. allgemein aspiriert waren; umsomehr gilt dies (bei *k*) von den oberfr. und ostmd. mdaa. und vom nordobd., vgl. Anz. XXXII 131. es ist begreiflich, dass in den sprachinseln sich der ursprüngliche zustand in vieler hinsicht besser erhalten hat; unbegreiflich aber wäre es, dass hier inmitten einer fremdsprachigen bevölkerung, die doch unaspirierte fortes spricht [1], die aspiration sich erst nachträglich entwickelt hätte. Otfrieds beobachtung, dass sich das deutsche *k* 'ob faucium sonoritatem' von dem romanischen unterscheide, kann daher nicht misverstanden werden: der unterschied zwischen aspiriertem und nichtaspiriertem *k* fällt nicht nur einem phonetiker auf; man spreche doch nur irgendwo in Süddeutsch-

[1] so jedesfalls die Slawen und Rumänen.

land *kopf*, *kind*, ohne für einen Romanen oder Slawen gehalten zu werden! dagegen kann ich mir nicht recht vorstellen, wie deutsches *k* sich durch die articulationsstelle von franz. *c*, soweit dieses überhaupt noch als verschlusslaut gesprochen wurde, so sehr unterscheiden konnte, dass Otfr. sich deshalb nach einem besonderen zeichen umzusehen bemüfsigt fühlte, wie dies Fr. für möglich hält. der lautlich fein beobachtende Isidorübersetzer schreibt an allen stellen wo wir aspir. *k* zu erwarten haben *ch*, aufser im auslaut; bei *p* konnte er die aspiration nicht bezeichnen, weil man mit *ph* einen anderen lautwert verband. mit Fr.s hypothese, Isidor habe ausl. *c* deshalb gesetzt, 'weil hier für die von den Romanen ausgehende orthographie kein anlass vorgelegen hatte, von *c* abzuweichen', kann ich mich nicht befreunden. warum schreibt er auch *chneht*, *chrump* usw.? warum wird *cc* < *gg* und *c* in der verbindung *sc* davon geschieden? offenbar weil in diesen fällen das ,*k*' dem lautwert des rom. *c* ganz oder nahezu entsprach, in jenen dagegen nicht (vgl. auch Hench s. 85). und ist es ein zufall, dass bei Otfr. da, wo Isid. *c* schreibt, auch *g* erscheint, dass Notker dafür *k*, ausl. auch *g*, aber nicht *ch* oder *cch* schreibt? eine möglichkeit, ausl. unaspiriertes *k*, das für mich durch diese schreibungen als erwiesen gilt, zu erklären, wurde bereits angeführt. die übereinstimmung zwischen Otfr. und Notker in fällen wie *wangta* — bei Isid. fehlen die belege — läst auch schliefsen, dass die verschiebung des *k* (und *p* im rheinfr. (vgl. Otfr. *intslupta*) zur aspir. bzw. affricata erst nach der synkope eintrat (die nebenformen mit *k* bei Otfr., mit *ch* bei Notker sind analogiebildungen, die sich ja fast notwendig einstellten); ebenso muss synkope vor der *t*-verschiebung eingetreten sein, sonst wären fälle wie *satte* setzte ein rätsel; s. unten.

Zur verschiebung des *p* im anl. sei erwähnt, dass es zwar richtig ist, wenn Fr. sagt, Otfr. habe *p* in abweichung vom Weifsenburger dialekt. heute wird in Weifsenburg zwar *pf*-gesprochen, aber wenn man sich Bohnenbergers karte in Zs. f. hd. mdaa. 6 vor augen hält, so sieht man deutlich, dass das nicht das ursprüngliche sein kann: die linie mit anl. *pf*, die auf linksrheinischem gebiet durchweg südlich der geogr. breite von Weifsenburg verläuft, biegt in der nähe der stadt nach norden aus, so dass Weifsenburg und das benachbarte Schweigen wie eine halbinsel ins *p*-gebiet hineinragen (vgl. dazu Bohnenberger aao. s. 156 f.). anders ist es mit der linie für inl. *pf*: die läuft vom Rhein bis ungefähr zur Sauer nördlich der geogr. breite von Weifsenburg, gegen den Rhein hin sich sogar recht bedeutend von der linie mit anl. *pf* entfernend. Otfr. kann demnach sehr wol den alten Weifsenburger dialekt verwendet haben. dieselbe erscheinung anl. *ph* gegenüber inl. *pf* widerholt sich bekanntlich im nördl. Baden. u. zw. reicht *pf* vor cons.

weiter gegen norden bzw. nordwesten als *pf* vor vocalen; man kann daraus vielleicht schliefsen, dass die aspir. im rheinfr. nicht nur in der gemin., sondern auch anl. vor cons. eine stärkere war als anl. vor vocalen. umgekehrt war es wol im thüringischen.

§ 38 heifst es: Otfr. hat in den eingebürgerten (lehn-) wörtern *beh*, *brediga*, *bredigon* festes *b*, allerdings im gegensatz zu *pina*, *pinon* und zu *puzzi*, wenn letzteres der lehnform mit *p*, *b* und nicht der mit *pf* entspricht. der schlusssatz ist, so wie er da steht, völlig unklar: *p* in *pina* usw. kann natürlich nur *ph*- meinen, wie denn auch heute im rhein- und moselfr. in diesen wörtern *ph* gesprochen wird: *phainiχə*, *phids*. Fr. denkt offenbar an chronologische unterschiede. wichtiger aber als die frage nach früherer oder späterer entlehnung ist hier die nach der sprachlichen vermittlung, d. h. ob die wörter über das obd. ins rheinfr. gekommen sind oder über das moselfr. unmittelbare entlehnung aus dem romanischen kann man für die Rheinfranken natürlich nicht als regel feststellen. das moselfr. hat für anl rom. *p* folgerichtig sein *ph* gesetzt (*phelts*, *pharais* Paris usf.) das ihm offenbar näher liegen muste als sein stimmhaftes *b*. das obd. schlug, solang es noch *p* oder *ph* sprach, denselben weg ein; nachdem dies aber zu *pf* verschoben und anl. *b* stimmlos geworden war, wurde naturgemäfs letzteres zum ersatz verwendet. wenn Otfr. *beh*, *bredigon* schreibt, entsprechend dem heutigen rheinfr. *bęχ*, *breriχə* (letzteres ist freilich nicht beweisend, da auch *phr*- zu *br*- geworden ist), so zeigt dies dahin, dass diese wörter aus dem obd. (oder ostfr.) übernommen sind. das moselfr. hat hier *ph*-, vgl. lux. *phęχ*, *phriədəjən*, hat aber *b* zb. in *biər* birne, *bols* puls, *batš* peitsche (westlothr. auch *bels*, *baps*, gegen lux. *phęlts phopšt*), fälle die deutlich dartun, dass nicht jedes fremde *p* durch *ph* ersetzt wurde, sondern dass bei entlehnungen aus dem süden oder osten für rheinfr. oder alem. stimmloses *b* der nächstliegende laut, stimmhaftes *b* eintrat: es ist daher auch garnicht auffallend, wenn in Par. Verg. II 704. 53 Passau als *Bazzoua* erscheint. für 'pech' usw. muss also für das moselfr. (bzw. nordmd. ndl. nd.) eine vom obd. unabhängige entlehnung angenommen werden (ausgangspunct für beide gruppen Westfrankreich). wanderung von nord nach süd ist wol so ziemlich ausgeschlossen, da man, würklich volkstümliche entlehnung und nicht sprunghaftes vordringen des wortes vorausgesetzt, rhein- bzw. moselfr. *ph* im angrenzenden *pf*-gebiet doch durch *pf* ersetzt hätte. das hier angedeutete problem wäre wol einer untersuchung wert: noch viel zu wenig sind die wege erforscht, auf welchen lateinische cultur in Germanien einzog!

Schwierigkeiten bietet die behandlung der gruppe *rp*, *lp* (§ 85). vollständig klar ist das rip. mit seinen *rp*, *lp* ent-

sprechend der heutigen mda. im moselfr. und rheinfr. herscht heute *f* auch in fällen wie *scharf*, *schärfen*, westlothr. *karf* karpfen; doch lux. *kharəp*, *šurəpən*, lothr. *šurpən* (bezeichnet das geräusch, welches ein harter über den boden rutschender gegenstand verursacht oder welches beim zerreifsen von stoffen entsteht; vgl. bair. *schurpfen*); *harfe* ist nicht recht volksüblich. es herscht indessen kein zweifel, dass die verschiebung von asp. *p* nach *r* in litterar. zeit hier noch im gange war, und zwar, wie die quellen deutlich zeigen, über *pf*; zu den in § 85 angeführten belegen vgl. noch *Didunthorpf* kreis Prüm, Heinzel 318 und *in Altdorpfo* Trad. Wiz. 193 (Beitr. 14, 113). das *pf* konnte umso eher dem *f* weichen, als es im grösten teil des gebietes auf die wenigen fälle nach *l*, *r* beschränkt war. die ausgleichung ist zunächst wol im inl. erfolgt und von da auf den ausl. übertragen worden (anders Fr. § 103); die auch im obd. auftretenden *scharpf*, *gelpf* wären solche erhaltene auslautformen, vgl. auch zusammensetzungen wie *Gelpf-rat*, *Helpf-rich*, *-rat* (consonantengemin. vor folg. *r* wird denn hier doch nicht anzunehmen sein). harfe und karpfen weisen entschieden auf abweichenden consonantismus, der auf urspr. gemination beruhen kann, oder der sich daraus erklärt, dass es sich in beiden fällen um später ins hd. eingedrungene 'culturwörter' handelt: für letzteres spricht der auffallende *ä*-uml. des bair. (*harpfn*, *kharpfn* mit hellem *a*), den die übrigen obd. und die md. mdaa. nicht kennen (von denen mit regelmäfsigem *i*-uml. natürlich abgesehn) und der auf irgendwelcher substitution zu beruhen scheint.

Von den in § 84 angeführten fällen können sicher mit urspr. *p* angesetzt werden, da sie sich auch in andern dialekten mit *ff* nachweisen lassen: *naficidun* auch bair-österr. mit *ff* neben *pf*, ganz abgesehen von vielen älteren belegen; *profan* vgl. lux. *phrafən* rip. *profə*. die verschiebung ist hier genau so in ordnung wie bei mfr. *khofər* bzw. *kofər* kupfer. *effe* lat. *apium* kann ganz gut die urspr. nominativform *api* repräsentieren; vgl. mhd. *effen*.

Beachtenswert ist das gelegentliche auftreten von affricaten statt des reibelautes in fällen wie *emetzigaz* § 98, *maniza* § 99, 2; auch für ahd *buliz* pilz muss wol eine nebenform mit *z* angenommen werden. auf *tz* neben *z* in samstag weisen obd. dialektformen, zb. Lusern *santstn*. man beachte ferner moselfr. *ęmęts* oder *ęmętsəl* ameise, *ęrts* erbse, *hǫrętsəl* hornisse (< *hurnat-*; daneben *hęzəl* < *hursl-*), *brenętsəl* brennessel, *ętsən* speisenüberreste, rip. *ętsə* beim essen übrig lassen, dag. obd. *ęrasn*, *ęrsə(n)* < *uzētan*. auch *hirtz* (so allgem. mfr, soweit nicht die schriftd. form hirsch eingedrungen) und **hiutz* (vgl. *Beutzfelt* s. 201) könnte hierher gehören. in einzelnen fällen mag consonantengemination vorligen, so sicher im nordthür. *gatze* gasse (das nebeneinander von *tz* und *zz* erklärt sich hier offenbar aus der

flexion: nom. *gatu* < *gatuu* gen. *gatuu* usw. vgl. auch *aha* neben *ahha* u. a.), aber andere scheinen doch dafür zu sprechen, dass die verschiebung in nebentoniger silbe später eintrat oder doch gehemmt wurde. — nicht gerade auffallend ist mfr. *k* in 'suchen', das Fr. § 117, 1 als eine noch nicht erklärte ausnahme bezeichnet: es darf nicht übersehen werden, dass die mdaa., welche *k* haben, durchaus uml. aufweisen: rip. *zökə*, siebenbürg. *zeikn*, *zäkən* (vgl. Münch § 233, Frühm Vgl. flexionslehre der Jaader und moselfr. mda. § 28, Beitr. 12, 163; auch da wo spirans verallgemeinert ist, erscheint uml., vgl. trier. lux. *ziχən*; erst im lothr. begegnet die nicht umgel. form, die aber auch im obd. nicht ausschließlich herscht, s. Anz. xxxii 126). der consonantismus steht genau auf derselben stufe wie etwa im bair. *waiken* einweichen, in alem. *bleike(n)* usw. oder in moselfr. (zt. auch rip.) *rötzen* flachs rösten, *flötzen*, *beitzen*, *bützen* nähen, das hier ganz zum alem. stimmt (zahlreiche belege für die erhaltung der gemin. nach länge im alem. bietet Anz. xxi, 32).

Da das fränkische fast alle abstufungen der lautverschiebung aufweist, wär in dem einleitenden § 66 wol eine etwas eingehendere darstellung der verhältnisse angebracht gewesen. das 5—6 jh. als zeit der lautverschiebung im allgemeinen ist wol zu früh angesetzt, die anfänge reichen natürlich viel weiter zurück. Kluge in seinem schönen aufsatze Beitr. 35, 153 meint mit rücksicht auf die behandlung des urspr. *k* in *gemse* sogar, dass die Alemannen, als sie im 6 jh. die Schweiz besetzten, schon anlautendes *ch* gehabt haben. aber bis an die heutige deutsch-rom. sprachgrenze, bis an den Neuenburger see, finden sich fälle mit verschiebung, sogar solche mit *t* > *ts* vgl. Zihl (*tsil*) urk. *Tela*, franz. *Thièle*; die Zihl bildet noch heute zt. die sprachgrenze. ebenso bietet das sprachliche grenzgebiet zwischen der Aare und dem Bielersee ein paar ortsn. mit anl. *χ* für fremdes *k*: *χertsərs* Kerzers nördl. v. Murten, franz. *Chiètres*. *χalnaχ* Kallnach, sicher eine bildung auf *-acum* wie so viele andere in der gegend[1]. auch die Baiern haben erst zu anfang des 6 jh.s ihr heutiges stammgebiet besiedelt, und doch finden sich da alle verschiebungsstufen in vorgerm. ortsn. zudem gibt es eine reihe von 'kirchenwörtern', die Kluge nicht berücksichtigt hat, welche verschiebung aufweisen und von denen man nicht durchgehends annehmen kann, dass sie sehr früh übernommen worden seien, vgl. *pfetter* < *patrinus*, *dechant* für älteres *techan*, *klerich* (bei Schmeller i, 1339 *mit den klerichen*, also nicht bair. auslautschreibung für *k* oder *g*), *mönch*, *knünich* (*knich*; Schmeller Fr. i 1345

[1] die verschiebungsgrenze zieht sich im westen etwa von Erlach am Bielersee über Kerzers in der richtung gegen Bern. die orte südlich davon haben nicht mehr *χ* sondern *g* für rom. *k*: *Gempenach-Champagny* (**Campaniacum*), *Galmiz-Charmey* usw.; ausl. *-ach* für *-acum* wurde verallgemeinert.

< *canonicus*, auch rip. *knönəχ*, Münch 65. das wort war demnach allgemein hd. dass es alt ist, zeigt auch der übergang von *o* > *u* vor *i*; auch rip. *ö* geht auf *ü* zurück). ich verweise ferner auf ahd. *laihman, leiihhiu, leichmannes* bei Graff II, 152. 740, woneben als jüngere entlehnung formen mit *g* begegnen. auch *pfründe, kelch, phatelat*[1] lassen sich nur schwer von der genannten gruppe trennen; vgl. noch schweiz. *χloštər, χappəl* < *capella* ua. dass die chronologie der verschiebung mit der geogr. verbreitung der einzelnen verschiebungsstufen hand in hand geht, halte ich für sicher, ebenso dass die verschiebung zur spirans relativ, dh. bei demselben consonanten früher begann als die zur affricata; letzteres zeigen deutlich fälle wie nhd. *pfropfen*, rip. *muts* mauser, die erst übernommen wurden, als inl. *p* bzw. *t* bereits zur affricata, der vorstufe des reibelautes, geworden war; auch das oben erwähnte *muniza* könnte hierhergestellt werden. aber auch die verschiebung zur spirans ist allem anschein nach nicht bei allen cons. gleichmäſsig vor sich gegangen: manches spricht dafür, dass wie bei der verschiebung zur affricata zunächst *t*, dann *p* und schliesslich *k* von der bewegung ergriffen wurden (*k* sogar erst nach der verschiebung von *t* zur affricata, vgl. *tunihha*)[2]; so ist mir in Luxemburg und Lothringen kein sicheres beispiel mit verschiebung von *t* untergekommen, wol aber solche mit *ch* < *k* vgl. die *-macher(n)* < *maceria, -ach, -ich* < *-acum*.

Immerhin bleiben noch einige rätsel übrig: zb. mhd. *schnauze* neben thür. *šnūse*, rip. *šnys*, *khetələn* kitzeln (lux.), *šotəl* schüssel (rip. und nordwestmoselfr. < **kitlōn*, **skutla*? dag. *šosəl*, *šusəl* im süden) und vor allem das seit dem frühmhd. bezeugte *tüschen* geschr. meist *tuschen* zwischen (rip. *töšə*, lux. *thyšən*, westlothr. *thišən*), das heute bis nach Lothringen hinabreicht und früher wie es scheint noch weiter verbreitet war (Weinhold Alem. gr. § 169; Braune Beitr. 1, 6; Heinzel 232. 246. 273. 349. 370. 379. 393. 427. Weinhold, Mhd. gr. § 196 wo auch *twist, twelif*, angeführt werden; Nobiling Voc. d. dial. d. stadt Saarburg 42). es erinnert einerseits an das unterbleiben der verschiebung in der gruppe *tr*, anderseits an die eigenartige behandlung des germ. *dw* (*þw*), das auch in obd. mdaa. nicht überall zu *tsw-* geworden ist (vgl. hochalem. *twerg* neben *tswerg* u. a.). sollte das *u̯* in einzelnen fällen früher stimmlos geworden sein? die stellung vor consonant verhinderte die verschiebung auch in fällen wie *thagta* (Otfr.) und **satta, gesat*, wofür moderne dialekte noch mehrfach belege bieten (lux. *gəsat, gənat* zu *nętsən*, *gəšwat* zu *šwętsən*, *gəšmolt* zu *šmęltsən*); hierher

[1] *phatelat* Schweiz. id. v 1200; *pfadlât, pfacelât* (c offenbar für t), *pfâlât*, Lexer Hwb. II 220, Schmeller I 428 < mlat. *patellata*.

[2] *kappes (kabuz)* und obd. *pütze, bütze* pfütze, haben natürlich rom. *s* bzw. *ts*.

gehört auch als secundäre bildung rip. **motta* muste (jetzt *mǫət*; dazu Beitr. 6, 555), ferner ist sicher hierherzustellen das gemeiniglich als nd. lehnwort angesehene *fett* < *faitida-* (zur verkürzung des diphthongs vgl. *zespret* Cant., das nicht, wie Franck § 31, 2 meint, für *zespreidit* verschrieben ist); wahrscheinlich wird auch *blutt* so zu erklären sein (**blautida-*); dän. *blot* ist doch wol aus dem nd. entlehnt[1].

Auffallend sind mit rücksicht auf die sonst im md. unterbliebene verschiebung des *k* nach *l*, *r* die im moselfr. auftretenden *wiələχ* welk (auch rip. *wẹləχ* neben *wẹlək* Münch 64), siebenbürg. *khǭliχ*, das freilich auch im ostfr. und ostmd. begegnet, und rip. *wereχ* werg (moselfr. hier *-rək*). allgemein scheint im mfr. *štǫreχ* zu sein; doch hat das rip. *pẹrək* pferch (Münch 76) gegen moselfr. *phẹrəχ*. urspr. *parrich* aber *parkes*?

Zum lautwert der buchstaben *f* und *s*. § 81 meint Fr., der eintritt der schreibung *v* (*u*) für *f* im anlaut sei rein orthographisch. in der tat haben die heutigen mittelfr. mdaa. nur im inl. dafür *v* (*w*), das völlig mit dem aus germ. *b* hervorgegangenem zusammenfällt, in einigen dialekten sogar mit diesem zu *b* weiterentwickelt ist. stimmhafte aussprache hat im inl. sicher schon in ahd. zeit bestanden, und es ligt durchaus nahe, den wechsel in der schreibung von germ. *f* im ahd. (§ 82) mit dem stimmhaftwerden zusammenzubringen, zumal auch ein teil des obd. für einen solchen übergang spricht, natürlich muss dann dieser process aber auch für den anl. angenommen werden. dafür sind auch wirklich gründe vorhanden, ich verweise auf die völlig überzeugenden ausführungen Nörrenbergs, Beitr. 9, 391 (wenn anl. *f* in jüngeren lehnwörtern fortis bleibt und nicht wie entsprechendes *s* durch affricata ersetzt wird, so hängt dies mit dem mangel eines *pf* im mfr. zusammen; damit ist aber auch der spätere zusammenfall mit urspr. anl. *v* erklärt); ferner auf fälle wie lux. *Devəlt* Deifelt, *khivəl* lothr. *khivər* kiefer (< kienföhre), siegerl. *barvəs* barfufs, *drīvəs* dreifufs (Heinzerling s. 63), die deutlich auf urspr. *vẹlt, vōs* usw. weisen, vorausgesetzt, dass die zusammensetzung nicht schon vor dem stimmhaftwerden des *f* erfolgte. der übergang von *v* > *f* im anl. ist wol verknüpft mit dem wandel von *u̯* (geschr. *w*) > *v*. die parallele bietet das ndl. im süden d. i. im flämischen, wo germ. *w* noch bilabial, ja zt. noch *u̯*-artig gesprochen wird, ist anl. *v* stimmhaft geblieben, im norden dagegen, wo jenes zu *v* geworden

[1] Ob nicht auch mhd. *lât* läfst auf frühsynkopiertem *lâtid* beruht? es wäre dies die ausgangsform für inf. *lân*, imp. *lâ* usw. die umlautform *læt* wäre dann analogie- oder contaminationsbildung. — auch vor *þ* blieb bei früher synkope *t* unverschoben, wie rip. *jryədə* gröfse zeigt, Münch § 148; doch ist das resultat nicht *t* sondern *d* wie in köln. *medə* mitte. *jryədə* scheint der einzige rest alter bildung zu sein, die übrigen wie *hetsdə* hitze, *nẹtsdə* nässe sind wol neubildungen.

(*vatər* für *watər*), wird anl. stimmloses *f* gesprochen. der frühe zusammenfall von inl. germ. *f* mit *b* im mfr. hatte dieselbe behandlung beider laute vor sonoren zur folge. wie *b* (s. oben s. 196) wurde auch *v* zu *f* verhärtet, vgl. die belege bei Fr. § 82, 5 und etwa rip. *šufəl* schaufel, *ifər* eifer gegen sonstiges *v*. auch fremdes *v* nimmt an dieser erscheinung teil, darauf weist die schreibung *effen, eiffen* für *even* (haber **avina* < lat. *avena*; Nobiling s. 70). die mdaa. scheinen nur *evən* zu kennen (vgl. auch Hecking Die Eifel in ihrer mda. 31). wie bei *b* findet sich aber auch verhärtung zum verschlusslaut: lothr. *swibəln* zweifeln, *štibəl* stiefel. dazu stimmt *diubil* bei Isid.[1]. das in § 82, 6 erwähnte Isid. *hepfu*, *-hepfendi* hat *pf* denn doch wol mit der geltung einer affricata, wie sie ja auch durch alem. und bair. mdaa. bezeugt wird (Schweiz. id. II 1490, Schmeller I 1141). allerdings fällt *pf* aus dem lautsystem des Isid. heraus, ähnlich wie *cripp(e)a* im Tatian. handelt es sich um ein obd. lehnwort? hat der wechsel *heffu* — *hebis* eine contaminationsform *hepfu* (d. i. *hebfu*) ins leben gerufen? — was von der erweichung des *f* gesagt wurde, gilt natürlich auch für *s*; doch haben die mfr. mdaa. die stimmhafte aussprache im anl. behalten. inl. vor sonoren begegnen ähnliche verschärfungen wie bei *f*. betreffend den übergang von *sk* > *š* Fr. § 116, 3 lässt die schreibung *ss* der Par. Verg. über ihren lautwert keinen zweifel übrig: *ss* wurde ja doch fast wie *š*(*š*) gesprochen (die später in mfr. westen auftretende schreibung *ch* ist natürlich nicht, wie Meier, Jolanthe s. XV meint, als palatales *ch* zu nehmen, sondern beruht auf französicher orthographie, vgl. auch die belege bei Heinzel 334). das aus *sk* hervorgegangene *š* war im fr. sicher palatal, da es in den meisten mdaa. uml. bewirkt wie im alem. und westbair. vielleicht ist für diese dialekte doch übergang über *sχ* (mit palat. *χ*) oder *sj* anzunehmen.

II. Vocalismus. 1) **umlaut.** ein hauptunterschied zwischen altfr. und altobd. besteht in der durchführung des *i*-uml., aber es darf dabei nicht übersehen werden, dass dieser unterschied im wesentlichen nur chronologischer art ist, insofern als die würkungen sich im fr. früher zeigen: die tendenzen sind im grunde dieselben. wir dürfen uns durch die orthographie nicht beirren lassen: nur dort, wo auch das fr. in ahd. zeit den uml. nicht schreibt, ist das obd. auf einer ursprünglicheren stufe geblieben, dh. es spricht offenen *e*-uml., dagegen da wo das altfr. bereits *e* hat, also vor *l* oder *r* + cons. (aufser natürlich

[1] da gerade im lothr. solche formen auftreten, wäre dies ein weiterer hinweis auf ostlothr. herkunft des Isidorübersetzers, wofür ja so viele anzeichen sprechen. hier allein berührt sich 'nordrheinfr.' mit alem. und moselfr., in dessen nähe der mangel an consonantenschwächung den text rückt; s. ferner das unten über den uml. in der flexion der schwachen subst. und adj. gesagte.

lw, rw) und vor *h*, ist auch das obd. mit wenigen ausnahmen, die in der regel ihre besondere erklärung haben, bis zu geschlossenem uml. vorgedrungen, so dass heute die obd. mdaa. im wesentlichen auf derselben stufe stehn wie die obfr. und ostmd. [1]. allerdings nur diese, denn im mfr. sind mit ausnahme vor allem der südl. grenzgebiete die kurzen *e*-laute ganz oder doch meistens zusammengefallen, so dass das mfr. auch in dieser hinsicht dem nd. näher tritt. die umlautsentwicklung scheint im fr., wenigstens im obfr., denselben verlauf genommen zu haben wie im obd: *arbes*, *gardea* bei Isidor und *slahit*, *arslahit* der Lex. sal. weisen darauf hin, dass auch hier *r* + cons. und *h* zunächst umlauthemmend würkten; vielleicht ist auch *aldin* bei Isid. so aufzufassen, denn die übrigen fälle, welche vor der flexionsendung *-in* nicht umgelautet sind, *binamin*, *lihamin* haben nebentoniges *a*, das wie eine beträchtliche zahl von belegen dartut (Fr. § 10. Wilmanns I § 195, b, vgl. bes. Otfr.s *antfangi*, *gaganent*, *gisamani*, *nagalen*), der umlautswürkung weniger stark ausgesetzt ist: s. auch *balgen*, *aneuallit* (*-balge*, *-balgin*) s. 22. zur zeit Otfrids war diese phase bereits überwunden [2]. sein auffallendes, viell. analogisches *wehsit* hat entsprechung in den heutigen dialekten: Heilig Mda. d. Taubergrundes § 51: *wegst* aber *nęχt*, *gšlęχt* usw.; ebenso Knaufs § 11, 2 e; hier aber auch *flēsə* < *vlehsin*). auf das zeitlichere eintreten der umlautbewegung im fr. weisen hin die schon verhältnismäfsig früh belegten fälle mit uml. hervorgerufen durch *i* in zweiten compositionsgliedern von eigennamen (Fr. s. 23). über das obd. geht das fränkische hinaus in fällen wie *kentzler* Heinzel 398, moselfr. *ziədlər* sattler, *-męχər* -macher usw., wofür Leid. Will. (Fr. s. 21) einen frühen beleg bietet. sie erklären sich, wie der vorsprung des md. in der umlautentwicklung überhaupt, daraus, dass im fr. früher als im obd. die nebensilben an schwere einbüfsten. daher auch jene fürs obd. unerhört starken verkürzungen nebentoniger silben oder wörter, wie zb. in *salšd* Seligenstadt, *hirbχ* < Hühnerbach usw.

S. 22 bemerkt Fr.: 'Summar. geht im umlaut sehr weit, hat aber plur. *blader* III 92, 31, *bladir* 100, 43'. dies ist nichts zufälliges, zumal auch das heutige rip. *bladər* hat. es steht aufser zweifel, dass in der flexion der *s*-stämme im ahd. urspr. *ir* und *ar* (entsprechend idg. *-es -os*) wechselten und hinter dem *rindares* des 2. Reichenauer glossars (Braune Ahd. gram. § 197, a. 1) und dem *holar* bei Schatz Altbair. gr. § 98 steckt sicher mehr als blofse orthographie. dafür haben wir zeugnisse in den

[1] bair.-österr. formen wie *håltət* hält, beweisen natürlich nicht das 'unterbleiben des uml.' vor *l* + cons., wie man gelegentlich lesen kann.

[2] doch haben einzelne md mdaa. noch heute vor *l* + cons. offenes *ę*, vgl. Knaufs Mdaa. von Atzenhain und Grünberg § 11, 3.

heutigen mdaa.: niederrhein. *kalvər* Hasenclever Dial. d. gmde. Wermelskirchen § 47, siegerl. *kalwər* Heinzerling s. 66, *rarər* räder s. 119, siebenbürg. *rǫdər* räder, *grǭbər* gräber, Frühm Vgl. flexionslehre d. Jaader und moselfr. mda. s. 21. umlautlos sind *chalbər* und *lammər* in den meisten hochalem. mdaa.; ich könnte eine reihe von belegen anführen. es ist zu beachten, dass in den angeführten mdaa. in überwiegender zahl 'regelmäſsige' fälle mit geschlossenem *e*-uml. daneben stehn; nur das rip. scheint nicht umgel. formen zu bevorzugen. Münch § 209. vgl. noch kärnt. *Khǫlšpęrg* für urk. *Chalbersperg* und *Caluerespach* Fr. § 116, 6 anm., *spacher* § 132, 2. ältere belege gibt auch Weinhold Mhd. gr. s. 486: *radere* (gen. pl), *bladere.* in ostmd. dialekten kommt bei dieser gruppe häufig offner *e*-uml. vor, der auf ursprüngliches nebeneinander von umgel. und nicht umgel. formen deutet.

Im Anz. xxxii 127 hab ich einige belege zusammengestellt, aus denen hervorgeht, dass *j*-uml. stärker würkte als *i*-uml.: dazu scheint die behandlung des *-ari* beim schreiber γ im Tat. zu stimmen *ari*, in der flexion (**arj-*) aber mit einer ausnahme *er-*, vgl. Sievers § 76; freilich ist γ ein Oberdeutscher.

Wie das mfr. und das angrenzende westndfr. sich in der behandlung der kurzen *e*-laute dem nd. nähert, so auch darin, dass es früh und intensiv das lange *a* umlautet, wodurch es sich sowol vom ostndfr. wie von den meisten oberfr. mdaa. stärker abhebt; allerdings ist der übergang im süden und südosten nicht unvermittelt. es ist jedoch fraglich, ob man dieser starken entfaltung des uml. von *a* eine besondere sprachliche bedeutung beilegen soll: der fall widerholt sich im westl. hochalem., auch hier ist *æ* mit *e* in einen geschl. *e*-laut übergegangen, der in einzelnen dialekten sogar zu *iə* wird. in ahd. zeit war mfr. '*æ*' sicher noch ein offner laut, wie die noch zahlreichen *a*-schreibungen lehren (§ 24). — die beispiele mit *e* für *ei* § 21, 2 dürfen m. e. nicht unterschätzt werden: in den meisten der angeführten belege kann *i*-uml. angenommen werden; und dass *i*-uml. des *ei* in einem teile des fr. bestand, steht aufser zweifel (*wênig* und *bêde* gehören selbstverständlich nicht hierher). reste solcher umlautwirkung kennt das ndfr. und moselfr.; ganz deutlich ist die sache im lothringischen, vgl. Tarral s. 30 u. 75 zb. *säiχən* zeichen: *wéiχən* < *waikjan.* dass einzelne ausgleichungen stattgefunden haben, kann nicht wunder nehmen. man beachte, dass die ausnahmen wie '*weide*' teilweise zum ndfr. und nd. stimmen. ich halt es für sicher, dass das ganze mfr. gebiet im anschluss an das ndfr. und nd. uml. des *ei* kannte, nur ist in dem gröſsten teil desselben infolge jüngerer monophthongierung zu *ē*, *ę̄* der unterschied verwischt worden.

Ebenso wie einen uml. des *ei* weist das md. (hier in übereinstimmung mit dem obd.) einen uml. des *iu* auf, von dessen

vorhandensein einzelne mfr., hessische und thüring. mdaa. zeugnis geben. der alte nicht umgel. diphthong *iu* ist in den genannten dial. zunächst zu *ū* geworden (und zwar nicht allein vor *w*, vgl. Fr. § 41, 5 zu *Nuenburg*), das umgel. *iu* dagegen ist mit dem uml. von lang *u* in *ǖ* zusammengefallen. heute stehn sich die beiden laute in nicht diphthongierendem gebiet als *ū* und *ī*, in diphthongierendem als *au* und *oi*, *ai* entgegen. vgl. *nau* neu, *auχ* euch, *haud* heute, *aut* < *iut* < *iuwiht*, *fauər* feuer, *hauər* 'heuer' unlängst oder vergangenes jahr, aber etwa *doiər* teuer, *loiχdə* leuchten usw. sehr klare beispiele bietet Heinzerling: *nin* neun < *niuni* od. *niuniu* aber *nuntse* 19, *nuntsiχ* 90; *tsuχ* zieh (imp. neben analog. *tsiχ*). der einblick in die verhältnisse wird deshalb erschwert, weil gegenwärtig die *u*- bzw. *au*-formen überall vor den *i*- bzw. *ai*-, *oi*-formen im schwinden begriffen sind und sich zt. nur mehr in ortsn. gehalten haben. die verteilung der '*iu*'- und '*iü*'-formen im md. stimmt mehr zu der des hochalem. '*öu* - *ü* gebietes' (südl. und südwestl. Schweiz, wo umgel. *iu* durch *ü*, nicht umgel. durch *öu* oder deren weiterentwicklung vertreten ist)[1]. im gegensatz zur schwäb.-bair. gruppe herschen mit wenigen ausnahmen uml.-formen in der 2. und 3. sg. der verba der 2. cl. (analogisch auch in der 1., sowie meist auch im imp.) und in jenen fällen, wo *iu* nicht auf germ. *eu* zurückgeht, sondern durch contraction usw. entstanden ist, oder auf fremdem diphth. beruht, so zb in freund, teufel; nur bietet feuer, heuer, heute im md. zum unterschiede vom südwestalem., wo *für*, *hür*, *hüt* gesprochen wird, die entsprechung des nicht umgel. *iu*, wenn auch nicht (mehr?) überall. abweichend von den schwäb.-bair. mdaa. bildet *r* im hochalem. wie im md. kein umlauthindernis, daher '*iü*' in teuer usw., wol aber *w*[2].

2) B r e c h u n g. das nördl. md., insbes. das mfr. unterscheidet sich von den übrigen hd. mdaa. dadurch, dass in einer reihe von fällen die brechung des *u* unterblieb, wodurch es der nd. und angelfries. dialektgruppe näher rückt, vgl. Fr. § 21, 5. auch das verhältnis von *i* : *ë* weist mancherlei unterschiede gegenüber dem obd. auf. zur ergänzung der ahd. belege stell ich hier eine liste derjenigen wörter zusammen, die heute in nordmd. mdaa. *u* aufweisen oder deren heutiger lautstand sicher auf früheres *u* deutet, ohne gerade vollständigkeit zu beanspruchen: ofen, offen, hoffen, oben, hof, stopfen, stoppel, geschloffen, hobel,

[1] vgl. zb. Haldimann, Zs.f.hd.mdaa. 4, 318.

[2] Die ansicht, dass md. *au* nicht umgel. *iu* entspricht, wurde, soviel mir bekannt, zuerst von Brenner Beitr. 20, 80 vorgetragen, der auch auf Heinzerling aufmerksam macht. abzulehnen ist die beschränkung der *au*-formen auf einsilbige wörter, Behaghel, Grundr. I² 705, ebenso die erklärung Weises Zs.f.d.mdaa. 1907, 206f, der die *au* von benachbartem dental oder *h* abhängig macht und wörter wie *knaul*, *raude*, *saule*, *schlauder*, *haune*, *aul* damit verquickt, die urspr. *ū* haben und zt. auch im obd. nicht umgelautet sind.

— frosch, fort (dies auch obd.) spott, spotten, bock, boden, gebot, moos, motte, Mosel (vgl. dazu Fr. § 21, 7 anm. 1), kommen, sommer — voll, volk, vogel, woche, wolf, wolke, wolle, geschwollen, wort, folgen — kohle, holen, gold, holz, toll, stolz, scholle. wie häufig auch im obd. in: honig, donner, trocken, trotz. deutlich geht aus diesen beispielen, deren verteilung nicht gleichmäfsig ist, hervor, dass fast überall die conson. umgebung (labial od. *l*) von einfluss war; vgl. die bei Franck § 21, 5 angeführte litteratur. in einzelnen fällen spielt wechsel im vocalismus der folgesilbe herein. freilich wird die sache dadurch kompliziert, dass in den hierhergehörigen mdaa. unter gleichen bedingungen auch brechung eingetreten ist, zt. im gegensatz zum obd., so etwa in stube, furche, zupfen, rupfen.

Die erklärung, dass sich in *swëster*, *gëster* das offene *ë* über *swestir*, *gestir* zu geschl. *e* entwickelt habe, Fr. § 16, halt ich wie die (ja wol allgemein abgetane) hypothese eines *st*-uml. für unrichtig. es handelt sich vielmehr um contaminationsformen, wie sie zb. auch für die *e* und *ë* scheidenden mdaa. des südbair. in *schef* schiff, anzunehmen sind (Zs. f. d. mdaa. 1909, s. 12, vgl. auch pl. *pretər* gegen sg. *prę̄t*). dass *i*-formen bei diesen wörtern bestanden haben, zeigen aufser *suister* im Tat. und im 2. Merseb. zauberspr. auch die jetzigen mdaa. mfr.—mhd. *suster* d. i. *süster*, heute *zystər, zöstər* (vgl. auch Franck Zs. 35, 385) kann nur aus *swister* hervorgegangen sein[2], das selbst natürlich auf flexionsformen wie **swistri* beruht. lux. *gyšt(ər)* deutet entschieden auf urspr. *i*, das im westlothr. *gištər* noch rein erhalten ist wie im ndl. -*nist* in den Oxf.-Würzb. gl. findet seine parallele in westlothr. *ništ*, lux. *našt* (*a* < *i*; für das verhältnismäfsig seltene *nëst* gilt also dieselbe erklärung wie für *swëster*. die contaminationsformen herschen auch in *swester* und *gester* nicht überall: die meisten nordrheinfr. und ostmd. mdaa. weisen auf *ë*). beachtenswert ist lothr. *jetwidər*; es erklärt das in den mdaa. häufige geschl. *e* in (*et*-, *ent*-)*weder*. viell. ist auch geschlossenes *e* in *jener* aus dem nebeneinander von *i* und *ë*-formen hervorgegangen. *i*-formen kennen die moselfr. mdaa., vgl. siebenbürg. *giner* (Beitr. 17, 382, wobei freilich der nasal mitgewirkt haben kann), s. auch Weinh. § 488. **jin*- bzw. mit brechung *jën*- wären dann ablautformen zu got. *jain*; auch obd. *ënër* liefse sich so leicht erklären: *įina*- > *ina*- > *ena*-. Otfrieds *nibul*(*nissi*) lebt fort in hess. *niwəl*, lux. *niwəl* (daneben *niəwəl* mit ursprüngl. *ë*). mit entschiedenheit auf ursprüngl. *ë* deutet lux. *khrīps*, *khripəs*, westlothr. *khribis*[3], wie denn auch bair.-österr. *khrę̄ps* germ. *ë* voraussetzt

[1] auffällig ist westlothr. *u* in rotz, rost, knochen.

[2] wegen des uml. in '*suster*' kann daher *kuman* § 69, 2 nicht auf *qui*- zurückgeführt werden.

[3] *p*, *b* für *v* im moselfr. ist wol in formen wie *khrips*- für *f* eingetreten (*fs* > *ps*).

(Fick[4] 52, Weigand[5] nehmen uml. *e* an, Kluge lässt die frage unentschieden). erwähnt sei noch lux., eifelländ. *mit* met. (vgl. Wb. d. lux. mda. 288, Hecking 58). — *wedar* in Cant. als verdächtig anzusehen (Fr. § 19, 5) ligt kein grund vor. rheinfr. mdaa. setzen in diesem wort wie auch in 'nieder' zt. *ë* voraus, vgl. etwa Handschuchsheim: *wẹrɒ* wieder, *nërɒ* nieder (adv.), während *i* sonst aufser vor altem *r* erhalten bleibt: *kšnirə* geschnitten, *šlirə* schlitten (Lenz, Vgl. wb.); auch *werə* in Naunheim neben *frire* friede weist auf *e*; genauere musterung der mdaa. dürfte wol noch mehr belege zu tage fördern.

Nicht sehr wahrscheinlich dünkt es mich, dass *ë* in wörtern wie *pfëffar, sëgan, bëh, bëhhar, mëssa* auf rom. *e* zurückzuführen sei (Fr. § 20, 6). ich verweise auf ableitungen wie kärnt. *pfiffern* (pfeffern) < *piprjan,* ahd. *pfifera,* schweiz. *pfiffere* nhd. pfifferling, 'pfefferschwamm', nhd. verpichen, erpicht, bair.-österr. *pikχən* (nördl. *pikɒ*) kleben < *bikjan*[1]. freilich kann hier auch erhöhung von *e* zu *i* vorliegen; es ist jedoch zu beachten, dass *ĭ* im rom. nicht zu *ę* sondern zu *ẹ* geworden ist und dass dafür in einem teile des mfr. und nordrheinfr. jener zwischenlaut zwischen *i* und *ë* (oder dessen moderne entsprechung) zu erwarten wäre, der für germ. *i* vor folgendem vocal mit tiefer zungenlage hier angesetzt werden muss: *dicko* (od. *dĕcko?*) aber *dicki,* s. Fr. § 20. — diese von BSchmidt in seinem Vocalismus der Siegerländer mda. zuerst bemerkte lautregel verdient von seiten der deutschen grammatik eingehendste beachtung; sie ist sicher sehr alt, da sie auch die wirkung des geschwundenen *j* noch erkennen lässt, vgl. dazu Horn Zs.f.hd.mdaa. 6, 106. dadurch wird wenigstens für einen teil des sprachgebietes die ausnahmslosigkeit der einwirkung von *a, e, o* auf vorausgehendes *i* der tonsilbe sichergestellt, und es ist nicht ausgeschlossen, dass die erscheinung ursprünglich viel weiter reichte. trotzdem halt ich im gegensatz zu Fr. § 19 *ë* noch immer als das lautgesetzliche brechungsproduct von *i* vor *a, e, o* und diesen für die genannten mdaa. vorauszusetzenden mittellaut nur als compromisslaut. die annahme, *i* sei zu *ë* nur gebrochen worden, wenn betontes *a̯, ı̄́, ē̆* unmittelbar folgte, erscheint mir unwahrscheinlich, weil assimilationsvorgänge viel rascher und intensiver vor sich gehn, wenn unbetonte vocale folgen als solche mit nebenton. wenn zum unterschied von *i* die brechung des *u* zu *o* consequenter durchgeführt wurde, so ist dies nicht so auffällig. man halte sich die ablautsreihen vor augen; auf der einen seite: *ī, ai, i, i,* auf der andern: *e (i) a, u, u; e (i) a, æ, u; eu, ou, u, u.* hier ist der

[1] ein fall der deutlich zeigt, dass consonantengemination auch nach abschluss eines teils der lautverschiebung noch wirksam war; dazu mfr. *Tünnes* < *(An)tonius* (Frank s. 32) und *Görres* < *(Gre)gorius*. bei ersterem beachte man die erhöhung von *o* > *u*; vgl. dazu Anz. XXXII 122 und *sigiture* Fr. s. 28 < **segetarium*.

u-vocalismus auf den pl. des prät. und das part. beschränkt, ja in einer reihe sogar auf das part. allein, während dort infolge früher assim. von *ei* > *ī* die *i*-formen mit ausnahme des sg. prät. durch das ganze paradigma gehn, allerdings mit quantitativen differenzen. kein wunder wenn in diesem falle sich früh das streben geltend machte, den *i*-charakter beizubehalten, wenn dann infolge dieses starken systemzwanges in der verbalflexion die psycho-physiologische norm der senkung von *i* > *ë* vor vocal mit tiefer zungenlage durchbrochen wurde, und man sich gewöhnte *i* in dieser stellung (unverändert oder doch nur wenig verändert) beizubehalten.

Zur flexion. vom obd. unterscheidet sich das fr. dadurch, dass für obd. *in*, *un* in den endungen der subst.-flexion in der regel *en*, *on* auftritt. der grund dieser verschiedenen vertretung ist nicht ganz klar, doch scheint nach Walde Germ. auslautgesetze s. 178 das fränkische das ursprüngliche zu bewahren. von wichtigkeit wäre die feststellung, wie sich die *en*/*in* bzw. *on*/*un* formen im fr. verteilten. sie ist nicht unmöglich: für die verbreitung von *on* bzw. *un* fehlen uns allerdings anhaltspuncte, wol aber haben wir solche für die von *in* (*en*), und zwar im auftreten (oder nichtauftreten) des uml. in alten zusammensetzungen, namentlich in ortsnamen. so erscheint montag mit uml. (urspr. *mänintag*) im südwestl. ostfr., vgl. Zs. f. hd. mdaa. 6, 333, Heilig Mda. v. Tauberbischofsheim s. 68, im moselfr., sowol im westlothr. wie im lux. dagegen scheinen nur umlautlose formen dieses wortes vorzukommen im rip., im rheinfr. (aufser dem südwesten; vgl. den beleg im Wb. d. deutsch-lothr. mda. s. 369 für Rieding bei Saarburg und Nobiling Vocalism. d. dial. d. stadt Saarburg etc. s. 45), im östl. ostfr. und im ostmd.; doch beachte man ortsn. wie *Lengen-*, *Lenge-*, *Lengfeld* in Thüringen, Sachsen, Unterfranken, *Rötenbach* in Ober- und Mittelfranken u. a. m. bemerkenswert ist *Lengfeld* sö. Darmstadt und *Lengefeld* im waldeckischen, also noch auf rheinfr. boden. (weit verbreitet sind die zusammensetzungen mit *Gräfen-*, doch ist hier vorsicht geboten, da auf md. boden auch die nebenform *grēve* < *grävio* vorkommt). eine untersuchung dieses problems wäre dringend notwendig; vielleicht weisen doch auch andere gegenden reste solcher umlautformen auf. zu den in § 164 erwähnten ortsnamen mit *-in -en* bei weibl. grundwort kommen noch die in Beitr. 14, 108 angeführten hinzu; auch dafür bieten die heutigen ortsnamenformen belege, vgl. *Längnau* in Oberfranken. — die beispiele mit uml. bei folgendem *-in* hätten übrigens zusammengestellt werden sollen.

Einzelnes: s. 8 zum 'taufgel.': Fulda ist doch auch rheinfr.! § 9 vgl. noch *Wolperoni* Heinzel s. 372. § 12 wäre eine zusammenfassung der belege für uml. hervorgerufen durch *ī* in 3. silbe erwünscht, vgl. ss. 17. 22. 64. auch fälle wie

Weltere < *Walthari*, *Elterile* < *Altavilla* s. 23 gehören natürlich hierher. — § 12 anm. werden beispiele von ortsnamen gegeben, in denen nichtdeutsches (kelt.) *a* scheinbar ohne palatalgehalt der folgenden silbe heut als *e* erscheint; Fr. erklärt dies aus palatalerer articulation des kelt. *a*. diese hypothese hätte wol nur beweiskraft, wenn sämtliche keltische *a* in der betr. gegend als *e* aufträten. viell. beruht der uml. doch nur auf secundär entwickeltem *i*. — zu § 13, 1 vgl. hess. *hinš* handschuh, westlothr. *himt* hemd, lux. *īnt* ente, *šimt* scham; auf *hingst* hengst deuten siebenbürg. dialekte (Beitr. 12, 356). — § 14 den *š*-uml. kennt auch das (westl.) ostfr. — § 17, 3 zum übergang von *wer* > *wor* vgl. auch die alte hd. bezeichnung *Antorf* für *Antwerpen*. — § 19, 1 (unten) wären auch die formen *emo* der lex. sal., *era* bei Otfr. und *hero* im Leid. Will. zu erwähnen gewesen (doch § 171). *Lesura* Lieser s. 30 dürfte urspr. *i* haben, vgl. den kärnt. flufsnamen Lieser, älteste form *Lisara*. — *ie* in § 19, 5 wird schwerlich dehnung bedeuten; es ist offenbar nur die in späterer zeit so häufige schreibung für offenes *i* oder geschl. *e* und steht auf gleicher stufe wie die *uo* für *u* (*ȯ*) in § 22, 7 anm. *ie* und *uo* hatten im grössten teil des fr. nach der monophthongierung *ī̯*, *ū̯*, ergeben, die im mfr. bes. im rip. qualitativ mit kurzem *i*, *u* (d. i. *i̯*, *u̯*) zusammengefallen waren, weshalb für letztere auch die schreibung *ie*, *uo* eintreten konnte; quantitativer zusammenfall ist deshalb nicht erfolgt. natürlich konnten *ie* und *uo* daneben gelegentlich zur längenbezeichnung verwendet werden. — § 29 vgl. auch das auffallende *biziunta* 'sepsit' Würzb. II 622, 41. — § 30 anm. 2 den übergang von *ē* > *ī* kennt auch ein teil des nordrheinfr. — § 31 *ie* in *siesnon* könnte auch *ie* bedeuten; im lux. lautet sense heut *zeisəl* mit demselben *ei*, das sonst altem *ie* oder *ȅ* entspricht (altes *ei* dagegen erscheint als *ę̄*). dagegen steht *ie* in *Riele* § 42, 3 sicher für *ī*. — § 33 *Hoeste* dürfte einfach **Hôhsteti* fortsetzen. — § 34, 2 wäre auf die *oug* < *oṷṷ* in § 68 zu verweisen. das lux. *struom* weist viell. auf frühen zusammenfall von *uo* und *ô* in dieser mda.; sie hat heute für beide laute *ȯu* (*ȯ* = palatovel. *o*), vor *m* auch palatovel. *u*. — § 35 die analogische übertragung des umlautzeichens *oi* auf nicht umgel. *ou* ist viell. so zu erklären: nicht alle ostfr. mdaa. unterscheiden zwischen umgel. und nicht umgel. *ou*. in den dial. des südostens, südens und südwestens, also in den ans bair. und alem. grenzenden teilen sind alle *ou* zu *ā* geworden, dagegen wird im nordwesten und norden *ou* und *öu* deutlich auseinandergehalten, zb. Bonnland *dlāwə* glaube (subst.) aber *gədlē* glauben (verb.). während man also im norden *ou* und *oi* auseinanderhielt, waren die beiden zeichen für schreiber aus dem süden gleichwertig, sie konnte sie daher leicht vertauschen. — § 36 mit dem *oye* für *ouwe* sind viell. die *oi* bei Schatz § 14, b zu vergleichen; s. auch *Pinzgoy* Prager D. Stud. VIII 267. — § 38, 6

der ausdruck 'der heutige mfr. monophthong' ist unrichtig, da doch auf einem grofsen gebiet *ie* (und *uo*) nachträglich wider diphthongiert wurden: lux. *ei*, moselländ. *ij* (Ludwig Mda. v. Sehlem § 52), im siebenbürg. begegnet sogar *äi*, *ai* und daraus entstandenes *a*; vgl. Siebenbürg. sächs. wb. lauttafel. auch wird nicht überall wo monophthong blieb, *ī* gesprochen. *flihemes* bei Otfr. ist eher mit *spiohan* zusammenzubringen: *h* war vermutlich ein stark velarer laut, vor dem helle vocale (schwach) diphthongiert wurden und sich so mit alten diphthongen berührten, was gelegentlich zur umgekehrten schreibung führen konnte. — § 41, 2 wird Franck im recht sein, wenn er für *e* in *treuua* usw. geschlossene qualität vermutet. in den hochalem. mdaa., wo die *ew* noch zt. erhalten sind, wird hier dasjenige mittlere *e* gesprochen, das sonst dem uml. -*e* zukommt, vgl. aus der umgebung von Brig: *rewa*, *χewa*[1] < *hreuuan*, *chiuuan* (dag. *riwt*, *χiwt*, *triwi* < *riuuit*, *chiuuit*, *triuuî*). — § 41, 5 s. auch *oi* in *Loitberti* Heinzel 240. § 43, 2 den übergang von *ehe* > *ie* haben auch die meisten moselfr. dial. mitgemacht; auch der vocalismus von 'vieh' weist daselbst auf urspr. *ie* < *eh* + vocal. — in § 45 oder 47 wäre auf die in § 4 erwähnten fälle mit *yo* hinzuweisen gewesen; dazu Anz. XIX 239. — § 54 zu den zusammensetzungen mit *kasi*- käse wäre zu bemerken, dass die obd. dial. mehrfach umlautlose formen aufweisen, also *kas*- voraussetzen; in md. mdaa. ist mir dergleichen allerdings nicht vorgekommen. — § 55, 2 die erhaltung des nebentonigen *iu* der adj. endung im obd. und südl. md. hängt wol eher mit verschiedenen betonungsverhältnissen zusammen obd. *blintìu* : md. *blindiù*. das obd. ist hier wie auch sonst in nebentoniger silbe conservativer geblieben. — zu § 57 vgl. jedoch auch Heinzel s. 242 (*Unkelsteina*, *Ossenberga*). — in § 57, 2 hätte auf Pietsch 350 hingewiesen werden sollen, in § 90, 7 auf die modernen mdaa. die vertretung eines urspr. *j* durch *w* ist nicht nur ostfr., sondern greift weit ins nördl. rheinfr. hinüber, s. zb. Knaufs Vergleichung d. voc. lautstandes in den mdaa. v. Atzenhain und Grünberg s. 52. — § 72 dass *g* für *j* vor *i*, *e* nur orthogr. sei, ist jedesfalls nicht richtig: lautgesetzlich ist — wenigstens im anl. — auf dem ganzen hd. gebiete mit ausnahme des rip. anl. *j* vor *i* in *g* übergegangen, vor *e* allerdings nur landschaftlich. ich komme darauf bei einer anderen gelegenheit zu sprechen. die schreibung *g* vor dunklen vocalen beruht viell. auf dial. sonderentwicklung: heute erscheint *j* in diesem fall als *g* im östl. ostfr. und im nordbair., ferner in moselfr. mdaa., vgl. die zusammenstellung von Hufs im Archiv d. vereins für siebenbürg. landeskunde 35 bd., s. 149. — § 83—85 *Paternovilla* s. 102 als lat. form ist wie auch in § 12 anm. auszuscheiden. die verhältnisse des Leid. Will. hätten erwähnung verdient; dass *ph* hier auch asp. *p* bedeutet, ist sicher. —

[1] w ist bilabialer sonor ohne reiberäusch.

§ 86 zu *Saphenberch* vgl. die merkwürdige schreibung *Saphren-*, *Saphfen-* bei Heinzel s. 233, die ähnlichkeit hat mit den gelegentlich vorkommenden *fph* für *ff*. — § 103 statt *dši* wäre doch wenigstens *dži* oder *ži* zu schreiben gewesen. — § 105 hierher und nicht unter *h* gehört *ze ulione* Cant. 4, 8. — § 106, 2 -*manoh*- (für *manag*) könnte allenfalls die alte nebenform mit -*h*, die in obd. mda. noch weiterlebt, vertreten, vgl. gottscheeisch *muəniχər* mancher, *manah* Gl. II, 272, 39. — § 113, 2 hätte auf die verhältnisse in den rip. mdaa. hingewiesen werden sollen, wo in der gruppe *ht* das *t* im ausl. abfällt, im inl. dagegen *h* schwindet, s. Münch § 110, 5. mir scheint es fast, als sollten auch die ausl. *h* für *t* (§ 96) ihr dasein der übertragung solchen wandels auf -*t* (germ. *d*) verdanken. im luxemb. ist heute in weitem umfange hypernormales *χt* für *t* eingetreten: *buəχtən* < *baten* (s. oben), *arbiχt* arbeit, *vouəriχt* wahrheit, *uəltsiχt* Alzette (!), flussname usw. auch in bair. mdaa. wird in dial., wo *ht* und *t* zusammengefallen sind, gelegentlich falsch rekonstruiert, daher die *Veicht* für *Veit* und ähnl. — § 115, 6 *gibfun* und *sulzgar* sind nicht mit den *k* vor cons. auf gleiche stufe zu stellen. im ersten wort ist *g* oder unasp. *k* auch im obd. in weitem umfang verbreitet[1] und -*kar* in zusammensetzungen hat *g* auch im hochalem., vgl. schweiz. *χäsgər* < *châsichar*. die bei Pietsch 432 angeführten wörter mit anl. *g* für *k* sind lehnwörter und haben im obd. unasp. *k* oder *g*. — § 119, 2 die *p*, *k*, *z* in raupe, haken, schnauze beruhen doch auf westgerm. consonantendehnung (bei schnauze ist dies nicht gerade sicher, s. oben), haben also junge geminaten, die nicht (oder doch erst im laufe der ahd. periode) vereinfacht wurden, während die alten doppellaute in fällen wie *wīssa*-, *mōssō* schon urgerm. durch einfache ersetzt worden waren. sie sind auch nicht mit wörtern wie 'weizen', 'büetzen' zu vergleichen, denn nachdem sie einmal isoliert waren, hatten sie keine formen mit einfachem cons. neben sich wie *bōttiu* : *bōtis* usw. — § 120 vgl. das nebeneinander auf mfr. gebiet: rip. lux. u. moselländ. *k(h)ofər* < *kupur*, westlothr. *kupər* < *kuppr*-. — § 126, 4 viell. ist die assim. in *Zulpikowe* (diese form Lac. I 236) erfolgt, bevor die verschiebung des *k* > *χ* endgiltig durchgeführt war. — § 127 ergänze: und zwischen *m* + *f*. § 128 e: *nodnuftigo* der Kölner Genesisgl. und das von Fr. nicht erwähnte *custigan* im Leid. Will. 47, 23 scheinen die einzigen alten belege für den heut in mfr. mdaa. (und im angrenzenden rheinfr.) in weitem umfang eingetretenen schwund des nasals vor spiranten zu sein. *Chostantin* kann auf rom. entwicklung beruhen, dagegen werden *sudan* Par. [3] III 608, 5 und *suthenewind* Leid. Will. 39, 10, 16 doch nicht aufser acht gelassen

[1] eine zusammenstellung von beispielen mit *g* für anl. *k* bringt mein mc Anz. f. idg. sprach- und altertumsk. XXVII erschienene rec. von Schönhoffs Emsländ. grammatik.

werden dürfen. dass der bes. aus dem alem. bekannte nasalschwund im mfr. verhältnismäfsig alt ist, zeigt die vocalentwicklung, vgl. lux. *Ąišər* Enscheringen (wol zu *Ansheri*; s. dazu Schatz, Abair. gr. s. 82 *Anscheringam*), *gos* gans; freilich haben auch noch *phaištən* pfingsten, *jofər* jungfer an der entwicklung teilgenommen. siegerl. *deasə* < *dinsen*, *feasdər* fenster, *fərnoft* vernunft; siebenbürg. *tsǭęs* zins u. a. — die bemerkung s. 170 'nicht lautlicher charakter der erscheinung — nämlich des abfalls von *n* — wird Beitr. 22, 441 verteidigt' ist nur zt. richtig; vHelten nimmt nur für die subst. übertragung an. — § 134 hätte das *iu* im gen. pl. bei Isidor erwähnt werden sollen; vgl. Hench s. 93 und Kögel, Anz. XIX 240, wo auch *abgrundiu* 1, 5 so aufgefasst wird. — § 142 die skepsis betreffend den schwund der ausl. *i* teil ich nicht. die mnd., mnl. formen ohne endvocal können doch ebensogut wie *sun* (§ 145) aus der flexion erschlossen worden sein. — § 159 das *-iu* für gemeinfr. *-u* blieb nicht nur im südl. moselfr. bewahrt, sondern auch im südl. rheinfr. und einem beträchtlichen teil des ostfr. — § 162, z. 7 zu 'vor unbetonter silbe' wäre hinzuzufügen 'und nach nebentoniger silbe'. — § 180 ergänze: *habana* (*eleuatos*) Würzbg. ³II 621, 56. — § 193a hier wäre auf § 160 hinzuweisen. dass formen mit *st* fehlen, ist begreiflich, dafür steht eben *tt*. die *ht* für *kt* können doch nicht gar so selten gewesen sein, jedesfalls finden sich hiefür in modernen dialekten massenhaft belege, ich verweise etwa auf Zs.f.hd.mdaa. 6, 273. — § 199, 1 hätte an die verhältnisse in heutigen dialekten erinnert werden sollen, moselfr. *eχ driŋkən*, *tseiən* ich trinke, ziehe usw.; entsprechend im rip. — § 201 die *e*- und *o*- verba hatten doch im conj. präs. urspr. kein *ē* (< *ai*)!. — § 206 fehlt die erwähnung der *ī* für *īn* in der 3. pl. opt. bei Otfr. s. QF. 37, 9.

Im allgemeinen wäre noch zu bemerken: öfter vermisst man eine zusammenfassung wie sie § 10 versucht ist. dadurch dass zb. die anlaut- und inlautbehandlung der consonanten in den einzelnen quellen gesondert beschrieben ist, geht die übersicht verloren, was eben durch solche kurz orientierende capitel hätte vermieden werden können. — bei ortsnamen, die für die sprachgeschichte von irgendwelcher bedeutung sind, wäre die mdal. aussprache anzuführen gewesen: mit den heutigen kanzleiformen lässt sich freilich nicht viel anfangen. so wäre die kenntnis der dialektform vor allem erwünscht bei Hönningen § 7, Altenforst § 9 (s. 16 u.), Freimersdorf § 13 (s. 23), Heimerzheim § 116, 6 anm., Agger § 117, 5, es wird, wie mir mitgeteilt wurde, jetzt *agər* mit verschlufslaut gesprochen wie in wörtern mit altem *gg* (zur schreibung vgl. *-wichen*, *rochin*, *Hacchenburg* Heinzel 276. s. dag. das auffallende *gg* in *Vreggana* Frechen 236. hatte *gg*

im mfr. stellenweise noch den lautwert einer gemin. spirans?). Hasenried 121, 6 sowie den meisten in § 21, 7 anm. 1 u. 2 angeführten namen. — öfter hat Fr. rip. eigentümlichkeiten verallgemeinert, wie ich dies schon gelegentlich angedeutet habe: so gilt das in § 44 anm. 1 gesagte nur fürs rip. und auch da nicht überall

Ich habe bisher licht und schatten ungleich verteilend fast nur mängel hervorgehoben; es sei hier deshalb besonders festgestellt, dass ich dem Franckschen buche eine reihe wertvoller anregungen, auch in methodischer hinsicht verdanke. zu loben ist vor allem die grofse vorsicht, mit der der vf. an die probleme herantritt. wol geht er nach meinem ermessen manchmal in der skepsis zu weit, aber es ist immerhin gut, hie und da aus der philiströsen sicherheit, in die man sich eingewiegt hat, etwas aufgerüttelt zu werden und sich die dinge wider einmal etwas genauer anzusehen. ein paar beobachtungen und ergebnisse, die für die deutsche grammatik im allgem. von bedeutung sind, möcht ich zum schluss noch hervorheben: § 55, 1 die entwicklung von *-dio* zu *-do*, die genau der des *iu* > *u* beim adj. entspricht. § 60 die beispiele mit sprossvocal zwischen *rf, rb rg, rm, lg, lw*, die jedesfalls zahlreicher sein würden, wenn uns mehr alt-mfr. sprachproben zur verfügung stünden; ist doch in diesen fällen svarabhakti nirgends so ausgeprägt als im mfr. und niederrhein., dessen charakteristikum er geradezu bildet. mit der in § 82, 4 gegebenen erklärung des '*ff*' in dürfen, auf das wol alle hd. mdaa. hinweisen, hat Fr. sicher das richtige getroffen, ebenso mit der bemerkung in § 113, dass für mhd. *h* in *ht* auf einem weiten gebiete nicht ausgeprägt spirantische aussprache anzunehmen sei (s. auch Idg. Forsch. 32, anz. s. 110); dagegen möcht ich das in § 76 über die aussprache von *nf, mf* gesagte nicht unterschreiben.

An druckfehlern bemerkt ich: § 39 zweimal *papilla* für *pupilla*. s. 179 z. 7 v. u. soll es 8, 153 heifsen st. 8, 155, s. 198 z. 10 v. u. *man* st. *mann*.

Freiburg i. d. Schweiz. **Primus Lessiak.**

Die metrik der kleineren althochdeutschen reimgedichte von **Paul Habermann.** Halle, Niemeyer, 1909. VIII u. 194 ss. 8°. — 7 m.

Nach Habermanns meinung prägen die dichter, auch die althochdeutschen, die rhythmisch-melodische stimmung, in der sie sich bei ihrer tätigkeit befinden, ihren werken durch entsprechende wortwahl im lautbestande ein, und die leser, auch die heutigen, finden den 'vortragsschlüssel' eines gedichtes, wofern sie nur allen eindrücken willig folgen.

Ich constatiere gleich die beiden immer widerkehrenden stillschweigenden voraussetzungen: 1. gleichartigkeit der ausdrucks- und aufnahmebedingungen damals und jetzt. 2. vollständige entsprechung von gewolltem und erreichtem in der dichtung. beide sind nicht nur nicht als richtig zu erweisen, sondern sicher falsch.

Wir setzen die arbeit unseres lebens daran, die andersartigkeit des empfindens und verstehens im mittelalter zu begreifen, und hier wird sie einfach ausgeschaltet! was wissen wir denn davon, in welchem verhältnis damals inhalt und rhythmus standen? aber ist es nicht höchst wahrscheinlich, dass den leuten, die eben vom alliterationsverse herkamen, der rhythmus neben dem inhalt viel mehr bedeutete als uns heute, wo manche den vers durch den inhalt auflösen? und dann würkt der reim in derselben richtung! er m u s s ja, übrigens schon als neuer schmuck, viel gewaltsamer ins ohr fallen als heute: in *alle : sîne*, *gisiuni : gâbi*, auch *nérián : skárián* fordert er eine neuartig-unnatürliche dehnung der letzten silbe, einen starken accent, eine hebung der stimme, die auf die reimentsprechung hinweist. sollte sich in solcher hervorhebung des formalen nicht ein uns fremder geschmack documentieren? oder verlangten nicht vielleicht die robusteren nerven mehr sturm und lärm vom vortrag? galt nicht vielleicht, vielleicht ätherischen seelen leiern für schön weihevoll?[1] man braucht ja nur die möglichkeit zuzugeben! dabei ist noch nicht einmal in betracht gezogen, dass es wenigstens heute unendliche abstufungen im verslesen gibt: damals gab es nichts dergleichen? ich glaube, man braucht doch einige historische einsicht, um sich dem 'vortragsschlüssel' eines gedichtes auch nur anzunähern.

Was dann die zweite voraussetzung betrifft, so haben wir allen grund anzunehmen, daß sie gerade in der periode falsch ist, die mit einem neuen verse ringt. Habermann spricht von einem dem orchestischen urmetrum nahestehenden vierer, der allmählich zur freiheit des frühmittelhochdeutschen reimverses geführt werde. ich habe schon früher (Zs. f. d. ph. 41, 99f. vgl. PBB. 36, 374ff) zu zeigen versucht, wie verkehrt diese auffassung ist. Otfrieds 'urmetrum' ist, wie er selbst hinlänglich deutlich kundgibt, nicht prähistorisch deutsch, sondern greifbar lateinisch, und nach Otfrieds muster ist der vers der kleinen ahd. gedichte geformt; ihre herleitung an Otfried vorbei ist ein unding[2]. und wenn das Petruslied stärker spondeisch ist, so ligt das nicht daran, dass es dem 'orchestischen urmetrum', das für den ahd. vierer ein phantasiegebilde ist, näher s t e h t, sondern daran, dass es dem orche-

[1] in diesem sinne ist es höchst unhistorisch zu sagen: 'das lied verliert dadurch [durch eine gewisse änderung der sprechmelodie] aber bedeutend an kraft und bekommt einen sozusagen leiernden tonfall' (s. 16). es ergetzt sich ja noch heute mancher mann an allerhand musikmühlen, gegen die jegliches leiern wohllaut ist.

[2] das zeigt jetzt auch ein vergleich der technik des alter Trierer zauberspruches Zs. 52, 178.

stischen metrum des tages näher gestellt ist. weil es vertont wurde, oder aber daran, dass das otfriedische streben nach regelmäfsigem wechsel von hebung und senkung über ihn hinaus bei einem dichter einmal zu noch gröfserer regelmäfsigkeit geführt hat. dass später die senkungssilben wider zunehmen, ist die natürliche reaction der sprache gegen die fremde technik. derselbe vorgang widerholt sich ja vom 13 jh. ab noch einmal: strenge silbenregelung, silbenzählung, herstellung des knittelverses und der freiheit mehrsilbiger senkung: welches ist da das 'orchestische urmetrum' des knittelverses?

Aber wir geben uns einstweilen zufrieden und sehen H. dazu schreiten, die einzelnen denkmäler nach klang, melodie und rhythmus darzustellen. er ist der ansicht, dass es uns alle interessieren würde, welche melodie sie in seinem Ascherslebener dialekte haben. wir finden uns darein und hören, dass das Ludwigslied diese melodie hat (jeder punct bezeichne eine hebung, seine lage deren relative tonhöhe): .. · | .

Nun ist aber doch nach Sievers die niederdeutsche intonation und stimmlage der hochdeutschen entgegengesetzt, die melodie also umgekehrt. H. intoniert niederdeutsch — aber hochdeutsche gedichte. und dann gibt es, widerum nach Sievers, vielleicht aufser den kreuzungen bei gebildeten und aufser verschiebungen die der affect verursacht, noch andre intonationssysteme, die dann doch wol nach den dialekten verschieden sind und sich nicht auch alle untereinander wie + 1 zu — 1 verhalten können. ob da das ascherslebensche besonders gute resultate für das ahd. verspricht? Grillparzer behauptet unfreundlicherweise in seinen reisenotizen, die Sachsen blökten. auch in Aschersleben ist man von einem gewissen weltbekannten sächsischen tonfall nicht frei. aber ich will, um keinem lebendigen zu nahe zu treten — ich nehme an, H. ist frei von dialekt, und es könnten sich nur jene intonationskreuzungen, wie sie bei gebildeten vorkommen sollen, auch bei ihm zeigen — ich wollte nur auffordern, sich einen hochgebildeten Leipziger litteraten von 1760 das Ludwigslied declamierend zu denken: er hätte es doch gewis wundervoll gesächselt! und stand ihm um 150 jahre näher als wir! und wie richtig mag es erst der alte Schilter, geboren 1632 zu Pegau in Sachsen, moduliert haben!

Aber wir müssen noch mehr in den kauf nehmen: wir wissen beim Ludwigsliede nicht, ob der verfasser Hochdeutscher oder Niederdeutscher, war oder doch, in welchem verhältnis in dem gedichte das nd. zum hd. steht: hier würden also sprachbestandteile verschiedener intonationsweisen von einem dritten, dialektfremden melodisiert. und entsprechendes findet sich auch bei andern gedichten, zb. Christus und die Samariterin.

Aber nehmen wir an, es gäbe würklich keine dialektischen und andern abweichungen der sprachmelodie: sollte sie sich nicht doch in 1000 jahren einigermaßsen ändern? sollte nicht die einführung des germanischen accents, der den endsilben kraft und saft nahm, die melodie gradezu grundstürzend geändert haben? und die letzten wirkungen davon lägen ja noch in dem jahrtausend, das uns von den kleinen althochdeutschen reimgedichten trennt. ist nicht die diphthongierung der langen vocale mindestens teilweise mit musicalischen veränderungen der sprache verknüpft? dazu der wandel der bedeutungen, das stete auf- und absteigen des gewichts der worte, das zurücktreten des sinnlichen, das einströmen des fremden mit seinen fremden constructionen, bildungen und melodieen — gut, es sei alles nichts! *τέτλαθι δὴ κραδίη!* die gedichte haben nun einmal bei Habermann die und die melodie.

So nehmen wir also an, dass sie bei H. so sind, dass er ihnen keine geltung für die alten verfasser beansprucht, dass er nur meint, die alten unbekannten melodieen spiegelten sich in seiner sprache so, bei andern anders und wider anders, aber ihre gesetzmäßsigkeit, irgend ein sichgleichbleiben sei ihnen in allen erdenklichen widergaben erhalten und bleibe erkennbar.

Dann bleibt uns zur kritik aber doch wenigstens die betrachtung seiner textbehandlung.

Da bietet sich zuerst als hübsche probe das Petruslied dar, denn es ist neumiert, und wir könnten annehmen, dass die musicalische zu der sprachmelodie paßst, wenigstens in der silbenzahl. in der tat werden wir aufgefordert, nach den neumen zweisilbig *zę imo*, dreisilbig *skerian* und *nerian* zu lesen. aber: 'obwol der refrain (*Kyrie eleyson*) vier neumen hat, so verbietet doch die sprechmelodie zu elidieren und *ey* als diphthong zu lesen'. nun wollen wir uns doch empören, aber es heißst: 'textdichter und componist gehen also verschiedene wege', und wir haben uns in die constatierung dieser zweiheit zu fügen, wenn es uns auch nicht recht zu sinne will, dass der text beim Petrusliede je für sich bestanden habe oder auch nur ohne musikmelodie gelesen sei.

Aber i. a. ist der text conservativ behandelt und H. erlaubt sich nur wenige änderungen. etwa Psalm 138, v. 10, 11 und 23: der sprossvocal der handschrift (*spiricho, cherist, cherefti*) 'stört in jedem falle die melodie' und wird beseitigt; Ludwigslied 57 wird das conjicierte *wigsalig*, trotzdem es schon der handschriftenbefund verbietet, in den text gesetzt und — passt zur melodie. ja, H. ist sogar hochconservativ. v. 43 des Ludwigsliedes lautet nach der handschrift:

uuolder uuar errahchon sina uuidarsahchon

(*sina* gegen das *sinan* der übrigen herausgeber beibehalten); dazu die bemerkung: da *uuâr* als substantiv zu hoch liegen würde, ist es pronomen: 'Ludwig wollte irgendwo seine wider-

sacher zur rechenschaft ziehen'. der (neben-)einwand, dass man dann *sine* statt *sina* erwartete, wird damit abgeschlagen, dass *sine* zu dünn klingen, sein *e* zu hoch liegen würde. (aber v. 32 steht *mine* an derselben versstelle: ist das *e* da nicht zu hoch und zu dünn?) in den versen der Rhetorik 1. 2 wird die lesart von A bevorzugt, weil die von BC eine falsche melodie geben: die richtige ist demnach aus dem einzig übrigen verse 1 entnommen! das dialektfremde *fir-* des Petrusliedes wird belassen; es passt wahrscheinlich zur melodie. 'Christus und die Samariterin' wird für ursprünglich alemannisch gehalten, und es heifst zu *kecprunnen* v. 11 sehr hübsch: 'der handschriftliche lautstand des wortes muss erhalten bleiben. an dieser stelle ist melodisch die form mit alemannischem *k* am besten. liest man *sînes quëcprunnen*, so wird das intervall zwischen der ersten und der zweiten hebung zu klein, da *quëc-* höher als *këc-*, und etwa ebenso hoch wie *sînes* liegt. andererseits muss in 14[b] die form *quëcprunnan* bestehn bleiben. würde man hier *këc-* lesen, so würde die zweite hebung im vergleich zu der sonstigen melodik zu tief sinken'. grammatische fehler und dialektmischung aus dichterischer, sprachmelodischer absicht!!

Das ist ja sogar mehr als hochconservativ. es ist kritiklos, es ist sozusagen unsinn. aber so haben wir doch einen verlässlichen handschriftentext.

Etwas stärker schon werden wir beeinflusst in der rhythmischen lesung dieses textes.

Im Ludwigslied ist zb. verlangt v. 4 *Hóloda ínan trúhtín*, 59 *Gihálde ínan trúhtín*. im otfriedischen verse verliert aber *inan* den anlautenden, nicht das vorige wort den auslautenden vocal zur vermeidung eines hiats. es wäre demnach zu lesen *Hólodá nan trúhtín, Gihálde nán trúhtín* mit starker veränderung der melodie. v. 14 ist verlangt *Thér er mísselébetá*, v. 15 *Ind er thánaná ginás:* man könnte als dem sinne angemessener vorziehen *Ther ér misselébetá, Ind ér thánaná ginás* (wie auch v. 18[b] ohne schaden für die melodie möglich scheint). auch in 'Christus und die Samariterin' ist zweimal solche 'metrische drückung' verlangt: 26 *du hébitós er fínfé* 31 *thóh ir ságant kicóraná:* warum, sieht man nicht ein. dergl. beispiele individueller, willkürlicher betonung finden sich überall. es lohnt nicht darauf einzugehn: de gustibus non disputandum, namentlich bei der abstufung der hebungen: mir scheint sie (im verse der vier gleichberechtigten icten!) in modern-anachronistischer weise übertrieben. sicher ist nur, dass im deutschen accentuierenden verse die verschiebung des ictus zugleich eine starke verschiebung der melodie bedeutet, und es finden sich beispiele (s. o., aber auch andere), in denen H. falsch list.

Aber die melodie verlangt nicht nur gewisse handschriftliche lesarten, gewisse accentsetzungen: sie verlangt noch viel inti-

meres, sie verlangt, dass man im Ludwigsliede v. 1 *her* mit zungen-*r* *Hluduig* ohne *h* spreche, v. 27 *urlaf* statt *urlub* (:*uf*), sie verlangt allerhand unbezeichnete umlaute und eine reihe von selbstverständlichen besserungen (Christus und die Samariterin 10 *du* statt *do*, 15 *thanna* statt *than* usw.).

Aber sie verlangt merkwürdigerweise nichts, was wir nicht schon wissen oder sich schon anderswoher ergibt. sehen wir zum beispiel 'De Heinrico' an, so staunen wir noch v. 5, dass die melodie, unfehlbaren instinctes, mit Lachmann, Schade, Scherer, Seelmann, Meyer *manoda* statt des *namoda* der handschrift fordert: 'bei *namoda* ligt die zweite hebung zu tief', und wir träumen bereits, dass die melodie, die so auf den i-punct genau arbeitet, nun auch das folgende entwirren werde, und wärs auch nur ein haufen von buchstaben, ja, dass uns aus lücken eine neue, von allen zufälligkeiten äufserer überlieferung verschont gebliebene litteratur erblühen werde — aber es gibt eine schreckliche enttäuschung: nicht nur, dass v. 13 (den Steinmeyer für unter allen umständen verderbt halte) melodisch und rhythmisch ohne anstofs ist, auch sonst springen nur fragwürdige oder gleichgültige lesevorschriften heraus, nichts als spielereien wie zuvor: v. 12 *primítus quoque*, 15 *dato*, 18 *óramíne*, *aber* 25 *habon* u. dergl. dagegen hören wir über die aussprache etwa von *sc*, *w*, *s*, *z* u. dergl. würklich zweifelhaftes nichts, und das Georgslied ist lieber gleich ganz weggelassen.

Ich glaube, dies ist der punct, wo nun schliefslich auch uns gut- und langmütigsten die augen aufgehn müssen, wo auch wir nicht mehr mitmachen. wir leiten aus den letztbesprochenen verhältnissen die beschuldigung her, dass Habermanns lesung nicht hat, was er so sehr empfiehlt: unbefangenheit. sonst müste die melodie an irgend einer stelle einmal zu irgend einem ergebnisse geführt haben. 'die scharfe vergleichende beobachtung aller unwillkürlichen reactionen, die beim lauten und unbefangenen lesen eintreten', führt eben direct aus dem natürlichen heraus; das 'häufige, unmittelbar hintereinander wiederholte laute, stilgemäfse lesen', wie es s. 14 als etwas selbstverständliches angenommen wird, ist im sinne des dichters ein nonsens, es erzeugt nicht, es tötet die stimmung des werkes: der sinn der form ist, dass sie die dichtung während des geniefsens zum kunstwerk erhebt. und wenn behauptet wird, man müsse inhalt und stimmung einer dichtung erst ermitteln, ehe und bevor man ihrer form habhaft werden könne, so ist die natürliche abfolge zerstört: das hervorpräparieren des melodieschemas ist weit vampyrischer als alles, was die jämmerliche papiermetrik [1] je zu

[1] Die neuen metriker, darunter Paul Habermann, haben ein gewaltig hohes ross eingefangen, auf dem sie nun, auch die ganz kleinen, dicht gedrängt, doch fürstiglich einherreiten wie die Haimonskinder: das ist die herkömmliche, landläufige, papierne, schematische betrachtungsweise, die

wege gebracht: blut- und seelenlos liegen die verse, grausam jedes eigenen beraubt, unter dem zwange der melodie. der melodie: das eben ist das phantom, das wir nicht erjagen, wenn wir uns nicht erst durch jenes zehnfache lesen und hören taumelig, wirr und stumpf gemacht haben.

Aber nach Sievers hat der mittelalterliche vers doch nun einmal seine stabile melodie!

So habe ich, um unbeeinflufst zu sein, Habermanns buch zugeklappt und wo anders leseproben gemacht. da fand ich zuerst in den meisten eingangsversen der kleinen ahd. reimgedichte diese melodie:

d. h. ein regelmäfsiges sinken der stimmen in jedem kurzverse, m. a. ww. ich scandiere ahd. verse sehr stark. nur in wenigen fällen fand ich gebrochene linien:

Christus und die Samariterin:

Lesen uuir thaz fuori ther heilant fartmuodi

Psalm 138:

Uuellet ir gihoren Daviden den guoton

Rethor. I:

Sose snel snellemo pegagenet andermo

Mem. mori:

Nu denchent wip unde man, war ir sulint werdan

Als ich nach der ursache suchte, warum hier die melodie abwich, ergab sich die einfachste und nächstliegende: im ersten und dritten falle rührte die brechung der linie davon her, dass der satz als unbeendigt, im zweiten davon, dass er als frage, im vierten als anruf empfunden war. als ich so den einfluss der emphase und interpunction sah, gab ich auch bei andern gedichteingängen unwillkürlich die fallende melodie auf: im Ludwigs- und Petrusliede. und nun sofort überall unsicherheit.

den vers sieht statt hört, und die sie nicht haben. ich bezweifle, dass es vor ihrer zeit würklich so schlimm gewesen ist, und meine überdies, dass die Sievers-Saransche behauptung, nur der gesprochene vers sei gegenstand der metrik, eine ganz willkürliche beschränkung enthält: tausende von versen werden nur mit dem auge oder inneren ohre genossen, ihnen mangelt nur die sprachmelodie. das ist zwar natürlich für die gesamte theorie von Sievers und Saran ein geradezu grundstürzender fehler, aber der schritt von dem musikmetrischen, musikmelodischen urverse zu dem sprechmetrischen und sprechmelodischen ist doch ein weit gröfserer, als der vom gesprochenen zum stummen verse; stufe 2 und 3 sind näher verwant als 1 und 2, und überdies verbietet ja sprache und sprachgefühl diese von einer theorie gewünschte trennung. dabei bleibt der vorrang des gesprochenen verses unbestritten.

nur sicherheit in dem einen: wenn sinngemäfse interpunction diesen einfluss hat, kann die melodie unmöglich feststehen. ich probierte beim Petruslied und fand eine ganze reihe verschiedener lesungen, augenscheinlich kreuzungen von scansion und interpunctionsmäfsigerer betonung, ohne dass die angemessenste sich durch die versprochene angemessenste würkung verraten hätte, aber ich hatte das gefühl: je interpunctionsmäfsiger desto stilloser. in der ersten lesung hatten alle hinterreihen (den refrain lass ich beiseite) die vorerwähnte hauptmelodie ⋱ . auch die erste vorderreihe der ersten und dritten strophe; in v. 2. 4. 5. 7 aber die figur ∴ mit erhebung durch interpunction und melodischem hinweis auf die nächste reimentsprechung. dann, indem ich noch mehr nach dem sinne las, in strophe 1: ⋱| ⋰ ‖ ⋱|⋱ aber auch: ⋱|.. ˙|˙ ⋱ dann kam ich in den klang eines reporters, eines gütigen erzählers, einer sentimentalen romanvorleserin, schliefslich, der himmel weiss durch welche association, in stil und klang der 'Wichtigen begebenheit' in Schumanns Kinderstücken (op. 15). ich fühlte wol, dass dergl. so verkehrt wie heiter wäre, aber die unbefangenheit war eben dahin, offenbar durch das empfohlene oftlesen, die grenze war nicht widerzufinden. ich versuchte, nach recept, mich mit dem inhalt und seiner stimmung zu durchdringen, obgleich mir beides seit jahr und tag durch zahlreiche interpretationen in fleisch und blut übergegangen war. also ein bittlied! ich las: fast die zuerstgefundene melodie! aber vielleicht muss man die emphase steigern, vielleicht soll Petrus vor allen übrigen heiligen herausgestrichen werden, als der einzige, der uns richtig in den himmel bringen kann, vielleicht ist es ein streitlied seiner liebhaber und bekenner! betonen wir also *Pétre* recht gewaltsam (mit 'überhebung', wie der hübsche term. techn. lautet)! das gibt: ⋱| ..‖....|⋱ oder man betont das *nérian*: ⋱|....|..⋅|⋱ und dazu viele varianten in den andern versen (je nach auffassung des *ouh*, *mit uuortun* usw.); auch dipodieen fanden sich in der dritten strophe ein.

Ich behaupte nicht, dass das lied dies ethos gehabt habe. aber wenn, so brauchte es in keinem worte anders zu lauten, als wir es da vor uns haben, das versenken in inhalt und stimmung hätte bisher nur verkehrte melodisierung ausgetragen. aber ist das nicht ein streit um des kaisers bart? das lied wurde ja gesungen! also emphase und interpunction aufs stärkste verwischt! und ich dachte mit freuden, dass mein unwillkürliches scandieren nicht so ganz unrichtig und stillos sein möchte. aber

jedenfalls: eine melodie war nicht gefunden, ich müste denn jenes . . . das ich in 8 von 12 kurzversen las, als melodie erklären und auf die übrigen vier ausdehnen. vielleicht gelänge es auch, wenn ich durch 'widerholte lesung' erst in die richtige visionäre ekstase verzückt und verrückt wäre.

Ich schlage Habermann wider auf: meine ansätze stimmen nicht, mit ausnahme höchstens der s. 229 zuletzt für den ersten vers verzeichneten, sonst ist die melodie fast überall anders, auch nicht einfach umlegung der meinen, und sie scheint mir besonders schön, aber für den nicht sächsisch singenden besonders unauffindbar im Memento mori: . . . . . .

Aber — glücklicherweise sind Habermanns verschiedene melodieen auchz t. falsch: in Sarans verslehre heifst es s. 245: 'die versmelodie all der verschiedenen formen des (ahd.) vierers ist ungebrochen. schema: . . .

'! und zur bestätigung lesen wir bei Eberhardt, Metrik des Annoliedes, PBBeitr. 34, 12: 'das schema der vorderreihe (im Annoliede) entspricht genau der curve, die Saran für die versmelodie des ahd. reimverses (9—12 jh.) gefunden hat' — —!

Diese sätze sprechen einen dicken band.

Wenn sich die eine melodie des ahd. verses von 1908 (Eberhardt) auf 1909 in so viele gespalten hat, wie sie Habermann aufzählt, dann ist doch vielleicht auch die entwicklung zu meinen melodieverschiedenheiten von 1910 möglich. und wie gross mögen erst die verschiedenheiten sein, die sich in dem jahrtausend zuvor entwickelt haben!

Ich glaube, wir können die eingangs H. zuliebe aufgegebenen positionen wider einnehmen. —

Noch ein wort zu der letzten lächerlichen spiegelfechterei dieses büchleins. der verfasser will nicht nur die melodie, sondern auch die klangfarbe unsrer gedichte feststellen. nach O. Rutz ('Neue entdeckungen von der menschlichen stimme', München 1908) ist nämlich jede der allgemeinen gemütseigenschaften mit einer bestimmten ausdrucksbewegung der rumpfmuskeln verbunden und erzeugt dadurch einen besondern stimmklang als ihren ausdruck, ihre ausdruckstongebung. der text setzt es durch, dass er den ihm zukommenden stimmklang erhält. aber nur im gesang! was den sprechvers betrifft, so bezweifelt Rutz (s. 61) sehr energisch sowol die stabilität der melodie als auch seine kraft, einen gemütsstil der sprache eindeutig zu erzwingen[1]. genug, dass Habermann den klang wie die melodie

[1] 'Dass aber die bestimmtheit so weit geht, dass überhaupt nur eine einzige sprechmelodieform die wirksamste wiedergabe ermöglicht, scheint mir nicht nachgewiesen. denn bei gleicher gemütsstilart kann dennoch

durch versenken in inhalt und stimmung eines gedichtes zu ermitteln sucht; etwa so: 'nicht also ein historisches lied beabsichtigt der dichter mit dem Ludwigsliede zu geben, sondern er will erbaulich und sittlich wirken'. 'zur einkleidung dieser absicht bot das historische ereignis der Normannenschlacht einen sehr geeigneten stoff' usw. (!). — 'dieser stimmungsgehalt kommt in der schallform des Ludwigsliedes deutlich zum ausdruck. die anzeichen der eindringlichen sprechart stellen sich in hohem maſse ein. die stimmlage ist für meine stimme (bariton) ziemlich hoch. die spitze der melodiecurve in der ersten vorderreihe jeder strophe ligt der oberen grenze meines stimmumfanges bereits sehr nahe . . . die klangfarbe ist gemischt. einerseits ist sie etwas schmetternd und kalt, metallisch fest und von einer ziemlich gleichmäſsigen gepressten härte; doch fehlt auch eine beimischung von wärme und dunkle färbung nicht. (!) instrumental kann sie als mischung von klarinetten- und trompetenton bezeichnet werden' usw. bei den zusammengestoppelten versen des Sigihart heiſst es: 'die klangfülle und lautheit beider stücke ist sehr gering; man kann die gebete nur leise sprechen. — — in stillem gebet sprechen die dichter (Habermann nimmt wegen der 'schallform' zwei verfasser an) 'zu Gott'. wir sparen weitere einwände, nachdem wir die folgerungen beleuchtet haben, die aus der melodie gezogen sind: diese feinen schlüsse vom klang auf den charakter des inhalts sind schlüsse aus dem charakter des inhalts auf den klang. ob wol Sigiharts phrasen in dem otfriedischen zusammenhange, aus dem sie stammen, denselben klang hatten? oder haben sie da den klang den man anwendet, wenn man belehrend, erzählend, eindringlich usw. eine Evangelienharmonie schreibt?

Für sich betrachtet mutet Habermanns buch vielleicht manchen wie eine einzige ungeheuerliche unverfrorenheit an, wie ein hohn auf jede historische erziehung; man brauchte und dürfte nicht so viele worte darum machen. aber es wäre ungerecht, wenn man ihn so verdammen wollte. sein buch ist vielmehr das letzte bis jetzt erreichte ziel auf dem abwege, zu dem die aussichtsvolle heranziehung der sprachmelodie durch Sievers unsere metrik verführt hat. und da möchte ich weiteres verhindern, so gut ich eben kann. Sievers selbst hat, dass muss anerkannt und hervorgehoben werden, sowol damals, 1893 ('Zur rhythmik und melodik des nhd. sprechverses'), wie noch in seiner rectoratsrede von 1901 ('Über sprachmelodisches in der deutschen dichtung') seine theorieen von ermittlung der sprachmelodie eines verses mit allen erdenklichen cautelen umschanzt, so sehr, dass

eine groſse verschiedenheit der melodieformen bestehen. ob eine wortfolge überhaupt gemütsbewegungen zum ausdruck bringt, ist wie bei der tonfolge sache der einzelfeststellung. wenn eine wortfolge ohne minderung der wirkung so gut in der tongebung des ersten wie des zweiten typus usw. widergegeben werden kann, entbehrt sie eines gemütsstils.'

er seiner entdeckung eigentlich selbst den wert für die textkritik nahm; im nhd. verse. aber er machte die verhängnisvolle unterscheidung: beim mittelalterlichen verse gelten nicht die möglichkeiten subjectiver auffassung, verschiedener intonationen, der verschiebung durch starke affecte, des absichtlichen wechsels, nein, der mittelalterliche vers hat stabile melodie. Sievers hat dafür kein einziges objectives kriterium, nicht den ansatz eines beweises beigebracht. er kann auch diese stabilität nicht erklären, er nennt sie nur tatsache, die man nicht beiseite schieben könne. (wenn man sie nur sähe!) er nennt aber alle seine erörterungen nur 'ansatz zu einem programm' und verspricht gründliche behandlung 1893, 1901, 1908 (Prager studien VIII 179 ff).

In jene lücke sprang Saran mit seinen schriften ein, und nun scheint er mit den seinen ganz vergessen zu haben, dass jene stabilität mittelalterlicher versmelodieen (bei Saran inzwischen auch der nhd.) eine unbewiesene behauptung ist, für die die umwelt den versprochenen beweis noch immer erwartet.

Und nun gar die verquickung der neuen, Rutz erst angehefteten und dann von ihm entlehnten lehren mit diesen annoch unerwiesenen melodischen theorieen! was für eine verwirrung von möglich und unmöglich, von wahrheit, wahrscheinlichkeit, unwahrscheinlichkeit und unsinn muss das geben, wenn ein novize damit investiert wird! zumal diese lehren mit einem bewundernswerten raffinement des musikalischen, phonetischen, rhythmischen feingefühls vorgetragen werden.

In dieser feinheit ligt aber auch die kraft und überlegenheit dieser theorieen. ich glaube wol, dass sie grofsen kritischen ertrag abwerfen können, nicht nur für die metrik, nachdem sie erst einmal auf feste füfse gestellt sind; ich erhoffe selbst manches davon für einige vorhabende kritische editionen, und möchte keinesfalls den anschluss verpassen. aber erst den peinlich erwarteten beweis! oder doch wenigstens eine greifbare handhabe für uns arme papierne! und etwas methode!

Charlottenburg, 15. juni 1910. **Georg Baesecke.**

Þjóðtrú og þjóðsagnir. safnað hefir **Oddur Björnsson. Jónas Jónasson** bjó undir prentun. 1. bindi. Þjóðsögur. Akureyri bókaverzlun og prentsmiðja Odds Björnssonar. 1908. XV u. 344 ss. 8°.

Die anregung zur veranstaltung der vorliegenden ausgabe hat Oddur Björnsson, buchdrucker und verleger in Akureyri, 1906 durch den erwerb der bedeutenden sammlung volkstümlicher geschichten des gagnfræðings Sigfús Sigfússon in Eyvindará erhalten. diese umfasst nur sagen aus dem ostviertel der insel. vermutlich weil sich der kaufmann auf abnehmer in seinem fjórdung besonders angewiesen sah, suchte er durch zwei auf-

rufe stoffe aus seinem eigenen bezirk zu gewinnen. diese beiden 'bodbréf', ausgesant 'á útmánudum 1906' (1. vierteljahr 06) und 'á kyndilmessu 1907' (2. februar 07) geben nach einer berufung auf frühere sammler und sammlungen und einem hinweis auf die wichtigkeit der arbeit eine aufzählung der stoffgebiete in 30 (31), oft noch vielgeteilten nummern. damit soll dem gedächtnis der landsleute auf die spur geholfen werden. ausdrücklich wird eingeschärft, dass ort, zeit, personalia ganz genau angegeben werden müssen. auffallend ist, dass die aufzeichnung schon gedruckter geschichten nicht gewünscht wird. das scheint mir ein fehler zu sein; denn mochte auch der verleger gewis nicht in der lage sein, diese stücke noch einmal zu drucken, so war doch die neuaufzeichnung für die erforschung der stoffgeographie, der schnelligkeit der verbreitung litterarisch bekannt gegebener stücke und der art ihrer aufnahme von sehr grofsem wert; war es ja doch schon anfang 1907 beabsichtigt, die nicht gedruckten texte in die handschriftensammlung der landesbibliothek zu überführen. OB. hat ein reiches material auf seine bodbréf hin erhalten, zumeist aus dem norden der insel. so reich ist die ernte gewesen, dass aus Sigfús sammlung nur ein stück s. 267[1] abgedruckt ist.

Der verantwortliche herausgeber ist Jónas Jónasson, prófastur in Hrafnagil bei Akureyri und kennari an der gagnfrædaskoli (realschule) in A. er ist einer der geachtetsten geistlichen des nordlandes. als wissenschaftlicher arbeiter ist er mit der herausgabe der Ný dönsk ordabók med þýdingum, Reykjavík, Isafoldarprentsmidja 1896 hervorgetreten. das buch ist gut. seine kleine isländische grammatik für die schule hg. sommer 1909 kenne ich nicht. seine novellen (eine anzahl sind von Küchler unter dem titel 'Lebenslügen' übersetzt; Reclam) zeigen scharfen blick. während eines etwa vierwöchentlichen aufenthaltes in seinem pfarrhaus im sommer 1905 habe ich JJ. als einen sehr ruhigen, überlegten und wohlwollenden, aber zurückhaltenden mann kennen gelernt. er gehört zu jener gruppe isländischer menschen, die sich dem fremden langsam erschliessen und dessen wachsendes zutrauen nicht durch plötzliche gleichgültigkeit enttäuschen; vgl. Valtýr Gudmundsson-Palleske, Island am beginn des 20 jahrhunderts, Kattowitz 1904, s. 21—27 und recensent in den Mitteilungen der Schles. ges. f. volkskunde heft xv s. 18 ff. so glaube ich entschieden, dass JJ. die wissenschaftliche schulung und sorgfalt, die feine kenntnis und das verständnis für sein volk hat, um als nachfolger der Jón 'Arnason und Magnús Grímsson, Jón þorkelsson und Ólafur Davídsson auf den plan zu treten.

JJ. legt in dem formáli rechnung über seine tätigkeit und hat mir brieflich weitere mitteilungen gemacht. das verzeichnis

[1] leider sind die stücke im texte nicht durchgezählt wie in der efnisskrá.

s. XI—XV gibt die namen von 134 gewährsmännern. sie sind vor den stücken noch einmal genannt, oder es ist durch den vermerk *heimildin í sögunni* darauf hingewiesen, dass die quelle in der geschichte angegeben wird; der vermerk *handrit* N.N. besagt, dass das eingesante schriftstück unverändert aufgenommen worden ist; *eftir handriti* N.N. = der hrg. hat änderungen in sprache und stil in kleinem umfange vorgenommen; *handrit* J.J. = J.J. hat den text aus mehreren handschriften oder nach mündlicher erzählung verfasst. den einzelnen erzählern ist also nach möglichkeit ihr eigener stil gelassen worden; und diese erhaltung wird der sagenforschung sehr wichtige mittel der kritik in die hand geben. — nur ein teil der sammlung ist veröffentlicht; venjur, þjódsidir og þjódtrú sowie þjódkvaedi sind für spätere bände aufgespart; schon gedruckte geschichten sind nur aufgenommen, wenn sie sehr stark abweichen, zb. nr. 78; geschichten über zeitgenossen scheinen reichlich ausgeschieden worden zu sein, denn hrg. versichert brieflich, auf diesem felde sehr kritisch verfahren zu sein, um fabeleien auszuschliessen und nur würklichen erlebnissen platz zu gönnen; aus J.J.s allernächstem lebenskreise stammend machen die nrr 15, 21, 102 anspruch auf unbedingte glaubwürdigkeit als erlebnisse. — zur litteratur die Pauls Grdr ²III s. 530 und Adeline Rittershaus, die neuisländischen volksmärchen, Halle 1902 angibt, tritt Sagnakver eftir Þorstein Erlingsson, Reykjavík 1906 und die sammlung von liedern mit melodieen: Bjarni Þorsteinssons Islenzk þjódlög, Kaupmannahöfn 1906—09 XI u. 957 ss. 15 kr. weitere, deutsche litteratur gibt Gudmundsson-Palleske aao. s. 232. die anordnung ist des hrg.s eigentum.

Auf den vorigen seiten hab ich das isl. wort þjódsagnir mit meinem schlesischen 'geschichten' übersetzt. 'geschichte' ist alles was ein kind erlebt, sei es als ereignis, als erzählung oder schilderung, denn auch die beschreibung einer brücke ist für den schlesischen jungen 'eine geschichte'. denselben umkreis erfüllt etwa die vorliegende sammlung. die geschichten sind sehr verschieden lang; stücke deren eigentliche mitteilung nur vier zeilen umfasst (s. 25), stehn neben räubergeschichten und märchen von 10 seiten. fast allen ist mit den bekannten isländischen þjódsögur die bestimmtheit des inhalts nach ort, zeit, person gemeinsam; nur einige märchen machen hiervon eine ausnahme. in dieser — vielleicht ja nur scheinbaren — gebundenheit an die geschichtliche würklichkeit nähern sie sich der sage, und wenn das ereignis weiter zurückligt und sich an personen von einiger historischer bedeutung anlehnt, verstärkt sich dieser eindruck, zb. s. 118. aber das charakteristische unserer sammlung und ihren eigentümlichen wert seh ich gerade darin, dass ihre geschichten grofsenteils in die letzten jahrzehnte, ja jahre gesetzt werden, s. 253 d. 19. dezember 1906, s. 31 ebenfalls 1906.

bürger und bauern, fischer, hütejungen, postboten, knechte und mägde, die in ihrer sveit wie Hinz und Kunz bekannt sind, haben sie erlebt. dementsprechend sind sie zum teil ganz einfach: s. 250 Björn sieht den regenbogen spät am dunklen abend — fertig. s. 129 der postbote bemerkt spuren der kinder des huldufólks im schnee — fertig. s. 250—252 Jakob borgari Hálfdanarson sieht einen feuerschein sich über seinen weg hinziehen — fertig, freilich braucht er mehr als 2 seiten zur darstellung seines erlebnisses. s. 253 am 19. dezember 1906 wird ein feuerrauch über Mödruvellir gesehen — gebrannt hats nicht. — an diese einfachsten, pointelosen stücke, bloſse beobachtungen, schliessen sich zweiteilige erlebnisse an: s. 121 der hütejunge Þorstein träumt, dass ihn eine elbenfrau von seinem schlafplatz auf dem hügel wegstöſst und findet sich erwacht würklich n e b e n seinem lager. s. 25 Halldórs mutter gibt der schwiegertochter die schlüssel, sie brauche sie nicht mehr; so träumt Halldór; am nächsten tage stirbt die mutter. so wachsen die geschichten auf beiden seiten, auf dem geisterhaft-ungreifbaren gebiet und auf dem des lebens; dieses gibt die beweise für jenes. eine masse von träumen und wachen ahnungen findet bestätigung, zb. s. 29: elben lassen zeugnisse ihres geheimnisvollen lebens den menschen zurück, zb. s. 123 f. — so sind die stücke zum teil garnicht volkläufiges erzählungsgut (*allmenn sögn*), sondern ganz individuelles erlebnis, individuelle erzählung. sie haben mit der allmenn sögn nur die art der auffassung gemeinsam (zum teil auch das nicht) und können vielleicht einmal volkläufig werden. ihrer individuellen art entsprechend sind sie denn auch oft in der ersten person erzählt und bringen persönliche gefühle und zweifel, zb. s. 71 f u. s. 230. sie zeigen was auf dem boden volkstümlicher anschauungsweise in Island erlebt und als volkstümlich erzählt werden k a n n, freilich auch schon eine gewisse unsicherheit des gefühls für das volkstümliche — das beweist s. 250 f Bálköstur; gehört nicht ins buch; diese ist aber auch wider charakteristisch für den culturstand des gegenwärtigen Island. in demselben grade in dem sich die 'geschichten' zu erzählungen auswachsen, verlieren sie den wert der unmittelbarkeit: die einwürkungen die sie erfahren haben, sind mannigfachere gewesen und, da sie nicht dem munde des unbefangenen erzählers abgelauscht, sondern von ihm selbst oder anderen aufgeschrieben worden sind, treten sie nach inhalt und form in den kreis der litterarischen producte ein und wollen als solche behandelt werden.

JJ. erklärt im formáli gebildeten laien die mythischen gestalten und erzählungen als antworten der einbildungskraft und der dichtkunst auf die fragen des verstandes, der staunend vor der fülle der erscheinungen steht. diese deutung trifft für die ursprüngliche mythenbildung ohne zweifel nicht zu: die dinge

werden unmittelbar in mythologischen formen appercipiert. ohne dass die frage dazwischen getreten ist, aber für die vorgelegten þjóðsögur hat seine antwort doch bedeutung. mag auch jene unmittelbare apperception mythologischer art zuweilen vorliegen, wie zb. s. 152 u. 216 ff, so ist es in anderen fällen garnicht zu mythologischer anschauung gekommen: s. 249. 250 ff. s. 252 schwenkt sogar zur naturwissenschaftlichen fragestellung über, und s. 103 wird eine psychologische erklärung gesucht. hier ist also die frage sicher gestellt worden, und sie wird einer unmythologischen antwort zugeführt. demnach ist anzunehmen, dass in vielen anderen fällen die mythologische anschauung als antwort auf eine frage gefasst werden muss, zb. s. 129 *slóðir eftir huldafólk*: hier geht die darstellung vom staunen zum schluss hin, dieser selbst ist aber nur in der überschrift ausgesprochen.

Manche stücke sind additionen einzelner züge, zb. s. 100, 173, 178, 233 u. a. sie können als compositionen natürlich nicht als þjóðsagnir rechnen, sondern sie sind überlegte zusammenstellungen. mögen aber auf diesem wege nicht doch neue compositionen, sögur, entstanden sein, die wir schon jetzt im gedruckten texte nicht mehr gleich als neue vereinigungen erkennen? s. 166 zeigt, dass JJ. selbst wissenschaftliche enthaltung geübt hat. er vermutet da, dass zwei localsagen an ein und denselben *draugur* zu heften sind, aber er hält die geschichten getrennt. wer weiſs, ob seine gewährsmänner ebenso vorsichtig verfahren sind.

Mit solchen beobachtungen über art und grad der composition werden untersuchungen über den stil der stücke hand in hand gehn müssen. da ist es wichtig, dass den geschichten der stil ihres schreibers möglichst gelassen worden ist, und nicht, wie in den Grimmschen märchen, ein erzähler alles nach seiner art darstellt. die brüder Grimm kennen wir, jene isländischen erzähler aber nicht, und so ist es gut, wenn uns der eindruck ihres stils die persönliche bekanntschaft ersetzen kann. — im allgemeinen ist der stil einfach und natürlich, der wortschatz nicht gesucht. die schönsten, klarsten stücke schenkt meines empfindens JJ. selber. aber ganz einheitlich ist sein stil doch nicht. zuweilen klingt der sagastil stark an, zuweilen beweisen grade ausgesprochen volkstümliche stoffbestandteile wie die in zusammengesetzteren geschichten sehr häufige zahl drei, dass der erzähler die rechte fühlung verloren hat. so reiſst JJ. bei den vielen dreien, die er zu bewältigen hat, s. 314 die geduld: . . . . *hitti Þorsteinn þar aðra kerlinguna, og er ekki að ordlengja það, að það fór alveg eins og hjá hinni kerlingunni.* wie er hier vorwärts springt, so springt er wol auch zur seite und verlässt die einsträngige erzählungsart s. 311. ARittershaus sucht vergebens herzliche töne in den isländischen

volksmärchen; eine ganze anzahl beiträge JJ.s zeigen: der Isländer steht unserer empfindungsweise doch nicht so fern, dass wir nicht heimische klänge auch aus seinem munde vernehmen könnten.

Ein ganz anderer erzähler ist Jakob Hálfdanarson i Húsavík, der zwölf schriftstücke beigesteuert hat. JJ. hat sie aufgenommen, weil er JH. als kritischen und wolunterrichteten mann schätzt (brieflich). aber er steht dem volksmäfsigen empfinden recht fern. er ist der mann der nach der psychologischen und naturwissenschaftlichen erklärung ruft. so ist auch sein stil nicht volksmäfsig. er erzählt flott, aber gesucht. will er mit der zerlegung s. 36 '*eg veit, að hver sem þetta er, þá á sá eða sú lítið ólifað*' seinem logischen bedürfnis genug tun oder will er pathetisch sein? rhetorik liebt er: s. 297 dreimal *ekki* in anaphora; s. 299 '*ekki vóru þetta sjóskrýmsl, menn vóru það, en hvaða menn?*' er wählt die worte: s. 295 in 15 zeilen vier verschiedene ausdrücke für das gepäck eines bettelweibes. gewis ist er sehr stolz auf das schöne wort s. 252 *kaldavermslisuppgöngu-augum* = quelle, u. a. m. er baut auch die schwierigsten compositionen: s. 49 f und gar s. 81 ff *fjarsýni Páls prófass*; hier erzählt er zwei geschichten; ehe sie zusammenlaufen, hat der leser keine ahnung, wohin er soll. sein märchen s. 294 ff ist weinerlich.

Solche stichproben zeigen, wie verschiedenartige stoffe in die sammlung eingegangen sind. JJ. hat gewis schon viel wilde triebe des strauches ausgeschnitten. es wird aber noch einer behutsamen und umfassenden stoff- und formuntersuchung bedürfen[1], ehe wir die stücke ihrer singulären entstehung nach psychologisch richtig verstanden haben und ihren stoff mit einiger sicherheit in geschichtliche zusammenhänge bringen können. so notieren wir uns nur eben im vorbeigehn, ohne irgend ein urteil fällen zu wollen, s. 284 *kerlingin . . . ætlaði að bíta hann (Jón) á barkann* zu Eigla cap. 65, s. 179 der böse geist in der kirche zu Grettla cap. 39, s. 177 das mondgespenst zum *glámr* Grettla cap. 35, s. 283 *hentu þeir hverju beini, er þeir höfðu étið af því, til Jóns, en hann henti þeim jafnharðan til þeirra aftur* zu Hrólfssaga kráka ed Valdimar Asmundarson cap. 34. den brahmanen mit dem zerbrochenen topf finden wir s. 324 f als isländischen kuhtreiber wieder; schade, dass er gar um seines schönen traumes willen das leben lassen muss. die geschichte vom famosen Húsavíkur-Jón s. 197 f, einem sehr entfernten, unliebenswürdigen vetter unseres Hans Pfriem, lässt uns einen blick ins leben der Reykjavíker gymnasiasten tun; sie zeigt uns auch, wie stark ein isländischer primaner von den sögur beeinflusst ist.

[1] ARittershaus aao. s. 23—42 kämmt mit gar zu groben kamme.

Die neue sammlung stellt uns viele fragen. sie wird dem eindringlichen forscher aber auch manche wertvolle antwort geben. im januar 1909 haben JJ. und OB. fünf druckseiten fragen nach hauswesen, lebens- und arbeitsführung verschiedener bevölkerungsschichten, festtagen, 'reinemachen' u. a. ausgehen lassen. hoffentlich werden sie bald im stande sein, uns die sammlung 'Venjur og þjóðsiðir' vorzulegen. wir werden daraus reiche aufschlüsse über lebensverhältnisse die den Islendíngasögur zu grunde liegen erhalten; die vorgelegte geschichtensammlung ist selbst schon voll von angaben über die lebensführung des volkes.

Moys bei Görlitz, november 1909. **Walther H. Vogt.**

Íslenzk þjóðlög (Isländische volksweisen). **Bjarni Þorsteinsson,** prestur í Siglufirði, hefur safnað lögunum 1880—1905 og samið ritgjörðinar. gefin út á kostnað Carlsbergssjóðins í Kaupmannahöfn. Kaupmannahöfn, S. L. Møller 1906—1909. xi und 957 ss. 8°.

Vor 20 jahren konnte Ólafur Davídsson, der verdienstliche sammler der neuisländischen tanzliedchen und spiele, noch erklären: was volksweisen betreffe, dürfe man sich auf Island keine reiche ausbeute versprechen. und als der verfasser des vorliegenden werkes als blutjunger mann zu sammeln anfieng, konnte er von einem landsmann die meinung hören: isländische volksweisen, das gebe es wol nicht. durch 25 jährige sammeltätigkeit hat Bjarni Þorsteinsson den beweis erbracht, dass Island auch auf diesem volkskundlichen felde reichtümer ererbt hat, und in diesem imponierenden bande legt er den überraschenden ertrag seiner arbeit vor. das aus hss. und drucken geschöpfte (s. 76 bis 520) und das aus der mündlichen überlieferung aufgefangene (s. 521—919) halten sich dem umfang nach ungefähr die wage.

Mit welchem rechte die melodien 'isl. volksweisen' (þjóðlög) heissen dürfen, darüber verbreitet sich der erste abschnitt der einleitung. der letzte ursprung der weisen ist meistens unbekannt, sicher ist vieles aus dem ausland herübergekommen. genug, dass alles durch menschenalter oder jahrhunderte in der pflege der Isländer lebte, und dass diese masse sich sehr kenntlich abhebt von der volksmusik der andern europäischen völker aus den letzten jahrhunderten. Es ist eine merkwürdig altertümliche musik: 'wer sich in sie vertieft, dem ist, als ob er ins mittelalter zurückgekommen sei' (s. 7). das isl volksleben ist auf mehreren gebieten von den culturneuerungen der letzten jahrhunderte unberührt geblieben, auf keinem so auffällig wie auf dem musikalischen. wir finden hier die altehrwürdigen 'kirchentonarten' leibhaftig vor uns; die grofse mehrzahl der

weisen ist lydisch (sodass man gesagt hat, die lydische tonart könnte man 'die isländische' nennen!); die 'tvísöngvar', zwiegesänge, mit ihren erstaunlichen quintengängen sind ein überlebsel eigenster art: wer sie etwa von geübten isl. studenten vortragen hörte, hat sich gewis ihrer starken würkung nicht entziehen können und findet das vielcitierte wort des 10 jh.s von der holden anmut dieser harmonieen nicht mehr so unbegreiflich. so haben die isländischen tonweisen für den musikhistoriker einen einzigartigen wert. der Däne Angul Hammerich hat (1900) ihre stellung in einer sachkundigen studie beleuchtet. die classische, vielleicht erschöpfende sammlung des stoffes, nebst ausführlichen einleitungen und erläuterungen, stellt der vorliegende band dar. der ref., wiewol zu keinem urteil auf diesem boden berufen, unterzieht sich gern dem wunsche, die sachverständigen auf das opus magnum hinzuweisen. übrigens findet auch der litterarhistoriker manches ihn berührende, zb. s. 23 ff. 803 ff. Hammerich hatte das gutachten abgegeben (s. s. VII), die unvergleichlichen materialien sollten in einer der weltsprachen veröffentlicht werden. in der tat muss man es beklagen, dass hier die umfänglichen textabschnitte in einer sprache erscheinen, die nur von 100.000 erdbewohnern verstanden wird. die paar dutzend musikforscher und die paar dutzend Islandforscher decken sich vielleicht in zwei oder drei individuen! auf der andern seite hat das werk die mission, den altheimischen volksgesang der Isländer am leben zu halten gegen das seit 60 jahren sich verstärkende eindringen moderner fremdlinge, und dazu muss es in der landessprache geschrieben sein. zum volksbuche, das wie die neuen billigen sagabändchen auf dem schafte des bauers stehn könnte, ist der gewichtige band zu teuer. aber die schulbüchereien und mancher geistliche herr werden ihn kaufen und ausleihen, und auf diesem wege kann wol von dem buche eine lebendige würkung ausgehn, die der heimatliebende verfasser noch über den wissenschaftlichen erfolg stellen dürfte.

Berlin. **A. Heusler.**

Rómveriasaga (AM. 595, 4) hg. von **Rudolf Meissner** [Palaestra LXXXVIII]. Berlin, Mayer u. Müller 1910. 330 ss. 8°. — 14 m.

Meissner hatte schon mit einem vortrag auf dem Hamburger philologentage 1905 den anteil an der Rómveriasaga zu wecken gewust. als frucht langer geduldiger arbeit legt er uns jetzt die ausgabe dieses werkes vor, das aus einem abdruck in KGíslasons Prover bekannt war und dessen allgemeine stellung im anord. schrifttum Finnur Jónsson Lit. hist. II 865 f kurz und im wesentlichen zutreffend bestimmt hatte. dem text von 128 seiten folgt eine litterargeschichtliche behandlung von fast 200 seiten: es hat tatsächlich kein aisl. prosawerk, selbst Heims-

kringla, Niála und Eigla nicht, eine so gleichmäfsig eingehnde untersuchung erhalten. beinah überkommt einen manchmal ein bedauern, dass soviel sorgfalt und betrachtungskunst an ein übersetzungswerk gewandt wurden, ein werk das den gerühmten schöpfungen der anord. prosa in bescheidenem abstande folgt. aber M.s feinfühlige darlegung überzeugt uns doch, dass auch hier viel zu lernen ist. es hat in der tat grofses interesse zu verfolgen, wie in dieser übertragung Sallusts und Lucans die nüchterne sachlichkeit des Isländers und zugleich die ärmere, kindlichere geistesverfassung des mittelalterlichen menschen sich messen mit der rednerischen wortfreude und der reichen geistigen beweglichkeit antiker schriftsteller. M. trifft den gesichtspunct glücklich, wenn er von zwei einander entgegenwirkenden tendenzen spricht: die eine ist 'das streben zum nordischen sagastil', die andere ist das bemühen, die unnordische eigenart der vorlage festzuhalten (s. 162. 218); 'in dem gegenspiel dieser beiden kräfte offenbaren sich die eigentümlichkeiten, die vorzüge und schwächen der übersetzung, die bildung und der geschmack des verfassers'. namentlich macht sich dies in dem Sallustteile geltend, da den künstlichen versen Lucans der übersetzer von vornherein selbständiger gegenübertreten muste. aus der nachbildung der reden und der betrachtenden teile sieht man, 'dass dem übersetzer der sprachliche ausdruck bis zur wörtlichen übersetzung wol zu gebote steht. es ist absicht, wenn er die erzählung . . . möglichst schlicht gestaltet' (s. 244f).

M.s ausführungen erfreuen durch die ausdrucksvolle, durchgebildete sprache, durch die fähigkeit, die feinen schattierungen zu treffen: eine kunst die der verf. schon in dem buche über die Strengleikar bewährt hatte.

Noch ein paar kritische bemerkungen! M. befolgt die unisländische silbenbrechung *te-kið, ski-þum.* die isl. art: *tek-ið, skip-um,* ist gewis nur als graphischer usus ohne lautlichen hintergrund zu betrachten (trotz der berufung auf die skaldischen binnenreime), aber sie ist nun einmal so eingewurzelt, dass man sie ungern verlassen sieht. jedenfalls sind trennungen wie *þi-óta* vom übel! in der interpunction der anord. prosa hat man keinen einheitlichen brauch erreicht. die sagaausgaben von Möbius sind mit kommata so sparsam, dass der zweck der satzzeichen, die verdeutlichung des logischen gefüges, vereitelt wird. auch in den ausgaben der anord. sagabibliothek scheint mir die setzung der zeichen oft planlos und wenig sachgemäfs. M. seinerseits unterdrückt die kommata vor relativ- und *svá að*-sätzen. zuweilen auch vor substantivischen oder causalen *er*- und sogar vor *því að*-sätzen (s. 9_{18}. 45_{20}. 72_{17}. sieh auch 81_{4}.) warum diese nebensätze anders behandelt werden sollen als die mit *ef*, mit *þótt* usw., ist unklar; der syntaktischen übersichtlichkeit dient man damit nicht. auch die mit *ok* angeknüpften voll-

ständigen sätze würde ich lieber durch komma abgegrenzt sehen. irrig ist die satztrennung 7_{17}: lis *ef hann þeger við, þa* . . . die hsl. stellung von *diarfliga* 9_1 ist kaum zu rechtfertigen; muss es nicht vor *þangað til* oder weiter nach vorn gerückt werden? s. 274_7 lis *Arinbiarnarkr*. — zwei wünsche die ich schon zu M.s Strengleikar vorbrachte (Anz. XXIX 203 f), bleiben auch diesmal unerfüllt: dass bei den stabenden gruppen (s. 285 ff) nach möglichkeit unterschieden würde zwischen den formelhaften, die zugleich eine syntaktische und metrische prägung zeigen, und den freieren augenblicksschöpfungen: sodann dass die von Nygaard behandelten merkmale des 'gelehrten stiles' in dem abschnitte zum satzbau, s. 277 ff, zu ehren gekommen wären: wir erfahren nirgends, wieweit unser denkmal jenen so überaus kennzeichnenden latinismen huldigt; auch negative angaben, bezw. anführung von grenzfällen, hätte man willkommen geheifsen. nur über das part. präs. bringt M. ein paar zeilen, merkwürdigerweise in einer note (s. 283) und ohne den versuch, die latinisierenden fälle von den sprachgerechten zu sondern. — bedenken hab ich gegen den syntaktischen absatz s. 278 f. das stichwort 'veränderung der wortstellung nach *ok* im nebensatz' trifft nur bei dem letzten der sechs belege zu. die beiden ersten beispiele zeigen vielmehr das streben, einen relativsatz zu bilden unter bedingungen, wo die echte aisl. prosa ihn überhaupt nicht bilden kann und der übliche 'lærd stil' zu dem sprachfremden relat. *hverr* zu greifen pflegt: 'die ihn verteidigt hatten . . . u n d i n d e r e n schutze er dies getan hatte': unserm übersetzer widerstrebt offenbar das unnordische *ok í hverra trausti*, und so setzt er *ok í þeira trausti*, womit er aus der hypotaxe hinausfällt. in dem zweiten beispiel vermeidet er, mit gleichem ergebnis, ein 'gelehrtes' *hvar* (= ubi) durch ein *þar*. die dritte stelle ist eines der häufigen anakoluthe im nachsatz: *var þá* statt *þá var*. im vierten falle ist einfach das pronomen *þær* pleonastisch im zweiten relativsatze widerholt; der sagastil hätte, unbeirrt durch den casuswechsel, den satz ohne *þær* weitergeführt: . . *í þær borgir, er hann hafði unnið af konunginum ok honum þótta [þær] vel komnar* . . . im nächsten beispiele sind die relativsätze gut isl. verknüpft: *sú borg, er Vacca heitir ok fyrst gekk undir Rómveria ok Metellus hafði sett hǫfðingia yfir* . . , ein 'umbrechen des satzes nach *ok*' findet hier nicht statt.

Berlin. **A. Heusler.**

The legend of Sir Perceval. studies upon its origin, development and position in the Arthurian cycle. by **Jessie L. Weston.** vol. II. The prose Perceval according to the Modena ms. (Grimm library no. 19). London, David Nutt. 1909. XVI und 355 ss. 8°. — 15 s.

Der zweite band[1] dieser Percevalstudien ist besonders wichtig durch den abdruck des prosa-Perceval einer hs. der Biblioteca Estense in Modena[2], dessen text so nahe mit dem des Didot-Perceval verwandt ist, dass zwar nicht der eine aus dem andern geflossen sein kann, aber doch beide aus der gleichen prosaquelle hervorgegangen sein müssen. der text der Modenahs. ist aber bei aller gedrängtheit weit klarer und sorgfältiger als der des Didotms. mit seinen fehlern, misverständnissen und undeutbaren stellen, und gibt infolgedessen über manches aufschluss, was aus letzterem nicht näher zu bestimmen war. an mehreren stellen ergänzen sie sich. die partie die vf. aus der Modenahs. zum abdruck bringt, fängt wie der Didot-Perceval an bei der krönung Arturs und endet mit dessen verschwinden in Avalon. schlussworte: *Ici fine li romans de Merlin et del Graal.* der charakter der schrift und der farbigen majuskeln scheint auf den letzten teil des 13 jh.s zu weisen. vf. gibt den text wie sie ihn vorfand. correctur von offenbaren schreibfehlern in gewöhnlichen wörtern, sowie interpunction rührt von ihr her. — um die vorzüglichkeit des Modenatextes deutlich hervortreten zu lassen, druckt sie aus der Didoths. eine seite (93 v.) ab. aus der prosahs. des Tristan, Paris BN ffr. 103, gibt sie die partie, die in sehr kurzer weise von Perceval im anschluss an den Modena- und Didottext berichtet. wer sich eingehender mit der Gralsage beschäftigt, wird die s. 9—122 gebotenen texte zu schätzen wissen. —

Die übrigen zwei drittel des bandes enthalten eine anzahl lehrreicher erörterungen über zum teile höchst wichtige puncte den Gral und die Graldichtung betreffend. sie behandeln die gedichte Roberts von Borron, die gefährlichen sitze, das schloss mit der schachbrettdame und dem weifsen hirsch, das aufkommen und die bedeutung von Percevals schwester in der sage, die hässliche jungfrau, die gefährliche furt, das turnier beim weifsen schloss, den tod Arturs, Percevals besuch auf der Gralburg nach der prosa, und ursprung und eigentliches wesen des Grales. mit ausnahme der speciellen capitel vom Gral klingt durch alle derselbe grundgedanke: der prosa-Perceval der Didot- und Modenahss. bewahren den 3 teil von Borrons cyclus, dieser

[1] s. besprechung des 1. bds. Anz. XXXII (1908) s. 24f.

[2] die hs. wird von Pio Rajna in seiner Carduinoausgabe 1873 erwähnt. beschreibung bei Camus, Notices et extraits des mss. français de Modena, 1891, p. 47. Camus hatte für GParis eine abschrift gemacht, die sich aber im nachlass des letzteren nicht vorfand. miss Weston hat eine neue abschrift angefertigt (cap. I).

3 teil Borrons war eine dichterische bearbeitung. Borron benutzte aber eine schon bestehnde dichtung von Perceval und dem Gral, die er fast unverändert in eine geschichte von Artur aufnahm: auch andere dichter schöpften aus diesem vor-Borronschen werk.

Aus zahlreichen beispielen, den verschiedensten partien des Modenatextes und wo nötig des Didottextes entnommen, kann vf. zeigen, dass mehrere stellen der ursprünglichen prosa auf eine gereimte version zurückgehen[1]. da in der Modena- wie in der Didoths. dem Perceval ein Joseph und ein Merlin in prosa vorangehen, die, soweit sie sich vergleichen lassen, dem poetischen Borron entsprechen, und der Merlin ohne in der schrift sichtbare unterbrechung in den Perceval übergeht, so nimmt vf. die alte streitfrage wider auf, ob diese von ihr erschlossenen gereimten stellen nicht einer einheitlichen vorlage angehören, und wenn so, ob dann dieser poetische Perceval nicht von Borron stamme, so dass Borron in der tat eine trilogie verfasst hätte. gegen die ansicht, dass von Borron auch eine Gralsuche herrühre, sind wie bekannt nicht unerhebliche bedenken geäufsert. vf. entscheidet sich für Borron als urheber, allerdings mit rein äufsern gründen: die Modena- und Didothss. bieten den Joseph, den Merlin und den Perceval, die beiden letzten ohne unterbrechung in der schrift (dass andre prosahss. keine Gralsuche haben, berücksichtigt vf. nicht), und spätere dichter berufen sich auch für die Gralsuche neben Map auf Borron. sie stöfst aber auf zwei schwierigkeiten, von denen die eine von ihr selber herrührt: 1. die reime und verse, die sie aus dem prosatext des Perceval durch reconstruction gewinnt, sind grofsenteils von besserer art als die unbeholfenen verse Borrons; 2. der 3 teil ist in mehreren angaben nicht im einklang mit dem Joseph und dem Merlin und scheint keine ausführung des programms zu sein das Borron selbst aufstellte, — eine erscheinung die zu dem schluss geführt hat, dass der prosa-Perceval nicht auf Borron zurückzuführen ist. vf. haut den knoten kurzentschlossen durch: Borron habe schon eine Perceval-Graldichtung vorgefunden, aus der er seinen 3 teil aufbaute, ohne dass er das einzelne genügend mit den zwei vorangehnden teilen in einklang gebracht hätte. die besseren reime und verse sowie die abweichungen vom Joseph und vom Merlin erklären sich aus dieser vor-Borronschen dichtung. diesen oberflächlich geänderten Perceval habe er mit Arturpartien aus einer französischen reimchronik verbunden, in der in romanhafter weise von Artur gehandelt wurde, einer chronik die zwar nicht die von Wace gewesen sein könne, aber wie vf. zeigt, doch einen ähnlichen charakter hatte. vf. denkt an den einmal im Merlin genannten

[1] Heinzel deutete Franz. Gralromane s. 121 auf vermutliche benutzung dichterischer bearbeitungen.

Martin von Rocester, von dem übrigens nichts weiter bekannt ist, als dass er *translata de latin en roman* eine *estoire de Bretagne, que on appelle Brutus*[1] (vf. s. 326).

Dass die Artuspartien der prosa auf eine mit Wace verwante chronik zurückgehn, ist nach der von vf. angeführten parallelstellen nicht zweifelhaft. nicht so glücklich ist sie mit ihrem vor-Borronschen Percevalgedicht.

Ich nehme für dieses Percevalgedicht als ausgangspunct das 8 cap. The visit to the Grail castle. vf. nennt bei der behandlung von Percevals besuch auf der Gralburg s. 215 ff einige züge der prosa, von denen sich, allerdings in sehr abweichender gestalt, der eine in dieser, der andere in jener bearbeitung der sage widerfindet[2], einmal sogar in ein paar zeilen mit einer gewissen ähnlichkeit im ausdruck übereinstimmend mit Wauchier de Denain. sie zieht daraus den schluss, dass die prosa dem von ihr angenommenen vor-Borronschen Perceval-Gralgedicht auch im Gralbesuch am nächsten stehe, weil die prosa auf kurzem raume alle diese züge biete; die anderen versionen hätten demnach bedeutende änderungen vorgenommen und so die sage aus ihrem ursprünglichen charakter verrückt. — gesetzt, wir hätten wörtliche übereinstimmung, würde dann die prosa würklich einen so weitreichenden schluss gestatten, dass sie einen alten text in annähernd reinster gestalt bewahrt? ich glaube, dass es gerade einen einschneidenden zug gibt, der vielmehr auf eine ziemlich späte bearbeitung hinweist, einen zug den vf. nicht nennt, den ich aber besonders hervorheben möchte. die prosa ist nämlich auffallend unbehilflich in der darstellung des ersten besuches, den P. auf der Gralburg macht, sowol in bezug auf das was diesen besuch einleitet, als auf das was bei diesem besuch geschieht. wie die prosa erzählt, verweilt P., nachdem er das elterliche haus verlassen, kurze zeit am hof Arturs, um dort, wie sein vater es wünschte, das ritterhandwerk zu erlernen. er setzt sich gegen Arturs wunsch auf einen verbotenen sitz, der sich gleich darauf spaltet. eine geheimnisvolle stimme verkündet dabei folgendes: der stein wird sich nicht eher zusammenfügen, als bis einer von der tafelrunde so grofse taten vollbringt, dass er auf die Gralburg kommt: wenn er dann fragen wird, was man mit dem Gral mache und

[1] auch Fletcher Arthurian Material s. 144 n. 11 kennt von Martin von Rocester blofs den namen und zwar nur aus dem Merlin.

[2] Wauchier de Denain (in der prosa weisen zwei kinder in einem baum Perceval den weg zur Gralburg; dem Gralkönig sagt P., dass er die nacht vorher im walde verbracht hat); Manessier (2 tailléors d' argent); Perlesvaus, Chastel merveilleus, Crône (3 blutstropfen); Bleheris, Crône, (der held hat einen unüberwindlichen schlaf); Chrétien (fischerkönig zeigt ihm den weg; P. glaubt sich vom könig irregeführt, weil die burg nicht schnell erscheint; am nächsten morgen ist die Gralburg vereinsamt) usw.

wem man damit diene, wird die schwäche und die krankheit von dem reichen fischerkönig weggenommen, der stein wider zusammengefügt werden, und die bezauberungen, die seit dem tage wo P. sich auf den gefährlichen sitz setzte, in 'Bretagne' entstanden sind, schwinden (s. 22). P. schwört, und nach ihm alle anderen ritter der tafelrunde, dass sie nicht zwei nächte hintereinander unter demselben dach verweilen wollen, bis sie die Gralburg gefunden. was also bei Chretien und Wolfram Perceval, beim Pseudo-Wauchier (vf.s Bleheris-version) Gawain erst nach ihrem ersten besuch erfahren, wird hier in aller deutlichkeit an den anfang der erzählung gestellt. die verschiedenen ritter kennen also das programm: es muss auf der Gralburg gefragt werden, nur dadurch werden alle übel aufhören und der fischerkönig gesund werden. — nun folgen die inconsequenzen. P. trennt sich bald von den anderen und macht auf eigene faust mehrere abenteuer durch (zb. mit der schachbrettdame), bis er zu seiner schwester kommt, die er anfangs nicht widererkennt, ebenso wenig wie sie ihn, obgleich er vor dem elterlichen hause steht. sie führt ihn zum onkel-eremiten, der in der nähe wohnt, und sowol dieser als die schwester wollen wissen, ob P. schon auf der Gralburg gewesen sei. von beiden erfährt er, dass dort sein grofsvater, der vater seines vaters, wohne, eben der reiche fischerkönig der den Gral bewahre; dass er, P., vom Gralgeschlechte und bestimmt sei des grofsvaters nachfolger zu werden; sobald P. auf die Gralburg käme, würde die schwäche und die krankheit des fischerkönigs aufhören, ihm das gefäss übergeben werden und P. herr des blutes unseres herrn Jesus Christus sein (s. 41). man fühlt das widerspruchsvolle: P.s vater hat seinen sohn widerholt auf Arturs hof gewiesen, dass er sich dort zum ritter ausbilde, aber er soll immer davon geschwiegen haben, dass P. prädestiniert gewesen wäre, seinen grofsvater, der vom enkel hülfe erwartet, auf der Gralburg abzulösen. in einem anderen cap. hat vf. zu beweisen gesucht, dass die schwester P.s erfunden sei, den helden auf seine Gralherkunft aufmerksam zu machen. — von einer auf der Gralburg zu stellenden frage ist in den worten des einsiedlers oder der schwester nicht die rede, sehr auffallend, da P. den grofsvater nicht so sehr durch sein erscheinen als durch die frage heilen soll. und noch ein widerspruch: der vater, Alain li Gros, hat P. zu Artur getrieben, damit er ritterschaft lerne, der onkel-einsiedler verbietet ihm dagegen je einen ritter zu töten, und lieber viel zu dulden (s. 11). so gerüstet zieht P. nun weiter auf die Gralsuche, stöfst erst auf den ritter mit der hässlichen dame, dann auf die gefährliche furt. da gelangt er eines tages zu einem vierarmigen kreuzweg. ungefragt weisen ihm zwei auf einem baum sitzende kinder den weg zur Gralburg (bei Wauchier haben wir etwas ähnliches mit einem kinde, das aber den weg zur Gralburg nicht kennen

will. P. ist hier der fragende, der früher schon auf der Gralburg war). indem er noch zweifelt, ermahnt ihn ein schatten mit Merlins stimme, dass er den worten der kinder glauben solle. in einer lieblichen ebene bezeichnet ihm der alte fischerkönig, der sich mit noch drei anderen rittern in einem boot befindet, den weg zu seiner burg (er nennt sie aber nicht Gralburg), die P. endlich erreicht. nun sollte man nach allem was die prosa uns erzählt hat meinen, P. wisse, dass er sich auf der Gralburg befindet, dass der kranke schwache greis, der von vier dienern hereingetragen wird, um ihn zu begrüfsen, der fischerkönig und sein grofsvater ist, dass die schüssel, die er mit der drei tropfen (M. 3. D. 1) blutenden lanze — von der lanze war übrigens bis dahin noch nicht die rede — und zwei tellern herein und nachher wider hinaustragen sieht, der Gral ist, dass er, wie die stimme am hofe Arturs befahl, zu fragen hat, *quoi on en fait et cui on en sert, de cel Graal,* und dass dann der könig geheilt und andere wunderbare dinge geschehen werden. P. fragt aber nicht. er fragt sogar nicht, als der könig ihn *en maintes manieres de paroles* dazu anregt. und nicht etwa ein zauber hält ihn ab, wie zb. im Perlesvaus Gawain, der unter dem eindruck der sich steigernden wunder sein klares denken verliert. die prosa gibt zwei gründe zugleich an, die gleich bedenklich sind und einer ganz anderen umgebung entnommen sein müssen: seine mutter (in der Didoths. ein *prodome,* bei dem er gebeichtet hat) habe ihm gesagt, dass er nie zu viel sprechen und nie zu viel fragen solle; und sodann sei P. so müde gewesen, dass er fast auf den tisch fiel. trotzdem beschäftigte ihn *molt longement* die schüssel und noch mehr die lanze, als der könig sich entfernt hatte. und noch auffallender ist die bemerkung in der erzählung, es sei dem fischerkönig schon öfters begegnet, dass ritter, die er herbergte und vor denen er den Gral und die anderen reliquien vorübertragen liefs, nicht fragten. als P. dann am folgenden tag ungefähr unter den gleichen umständen wie bei Chrétien die burg verlässt, erfährt er von einer schönen frau im walde (sie weinte und hatte grofse trauer, warum? wird uns nicht gesagt), dass er in dem hause des reichen fischerkönigs gewesen sei, dass er den Gral dreimal vor sich habe tragen sehen (in würklichkeit nur zweimal), und dass, wenn er nicht gefragt habe, es ein wunder sei, dass er nicht den tod erlitten. sie erklärt sein misgeschick daraus, dass er noch nicht reif sei (s. 62 f). und widerum auffallend: nicht ein einziges wort spricht P., wodurch er zeigt, dass ihm noch erinnerlich gewesen wäre, was er bei Artur und der schwester und dem onkel erfahren hat. nachdem die schöne frau gesprochen hat, P. *s' en esmervella molt et en ot si grant duel qu' il en commença a larmier* (ebd.). — das alles macht den eindruck, dass ein unbeholfner autor mit schon vorhandenen, ausgebildeten motiven arbeitete, die er

nicht richtig zu verwenden wuste, oder in einer neuen, nicht gerade glücklichen verbindung vorführen wollte. nach der theorie der vf. hätten allerdings die späteren dichter hier zu trennen gewust, was sich besser zu einem ersten, was zu einem zweiten besuch eigne. — und nun der zweite besuch. wie traurig leer ist da unser text. P. wandert sieben jahre umher, natürlich ohne sich um Gott, kirche oder kloster zu kümmern (wie das so kam, erfahren wir nicht); an einem karfreitag trifft er auf damen und herren, die ihn ermahnen nicht bewaffnet umher zu reiten. und nun gelangt er wider zum onkel-eremiten. obgleich er zwei monate bei diesem verweilt, erfahren wir doch erst am ende, dass P. das haus seines grofsvaters aufsuchen wolle. dinge höherer ordnung werden nicht besprochen, nur rasch werden ein paar familienangelegenheiten behandelt: erst gegen ende vernimmt P., dass seine schwester gestorben – eine unart P.s scheint in dieser version seine vergesslichkeit zu sein —, und dass sie ganz in der nähe der klause begraben liege; dass das väterliche erbe ihm dadurch zugefallen, zieht ihn nicht an. nun folgt noch das breit erzählte turnier auf dem weifsen schlosse, und dann erscheint ihm Merlin. Gott zürne P., weil dieser seinem gelübde untreu geworden, denn er habe bei einer ritterlichen familie zwei nächte unter demselben dach verbracht. in unserem falle sehr inconsequent vom lieben Gott, denn Merlin hatte sich nicht gezeigt, als P. sieben jahre lang ohne Gott oder kirche umherzog, oder als er zwei monate bei seinem onkel wohnte. Merlin führt ihn trotz alledem auf die Gralburg. ohne dass Merlin ihn daran erinnert, tut P. jetzt die frage. der grofsvater wird sofort gesund, stirbt aber dennoch drei tage später. P. ist Gralkönig, sogar reicher fischerkönig (s. 84). die bezauberungen Britanniens, wovon wir nirgend im text eine vorstellung bekommen, hören auf, und der gespaltene sitz bei Artur wird wider ganz. die ritter der tafelrunde wollen jetzt Artur verlassen, denn, da die bezauberungen Britanniens ein ende genommen, gebe es für sie nichts mehr zu tun. grofse freude macht es ihnen jetzt, als Artus ihnen einen krieg im auslande ankündigt . . . . . .

Und diese Gralsuche — ich habe die sache etwas ausführlich gegeben, dabei freilich noch auffallende einzelheiten ausgelassen, wie etwa, dass der Gral von einem *valles* getragen wird — sollen wir nach unserer vf. als eine überlieferung gelten lassen, die ein ursprünglicheres vor-Borronsches Perceval-Gralgedicht am genauesten widergebe, lediglich weil verschiedene andere texte den einen oder anderen zug der Gralbesuche bieten, der auch in der prosa mit anderen zusammen auf kurzem raum vorkommt? ich lasse nicht aufser acht, dass vf. auch andere partien vergleicht, aber das resultat würde auch hier das gleiche sein. was bedeuten diese vereinzelten züge gegen den schwer-

wiegenden umstand, dass die prosa den helden auf der Gralburg und nachher situationen durchmachen lässt, die nur begreiflich werden, wenn er vorher der dinge, die seiner harrten, unkundig war, und dass infolgedessen, alles, was mit den Gralbesuchen zusammenhängt, verrät, dass unser text motive, die anfangs anders verteilt waren, vor den ersten besuch gedrängt hat. trotzdem der autor an zwei besuchen festhielt? alle theoretischen betrachtungen bringen uns über diesen punct nicht hinweg. dem unbeholfenen autor fehlte das richtige augenmafs für die bedeutung seiner motive. ich fürchte, dass wir an stelle der folgerung der vf., wir hätten hier mit einem ursprünglichen charakter der sage zu tun, sogar mit einem vor-Chrétienschen, eine andere einsetzen müssen: der widerspruchsvolle charakter der Gralpartien in der prosa weist auf ungeschickte verquickung verschiedener schon vorhandener, besser ausgearbeiteter und besser benutzter motive, die motive müssen also anderen dichtungen entnommen sein. und wenn s. 68 der prosatext behauptet, dass *Crestiens de Troies ne li autre trovéor*, die vom Gral dichteten, einen zweiten besuch beim onkel-eremiten nennen, so sind wol unter 'li autre trovéor' verschiedene dichter nach Chrétien zu verstehen, dh. mag nun die prosa den stoff aus den dichtern zusammengelesen haben, mag sie eine bearbeitung einer poetischen version sein, die composition wie sie die prosa bewahrt ist wol frühestens im 2 viertel des 13 jh.s entstanden. die prosa gibt demnach nicht einen dritten teil Borrons wider. und zu ähnlichem resultat kam 1888 auf anderem wege auch ANutt in seinen 'Studies on the legend of the holy Grail', wo er s. 96 seine ansicht also formuliert: 'the Didot-Perceval is probably the latest in date of all the members of the cycle'[1]. —

Die cap. 10 und 11 (s. 249—316) handeln von der ursprünglichen natur des Grales und der lanze, sowie von deren weiterer entwicklung. sie führen aus, was vf. schon am ende des I bds. angedeutet und eingehender in einem in der Folk-Lore Society gehaltenen vortrag[2] ausgesprochen hatte. die combinationen sind neu und interessant. vf. ist am schluss der meinung, dass sie den einzig richtigen weg aufgedeckt und dass nur noch der gelehrte fehlt, der 'was at once a thorough classicist, a trained folk-lorist, a theologian, a mystic, and who had a first-hand knowledge of the Grail texts', dem ihre studien in die hände fielen, um dann ihre andeutungen mit seinem reichen wissen auszuarbeiten (s. 312). cap. 10, 'The development of the Grail tradition', wurde vor der veröffentlichung von JBédier, Ferd. Lot und WANitze durchgelesen, und unabhängig von einander sprachen diese gelehrten sich dahin aus, dass der inhalt unverweilt dem drucke übergeben werden sollte (s. XI).

[1] ähnlich Heinzel aao. s. 120. [2] Jessie L. Weston, The Grail and the rites of Adonis, Folk-Lore 18 (1907), s. 283—305.

Vf. glaubt in der erzählung Wauchiers (vv. 19655 ff. ed. Potvin)[1] die älteste erreichbare gestalt der Gralsage zu erkennen, denn diese gestalt gehe auf die erzählung des von Wauchier angegebenen Bleheris, des wälschen fabulators zurück und dieser sei nach neuesten untersuchungen urkundlich von 1091 bis 1147 verfolgbar. die ausführungen der vf. wollen folgendes wahrscheinlich machen: die bei Bleheris mitgeteilten vorgänge und benennungen sind aus einem dem antiken Adoniscult ähnlichen natur- und lebenscult hervorgegangen; die Gralsage des Bleheris enthält occulte lehren vom wesen alles lebens. bei Bleheris trägt die erzählung noch nicht-christliches gepräge, nur die lanze scheint bei ihm erst christianisiert zu sein. an den Adoniscult erinnern die bahre mit dem toten ritter, der aufwand an ritualer handlung bei der bahre, die weinenden frauen, die gemeinschaftliche feier mit einem mysteriösen gefäss, das durch den tod des ritters auf der bahre verödete land. der Gral erscheint in der erzählung unter drei aspecten, in übereinstimmung mit den lehren des occultismus: als blutgefäss in verbindung mit der lanze, als speisespender, als inbegriff alles geistigen lebens. Gawain kann nur die zwei ersten gestalten des Grals schauen; die dritte nicht, weil er die entscheidende probe, die zusammenfügung des gebrochenen schwertes, nicht besteht. was er auf dem wege zur Gralburg an schrecknissen durchmacht, sind proben, wodurch er wenigstens des anblicks der zwei ersten stufen teilhaftig wird. seine frage nach der lanze bringt das land teilweise wider zur fruchtbarkeit. Gawains erlebnisse auf der Gralburg erinnern an eine verfehlte einweihung. wir haben anzeichen in anderen sagen, dass Gawain später auf die Gralburg zurückkehrt und somit als der eigentliche und ursprüngliche Graltinder betrachtet werden muss, oder vielmehr denkt vf. sich die sage so, dass Gawain, wahrscheinlich ein sonnengott, von anfang an der Gralgewinner war, und daher alle proben die er vorher besteht, nur bestätigungen seiner göttlichen natur sind. durch besondere, von vf. näher angegebene umstände wurde er durch Perceval ersetzt. vf. sieht in der erzählung des Bleheris nicht nur die ältest erreichbare form der Gralsage, sondern, wie gesagt, die in handlung und benennungen entsprechende widergabe

[1] Diese erzählung setzt ein mit dem ritter, der bei hereinbrechendem abend an Arturs gemahlin und ihrem hof ohne zu grüssen vorbeireitet, weil er einen auftrag auszuführen hat der keinen aufschub duldet. als der ritter an Gawains seite getötet wird, übernimmt dieser die ausführung des auftrags, ohne dessen charakter zu kennen. Gawain macht nun verschiedene schauerliche abenteuer durch, die hohe anforderungen an seinen persönlichen mut stellen, bis er um die mitternacht des zweiten tages die Gralburg erreicht und deren wunder schaut, unter diesen einen toten ritter auf einer bahre. während der Gralkönig von den wundern erzählt, schläft G. vor müdigkeit ein. er erwacht am nächsten morgen am meeresstrand. die Gralburg ist verschwunden.

eines der antiken Adonisfeier ähnlichen naturcults. denn die Adonisfeier galt dem gotte, mit dessen tod alles wachstum aufhörte, sein abbild wurde zum meere getragen, weinende frauen bildeten den charakteristischen zug der feier; man war der ansicht, dass, kehre der gott zum leben zurück, auch die natur und mit ihr die menschheit wider auflebe. aber von dem Adoniscult kennen wir nur die äufsern vorgänge. diese waren öffentlich, für die grofse menge der gläubigen bestimmt, denen sie auch genügten. es muss aber auch ein höheres wissen und ein tieferes deuten vorhanden gewesen sein, in welches nur die reiferen eingeführt wurden. wer eingeweiht werden sollte, muste proben bestehn, die ihn des höheren verständnisses würdig zeigten. reflexe davon finden sich bei Gawain in der Bleherissage: die schrecknisse, bevor er zur Gralburg kommt, und die schwertprobe. ebenso wie ein solcher naturcult den drang zur erkenntnis der geheimnisse alles lebens ausdrückt, so bedeutet die Gralsage in ihrem tiefsten wesen nur das jedem menschen angeborene verlangen, die quelle alles lebens zu erkennen und zu erfassen. — ein solcher naturcult muss in Wales bestanden haben, verborgen und in der stille geübt, seit dem siegreichen vorgehen des christentums. daher erklärt sich, dass die burg unauffindbar ist für solche die nicht auserwählt sind, wie etwa Gawain. — Bleheris oder ein anderer Walliser hat in seiner Gralerzählung die geheime naturverehrung seiner landsleute niedergelegt. —

Durch ihre hypothese, meint die gelehrte vf., erkläre sich manches, was bis jetzt jeder erklärung spottete. so der name 'fischerkönig'. nach den lehren des mittelalterlichen symbolismus sowie nach den ansichten moderner occultisten — vf. verdankt hier manchen aufschluss einem praktischen anhänger des occultismus, der nie vom Grale gehört hatte, dessen mitteilungen demnach besondere erwägung verdienen dürften, weil sie ungesucht eine erklärung bieten — gehe alles geistige und materielle leben in drei welten vor sich, die sich aber gegenseitig beeinflussen: die welt des reinen geistes, die welt wo geist und materie verbunden erscheinen, die welt der materie. jede dieser welten habe ihren eigenen hüter und ihr eignes symbol. aus dem umstand dass die oberste welt, die des lebensprincips oder des lebensursprungs, wenn die fülle der zeit kommt, aus ihrem sitz — der stern Alkyone, eine der Plejaden — ihr goldnes netz durch den weltenraum entsendet und sich selbst ein kleid webt, folgert vf. oder ihr occultistischer berater[1], dass der wächter

[1] ich schliefse das aus s. 258. klar ist die sache eben nicht. in den partieen, die sich mit den occulten ansichten beschäftigen, ist widerholt nicht ersichtlich, ob der leser zu tun hat mit allgemeinen ansichten, oder mit ansichten einer bestimmten schule, oder mit der ansicht des occultistischen beraters, oder mit den schlüssen der vf. selbst. dass das wort 'fischerkönig' bei occultisten ein gewöhnlicher begriff wäre oder gewesen wäre, ist mir

dieser obersten, rein geistigen welt der fischerkönig sei, sein symbol der heilige Gral (der alte Titurel im Parzival wäre sein typus); in der zweiten welt sei alsdann der fischerkönig in menschlicher gestalt der hüter. er ist krank und behindert in seinen bewegungen, denn der geist fühle sich schwer in den banden des körpers; dieser könig behüte den reichen Gral, den speisespender als erhalter der welt, in der wir leben. der hüter der dritten stufe ist nicht so leicht zu finden. vf. entdeckt ihn aber in dem feindlichen bruder im Perlesvaus, in welchem, wie es heifst, so viel böses war als in den anderen gutes; er sei der wächter der lanze und des gefässes, der beiden symbole der zeugung, denn die lanze sei das männliche prinzip, das gefäfs das weibliche, das unablässig fliefsende blut das leben. — die natur des gebrochenen schwertes, das Gawain auf der Gralburg zusammenfügen muss, werde durch ihre hypothese begreiflich: es sei eigentlich das bekannte schwert 'as estranges renges', das wir sonst nur in anderer umgebung kennen. wenn Gawein im englischen gedicht von 'Syr Gawayne and the grene knyghte' als erkennungszeichen ein pentagramm führt — dh. das zeichen das gewalt gibt über die ungesehene welt —, so weise das darauf, dass er doch bei einem späteren besuch das schwert zusammengefügt habe, denn dessen griff sei ein pentagramm (?) gewesen, oder vielmehr: Gawein der sonnenheros — Gwalchmai bedeute ja 'habicht des mai' — habe als letzte probe von vielen, die seine wahre natur bestätigten, das schwert gleich bei seinem ersten besuch widerhergestellt. — die lanze habe deshalb eine so grofse bedeutung, weil sie organisch zur blutschüssel gehöre, beide verbildlichen die zeugungsorgane (s. o.) — die kirche habe wol gewust, was der Gral eigentlich sei — eine symbolische darstellung von dem suchen nach der quelle alles lebens, etc. —, und habe deshalb durch ihr schweigen solche anschauungen nicht ermutigt, und so sei die freude an der dichtung nach einer blütezeit allmählich zurückgegangen. — und andere erklärungen. —

Die hypothese als ganzes — von den phantastischen auswüchsen sehe ich ab — kommt mir, wie geistvoll sie an sich sein mag, unhaltbar vor. wer die erzählung ed. Potvin 19655 ff aufmerksam liest und jeden hauptumstand unbefangen prüft, kommt zu allem eher, als in dieser erzählung eine verbildlichung eines naturcults zu sehen. der gesamteindruck ist zunächst, dass der erzähler eine anzahl schauerlicher motive, wobei nacht, unwetter, alleinsein das unheimliche erhöhen, zu einer zusammenhängenden geschichte aneinander gereiht hat, und so nerven und neugierde seiner hörer spannt, ohne dass er für das ganze oder

sehr fraglich. nur das goldene netz scheint den berater und die vf. zu dem namen 'fischerkönig' geführt zu haben. von einer schüssel ist erst recht nicht die rede.

das einzelne eine symbolische deutung beabsichtigte oder auch nur hätte geben können. alles ist auf das schreckenerregende, unbegreifliche zugestutzt, so dass selbst Gawein, der unvergleichliche held, sich mitunter eines schauders nicht erwehren kann. — sodann fragt man sich, ob vf. wol recht hat, den toten ritter auf der bahre zum centralpunct ihrer deutung zu machen. dieser ritter auf der bahre ist kein fester zug in der sage, er findet sich nicht in der Perceval-Gralsage, in den erzählungen die sich mit Gawain und dem Gral beschäftigen, nur in unserer version und in der sogenannten ersten interpolation Pseudo-Gautiers (Pseudo-Wauchier), wo eine bahre in der Gralprocession vorkommt (vgl. zb. Heinzel Franz. Gralromane s. 35). in unserer version will der Gralkönig Gawain aufschluss geben über die dinge, die er gesehen hat, und obgleich Gawain ausser über die lanze auch über den toten ritter und das schwert bescheid verlangt, geht der könig doch gleich von der lanze auf den Gral über, ohne ein wort über ritter oder schwert zu äufsern, obgleich er vorher bei der bahre die neugierde rege gemacht hat. als nach derselben version Gawain, der am nächsten morgen aufserhalb der burg erwacht ist, vom landvolk gesegnet wird, weil durch seine frage nach der lanze die wasser wider fliefsen, die wälder wider grünen und das land wider teilweise bevölkert ist, so flucht man ihm zugleich, weil er sich nicht nach dem Grale erkundigte, denn dann wäre die alte fruchtbarkeit zurückgekehrt, dh. der tote ritter und das schwert werden widerum nicht erwähnt. und endlich: die teilweise fruchtbarkeit kehrte zurück durch die lanze, der tote ritter kommt dabei nicht zum leben. und so möchte ich fragen, ob nicht der tote ritter auf der bahre, nebst dem was mit ihm zusammenhängt, secundärer natur ist, ob diese version infolgedessen als ganzes wol eine so grofse ursprünglichkeit besitzt, ob wir also wol auf dem richtigen weg der erklärung sind, wenn wir von dieser version ausgehen. — und legen wir den nachdruck darauf, dass die gegend nur durch die frage nach lanze und Gral fruchtbar wird, dass der tote ritter tot bleibt und für die rückkehr der fruchtbarkeit nach dieser version durchaus nicht berücksichtigt wird, so lässt er sich erst recht nicht mehr identificieren mit einem naturgott, durch dessen widerkehr, und nur durch diese, die natur zum neuen wachstum gedeiht. da auch die weinenden frauen in dieser version nicht vorkommen — es ist nur die rede von weinenden leuten, wenn sie sehen, dass Gawain nicht der erwartete ritter ist; auch der könig weint, wenn er bei der bahre steht und wenn er anfängt vom Grale zu erzählen — und weinende frauen in den anderen versionen nur vereinzelt erscheinen, jedenfalls keinen hervorstechenden zug der sage bilden, so fällt me. auch wol derletzt gedanke an einen etwaigen zusammenhang mit dem Adoniscult oder ähnlichem naturdienst fort. ich glaube, dass wir bei

dem verwüsteten land nur an einen gessartigen fluch zu denken haben.

Und auch anderes zeigt die willkürlichkeit der zusammenstellungen der vf. ich greife einzelnes heraus. vf. legt nicht mit unrecht nachdruck auf den nach ihrer meinung dreifachen charakter des Grals: blutschüssel, speisespender, inbegriff der geistigen kraft. aber was sie nun infolge dieser auffassung alles in die sogenannte Bleherisversion, die den ausgangspunct ihrer hypothesen bildet, hineinlegt, ist merkwürdig. Gawain sieht in der version nur zwei behälter, erst den automatisch bedienenden Gral, dann in einem gestell das silberne gefäss, das eine abfuhrröhre nach aufsen hat, und in welches das blut von der lanze tröpft. vf. nimmt an, dass die beiden behälter identisch dh. dasselbe ding unter verschiedenem aspect sind, aber auch aufserdem, dass G. die dritte gestalt nicht sieht, weil er die schwertprobe nicht besteht, die ihn zum schauen des Grals in seiner geistigen gestalt befähigt hätte. aber woher will vf. wissen, dass in d i e s e r version die schwertprobe d i e s e folge haben würde? es muss doch ein zusammenhang bestehn, wir müssen ihn wenigstens annehmen, zwischen dem keinen aufschub duldenden auftrag des an Gawains seite getöteten ritters, und dem was Gawein unwissend übernommen hat. auch dem Gawain liefs das pferd keine zeit, weder zur ruhe noch zur speise. der zweck der zusammenfügung des schwertes in dieser erzählung, die nach vf. der ursprünglichen gestalt der sage am nächsten steht, scheint kein anderer gewesen zu sein, als befähigung zu erhalten, den ritter auf der bahre an seinem feinde zu rächen. wer dieser feind war, erfahren wir nicht. es scheint sich, wie soeben schon angedeutet, um einen gessartigen zauber zu handeln, den nur ein besonders erwählter aufheben kann. — wenn vf. recht hätte in der bedeutung der zusammenfügung des schwertes, so müsten auch die einzelnen aspecte des Grals, so wie Gawain sie zu sehen bekommt, einen klimax bilden: erst hätte Gawain den Gral in verbindung mit der lanze als zeugungsattribut sehen müssen, wie vf. selbst angibt, die niedrigste stufe, dann den Gral als erhalter des menschengeschlechtes, dh. als speisespender. aber in würklichkeit sieht er erst den Gral, dann nachher die schale, in die das blut aus der lanze fliefst. ob dieses blutgefäfs der Gral ist, erfahren wir nicht. jedenfalls fehlt hier der klimax, der für die einweihung nach vf. nötig ist. es scheint sogar, dass die lanze als blutreliquie des heilandes dem dichter wichtiger ist als die schüssel, die als dienender geist umherzieht: die lanze habe der menschheit grofses heil gebracht, indem mit ihr Christi seite durchstochen wurde. — wir bekommen übrigens nirgend den eindruck, dass Gawain eine höhere stufe vom Gral erwarten konnte, dass er den drang zur höheren erkenntnis alles lebens in sich hatte: in dem gespräche mit dem könig soll Gawain nur darüber

belehrt werden, was die zufällig gesehenen wunder alles bedeuten.

vf. sieht allein die lanze in der version verchristlicht, den Gral noch nicht. aber ist die christliche geistlichkeit mit dem christlichen kreuz bei der bahre etwa nicht christlich? und wie soll man in aller welt beweisen, dass Gawain, der von der lanze erfährt, sie sei die des Longinus, von dem Gral etwas anderes erfahren haben würde, als dass sie mit Christus in verbindung stehe? maw. wir können aus dieser version durchaus nicht beweisen, dass erst die lanze verchristlicht gewesen sei, ja wir sind fast sicher, dass Gawain über den Gral nur christliches erfahren hätte, wie übrigens auch in einigen hss. vorkommt[1]. die weise, wie das blut ohne unterlass aus der lanze fliefst und sich durch eine röhre aus der schale nach aufsen entfernt, mag roh, sogar echt heidnisch aussehen. aber warum sollen wir hier nicht wider eine der schauererregenden übertreibungen haben, woran diese version so reich ist?

Ich beschränke mich auf dieses wenige. man kann nicht leugnen, dass vf. in den capp. 10 und 11 eine anzahl neuer gedanken einführt. aber kaum einem einzigen kann ich beitreten. schon ihre basis — die Bleherisversion — ist nicht kritisch sicher. aufserdem legt sie so viel von dem ihrigen hinein, dass sie darüber die facta und die natur der grundlage ganz aus dem gesichte verliert. auf geistvollem wege gelangt sie zu sterilen resultaten. —

Der charakter des zweiten bandes des Legend of Sir Perceval tritt aus dem gesagten genügend hervor. auch dieser band zeugt wider von hingebender liebe zur sache und von reicher belesenheit in den originaltexten. wir müssen der vf. dankbar sein für den abdruck der Modenahs. und für manche zusammenstellung, aus der sie ihre schlüsse zieht. sie hat experimentell erwiesen, dass mehrere partien des prosatextes aus verszeilen hervorgingen[2]. dass aber die prosa den 3 teil von Borrons cyclus bewahre, oder sogar einer vor-Borronschen dichtung von Percevals Gralsuche am nächsten stehe, dies zu beweisen, ist ihr nicht gelungen. im gegenteil: ein wichtiger, das ganze beherschender, von ihr nicht berücksichtigter zug des textes verträgt sich schlecht mit einer ursprünglichen natur; so dass die vorlage des prosatextes einer jüngeren zeit angehören dürfte. — in zwei capp. versucht vf. auch der natur der Gralsage von einer ungewöhnlichen seite beizukommen. der versuch ist glänzend, anregend, aber der feuereifer der vf. wird nicht im zaume gehalten durch strenge prüfung des tatsächlich vorhandenen. wie bei der besprechung des ersten bandes ihre hypothese von den zwei Fécampschen messern und deren nachwirkung in der sage,

[1] Birch-Hirschfeld Sage vom Gral s. 94.

[2] WHoffmann Über die quellen des Didot-Perceval, Halle 1905, hat die poetische vorlage geleugnet.

muss ich auch jetzt ihre hypothese vom ursprung des Grals aus einem natur- und lebenscult ablehnen. trotzalledem nenne ich auch diesen zweiten band einen reichhaltigen versuch uns aufzuklären über Graldichtung und Gral.

Tilburg i. Holland. **J. F. D. Blöte.**

Christus und die minnende seele. zwei spätmittelhochdeutsche mystische gedichte. im anhang ein prosadispat verwandten inhaltes. untersuchungen und texte herausgegeben von dr. P **Romuald Banz** benediktiner [Germanistische abhandlungen herausgegeben von FVogt h. 29]. Breslau, Marcus 1908. XVIII und 388 ss. nebst 9 taf. 8°. — 15 m.

Weinhold hat in seiner ausgabe des Lamprecht von Regensburg s. 300 ff kurz die entwicklungsgeschichte der allegorie von der minnenden seele skizziert, in der des Appulejus märchen von Amor und Psyche ins christliche umgedeutet fortlebt. die vorstellung, bei Bernhard und Hugo von SVictor voll entfaltet und ausgestattet mit der poetischen diction des Hohenliedes, gewinnt bereits auf die deutsche geistliche dichtung des 11 und 12 jh.s einfluss, um dann im 13 und 14 jh. zahlreichen selbständigen gedichten als vorwurf zu dienen und gleichzeitig der mystischen litteratur, wie sie namentlich in den frauenklöstern aufblüht, fruchtbarste anregung zu bieten. auch die bildliche darstellung bemächtigt sich ihrer und ruft selbst wider dichterische behandlungen, sog. gemälpoesie hervor. gewis war schon längere zeit vor Margareta Ebner, die zweimal von der minnenden seele *als man sie malet* spricht (Banz s. 225), solcher bildschmuck bekannt; im 15 und 16 jh. erfuhr er als holzschnitt weite verbreitung, im 17 jh. als kupferstich.

Aus dem reichen litterarischen material sind an den verschiedensten orten mitteilungen gemacht worden, und sicher bergen die hss. unserer und auswärtiger bibliotheken noch manches einschlägige. Bartsch hatte s. z. in seiner ausgabe der Erlösung allerlei aus Nürnberger hss. veröffentlicht. aus den hslichen schätzen seines stiftes bringt nun RBanz, benedictiner zu Einsiedeln, ein schüler Zwierzinas, zwei dem umfang nach sehr ungleiche, das genannte thema behandelnde gedichte, sowie einen kurzen prosadialog zum abdruck. die drei stücke sind in der Einsiedler hs. 710 — B. weist ihren Konstanzer ursprung nach — enthalten und haben nach ihr auch in eine ursprünglich gleichfalls nach Konstanz weisende, jetzt Überlinger hs. aufnahme gefunden. der vf. hat den texten, von denen bisher nur auszüge veröffentlicht waren, eingehnde betrachtungen vorausgeschickt, die mit grofser sorgfalt alle irgendwie den gegenstand berührende fragen zu beantworten suchen.

Das 18 vierzeilige strophen umfassende gedicht von der kreuztragenden minne (KM.) ist auser in EU noch in einer zweiten Einsiedler hs. (nr 364) und teilweise in einer Klosterneuburger und Basler (s. s. 369) hs. überliefert, auch als holzschnittblatt aus dem 15 jh. vorhanden. es interessiert weniger um seiner selbst willen, als weil es beziehungen zeigt zu dem mehrfach begegnenden, urspr. niederdeutschen liede *Hebe uff din crutze* (vgl. zu der s. 4 angeführten litteratur noch Borchling, Mittelnd. hss. I 27 II 29. III 32. 158), doch kann für einen wenn auch nur 'mittelbaren' nd. ursprung unseres gedichtes nicht mit Banz s. 154 anm. 1 das erste reimpaar *komen* (*quemen*) : *nemen* in anspruch genommen werden; der reim ist bairisch, wohin auch sonst die sprache des gedichtes weist. — die weit umfangreichere dichtung Christus und die minnende seele (MS.) findet sich hslich ausser in EU noch in Donaueschingen (D) und Karlsruhe (K). für das in Mones Anz. 8, 334 ff unter dem titel 'Christus und die seele' mitgeteilte und mehrfach behandelte stück hat jüngst Schleufsner im Katholik 1909 2, 179 f ermittelt, dass das fragment ein teil von D ist und auf der bischöfl. seminarbibliothek zu Mainz aufbewahrt wird. — der kurze prosadialog (s. 364 ff) steht in EU und der Einsiedler hs. 752 (s. 15. 371).

Soviel über die überlieferung, der das erste capitel gewidmet ist, das auch das hssverhältnis der MS. prüft und begründet, weshalb E für die textgestaltung allein in frage kommen konnte: D K wurden für sie herangezogen, wo E fehlerhaft ist. es wäre vielleicht zweckmäfsiger gewesen, hierauf den abschnitt, der s. 184—222 in erschöpfender weise über die sprache der schreiber der einzelnen hss. berichtet, gleich folgen zu lassen.

Cap. 2 handelt vom verfasser und der entstehungszeit der werke und nimmt zt. die resultate der späteren untersuchungen vorweg. jedenfalls kommen für KM. und MS. verschiedene verfasser in betracht. KM. ist bairisch-österreichischen ursprungs, MS. weist in see-alemannisches gebiet. B. möchte für beide gedichte s. 33 f weibliche verfasserschaft annehmen, wofür einiges geltend gemacht werden kann, doch muss man sich gegenwärtig halten — und diese annahme reicht hier wol aus —, dass das thema, die gegenüberstellung von Christus und der seele, einer solchen vermutung besonders günstig ist, indem man geneigt sein wird, die dem weiblichen teil beigelegten empfindungen auch auf den verfasser zu übertragen, während doch anschauung und diction allein durch den zu behandelnden stoff bedingt sein können. ich betone dies, weil ich selbst früher etwas vorschnell einer ansicht Pregers, auf die sich B. beruft, zugestimmt habe. wenn B. für MS. die weibliche verfasserschaft für 'kaum anzuzweifeln' hält, so würde dagegen allein schon seine weitere an-

nahme sprechen, die MS. der gleichen persönlichkeit zuweisen möchte, von der wir auch das gedicht Des Teufels Netz (TN.) besitzen: die ursprüngliche gestalt dieser dichtung soll in der kürzeren, von Barack nur in den varianten zu seiner ausgabe berücksichtigten fassung C vorliegen. Des Teufels Netz kann nun aber m. e., welcher redaction wir auch den vorzug geben, schon um des inhalts willen nur von einem männlichen verfasser herrühren. es ist undenkbar, dass dieses stark pessimistisch gefärbte, aber welt- und menschenkundige rügenbuch aus einer weiblichen feder geflossen sein sollte, dass ein weibliches wesen, eine nonne oder begine (B. s. 35) sich so derb und gelegentlich obscön, insbes. auch über ausschreitungen seines eigenen geschlechtes hätte auslassen sollen, wie dies in TN. geschieht. übrigens scheint der verf. unter der arbeit selbst an der richtigkeit seiner identificierung aus sprachlichen gründen (s. 141) anm. vgl. s. 145. 161. 162. 174) wider stutzig geworden zu sein: zu anfang in seinen ausführungen zuversichtlicher, gewinnt man im weiteren verlauf den eindruck, dass er stärker mit der skepsis auf seiten des lesers rechnet. den anlass zu seiner hypothese von der gleichen verfasserschaft beider gedichte fand B. in aufserordentlich zahlreichen parallelen, die er s. 121—134 zusammenstellt, sowie in der grofsen übereinstimmung in sprache und metrik. man wird den vorsichtig abwägenden und begründenden ausführungen volle beachtung schenken, dass diese parallelen aber mehr beweisen müsten als eine wenn auch auffallend intime vertrautheit der MS. mit TN., kann ich nicht finden. die sprachliche ähnlichkeit erklärt sich aus der gleichen heimat, und auch die freie metrische form steht durchaus nicht vereinzelt (B. s. 171 ff.). am meisten könnte für eine identität der verfasser in die wagschale fallen, wenn B. mit seiner behauptung (s. 141 ff) im recht wäre, beide gedichte hätten beziehungen zu der unter dem namen Der geistliche Streit (GStr.) bekannten allegorischen dichtung, über die jüngst FrHoepfinger in einer Strafsburger diss. (1907) gehandelt hat, was B. entgangen ist. allein was B. s. 143 für eine benutzung des GStr. durch TN. geltend macht, ist nicht ausreichend, um ein solches abhängigkeitsverhältnis in gleichem mafse glaublich erscheinen zu lassen, wie zwischen GStr. und MS. (B. s. 141 f). die parallelen zwischen GStr. und TN. sind zt. allgemeingut, zt. finden sie ihre erklärung in dem vielbehandelten thema von den hauptsünden, bei dem gleichfalls formelhafte wendungen und reime nahe lagen.

Wenn mich somit Banz in diesen puncten nicht zu überzeugen vermocht hat, so bleiben doch seine eindringenden untersuchungen über TN. an sich wertvoll und regen zu weiterer forschung an. Barack hatte dem umfangreichsten text A die erste stelle eingeräumt, die um vieles kürzeren fassungen BC in die lesarten verwiesen; nach Banz dagegen verdient C, das der

verfasser von MS. allein benutzt hat, den vorzug: C sei der 'beste', wenn auch sprachlich 'schlecht überlieferte' vertreter des originals. in A erkennt B. einen zweiten ergänzenden und erweiternden bearbeiter mit anderer technik, anderer sprache und metrik. ich kann über das hssverhältnis von TN. jetzt keine genauere prüfung anstellen, sie hätte zunächst die von B. nicht erwähnte, bisher unausgenützte vierte, in Strafsburg befindliche hs. (Baechtold Gesch. d. d. litt. in der Schweiz, anm. s. 16) heranzuziehen. vielleicht verhilft sie uns zu einer anschaulicheren vorstellung von der überlieferung, als sie jetzt möglich ist, wo nicht einmal die von Barack mitgeteilten varianten in jedem fall ein klares bild geben. ich gesteh, dass ich nach widerholter lectüre über ein non liquet nicht hinauskomme. vielleicht besitzen wir die ursprüngliche fassung von TN. überhaupt nicht, und es liegen in C und A zwei selbständige bearbeitungen vor, von denen C dem original näher steht als A, aber ebensowenig n u r kürzt, wie A nicht n u r erweitert: übrigens schlägt auch B, das meist mit C geht, gelegentlich eigene wege ein.

Was B. sonst (s. 144 ff) von parallelen zur MS. aus Marienklagen und von beziehungen zur Alexiuslegende beibringt, kann nur beweisen — und B. selbst ist dieser meinung —, dass der verf. mit dieser litteratur vertraut war; die directe quelle lässt sich nicht aufdecken. vollends bedeutungslos aber, und zwar deshalb weil es sich fast immer um formelhaftes gut oder um eine unter gleichen voraussetzungen sich von selbst einstellende ausdrucksweise handelt, müssen jene anklänge an andere mhd. dichtungen erscheinen, die B. s. 147 ff zusammengetragen hat. da B. auch dies ohne weiteres zugibt, hätte ich das herausheben einzelner nach B. wenigstens möglicher directer beziehungen lieber ganz unterdrückt gesehen. abzulehnen ist aber auch die annahme einer parodistischen verwertung dreier im wortlaut ähnlicher stellen der MS. in Wittenweilers Ring (s. 149 ff). abgesehen davon, dass dem behaupteten abhängigkeitsverhältnis jede überzeugende beweiskraft fehlt, spricht auch die chronologie eher dagegen als dafür, denn das jahr 1453 bezeichnet für Wittenweilers Ring zwar den terminus ad quem, wir werden jedoch die abfassung, wenn auch vielleicht nicht bis auf c. 1400 (ADB. 43, 611), so doch bis in das erste jahrhundertviertel hinaufrücken dürfen. das von MS. so stark benutzte TN. ist aber kaum viel vor 1414 8 anzusetzen (B. s. 139 anm.; s. 151 heifst es in sonderbarer ausdrucksweise unter berufung auf jene anm. — nicht 's. 107 f' — 'die **nächsten** jahre **vor** 1415'); die zahlreichen reminiscenzen daran in MS. setzen intimste kenntnis des umfangreichen gedichtes voraus, die nicht von heute zu morgen erworben sein kann.

Den im vorigen besprochenen beziehungen zu litterarischen erscheinungen nicht mystischen charakters, bei denen anhangs-

weise auch die stellung zur Bibel berücksichtigung gefunden hat (s. 151 ff), geht im vierten abschnitt (s. 42—124) — der dritte behandelt kurz form und inhalt von MS. — eine gründliche würdigung des verhältnisses zu verwanten mystischen gedichten voraus. an erster stelle steht hier das von Bartsch Erlösung s. 216 ff abgedruckte gleichnamige gedicht (BMS.), zu dem sich ein Münchner einblattdruck (M) und eine Erfurter incunabel (I) gesellen: ein ursprüngliches stück gemälpoesie, wie es annähernd in M in 20 bildern mit quatrains vorligt, hat verschiedene erweiterungen erfahren, die sich auf zwei redactionen (M, MS. zt. besser als BMS., I) zurückführen lassen. auf grund unvollständigen materials hatte Bartsch s. z. irrtümlich angenommen, MS. sei aus BMS. hervorgegangen. variationen desselben themas, aber unabhängig von der eben genannten gruppe, liegen mehrfach vor; sie sind zt. schon in Pregers zweitem mystikbande besprochen worden. aufser KM. kommen in betracht Der Minne Spiegel (Bartsch Erlösung s. 242 ff nr 16), das stück bei Adrian Mitteilungen aus hss. s. 452—455, von dem die Altd. bll. II 370 nr 3 und darnach auch von Goedeke und PhWackernagel abgedruckten verse — sie verdienen jedenfalls daraufhin nähere untersuchung — doch wol nur ein excerpt sind. — ein nd. gedicht (Nd. jb. 15 [nicht 7], 13 f), Gott und die Seele (Erlösung s. 214 ff nr 10), zeigen diese stücke — nur bei dem letzteren könnte es zweifelhaft sein, da es wol mit PhWackernagel in z w e i gedichte zu zerlegen sein wird — die reine dialogform, so nehmen die beiden bekannten poetischen behandlungen der Tochter Sion, die alemannische wie die des Lamprecht von Regensburg, eine mittelstellung ein, indem sie erzählung mit freilich reichlich eingemischtem dialog, der sich aber nicht auf Christus und die seele beschränkt, bieten. auch die Sieben grade des Mönchs von Heilsbronn konnten hier noch genannt werden. eine gröfsere reihe anderer einschlägiger nummern endlich trägt lyrisch-monologischen oder didaktischen charakter. das gedicht '*Swer gern hiet ein gut leben*' (Altd. bll. II 359) steht inhaltlich der MS. besonders nahe, jedoch hat dort die seele ihr ziel bereits erreicht, während sie in MS. noch im aufstieg begriffen ist. von dem gedicht '*Vil werde sele halt dich wert*' (Altd. bll. II 367 v. 53 ff) hat, wie auch Bartsch Germ. 24, 251 sah, schon Schmeller, SUlrichs leben s. VIII ff nach dem auch von Preger II 57 benutzten cgm. 94 einen vollständigeren text zum abdruck gebracht. ich möchte bei dieser gelegenheit dem wunsche nach einer sammlung der mystischen lyrik des 13/14 jh.s ausdruck geben: sie verdient es in jeder beziehung, inhaltlich wie sprachlich. — die s. 51 erwähnte identität einer bei Mone Schauspiele des ma.s I 129 abgedruckten Passio einer minnenden seele mit einem capitel in den offenbarungen der Mechthild von Magdeburg (III, 10 — s. 71) würde ich gern weiterer prüfung unterzogen haben, wäre die

Karlsruher hs. der generals vRadowitz, aus der Mone die Passio mitteilte, auffindbar gewesen.

Die mystische prosa bedient sich gleichfalls mit besonderer vorliebe der dialogischen form, für die die lat. mystiker das vorbild waren; gröfser aber noch ist die innere verwantschaft zwischen prosa und poesie hinsichtlich der gleichartigkeit der motive, und auch die MS. bekundet fast mit jeder zeile durch den reichtum an beziehungen zur mystischen ideensphäre, durch die ähnlich eingekleideten gedanken ihre enge zugehörigkeit zur mystischen litteratur, wenn es sich oft auch nur um anklänge, nicht um entlehnungen — man kann in der annahme letzterer nicht vorsichtig genug sein, s. s. 110 — handelt. B. gibt s. 55 ff, zunächst in gestalt fortlaufender anmerkungen, zu dem von ihm herausgegebenen texte eine höchst willkommne, mit grofser sorgfalt zusammengetragene und von belesenheit zeugende sammlung von parallelstellen und der mystischen termini (s. 114 ff) innerhalb der einschlägigen deutschen theologie sowie der patristisch-scholastischen litteratur, 'auf welche die einzelnen motive und ideen der MS. in weiterer oder letzter linie zurückgehen mögen'. B. schätzt das gedicht von der MS. richtig ein, wenn er in ihm 'einen letzten niederschlag der verschiedenen mystischen strömungen' sieht, die es 'zu popularisieren und für weitere kreise nutzbar zu machen' bestrebt ist. weder vertiefung der mystischen anschauungen noch ein erschliefsen neuer höhen und weiten dürfen wir in ihm erwarten, das verhindert schon die stark ausgeprägte neigung, durch drastisch-derbe bilder und ausdrücke eine wirkung zu erzielen.

Der fünfte abschnitt gibt rechenschaft über sprache und kunst der behandelten stücke: die darstellung der reimsprache, die auf schritt und tritt den einfluss der methode Zwierzinas bekundet, stellt die niederalemannische bez. südschwäbische heimat für MS. fest; die reimtechnik und metrik ist vom dichter äufserst regellos gehandhabt, wenn auch ein 'lockerer vierheber' als norm anzuerkennen ist; dass TN. auf ziemlich gleicher (nicht derselben!) stufe steht, erklärt sich aus dem allgemeinen niedergang des formgefühls und berechtigt nicht zu etwaigen schlüssen auf die identität der verfasser. des verf.s auslassungen über 'composition und stil' suchen mit lobenswerter objectivität den litterarischen wert der MS. zu bestimmen, indem sie den mangel künstlerischer gestaltung und nur ein gelegentliches gelingen, tieferer empfindung entsprechenden ausdruck zu geben, hervorheben. an den weiblichen verfasser — 'eine nonne von ungewöhnlicher belesenheit, aber ohne tiefe, ohne contemplatives talent, die die früchte ihres sammelfleifses in reime setzt' —, die für ihre in den düstersten farben gehaltene darstellung des ehelichen lebens dieses 'nur aus fastnachtschwänken' gekannt haben soll, vermag ich freilich nicht ohne weiteres zu glauben. MS. geht

im letzten grade auf gemälpoesie zurück, und ich sehe nicht ein, warum nicht auch ein männlicher klosterinsasse sich in ähnlicher weise hätte äufsern können, sobald er das thema von der minnenden seele auf grund einer bildlichen vorlage behandeln wollte.

Dem bilderschmuck der MS.-hss. und -drucke, dessen motive sich noch in der mystischen gemälpoesie des 17 jh.s widerfinden, ist der letzte abschnitt (s. 223ff) gewidmet. der kunsthistoriker wird ihn um so weniger unbeachtet lassen dürfen, als namentlich die bilder in E hinsichtlich ihres ursprungs — er führt zunächst doch wol nur nach Konstanz, während technik und linienführung in D der Ulmer, genauer Wiblinger schule anzugehören scheinen — ein interessantes problem stellen, zu dessen lösung B. wertvolle beiträge geliefert hat, beiträge die über den einzelfall hinausgehen, fragen von allgemeinerer bedeutung aufwerfen und zu beantworten suchen.

Zum text: v. 443 lis mit K *miner?* — wenn die seele sich Christi *diener* (1011) nennt, Christus sie *zů ainem dienr gůt* (488) auserwählt, so ist dies zu gunsten eines männlichen verfassers verwertbar, vgl. auch 1558. 1742. — 883 *ich het in* (*ainen alten grawen rok*) *nit etwen genomen ze ainem sok*: das glossar fasst *sok* als 'socke': einen bessern sinn gäbe, *sok* = *sac* zu nehmen: freilich lässt sich die bindung *o* : *a* sonst nicht in MS. belegen, doch könnte der häufige reim *rök : sök* TN. 1710. 2160. 2367. 5310 usw. B. zu seiner auffassung bestimmt haben. — 1012 lis *schwerern*. — 2049 mit der anm. (s. 104f): vgl. noch JMeier, Schweiz. arch. f. volkskunde 11, 269. — im glossar muss es s. 378ᵃ heifsen: *brogen* ptc. prät.; es handelt sich um ein starkes verb, aber um welches? vielleicht zu *briegen*? Schwäb. wb. I 1417. — ins glossar hätten noch *getràt* 1128 und *touc*: *ain toges wort* 1756 aufnahme verdient.

Halle a. S. **Philipp Strauch.**

Die heilige regel für ein vollkommenes leben, eine cistercienserarbeit des XIII jahrhunderts, herausgegeben von **Robert Priebsch** (Deutsche texte des mittelalters bd. XVI). Berlin, Weidmann 1909. XXII u. 104 ss. gr. 8°. — 3,50 m.

Der bekannte beschreiber der 'Deutschen handschriften in England' lenkt mit der angezeigten edition unsere aufmerksamkeit auf eine handschrift des Britischen museum (Additional 9018), welche einen neuen beitrag zur deutschen tractatenlitteratur des mittelalters bietet. ganz sachgemäfs hat der herausgeber dem tractat den titel gegeben: 'Die heilige regel für ein vollkommenes leben', da er seinem inhalt nach für klosterleute zur anleitung in der vollkommenheit berechnet ist. die hs. stammt aus Deutschland und war, soweit festgestellt werden kann, im besitz eines

benedictinerklosters. sie umfasste ursprünglich vier gröfsere abschnitte, von denen nur noch der erste, und auch dieser nicht mehr vollständig erhalten ist. das ganze ist in beziehung zur Mutter Gottes gebracht, da ihr erhabenes vorbild diejenigen welche ihr nachfolgen, sicher zum himmel geleitet.

Der erste grofse abschnitt handelte davon: 'wie Gottes Mutter und alle die diese regel halten, ein leib sind in Gott, und wie Jesus Christus das haupt ist dieses leibes'. schon in der formulierung dieses gedankens klingen die biblischen worte des Römerbriefes durch: '*Sicut enim in uno corpore multa membra habemus, omnia autem membra non eundem actum habent, ita multi unum corpus sumus in Christo, singuli autem alter alterius membra*' (Rom. 12, 4 f und die parallelstelle I Cor. 12, 12. 27). dieser gedanke wird nun in der weise ausgeführt, dass den einzelnen sinnen der Gottes Mutter bestimmte tugenden zugeschrieben werden, welche diejenigen welche mit ihr ein leib sein und Christus zum haupte haben wollen, nachahmen müssen. die Gottesmutter hatte: zunächst 1. zwei augen voll heiliger keuschheit; 2. zwei ohren voll heiligen gehorsams; 3. die nase war voll heiliger gerechtigkeit; 4. die Gottesmutter hatte einen mund voll heiligen gebetes; 5. zwei füfse und zwei hände voll heiliger arbeit (das *vnd ire arbeite* 20, 19 scheint mir zweifelhaft, sollte das *vnd ire a.* zu z. 18 gehören?); 6. einen leib und geist voll heiliger demut und voll heiliger armut; 7. ein herz voll heiligen friedens; 8. eine seele voll heiliger liebe. das ist das schema in welches der inhalt der acht capitel hineingepresst ist, freilich oft sehr lose und mit zahlreichen unterabteilungen, welche bisweilen den eigentlichen hauptteil an umfang überragen. die ersten fünf capitel zb. sind ziemlich knapp gehalten. eingefügt ist hier ein tractat über die 12 peinen (s. 26, 15 ff). im 6 capitel finden wir dann eine gröfsere abhandlung über die sieben hauptsünden im anschluss an die sieben worte Jesu am kreuze; im 8 capitel eine abhandlung über die neun chöre der engel und deren namen, mit moralischer anwendung: wie diejenigen beschaffen sein müssen, welche in den betreffenden engelchor kommen wollen. das ganze ist keine einheitliche originelle arbeit, sondern ein conglomerat verschiedener tractate bzw. predigten, deren puncte eingeschoben werden, wenn sie nur irgendwie lose mit dem thema in beziehung gebracht werden konnten. daraus erklären sich dann widerholungen derselben puncte, zb. 63, 24 f über die ordensgelübde, die schon zu anfang behandelt sind. ausdrücklich ist deswegen auch 75, 17 und 77, 21 auf frühere capitel verwiesen. dem zusammensteller des tractates muss aber auch, und das ist das interessante, der sog. prediger von SGeorgen (Deutsche texte des mittelalters bd. x) bekannt gewesen sein. s. 9 z. 7 ff findet sich SGeorgener prediger (PSG.) s. 208, 30 ff (vgl. 190, 26) und zwar folgt der tractat der

fassung G dieser predigtsammlung. — zu s. 17 ff vgl. PSG. s. 284, 24 ff. — zu 14, 1 ff wörtlich PSG. s. 210, 6 ff. — zu s. 17, 17 ff vgl. PSG. s. 66, 28 ff. — zu 21, 21 f vgl. PSG. s. 239, 2 ff. — s. 22, 22 bis 23, 22 wörtlich PSG. s. 218, 16 ff. — s. 50, 6 bis 52, 20 und 53, 7 bis 10 wörtlich PSG. s. 210, 17 bis 212, 29 und zwar in der fassung von G.

Daraus sehen wir, dass die 54 predigt des sog. SGeorgener predigers von dem zusammensteller des vorliegenden tractates ganz zerstückelt und an vier verschiedene stellen verteilt wurde, ohne dass sie streng dorthin gehören, während die 54 predigt einen straffen aufbau hat, deren gedanken sich teilweise an die worte des hl. Bernhard (Migne Patrl. lat. 184 sp. 314 und 183, 663) anlehnen. zu beachten ist auch, dass der tractat der fassung G des SGeorgener predigers näher steht als der von A. das ganze wider zeugt für das hohe alter der SGeorgener predigten, so dass meine in der einleitung dazu gegebenen ausführungen dadurch eine neue stütze erhalten.

Wie mit der benützung des sog. SGeorgener predigers wird es sich auch mit den anderen eingestreuten stücken verhalten: sie sind keine originalarbeit, sondern entlehnungen — das darf man sicher behaupten von der abhandlung über die strafen der hölle, den sieben hauptsünden, den neun engelchören, wenn es auch mir nicht möglich ist die directen quellen aufzuweisen. weder nach form noch nach inhalt ist also der tractat gerade bedeutend. David von Augsburg hat die anleitung zur vollkommenheit für novizen in seiner 'formula de interioris und exterioris hominis reformatione' viel schöner und folgerichtiger durchgeführt. die bedeutung des veröffentlichten tractates liegt vielmehr in den eingestreuten e x e m p e l n die als illustration zu den gegebenen ausführungen dienen sollten. auch von ihnen gilt, dass sie (aus lateinischen vorlagen) zusammengelesen sind und oft eingefügt werden, ohne dass sie recht zu dem behandelten thema stimmen. sieht man von den beiden biblischen beispielen s. 16 und 41 ab, so sind es im ganzen 16 erzählungen, von denen Priebsch bei allen bis auf drei die directe oder indirecte quelle nachweisen konnte. sie sind teilweise den Vitae patrum, dem Dialogus miraculorum des Caesarius von Heisterbach, dem Exordium magnum Cisterciense und Herberti de miraculis libri tres entnommen, oder dem Speculum ecclesiae des Honorius Augustodunensis. viele (zb. 1. 4. 6. 19. 25. 26) gehören zu den Marienlegenden, andere wider erzählen von erlebnissen aus dem kreise der Cistercienser. die art und weise wie sie in den text eingefügt wurden, zeigt deutlich nr. 23, das noch vor s. 53, 7—10 *ufstende* also dem zu 52, 20 gehörenden schlusssatz der entliehenen vorlage des sog. SGeorgener predigers eingefügt wurde. die veröffentlichung dieser exempel im verein mit dem sie begleitenden und erläuternden text ist deswegen wertvoll, weil es die ältesten

uns bekannten derartigen legenden in deutscher sprache sind. Schönbach hat in seinen Studien zu Caesarius von Heisterbach vor kurzem gezeigt, wie sich solche erzählungen weiter bildeten und umformten und dazu beispiele französischer herkunft angeführt (aus den sammlungen des Jacques de Vitry und des Etienne de Bourbon). wollte man noch weiter gehn, so dürften die lateinischen predigtwerke des 13 und 14 jh.s nicht übersehen werden, welche mit vorliebe zur illustration solche erzählungen aufnahmen und je nach ihrem zwecke umformten. es ist gar nicht unmöglich, dass auch der compilator des tractates der heiligen regel solche predigtvorlagen für einzelne seiner beispiele benutzt hat.

Wenn wir hier klarer sehen wollen, dann wäre eine systematische sammlung der mittelalterlichen (lateinischen) erzählungen und beispiele von nöten, vielleicht sachlich geordnet wie Franz (Drei deutsche Minoritenprediger s. 126 ff) einige proben anführt. diese exempel würden auch zum verständnis der sog. viten (mystischer richtung) viel beitragen. ich denke hier vor allem an die vita Susos (ein ganz eigenartiges exempel aus den predigten des Greculus führt Franz [aao. s. 131 nr. 2] an: *exemplum de latrone qui secutus fuit quendam abbatem per silvam et voluit confiteri*: man vgl. damit die geschichte von dem mörder bei Seuse [Bihlmeyer s. 78]). weiterhin an die erzählungen in den sog. Gottesfreundtractaten, die im zusammenhang mit der vorausgehnden erbaulichen erzählungslitteratur dann nicht mehr isoliert dastehn werden.

Als verfasser oder besser compilator des tractates ist nach P. ein unbekannter Cistercienser anzusehen, was sich auch bestätigt. die heimat jedoch (P. weist auf Westdeutschland) wird schwerlich festzustellen sein. auch das alter des tractates, zwischen 1235 und 1300, ist richtig bestimmt, doch dürfte mit rücksicht auf die benützung des sog. SGeorgener predigers 'nicht weit von 1250' noch etwas zu früh angesetzt sein (die nichterwähnung Alberts des Großen ist nicht entscheidend).

Bestimmt war der tractat für frauenspersonen, in erster linie für Cistercienserinnen. das zeigt schon die einleitung 1, 21 ff. deswegen wurde der tractat auch in deutscher sprache geschrieben. dem entgegenstehnde bemerkungen (P. erwähnt 69, 33 f) erklären sich aus der unbesehenen herübernahme der ausdrücke der vorlagen, welche meiner ansicht nach hauptsächlich predigten waren.

Die in der einleitung enthaltenen ausführungen über die handschrift, deren beschaffenheit und schreiber, sowie die sorgfältige behandlung des textes und der anmerkungen zeigen uns den erfahrenen kenner und prüfer deutscher handschriften, dem unsere anerkennung für die herausgabe dieser frühesten uns bekannten prosa aus dem Cistercienserorden nicht vorenthalten sein soll.

Scherzingen b. Freiburg i. Br. **dr. K. Rieder.**

Goethes Dichtung und Wahrheit. Vorgeschichte — Entstehung — Kritik — Analyse von **Kurt Jahn**. Halle a. S., Max Niemeyer 1908. 382 ss. 8°. — 7 m.

In diesem Anzeiger (xxv 74) äußerte vor 11 jahren Albert Köster in einer besprechung der Altschen schrift über 'Dichtung und Wahrheit', dass die innere geschichte dieses werkes noch zu schreiben sei. diese lücke ist nun durch das vortreffliche buch Jahns gefüllt. es gibt uns eine entstehungsgeschichte und charakteristik der autobiographie, die ihrer würdig ist. dieses gewis nicht geringe lob verdient die arbeit trotz einzelnen mängeln die ihr anhaften. ich beginne mit diesem negativen moment, um für das viele positive freie hand zu behalten.

Zunächst: die lectüre des buches ist nicht leicht. Jahn ist eine unjugendliche, ein wenig abstracte, kühle schreibweise eigen, die für ein buch, das ein poetisch-wissenschaftliches werk analysiert, zuweilen auch atomisiert, nicht eben günstig ist. dazu kommt, dass er die concreten unterlagen für seine ausführungen, die beweisenden stellen, zum grösten teil als noten in den anhang verwiesen hat. hätte er sie organisch verwendet d. h. in den haupttext verwebt, dann wäre das buch zwar umfangreicher, aber um vieles lebendiger und eindringlicher geworden.

Der kühle der schreibweise entspricht eine öfters zu tage tretende, für mein gefühl nicht gerechtfertigte herbheit des urteils. wer wie J. so bis ins kleinste hinein die entstehung einer umfangreichen litterarischen schöpfung verfolgt, dem entgehn nicht die unvollkommenheiten, die nun einmal auch beim grösten menschlichen werk nicht ausbleiben. in diesem fall entsprangen sie daraus, dass Goethe sich vielfach ein selbst für seine kräfte zu hohes ziel steckte. J. ist oft genötigt darauf hinzuweisen, wie der biograph große intentionen fallen lies und an ihre stelle geringere surrogate setzte. bei einer solchen darlegung kommt alles auf die art an, wie das zurückbleiben hinter dem ursprünglich gewollten ins licht gerückt wird. bei J. geschicht es so, was zu hören er möglicher weise erstaunt sein wird, dass man bei der lectüre des buches, das im ganzen mit bewunderungswürdigem eindringen die tiefen jenes herrlichen denkmals deutschen geistes erschliefst, öfters von dem peinlichen gefühl erfasst wird, als unterschätze er es bei aller liebe der betrachtung. wenigstens wurde ich beim lesen oft an das Goethische wort in 'Dichtung und Wahrheit' erinnert, dass 'er es immer vorzog, von dem menschen zu erfahren, wie er dachte, als von einem andern zu hören, wie er hätte denken sollen'. auch an die verwandte äußerung des dichters an einer andern stelle dieses werkes (Weimarer ausg. 28, 234, 9) über recensenten wurde ich gemahnt: 'sie leben in dem wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr schuldner und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem,

was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere arbeit gesehn, noch gar keinen begriff hatten, dass so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte'. dieser eindruck entstand nicht zum wenigsten dadurch, dass J. nicht scharf genug die äufsere und innere unfertigkeit des vierten nach Goethes tode erschienenen teiles der autobiographie betont. er hatte nicht das letzte entscheidende stadium erreicht, die letzte überarbeitung, die beim alternden und gealterten Goethe den prosaschriften jene nicht genug zu bewundernde composition verlieh, die uns Roethe gerade an 'Dichtung und Wahrheit' einmal schön aufgezeigt hat.

Endlich beklag ich den mangel von registern, die durch die inhaltsangabe (s. v—vii) keineswegs entbehrlich geworden sind. ein buch das wie das vorliegende sich durch einen reichen gehalt auszeichnet, und eine fülle von beobachtungen enthält, die nicht blofs den verfasser von 'Dichtung und Wahrheit', sondern den ganzen Goethe betreffen, ein solches buch wird um seine volle wirkung gebracht, wenn es des registers enträt. Theodor Mommsen sagte einmal von einem umfänglich geratenen buch, nachdem er es durchblättert hatte: 'es ist in doppeltem sinne cyclopisch, es ist unförmig und hat nur ein auge, es fehlt das register'.

Damit aber sind meine einwände gegen die gesamtanlage des buches erschöpft, und ich kann mich dem erfreulicheren positiven teil meiner aufgabe zuwenden.

J. hat die behandlung des themas in einen weiten rahmen gespannt, indem er der äufsern entstehungsgeschichte des werkes die innre vorangehn lässt und den begriff dieser innern entstehung recht tief fafst. er geht zurück bis auf die allgemeinen voraussetzungen, wie sie in Goethes persönlichkeit und ihrer entwickelung liegen. dabei analysiert er den geistigen complex des dichters mit oft erstaunlicher kenntnis seiner äufserungen bis ins einzelne und beleuchtet etwa — immer genetisch — sein verhältnis zur metaphysik, zur religion, seine lebensauffassung uä. oder er legt seine gedanken über die persönlichkeit, die vererbung, die umwelt udgl. dar. zuletzt versäumt er auch nicht, die frage zu erörtern, wie er sich zu seinen vorgängern verhalte, um zum schluss zu kommen, dass Goethe unabhängig von ihnen blieb. nicht aus diesen quellen schöpfte er, sondern 'aus der eigenen erkenntnis des lebens und der leben beherrschenden mächte, und war bemüht ein ideal zu verwürklichen, das vor ihm weder versucht noch auch gedacht worden war'.

In dem zweiten der drei teile, in die das buch zerfällt, behandelt J. die a u s a r b e i t u n g von 'Dichtung und Wahrheit'. auch hier geht er zunächst auf die psychologischen voraussetzungen ein und behandelt als hauptquelle Goethes gedächtnis,

über das er sehr interessante aufschlüsse gibt. dann berichtet er über die vorarbeiten, die erste niederschrift und ihre umarbeitung, worauf die einzelnen bände hinsichtlich ihrer entstehung und der composition besprochen werden. in diesem abschnitt wird über die arbeitsweise Goethes in lehrreicher weise berichtet. wir erfahren, wie der verfasser der autobiographie zunächst schemata entwirft, die widerholt verändert und umgeschrieben werden. auf grund dieser schemata dictierte Goethe in abschnitten aufser der reihe den ersten text, dessen teile ziemlich unverbunden sind. erst in der überarbeitung dieses ersten dictats kommen die wichtigsten principien seiner darstellungskunst zur geltung. verzahnungen werden angebracht, vorbereitende motive eingeschoben, wichtige treten heraus. die composition wird durch abschattungen verfeinert. kurz, die architektonik wird jetzt erst erreicht. auch innre eigentümlichkeiten wie die steigerung des individuellen ins allgemein menschliche zeigen sich erst in diesem dritten stadium der arbeit.

Wir erhalten auf diese weise einen tiefen einblick in die äufsere und innere entstehung der autobiographie, über das was sie darbietet, wie über das was sie enthalten sollte und schliefslich nicht enthält. von diesem geplanten und zuletzt fallen gelassenen hebe ich als besonders bemerkenswert den nachweis hervor, wie Goethe ursprünglich alles auf eine grofse charakteristik der sturm- und drangperiode, 'seines reformatorischen strebens in litteratur, ethik, gesellschaft, kunst- und naturanschauung' anlegte, um sich am ende mit einem dürftigen abschnitt über diese herrliche epoche seiner jugend zu begnügen. J. weifs die unterlassung aus der natur des alternden dichters zu erklären, indem er auf den gegensatz hinweist, in den er damals zu der 'fordernden epoche' mit ihren genialen und individualistischen tendenzen geraten war. in der zeit da er das antiromantische manifest 'Neudeutsche religios-patriotische Kunst' veranlasste, konnte sich Goethe nicht für eine richtung erwärmen, die nur zu verwant war mit derjenigen die er bekämpfte, und er muste sich hüten als ihr förderer zu erscheinen.

Nach der behandlung der innern und äufsern entstehungsgeschichte gibt J. im dritten teil die analyse der autobiographie, in der es ihm darauf ankommt, sie als ein werk sui generis zu erweisen. zu diesem zweck sucht er ihr wesen bis in die kleinsten züge hinein zu charakterisieren. wir erfahren etwa, wie Goethe das entwickelungsgeschichtliche element zur geltung bringt, oder wie er das werden seiner bildung schildert, nach welchen principien er sich über die entstehung seiner werke ausspricht. einen gröfsern raum nimmt seiner wichtigkeit gemäfs die behandlung des dichterischen elementes ein, das sich in diese lebensbeschreibung eigener art notwendig einmischte. hier zeigt

J., was für Goethe bei der auswahl der ereignisse bestimmend war, aber auch wo die poetische erhöhung der würklichkeit ihre grenzen fand. bedächtig lässt er dabei widerholt durchblicken, was bei der beurteilung von Dichtung und Wahrheit nur zu oft übersehen wurde, dass es der sechzigjährige Goethe war, der über sein leben berichtete. nach seiner damaligen anschauung verlegte er, um mich der worte J.s (s. 320) zu bedienen, 'die grenzlinie möglichst weit nach dem normalen, allgemein-menschlichen, ausgeglichenen hin und nahm den habitus seiner seele zur zeit der abfassung der autobiographie als den echten, fürs ganze leben gültigen'. als resultat seiner vielfachen beobachtungen und nachweise aber darf man wol die worte J.s (s. 273) ansehen: 'die fähigkeit auf die es schliefslich ankommt, das werden des menschen aus dem angeborenen und dem erlebten jeder art vollständig zu entwickeln, tritt hier zum ersten mal in systematischer anwendung in die selbstbiographie wie in die biographie überhaupt ein und macht Dichtung und Wahrheit zum bahnbrechenden werk auf historischem gebiet'.

Den schluss bildet ein etwas dünn geratenes capitel über stil und composition des werkes.

Indem J. das entwickelungsgeschichtliche moment stets im auge behält und den ganzen Goethe überblickt, gelingt es ihm manches neue über ihn mitzuteilen, was sich nicht blofs auf Dichtung und Wahrheit bezieht. von der ausführung über das gedächtnis des dichters, der zusammenstellung seiner ansichten über die vererbung sprach ich schon. aber er gibt zb. auch (s. 57) aus briefen und tagebüchern eine wertvolle übersicht über Goethes lectüre von Plutarch und Sueton. kurz vorher (s. 55) zählt er die hauptwerke der historischen litteratur auf die der dichter gelesen hat, und notiert die zahlreichen daten. wie wichtig für Goethes ganze lebensauffassung sind die belege die J. (s. 87) zusammenträgt, um seine auffassung der selbsterkenntnis darzutun! hier vermiss ich freilich manches wichtige, wie den hinweis auf die zahlreichen das thema behandelnden 'Zahmen Xenien' (vgl. das sach- und wortregister zu Goethes gedichten ed. Loeper 2. ausgabe s. v. 'Erkenne dich selbst'), auf den aufsatz 'Bedeutende Fördernifs durch ein einziges geistreiches Wort' (WA. II bd. 11, 59), endlich darauf, dass die erörterung der frage für die disputationsscene im Faust geplant war (WA. I bd. 14 s. 291 z. 15 *Γνωθι σεαυτον im schönen Sinne*). — s. 344 handelt J. sehr interessant über Goethes natursinn und citiert die bezeichnende stelle aus einem brief an Zelter (31 dec. 1817): '*Besieh dir ja die weite Welt gelegentlich, so lange sie dir Spafs macht. Ich habe mir die aesthetische Ansicht derselben durch die wissenschaftliche ganz verdorben*'.

In einzelheiten dieses an anregungen und interessanten urteilen reichen buches wird man hin und wider andrer ansicht

sein als der verfasser. zunächst zu s. 121 eine factische berichtigung. K. Ph. Moritz war nicht director des Berliner gymnasiums zum Grauen kloster, sondern, und zwar nur einige jahre (von 1778 bis 1785), lehrer: vgl. Heidemann Geschichte d. Grauen klosters (Berlin 1874) s. 246f.

Seltsam verhält sich J. zu der oft behandelten frage, wen Goethe zum vorbild für die gestalt des Satyros genommen habe. er meint (s. 284), dass ein naiver leser des Goethischen werkes den 'tüchtigeren und derberen zunftgenossen' auf keinen andern als Basedow wird beziehen können. 'dass diese beziehung, fährt er fort, in wahrheit irrig ist und tatsächlich ein derber spafs mit Herder vorligt, ist heute natürlich nicht mehr zu bezweifeln'. man könnte dieser etwas verzwickten auffassung beistimmen, insofern Goethe ein solches mystificierendes versteckspielen sehr wol zuzutrauen ist. allein ich kann nicht finden, dass der naive leser hier im dreizehnten buch an Basedow denken soll, dessen an das wesen des Satyros erinnernde charakteristik erst im folgenden entworfen wird. schliefslich könnte Goethe doch mehr als eine solche natur gekannt haben. nein, weder zielte er mit dem Satyros auf Basedow noch fällt an dieser stelle der autobiographie mit oder ohne sein bewustsein ein schein auf ihn. nur der auf ein modell fahndende litterarhistoriker konnte auf Basedow verfallen, womit übrigens nicht ausgesprochen ist, dass bei der gestaltung des Satyros nicht doch an Basedow beobachtete züge verwendung gefunden haben. dass aber Herder, obgleich er mit jenen worten unzweifelhaft gemeint ist, nicht leicht zu erraten war, dafür hat Goethe allerdings und zwar sehr mit absicht gesorgt, vor allem dadurch, dass wie J. hervorhebt, jener Herder, den er in Dichtung und Wahrheit schildert, wenig mit der gestalt des Satyros gemein hat. Goethe, sagt J., lag nichts daran, auf solche misverhältnisse in der litteratur hinzuweisen. gewis nicht. er war zu milde, zu abgeklärt und zu vornehm dazu. so wenig er in der autobiographie die schärfen und kanten von Herders charakter verbirgt, alle menschlichkeiten seines wesens aufzudecken verschmähte er, den schweren kränkungen zum trotz die er vom gealterten freunde hatte erleiden müssen. von hass und rachsucht war er zeit seines lebens fern. auch war in seinem innersten eingegraben, was er Herdern verdankte.

S. 282 nennt J. Goethes äufserung im 12 buch von Dichtung und Wahrheit, dass 'mit der nachricht von Jerusalems tod der plan zu Werthern gefunden war', bekanntlich einen der schwersten irrtümer der ganzen selbstbiographie'. diese entschiedene ablehnung halt ich für unbegründet. es sei mir erlaubt, diesen punct und das sich daran anschliefsende problem hier eingehender zu behandeln. es verlohnt sich, zumal Goethes darlegungen über die entstehung des 'Werther' vielfach misverstanden worden sind

und ihre berichtigung an der hand der uns vorliegenden zeugnisse aus der zeit der conception und der abfassung des werkes m. w. niemals ernstlich vorgenommen worden ist.

Mit Düntzer braucht man sich über die auffassung und den wert dieser partie der autobiographie nicht weiter auseinanderzusetzen. seine schulmeisterei gegenüber dem dichter macht sich in den 'Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit' besonders unangenehm geltend, in seiner ausgabe des werkes in Kürschners Nationallitteratur würkt sie geradezu abstofsend. für ihn sind Goethes mitteilungen bald unmöglich bald unwahr bald entschieden unwahr; bald spricht er von einer starken verschiebung der wahrheit udgl. aber auch Loeper ist zu zweifelsüchtig, wenn er Goethes angabe, dass seine erfahrungen im Brentanoschen hause im Werther ihren niederschlag gefunden haben, (Hempel 22, 378) einschränkt. und Richard M. Meyers von Düntzer (Kürschner, Goethes werke bd. 19 s. 131) übernommene anmerkung, dass Goethe den roman im jahre 1772 in Wetzlar geschrieben sein lässt (jubiläumsausgabe bd. 24 s. 286), ist unrichtig. wie allgemein aber Goethes äufserung, dass mit der nachricht von Jerusalems tode der plan zu Werthern gefunden war, verworfen wird, lehrt am besten der umstand, dass Gräf in seinem vortrefflichen documentenwerk 'Goethe über seine dichtungen' die zeugnisse über die entstehung des romans erst mit dem april 1773 beginnen lässt, und die in den Goethischen briefen an Kestner und Sophie La Roche von anfang november 1772 bis zum 19 januar 1773 enthaltenen anfragen und mitteilungen über Jerusalems selbstmord erst in fufsnoten zu dem bericht des dichters in der selbstbiographie aus dem jahre 1812 und nicht einmal vollständig verwertet.

Zweimal spricht Goethe in wolberechneter absicht und mit kunstvoller steigerung von der entstehung des werkes, im 12 und im 13 buch. dort, wo er die erlebnisse in Wetzlar berührt (WA. 28, 150f), deutet er die elemente an aus denen es sich bildete. er spricht (nach seinen eigenen worten) von den darin aufgeführten personen und den dargestellten gesinnungen. dh. er macht uns mit den realen menschen bekannt, die ihm mehr oder weniger die modelle für den roman lieferten, indem er Kestner, Lotte Buff, sich selbst und Jerusalem schildert. er berichtet (übrigens in anlehnung an die darstellung im 'Werther') über die eigene stimmung jener monate; über die art, wie er die natur betrachtete, über die lectüre, ihren einfluss auf sein gemüt und sein zusammenleben mit Lotte Buff und Kestner. wolweislich lässt er hier Jerusalems selbstmord unerwähnt. mit dieser schilderung umreifst Goethe den hintergrund des romans, entwickelt den stoff und berichtet über die art, wie sich in seinem innern das erlebte unbewust zur poesie umgestaltete. einen teil der individuellen äufsern und innern

voraussetzungen der dichtung sollen wir damit kennen lernen.

Im folgenden buche (WA. 28, 206) sucht er in weitem abstand von dem vorher berichteten zuerst die form des werkes zu erklären. vielleicht in dem bestreben seine schriftstellerische entwickelung möglichst organisch erscheinen zu lassen und den ‚Götz', den er in verbindung mit dem 'Werther' bespricht, eng mit ihm zu verknüpfen, ist er bemüht, die für ihn gewählte briefform als eine verkappte dramatische hinzustellen. weiter gilt es den inhalt des romans zu rechtfertigen, dh. seine entstehung aus der stimmung der zeit und weitern persönlichen erlebnissen herzuleiten. Goethe beginnt mit allgemeinen erörterungen über den lebensüberdruss, den er als einen kranken jugendlichen wahn der damaligen epoche hinstellt, und schliefst daran betrachtungen über den selbstmord. er erzählt, wie er sich selbst mit gedanken daran getragen hat und endlich dadurch von ihnen befreit wurde, dass er die vergeblichkeit der versuche ihn auszuführen einsah. um zur völligen lebensfreude zu gelangen, bedurfte es jedoch der lösung einer dichterischen aufgabe, in der alles was er über diesen wichtigen punct empfunden, gedacht und gewähnt, zur sprache kommen sollte. '*ich versammelte*, fährt er fort, *hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am meisten gedrängt und geängstigt. aber es wollte sich nichts gestalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten. auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalems Tode und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte die genauste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu Werthern gefunden*'.

Die richtigkeit dieser angabe nun zu bezweifeln haben wir keine veranlassung. sie wird durch die zeugnisse im wesentlichen bestätigt

Schon die art wie sich Goethe (am 10 october 1772) nach der falschen nachricht von Goués selbstmord Kestnern gegenüber vernehmen lässt, ist bemerkenswert. '*Schreiben sie mir doch gleich wie sich die Nachrichten von Goue konfirmiren. Ich ehre auch solche Taht, und bejammere die Menschheit und lass alle scheiskerle von Philistern Tobacksrauchs Betrachtungen drüber machen, und sagen: da habt ihrs. Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden*'. als er dann die mitteilung von Jerusalems tod erhielt, schrieb er (anfang november) an Kestner die bekannten worte: '*Der unglückliche Jerusalem. Die Nachricht war mir schröcklich und unerwartet . . Der unglückliche. Aber die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen die nichts geniefsen denn Spreu der Eitelkeit, und Götzen Lust in ihrem Herzen haben.*

und Götzendienst predigen, und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben, die Kräfte sind schuld an diesem Unglück an unserm Unglück' usw. wenige tage darauf am 6 november reiste er nach dem schauplatz der tat, nach Wetzlar. sehr wahrscheinlich hatte der besuch mit oder hauptsächlich seinen grund darin, dass er genaueres über den vorfall erkunden wollte. denn am 19 november mahnt er Kestner: '*Schicken Sie mir doch die Nachricht von Jerusalems Todte*'. und am nächsten tag teilt er Sophie La Roche die durch Merck einige umstände des vorkommnisses von ihm zu wissen wünschte, das urteil eines freundes, des barons Kielmansegg über den fall mit: '*Das was mir wenige glauben werden, was ich Ihnen wohl sagen kann, das ängstlichste Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte, hat sein Herz so untergraben, dass misslungene Versuche des Lebens und Leidenschaft, ihn zu dem traurigen Entschlusse hindrängten*'. dazu fügt er selbst: '*Ein edles Herz und ein durchdringender Kopf, wie leicht von auserordentlichen Empfindungen, gehen sie zu solchen Entschliessungen über — was brauch, was kann ich Ihnen davon sagen. Mir ists Freude genug, dem abgeschiedenen Unglücklichen, dessen Taht von der Welt so unfühlbaar zerrissen wird, ein Ehrenmaal in Ihrem Herzen errichtet zu haben*'. klingt das nicht wie das thema des Werther, besonders wenn man es zu den worten hält, mit denen Goethe es nach vollendung des romans in dem brief an Schönborn (1 juni bis 4 juli 1774) formuliert? '*Die Leiden des iungen Werthers, darinn ich einen iungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung, und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, biss er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschafften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schiesst*'. — nicht unwichtig ist auch noch die zweite äufserung Goethes über das ereignis in dem brief an frau v. La Roche vom 19 januar 1773, indem sie die widerholte beschäftigung mit dem Kestnerschen bericht, den er ende novembers erhalten hatte, bezeugt: '*Von Jerusalems Todte schrieb ich nur das pragmatische Resultat meiner Reflektionen, das war freylich nicht viel. Ich hoffte auf eine umständliche autentische Nachricht, die ich nun überschicken kann. Sie hat mich so offt innig gerührt als ich sie las, und das gewissenhaffte Detail der Erzählung nimmt ganz hin*'.

Ich darf mir vielleicht gestatten, hier im wesentlichen zu widerholen, was ich in meiner einleitung zum Werther in der Pantheonausgabe über das stadium bemerke, bis zu dem in dieser zeit (ende 1772) der plan der dichtung gediehen war. wer dem stillen werden der poetischen schöpfung in der seele ihres urhebers psychologisch nachgeht, muss vermuten, dass damals bewust oder unbewust der roman concipiert wurde, dh. dass sich

damals in Goethes innern die combination dieses eminenten falles eines selbstmords mit dem was er selbst in der gleichen stadt erlebt hatte, vollzog. es war nicht blofs der mitfühlende bekannte der interessierte zeitgenosse, es war vor allem der autor in Goethe, der sich so intensiv mit dem vorfall beschäftigte und ein so lebhaftes verlangen nach den mitteilungen der näheren umstände empfand, unter denen der unglückliche Jerusalem den tod gesucht hatte.

Im folgenden jahr spann Goethe an dem dichterischen plane fort. zwar sagt er in Dichtung und Wahrheit (WA. 28, 224, 14), dass er das werk in vier wochen geschrieben habe, ohne dass ein schema des ganzen oder die behandlung eines teils **irgend vorher wäre zu papier gebracht gewesen**, und wir wissen auch anderswoher, dass der roman in der tat in ununterbrochener folge, wenn auch nicht in vier wochen, so doch in zwei monaten verfasst ist, indem die fortlaufende niederschrift am 1 februar 1774 begann und im april beendet war. (vgl. Gräf I² s. 498—502. Morris D. junge Goethe IV s. 20 und 372). gleichwol war Goethe, wie briefliche äufserungen bezeugen, mit dem stoffe schon in der zeit vom april bis september des abgelaufenen jahres beschäftigt. vgl. Gräf s. 497 f. von den hier gesammelten zeugnissen heb ich die worte in dem brief an Kestner vom 15 september 1773 heraus: '*und ich hab euch auch immer bey mir wenn ich was schreibe. Jezt arbeit ich einen Roman, es geht aber langsam*' trotz der auffassung in der Weimarer ausgabe (WA. IV bd. 7 s. 477) kann man sie schlechterdings nur auf den Werther beziehen. hierzu kommt noch bestätigend eine äufserung aus dem jahre 1771, auf die ich weiterhin zu sprechen komme.

Freilich, dass Goethe von vornherein die absicht hatte, dem stoff dieselbe gestalt zu geben in der er schliefslich in der octobermesse 1774 ans licht trat, ist nicht anzunehmen. zunächst muss er an eine dramatische behandlung gedacht haben. '*Und das sag ich euch*, schreibt er an Kestner (am 15 april 1773, also einige monate vor der eben citierten briefstelle), *wenn ihr euch einfallen lasst eifersüchtig zu werden so halt ich mirs aus euch mit den treffensten Zügen auf die Bühne zu bringen und Juden und Cristen sollen über euch lachen*'. dieses zeugnis allein wäre natürlich kein beweis für die ausgesprochene vermutung. denn unmöglich kann man glauben, dass Goethe das Wetzlarer erlebnis in ein lustspiel oder eine posse habe verwandeln wollen. doch aber lehrt, was er schreibt, zunächst einmal, dass er sich den stoff durch den kopf gehn liefs. eine spätere mitteilung lässt aber ferner erkennen, dass sich hinter diesen scherzhaften worten ein durchaus ernstes vorhaben verbirgt. mitte juli desselben jahres schreibt er an Kestner: '*Heut vorm Jahr wars doch anders. ich wollt schwören in dieser Stunde vorm*

Jahr sass ich bey Lotten. Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel zum Trutz Gottes und der Menschen. Ich weis was Lotte sagen wird wenn Sies zu sehn kriegt und ich was ich ihr antworten werde'. nimmt man hierzu die in demselben brief enthaltenen worte '*Ich binn recht fleissig und wenns glück gut ist kriegt ihr bald wieder was, auf eine andre Manier* (dh. anders als der Götz, der kurz vorher erschienen war), so lässt sich nicht wol bezweifeln, dass Goethe mindestens den gedanken hatte, den stoff den seine Wetzlarer erlebnisse in verbindung mit Jerusalems selbstmord boten, dramatisch zu gestalten. vielleicht schimmert noch eine dunkle erinnerung daran an jener oben s. 271 erwähnten stelle in Dichtung und Wahrheit durch, in der der verfasser (W. 28, 206 f) Götz und Werther contrastiert, zugleich aber die verwantschaft der darstellungsarten hervorhebt, indem er die briefform des romans als dem dramatischen nahe stehend bezeichnet.

Allein es gibt noch eine bisher nicht beachtete, während der arbeit am roman niedergeschriebene äufserung Goethes, die, wie rätselhaft sie auch ist, uns jedenfalls von einem Vor- oder Urwerther kunde gibt. in einem brief von ihm an Sophie La Roche von mitte februar 1774 heifst es mit bezug auf den roman: '*Das liebe Weibgen hat Ihnen was von einer Arbeit geschrieben die ich angefangen habe seit Sie weg sind, würcklich angefangen denn ich hatte nie die Idee aus dem Suiet ein einzelnes Ganze zu machen*'. diese letzten worte sind gewis nicht leicht zu deuten. zunächst machen sie es, worauf ich oben hinwies, unzweifelhaft, dass der stoff (das sujet) schon früher vom dichter ins auge gefasst war. weiter darf man schliessen, dass er daran auch bereits tätig gewesen war. wenigstens ist nach meiner ansicht vor dem '*denn*' ein gedankensprung anzunehmen, wie er im briefstil des alltags so häufig begegnet, und so zu interpretieren: 'ich kann sagen: würklich angefangen, denn was niedergeschrieben ist, ist unbrauchbar. es stammt aus einer zeit, da ich noch nicht die absicht hatte, den stoff zu einem einzelnen dh. doch wol selbständigen ganzen zu gestalten'. was aber soll das heifsen? sollte der Wertherstoff als ein teil einer dichtung behandelt werden? etwa als eine episode? oder ist, was Goethe schreibt, als eine absichtliche mystificierung aufzufassen? ich weifs darüber nichts zu sagen. nur lassen die worte unter allen umständen erkennen, dass bruchstücke einer dichterischen behandlung desselben stoffes vorhanden waren, als Goethe am 1 februar 1774 die niederschrift der 'Leiden des jungen Werthers' begann. und prüft man die chronologische reihenfolge der zeugnisse, so kommt man ferner zu dem schluss, dass Goethe zuerst — nach den brieflichen zeugnissen bis mitte juli 1773 — an eine dramatische gestaltung des sujets dachte, mitte septembers jedoch (vgl. die mitteilung an Kestner vom

15 dieses monats, oben s. 273) dahin gelangt war, ihm eine epische form zu geben.

Darnach ist Goethes bemerkung in 'Dichtung und Wahrheit', dass mit der nachricht von Jerusalems tod der plan zu Werthern gefunden war, allerdings zu modificieren, ohne dass wir jedoch genötigt sind, sie mit J. und andern gänzlich zu verwerfen. vielmehr ist sicher, dass diese nachricht in ihm die absicht entstehn liefs, das ereignis poetisch zu behandeln. oder mit seinen worten ausgedrückt: sie weckte in ihm den entschluss, der geschichte Jerusalems seine empfindungen zu leihen, und so aus wahrheit und lüge — wie er öfters das der dichtung eigentümliche mischen von realität und phantasie nannte (an Kestner october 1771, Italienische Reise WA. 30, 77, 25 und briefe WA. IV, bd. 8 s. 366, 4 f) — ein drittes zu bilden.

Dass dieser entschluss nicht sogleich nach dem selbstmord Jerusalems in die tat umgesetzt wurde, hatte übrigens zunächst einen äufsern grund. im herbst 1772 bis in den anfang des folgenden jahres war Goethe mit der umarbeitung des Götz beschäftigt. allein es muss auch noch innerlich der rechte zur gestaltung drängende trieb gefehlt haben. da gaben neue erlebnisse den entscheidenden impuls. es waren die schlimmen erfahrungen, die dem dichter der umgang mit den Brentanos brachte. sie nennt er in der autobiographie (W. 28 s. 221 f) neben der nachricht von Jerusalems tod als ein weiteres für die entstehung des romans bestimmendes moment.

Die richtigkeit dieser angabe wird von niemandem bezweifelt, vielmehr ist allgemein anerkannt, dass die Werthersche Lotte züge von Maximiliane Brentano empfing und Albert im zweiten teil der dichtung mehr Peter Anton Brentano als Johann Christian Kestner gleicht. diese mischung der modelle, diese contamination wird auch durch ein unmittelbares gleichzeitiges zeugnis Goethes bestätigt, jene an Kestner nach vollendung des romans anfang juni 1774 gerichteten worte: '*Ich seh sie immer noch wie ich sie verlassen habe. |: daher ich auch weder dich als Ehmann kenne, noch irgend ein ander Verhältniss als das alte. — und sodann bey einer gewissen Gelegenheit, f r e m d e L e i d e n s c h a f f t e n a u f g e f l i c k t u n d a u s g e f ü h r t h a b e, daran, ich euch warne, euch nicht zu stosen* :|'.

Einige schwierigkeiten bereitet allerdings die chronologie. so wie Goethe in der autobiographie von den verhältnissen der Brentanoschen ehe und seinen beziehungen zu dem hause spricht (WA. 28, 223), muss man auf einen über eine längere zeit ausgedehnten verkehr bis zum beginn der niederschrift des romans schliefsen, während er in wahrheit einen halben monat nach der ankunft Maximilianens in Frankfurt, die am 15 januar 1774 erfolgte, hand an das werk legte. früher nahm man allgemein an, dass ein bestimmter vorfall schon in diesem

monat Goethe bewog, das haus der freunde zu meiden, und dass damit der letzte impuls zur dichtung gegeben war. diese annahme stützte sich auf einen undatierten brief von ihm an Sophie La Roche, der mit den worten beginnt: '*Wenn Sie wüssten was in mir vorgegangen ist eh ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken denken, liebe Mama*'. — Loeper (Briefe Goethes an Sophie v. La Roche s. 28) setzte das Billett auf den 22 januar, und auch Düntzer gibt die erläuterung, dass Goethe am 20 januar kurz nach der ankunft des paares in Frankfurt, von dem eifersüchtigen gatten beleidigt, schwur die schwelle seines hauses nicht mehr zu betreten (Kürschner, Goethes Werke bd. 19 s. 197). dagegen nahm Fielitz (Schnorrs Archiv bd. 10 s. 90. 95) an, dass jener brief zwischen den 16 juni und 16 juli d. h. in die zeit falle, da frau v. La Roche ihre tochter zum zweiten mal in Frankfurt besuchte und da der Werther schon vollendet war. Morris folgt in seiner neuen ausgabe des Jungen Goethe Fielitz (bd. IV s. 21 nr. 232). mafsgebend war für ihn, dass Merck am 29 januar seiner gattin schreibt (ibid. s. 76): '*Goethe est déjà l' ami de la maison, il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Mme avec la bafse. Mr. Brentano quoique afsez jaloux pour un Italien, l' aime et veut absolument qu'il fréquente la maison*'. weiter bestimmte ihn zu dieser datierung der umstand, dass sich Goethe in einem allerdings undatierten, von Morris jedoch mit recht dem anfang februars zugewiesenen brief an Betty Jacobi durchaus günstig und anerkennend über Anton Brentano äufsert. bei diesem stande der überlieferung ist es sehr schwer die frage zu beantworten, wann Goethe sich gezwungen sah das haus der freunde zu meiden. jedenfalls spricht aber Merck schon in dem eben citierten brief von der unerquicklichkeit der Brentanoschen ehe und weifs von schrecklichen scenen, die sich abgespielt hätten. aus einem undatierten, aber dem märz zuzuweisenden Billett Goethes an frau v. La Roche kann man möglicher weise herauslesen, dass damals seine beziehungen zu dem hause ihres schwiegersohnes gestört waren, wenn es da heisst: '*Ihre Lieben hab ich einige Zeit nicht gesehen. Ich hatte mein Herz verwöhnt*'.

Die äufsern zeugnisse lassen uns also hinsichtlich der frage, ob Goethe, als er die arbeit am Werther begann, den näheren umgang mit den Brentanos schon aufgegeben hatte oder nicht, im stich. vielleicht genügte aber zu dem entschluss den stoff anzupacken die von Merck schon am 29 januar bezeugte tatsache, dass Brentano eifersüchtig war. im april 1773 hatte der dichter, wie wir sahen (s. 273), an Kestner geschrieben: '*Das sag ich euch, wenn ihr euch einfallen lasst eifersüchtig zu werden so halt ich mirs aus euch mit den treffensten Zügen auf die Bühne zu bringen*'. dieses motiv der eifersucht des gatten der geliebten scheint mir für den trieb zur künstlerischen ge-

staltung des paraten stoffes allerdings sehr wesentlich. Goethe fühlte sich von neuem — ich gestatte mir hier widerum meine einleitung zu citieren — zu einer frau hingezogen, aber zu einer, deren gemahl auffällige schwächen des charakters bot. er sah sie an einen mann gekettet, der ihrer nicht würdig war. nun erst erschien er sich in der unbewusten identificierung des autors mit dem von ihm dargestellten, die jede in der tiefe gegründete dichterische conception voraussetzt, Jerusalem-Werther ähnlich. denn nun erst war für die tragik des romans mit dem er sich im stillen trug, ein ausschlaggebendes motiv gewonnen. die verzweiflung des helden war damit besiegelt. sollte der lebensüberdruss, der selbstmord zum gegenstand der künstlerischen behandlung gemacht werden, dann muste sich zu dem individuellen unbehagen eine zugleich generelle unzufriedenheit gesellen, ein groll gegen das harte, ungerechte schicksal, das die verehrte ihm, der sie so glücklich machen würde, entzog, und an einen mann gefesselt hielt, der sie nicht verdiente.

Man verzeihe diese etwas lang geratenen ausführungen. sie schienen notwendig, weil mir Goethes darlegungen über die entstehung des Werther immer besonders aufschlussreich, ja vorbildlich erschienen und keineswegs das schicksal verdienten, verworfen und zu den schwersten irrtümern der selbstbiographie gerechnet zu werden. gewis sind sie nicht frei von unrichtigkeiten, wie wir sahen, diese sind aber alles in allem nebensächlicher natur. selbst der hauptfehler, dass Goethe Jerusalems selbstmord mit den vorgängen im Brentanoschen hause zeitlich zusammenrückt, obgleich sie in würklichkeit durch fünfviertel jahre auseinanderliegen, erscheint nicht beträchtlich. in der hauptsache, in dem interessanten umstand, dass neben der stimmung der zeit der roman aus den drei individuellen momenten: den erlebnissen in Wetzlar, dem selbstmord Jerusalems und seinen beziehungen zu dem Brentanoschen ehepaar erwuchs, war ihm die erinnerung durchaus treu geblieben. der irrtum in den er verfiel besteht in einer verschiebung oder verwechslung der beiden letzten momente, die für das wesen seiner, wie ich meine, mit recht als classisch bezeichneten darstellung von untergeordneter bedeutung ist. nach dem, was uns die zeugnisse lehren, schüttelte Goethe nicht die nachricht von Jerusalems tod aus dem traum, mit dem ihn die erfahrungen im Brentanoschen haus umfangen hatten, sondern diese erlebnisse kamen zu der erschütterung hinzu, in die er durch den tragischen untergang jenes unglücklichen versetzt worden war. hatte dieser ihm die gefahr gezeigt, aus der er sich in Wetzlar mit männlicher stärke losgerissen hatte, so liefs das was das schicksal ihm jetzt bereitete, das verderben, das ihn damals bedroht hatte, noch einmal in heller beleuchtung aufflammen. damit war der trieb, zu dem bewährten hausmittel zu greifen und sich von den be-

drängnissen des daseins durch die poesie zu befreien, unwiderstehlich geworden. der Werther muste entstehn.

Berlin. **Otto Pniower.**

Aus Schillers werkstatt. seine dramatischen pläne und bruchstücke herausgegeben von **Georg Witkowski**. Leipzig, Max Hesse 1910. 361 ss. 8°. — geb. 2 m.

W. hat mit seinem buche einen versuch wider aufgenommen, den vor mehr als 40 jahren RBoxberger im 16 bde der Hempelschen ausgabe von Schillers werken zum erstenmal gemacht hatte: er hat in die dramatischen entwürfe und fragmente Sch.s auch die pläne, von denen nur der titel bekannt ist, eingereiht und erläutert und so ein zusammenhängendes bild von der gesamten dramatischen tätigkeit, die neben und zwischen den vollendeten dramen einhergeht, gegeben. er fasst die ergebnisse der zahlreichen untersuchungen, die auf diesem gebiete inzwischen angestellt sind, geschickt für ein weiteres publicum zusammen; klar und anschaulich weiſs er den ganzen reichtum der entwürfe Schillers vor uns auszubreiten. mit voller entschiedenheit vertritt er dabei die auffassung des dramatikers, die in ihm wesentlich den genialen theaterdichter sieht. sie beginnt sich jetzt immer mehr durchzusetzen; besonders wer von der bühne her lebendig die würkung seiner kunst erfahren oder gar selbst die aufführung seiner werke geleitet hat, pflegt zu dieser auffassung zu neigen. W. ist selbstverständlich weit davon entfernt, in dieser eigenschaft Sch.s einen mangel zu sehen, weiſs er doch, dass er darin mit allen groſsen dramatikern wesensverwant ist. aber viel zu einseitig hat er diese seite in Sch.s schaffen hervorgehoben und auf sie bei der betrachtung der in den fragmenten uns erhaltenen zeugnisse für die entstehungsart seiner dramen den blick gelenkt: 'überall waltet, von anfang bis zu ende, die kühlste berechnung des effects auf ein publicum von ganz bestimmter psychischer disposition (?), immer wider hat sich der dichter während des schaffens gleichsam ins parterre gesetzt und von dort aus jede einzelheit seiner arbeit auf ihre würksamkeit hin kontrolliert'. der denker, der nicht müde wird, das dramatische problem immer ernster und tiefer zu erfassen und immer schärfer herauszuarbeiten, kommt hierbei nicht zu seinem rechte.

Aus dem streben, Sch. möglichst dem modernen ideal anzunähern, entspringt auch die neigung W.s, seinen realismus stark zu betonen. nach den jugenddramen scheint ja dieser realismus gerade in den fragmenten plötzlich wider überraschend hervorzubrechen und fremdartig in die stilentwicklung, die wir in den

vollendeten dramen sich vollziehen sehen, sich einzudrängen. seit Sch.s studien zu einem Pariser sittendrama 'Die Polizey' und die skizzen zu einem seedrama vollständig ans licht getreten sind, pflegt man die stärke des sich hier bekundenden dranges, modernes leben in weitem umfang und in charakteristischen einzelheiten widerzugeben, mit bewunderung oder auch wol verwunderung zu betrachten. ja durch den gedanken 'Paris in seiner allheit' darzustellen und die zu diesem werke angelegten excerpte aus Merciers 'Tableau de Paris' fand man sich unwillkürlich an Zolas 'Ventre de Paris' erinnert. W. glaubt hier den verheifsungsvollen ansatz zu einer neuen entwicklungslinie in Sch.s dramatischem schaffen, 'das eine falsche anschauung in seinem letzten stadium ausschliefslich dem getragenen stil der idealisierenden tragödie ergeben sein lässt', zu erkennen. 'hier wird man eines bessern belehrt. neben den Sch. des Wallenstein und der Braut von Messina tritt ein anderer, ein grofser realist, der nur solange im stillen planen und schaffen wollte, bis der grofsen form der hohen tragödie durch eine reihe vorbildlicher werke auf der gereinigten deutschen bühne für alle zeiten die existenz gesichert war. der Demetrius lässt die stilwandlung erkennen, die sich gerade vorbereitete, als der tod dem dichter die feder aus der hand nahm'. ich gesteh, ich vermag diese folgerung nicht zu ziehen. ist es von vornherein wol glaubhaft, dass Sch. in der hier angenommenen weise gleichsam auf jahre hinaus ein dramatisches programm sich gestellt und erst durch eine reihe von werken dem idealisierenden stil auf der bühne eine stätte bereiten wollte, um dann selbst zum realismus abzuschwenken? und nun sehe man sich diese ansätze selbst an, wie viele sind es denn, und wie weit sind sie gediehen? das geplante exotische drama kommt über ein paar unfruchtbare, ganz verstandesmäfsig ausgeklügelte combinationen nicht hinaus, und der grofse plan der 'Polizey' schrumpft sehr bald zu einem bürgerlichen schauspiel in einer französischen provincialstadt zusammen, dessen grundriss kaum wesentlich über den damals in Deutschland üblichen mafsstab hinausgeht und das in den bereits genau skizzierten scenen des 1 actes keine spur von localfarbe zeigt, denn die paar französischen namen tun es doch nicht! wenn man der genesis dieser pläne nachgeht, dann begreift man auch, warum diese hinwendung zum realismus keine tieferen wirkungen haben konnte. sie entsprang nicht aus einer lebendigen berührung mit der würklichkeit, aus eigenen erfahrungen und betrachtungen, sondern sie war nur vorübergehend durch die lectüre, besonders französischer sittenromane in Sch. angeregt. mühsam sucht er das, was er so aus zweiter hand empfangen hat, zu sammeln und zu sichten, und schliefslich verflattern doch alle diese eindrücke, weil sie eben nur angelesen sind und nicht durch eine eigene lebendige anschauung zusammen-

gehalten werden. so bedeuten jene entwürfe in Sch.s dramatischer entwicklung doch nur einen seitenweg und einen irrweg und nimmermehr den ersten schritt zum klar erkannten höchsten ziel. auch dem stilwandel, der im Demetrius sich ankündigen soll, steh ich durchaus skeptisch gegenüber. ich finde hier dieselben stilelemente wie im Tell wider. ja die grofse pathosscene der Marfa, in der die zarin wie eine heroine der hohen tragödie spricht, geht noch weit über Melchthals apostrophe an das licht des auges hinaus. auch die art wie Sch. die culturvoraussetzungen der handlung, den charakter von land und leuten darstellt, ist in beiden dramen nicht wesentlich verschieden. wenn uns heute die Schweizer bauern stärker idealisiert erscheinen als die russischen, so ligt das nicht an dem verschiedenen verfahren des dichters, sondern nur am stoffe selbst, wie er ihm in seinen quellen entgegentrat: es war ein ganz anderes volk, das ihm u. a. Olearius schilderte, als das wovon die historiker und reiseschriftsteller von Tschudi bis auf Joh.Müller berichteten.

Für die chronologische anordnung der pläne hat W. nach Boxbergers vorgang das grofse titelverzeichnis, das zuerst in Sch.s kalender veröffentlicht wurde zu grunde gelegt. so bemerkt er zb. beim 'Hausvater' (s. 151): 'aus der stellung in der liste ist zu schliefsen, dass der gedanke ihm während der vollendung des Wallenstein kam'. dass dieser schluss unbegründet ist, habe ich in meinen Schillerstudien gezeigt: der 'Warbeck' dessen plan nachweislich während der arbeit an der 'Maria Stuart' auftauchte (an Goethe 20. 8. 99), steht in jener liste durch 9 titel von ihr getrennt hinter der 'Jungfrau von Orleans'; auf ihn folgt dann die 'Polizey', die Goethe schon im märz 1799 kennen lernte. dass in jenem verzeichnis 'die reihenfolge der titel nichts besagt und eine vorsichtige untersuchung es daher für datierungsfragen aufser betracht lassen müsse', hat auch EElster im Anz. xxv 79 ausgesprochen. seltsamer weise nimmt W. selbst s. 316 dieses urteil bei der 'Rosamund' fast wörtlich auf, stöfst also damit eigentlich sein princip a. e. wider um.

Beim 'Hausvater' will W. die frage offen lassen, 'ob es sich um eine eigene erfindung oder um eine deutsche bearbeitung von Diderots 'Père de famille' handelt', neigt aber zur zweiten annahme. ich glaube, diese frage wird dadurch entschieden, dass der titel auch in einer W. unbekannt gebliebenen dramenliste sich findet, die EMüller in der beilage zur Allg. Ztg. 1900 nr 106 (vgl. 108. 132) veröffentlicht hat: sie enthält nur fremde stücke die Sch. wol für die aufführung in Weimar sich notiert hatte. da die meisten von ihnen bereits dem spielplan angehörten, so ligt es näher, an Gemmingens als an Diderots schauspiel zu denken. als aufgabe zur umarbeitung ist es hier noch nicht bezeichnet, dagegen neben dem 'Macbeth' noch 'der Hofmeister', der also künftig auch unter die dramatischen pläne Sch.s einzureihen

ist. Sch. nahm damit den versuch Schröders vom april 1778 wider auf (Litzmann II 235 f). am 25 april 1796 hatte er sich Lenzens drama bei Cotta bestellt, unmittelbar nach seiner rückkehr von einem längeren besuch bei Goethe, dessen Egmont er gerade damals für die bühne bearbeitet hatte.

Verwirrend ist bei W. die darstellung der quellen zu den 'Flibustiers'. es ist nicht richtig, dass Archenholz nur auf Raynal zurückgehe, und dass die von Schiller am anfang des fragments aufgezählten seeräubernamen 'bis auf einen bei Raynal und seinen deutschen nachfolgern nicht zu finden seien': sie stehen vielmehr alle bei Archenholz s. 476, 114; nur Jones fehlt, den ich dann bei Oexmelin, der hauptquelle von A. entdeckte. ich füge hier noch hinzu, dass die benutzung dieser quelle, besonders der 'Histoire des pirates anglois' im 4 bde bei Sch. sich auch noch auf die ganze erste hälfte des 'seestücks' die wesentlich nur stoffsammlung ist, erstreckt.

Zum schluss noch eine bemerkung pro domo: W. hält an der üblichen beziehung der 'Verschwörung gegen Venedig' auf St.Reals 'Conjuration des Espagnols contre Venise' und Otways 'Venice preserved' fest und meint, 'meine ansicht, Sch. habe dabei an Marino Falieri gedacht, entbehre der begründung'. nun, da nur der titel des dramas überliefert ist, so steht hier einfach hypothese gegen hypothese, und mein hinweis auf den 1790 in der Thalia erschienenen aufsatz von Berling über die 'Verschwörung des doge Marin Falier gegen Venedig', sowie die vergleichung der dramatischen qualitäten beider stoffe (in m. Schillerstudien 25—28) scheint mir immerhin eine 'begründung' zu enthalten.

Schulpforta. **Gustav Kettner.**

HEBBEL-LITTERATUR.

Friedrich Hebbels philosophische jugendlyrik von dr. **Paul Zincke.** Prag, Carl Bellmann, 1908 [Prager Deutsche studien, 11 heft]. 195 ss. 8°. — 5,25 kr.

Zinckes buch polemisiert unablässig: vor allem gegen Neumann (Aus Fr.Hebbels werdezeit), dann gegen Waetzoldt (Hebbel und die philosophie seiner zeit), Kutscher (Fr.Hebbel als kritiker des dramas) und andere, die Neumanns ergebnisse anerkennen. dieser fortwährende kampf bringt Z. bei der betrachtung und ableitung der Hebbelschen gedichte immer wider zum indirecten, widerlegenden verfahren, die schrift wird dadurch schwer lesbar. wenn auf diesem bereits vielbetretenen gebiet auch abwehr durchaus notwendig war, so hat Z. doch manchen allzuweiten umweg gemacht. der name Neumanns ligt dem leser schliefslich mehr im ohr als der Friedrich Hebbels.

Z.s schrift erhält ihr hauptthema dadurch, dass Neumann in Hebbels 'philosophischer' jugendlyrik überall den einfluss der Schellingschen naturphilosophie sieht. Z. lehnt eine directe oder indirecte einwirkung dieser naturphilosophie auf H. für die zeit bis zum september 1836 rundweg ab. auch für die Heidelberger zeit, wo H. mit dem anfangs für Schelling begeisterten Rousseau verkehrte, will er nichts davon wissen. früher habe sich H. mit Schelling auf keinen fall direct berührt; und auf die von andern erwogene indirecte beeinflussung (durch zeitströmung) lohne es sich nicht einzugehn.

Im letzten punct wird Z. mancher nicht zustimmen. natürlich muss erwogen werden, was ein in der einsamkeit heranreifender geist wie Hebbel aus landläufigen schriften, aufsätzen, auch blütenlesen von würklichen oder verwässerten grundgedanken grofser männer aufgenommen und weitergesponnen haben kann. und natürlich ist auf solchem wege mancher gedanke zu ihm gedrungen. welche ideen dies waren, kann allerdings nur feststellen, wer die höhere allgemeine bildung genau kennt, die H. vorfand.

Soviel ist Z. ja zuzugeben, dass die naturphilosophie der frühzeit Schellings schwerlich populär war, als H. für sie aufnahmefähig wurde. und wenn ich es trotzdem für möglich halte, dass gedanken, die von der Schellingschen naturphilosophie abzweigten, aber aus dem strengen system herausgerissen waren, zu dem jungen dichter drangen, so muss ich doch der Z.schen hauptbeweisführung recht geben: geht man würklich auf Schellings schriften zurück, so ergibt sich trotz scheinbaren ähnlichkeiten, dass H.s jugendgedichte mit dem system Schellings selbst nicht in verbindung stehn, dass die grundbegriffe dieses philosophen andere sind, und dass H.s dichternatur einem methodischen system wie dem Schellingschen schliefslich widerspricht. Z. stützt dies ergebnis vor allem auf das studium der verwant scheinenden Schellingschen schriften, er scheint mir so zuverlässiger als seine vorgänger, die entweder schriften über Schelling zu hilfe nahmen oder durch den begriff 'zeitströmung', den sie nicht genügend bestimmen konnten, ihre ergebnisse unsicher machten. ich glaube der neuen darlegung mit gutem gewissen zustimmen zu können.

Wenn Z. sagt, er wolle beweisen, dass sich die philosophischen ansichten H.s wenigstens bis zum september 1836 durchaus selbständig und unabhängig von jeder zeitgenössischen philosophie entwickelt hätten (nur den einfluss eines dichters, Schillers, berührt er für die frühe zeit), so kann und will er damit nicht sagen, H. sei selbst aus eigenen kräften methodischer philosoph gewesen. wie Z. ja nicht verborgen ist, entspringen H.s sogenannte philosophische gedichte einem lauschen auf gefühle oder doch einem nachsinnen und grübeln über gefühle. syste-

matisches philosophieren, hantieren mit ungefühlten, unerlebten worten war ihm als dichter im grunde unsympatisch. hier kann man nun auf einen anderen punct kommen. zeigt sich die unselbständigkeit oder selbständigkeit würklicher gedichte überhaupt darin, dass man ihnen verwantschaft oder nichtverwantschaft mit gedanken eines philosophen nachweisen kann? wäre die eigenart H.s, der sicher aus sich selbst durchaus so werden muste wie er geworden ist, irgend angezweifelt, wenn man ihm nachwiese, da und dort von einem philosophen beeinflusst zu sein? wol nicht; bei einem echten dichter bedeutet das immer nur anerkennung von verwantem, das er lebensvoll umgestaltet. der ganzen Z.schen betrachtung könnte man darum vorwerfen, sie hebe zwar die gedankliche selbständigkeit der H.schen jugendgedichte hervor, behandle sie aber nicht als dichtungen.

Und hier muss ich nun betonen, dass Z., wie seine vorgänger in anderer richtung, sich einseitig verrannt hat. er behandelt zwar hier und da die gedichte ästhetisch, aber er hat meines erachtens von einer ganzen anzahl einen falschen eindruck erhalten. immer darauf aus, einen ideengehalt zu entdecken, entdeckt er ihn auch in rein lyrischen stücken, und vernichtet sie so. was hat Z. darauf gebracht, aus recht unphilosophischen stimmungsgedichten wie 'Horn und Flöte', 'Bei einem Gewitter', 'Rosenleben' nichts als gedanken lesen zu wollen? auch 'Auf ein schlafendes Kind' und 'Offenbarung' sind ganz einfache, klare stücke, nicht 'niederschlag von speculationen'; sie bedürfen nicht 14 seiten philosophischer erörterungen, die freilich teilweise durch polemik gegen Neumann veranlasst sind. vor allem aber: wie kann jemand aus dem natürlich durch ein würkliches ereignis und eine würkliche person veranlassten lyrischen gedicht 'Auf eine Unbekannte' herauslesen, dass H. hier 'am lautesten sein pantheistisches evangelium verkünde'? die 'Unbekannte' soll die natur sein! Z., der hier nicht gegen Neumann polemisiert, citiert eifrig Schelling und findet auch hier keine anlehnung Hebbels! eine würkliche freude an der arbeit kann man bei solchen misverständnissen nicht haben.

Die entstehungsgeschichte von Friedrich Hebbels 'Maria Magdalena' von dr. **Paul Zincke.** Prag, Bellmann. 1910 (Prager Deutsche studien, 16 heft). 100 ss. 8°. — 3,75 kr.

Hebbel selbst sagt an zwei stellen seiner briefe (im jahre 1845), er habe sich mit der 'Maria Magdalena' (fertig geworden am 4 december 1843) sieben jahre getragen. Zincke verfolgt die entstehungsgeschichte des werkes durch diese sieben jahre (herbst 1836 bis herbst 1843) hin, drei schaffensperioden aufstellend.

H. nennt in einem andern briefe (erst 1863) einen vorfall maßgebend für die entstehung des dramas, den er erlebte, als er im hause des Münchner tischlermeisters Anton Schwarz wohnte. Z. betont folgendes. dieser vorfall (verhaftung des tischlersohnes) betrifft gar nicht den mittelpunct der 'Maria Magdalena', sondern nur ein bedeutsames erregendes motiv; auch wohnte H. bei Schwarz erst 1838/39, nicht schon 1836. Z. stellt daher an die spitze seiner abhandlung das aufkeimen einer 'ersten dramatischen situation', die sich erst in der zweiten periode mit der verhaftung des bruders der heldin verbindet und so zum bestimmten plan eines 'bürgerlichen trauerspiels Klara' wird, bis die dritte periode das werk zur 'socialen tragödie Maria Magdalena' erhöht.

Für seine erste periode holt Z. hauptsächlich stoff aus dem gedicht 'Versöhnung' (october 1836), das H.s innere beschäftigung mit dem thema vom gefallenen mädchen dartut, und aus geständnissen der Münchner geliebten Hebbels Beppi Schwarz (der tochter des späteren wirtes), aus geständnissen, die zu verwinden dem jungen H. schwer wurde. diese erlebnisse mit Beppi können freilich meines erachtens nur allgemeine züge zu der figur der Klara beigesteuert haben, denn Beppi stand für H. zweifellos wesentlich tiefer als Klara.

Die zweite periode (1838/39) bringt dem dichter dann nach eigenem geständnis das für sein werk bedeutsame erlebnis im hause des tischlers. Z. zieht noch andere ereignisse in den kreis des dramas: den tod der mutter Hebbels und den tod seines freundes Rousseau. der dichter hat selbst ausgesprochen, er wolle das andenken der mutter mit dem 'höchsten schmucke der poesie' verklären, nach Rousseaus tode erneuert er dies versprechen und fügt den vorsatz einer poetischen verklärung des freundes hinzu; er wolle beide auf so würdige weise feiern, als sein geringes talent ihm verstatte. solche enthusiastischen versprechungen sind, glaube ich, nicht streng bindend. Z. findet H.s vorsatz ausgeführt in der figur der tischlersfrau und ihrer stellung zum sohne Karl, dann in der idealistischen jugendlichen mannesgestalt der 'Maria Magdalena', dem im duell die todeswunde erhaltenden secretär. wie der tischlermeister von H.s vater, so wird auch die frau von H.s mutter züge erhalten haben: die gestalt scheint mir aber im drama zu sehr zurückzutreten, als dass ich hier jene beabsichtigte verklärung ausgeführt sehen könnte. unmöglich scheint es mir sogar, den tod der mutter H.s mit dem plötzlichen tod der tischlersfrau in verbindung zu bringen, und ebenso kann ich Emil Rousseau in dem secretär nicht wiedererkennen; mit der hauptbedeutung dieser gestalt im drama hat der jugendfreund nichts zu tun. ähnlichkeiten, die Z. anführt (eben abgelegtes examen) scheinen mir zufällig. — ohne zweifel berechtigt und lobenswert ist es, dass

Z. die characteristischen tagebuchbetrachtungen H.s über andere bürgerliche dramen ('Hofmeister', 'Soldaten', 'Leidendes Weib', 'Emilia Galotti') mit heranzieht.

Für die dritte schaffensperiode (1841—43) schildert Z. die weitere erhöhung des themas, die ausarbeitung und bereicherung der gestalten, endlich die zeit der niederschrift. er constatiert, dass die gestalt der Klara ihre letzte verklärung Elise Lensing verdanke. H. selbst hat Elise gegenüber ausgesprochen, dass 'auf seinem denkmal' 'viel von dem wesen zu lesen sein solle, das er nicht blos am innigsten geliebt, sondern auch am meisten verehrt habe'. die situation Elisens hat freilich mit der Klaras nur wenig ähnlichkeit. einzelne ergreifende, vertiefende züge, den charakter höchsten seelenvollen leidens überhaupt, mag H. aber von Elise für die jetzige Klara übernommen haben.

Zinckes arbeit ist einem starken interesse für Hebbel und sein drama entsprungen. zu tadeln ist die sehr oft sich widerholende darstellungsweise, zu tadeln auch, dass Z. allzu häufig lange, nicht streng hergehörige abschnitte aus H.s tagebüchern, briefen und den besten darstellungen seines lebens und schaffens einflicht. H.s leben ist so ergreifend, dass die angeführten stellen auch in dieser widergabe würken. oft aber fragt man sich doch: wozu das alles? das wusten wir doch schon.

Hebbelprobleme. studien von **Oskar F. Walzel.** Leipzig, H. Hässel 1909 [Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte, neue folge, 1 heft]. 124 ss. 8°. — 3 m.

Von den hier zu besprechenden Hebbelbüchern ist das Walzelsche sicher das klarste und wertvollste. auch nimmt es in dem schon alten streit um die art und den wert der begabung H.s eine stellung ein, die jedenfalls mir sympathisch ist. W. betont allen vorwürfen gegenüber, dass H. in erster linie leidende und ringende menschen darstellen wolle: er verkörpere kämpfe, die er selbst vorher in sich erlebt habe, und nur in dem sinne könne man von 'ideen in den stoff tragen' reden, als er die leiden seiner menschen unter eine welthistorische, universale perspective stelle. diese art, menschliches leiden im grösten zusammenhange zu betrachten, sei ihm aber nicht eine construction, sondern stelle sich ihm selbstverständlich, zuweilen von vornherein, zuweilen fast nachträglich ein. der dichterische schaffensprocess ziehe trotz des ideenhintergrundes aus dem unbewusten seine nahrung. W. stützt sich hier teils auf den eindruck der H.schen dichtungen, teils auf des dichters geständnisse. die verwantschaft der gruppierung H.scher tragischer gestalten mit den dialektischen gegensätzen der Hegelschen philosophie sei nicht zu verkennen, bedeute aber eine originale und für den dichter innerlich notwendige übertragung der Hegelschen geschichtsauffassung auf die tragödie; die stärkere

beherzigung des menschen in diesem schema habe in der berührung mit dem ästhetiker Solger unterstützung gefunden. mit Anna Schapire unterscheidet W. zwei perioden H.s: eine erste der philosophischen construction Hegels mehr zugeneigte, in der H. aber gerade unter benutzung Hegelscher waffen die tragödie gegen Hegel verteidige (vorwort zur 'Maria Magdalena'), und eine zweite mehr empirische: H. behalte hier die art der tragik bei, wie sie in der Hegelschen formel von satz und gegensatz ligt, gebe aber auf die hervorhebung der bewusten weiterentwicklung der 'idee' (= weltgeist) durch die dramatischen gegensätze, begnüge sich mit dem tröstenden ausblick, dass der um seiner individualität willen leidende nicht vergebens leide, sondern um der zukunft willen. H. erklärt jetzt gelassen, seine dramen sollten nur den jedesmaligen welt- und menschenzustand veranschaulichen, beschäftigten sich ausschliefslich mit irdischem.

W. charakterisiert dann an beispielen H.s auffassung und ausgestaltung des tragischen in der zweiten, der 'reifen' zeit: zunächst an 'Herodes und Mariamne', 'Agnes Bernauer', 'Gyges und sein Ring', dann an den 'Nibelungen'. er zeigt, wie der dichter zuweilen etwas unerwartet, immer aber vom höchsten standpunct seine charaktere sichtbar einordnet, wie er jedesmal die kraft, die in sich die zukunft trägt, in conflict bringt mit der gegenwärtigen, auf ihr ererbtes recht pochenden kraft. zu viel gewicht legt W. m. e. auf den tröstenden ausblick in die zukunft, den H., trotz dem tragischen ende ohne versöhnung, gebe. er stellt sich etwas zu greifbares darunter vor. ich glaube nicht, dass uns 'Agnes Bernauer' mit dem beruhigenden gefühl entlässt, dass ein solcher rechtmäfsiger mord in der zukunft unmöglich sein werde. ich erlebe in dem stück nur den unerbittlichen kampf zwischen individuellem gefühl und dem gebot des staatswols, erlebe nach der katastrophe ein gerechtes urteil, eine stärkung des helden durch sein leid und somit einen ausblick, empfange aber nimmermehr die sichere aussicht, dass derartige conflicte in einer schönen zukunft überflüssig sein werden.

Der naheliegende vergleich zwischen Hebbel und Otto Ludwig gibt W. gelegenheit, H.s gestaltungsart im einzelnen noch genauer zu bestimmen. er vergleicht besonders des Ditmarsen orientalische tragödien mit Ludwigs 'Makkabäern'. dabei stellt sich natürlich heraus, dass Ludwig viel specieller individualisiert, die sache stets 'in ihrer eignen sauce' gibt; wenn dagegen H. auch ganz historisch bedingte scenen gibt (wie die sklavenscene in 'Herodes und Mariamne'), so dienen diese lichter hauptsächlich seinem grofsen zweck, die hauptgegensätze der geschilderten zeit zu charakterisieren. den endergebnissen W.s kann ich mich hier aber nicht anschliefsen; er spricht H. die

fähigkeit ab, gestalten plastisch (wie Ludwig) zu sehen, ja sogar, sie in der bewegung zu zeichnen. er gebe sie in der ruhe ('unbewegliche gruppen'), die unbeweglichkeit des marmors sei für sie charakteristisch. wenn W. würklich meinte, was er hier sagt, würde er H. mangel an gestaltungskraft vorwerfen, ihn einfach für undramatisch erklären; denn drama ist geschehen, bewegung. der vergleich mit Ludwig hat hier zu weit geführt. in den gewaltig angelegten 'Makkabäern' gibt Ludwig ja würklich eine individualisierung der einzelnen und eine zeichnung des Judenvolkes, wie sie H. so nicht aufweisen kann. dagegen hat Ludwig keineswegs die einheit fortschreitender handlung, wie H. etwa in 'Herodes und Mariamne'; fortschreitende handlung aber ist innerlich bestimmteste dramatische bewegung der gestalten. ich behaupte, dass in den entscheidenden scenen von 'Herodes und Mariamne' schon während des lesens jeder charakter in allen seinen wendungen voll ausgestaltet vor dem geniefsenden steht, freilich nicht verdeutlicht durch Ludwigs äufsere mittel. oft genug beweist H. die höchste schöpferische, rein gestaltende kraft des dramatikers, deren quelle die leidenschaft ist. W. nennt den Thüringer einen geborenen bühnenbeherscher; aber er will doch damit nicht sagen, H. sei undramatisch? Ludwig gibt das einzelne der gestalten weit sichtbarer; dafür ist das ganze bei ihm aber dramatisch weniger notwendig, mehr episch. Ludwigs bühnengeschick und lebenstreue in tausend besonderheiten bedeutet eine specielle, auf unser neues naturalistisches drama hinführende begabung; die vergleichung mit Hebbel ergibt für beide dichter aber nur, dass ihre anlage verschieden gerichtet war. besonders kann W. die figur des Erbförsters nicht gegen Hebbel anführen; Ludwig mit seiner intim naturalistischen ausmalung greift hier ja sogar zu komisch individualisierenden mitteln, deren H. sich innerhalb der zwingend tragischen handlung der 'Maria Magdalena' natürlich niemals bedienen würde, selbst wenn er es könnte. am deutlichsten tritt das entgegengesetzte bei beiden dichtern heraus, wenn man H.s 'Agnes Bernauer' mit dem bekanntesten entwurf eines Ludwigschen 'Engels von Augsburg' vergleicht. bei Ludwig ein intimer conflict: eine kokette bürgerstochter hat Albrecht zur gefährdung seiner mannes- und fürstenwürde gebracht, er erkennt sie zu spät und muss nun für sie eintreten. bei Hebbel ist keine spur von verdacht gegen Agnes, sondern ein gröfserer conflict steht im vordergrunde: unumstöfsliches staatsgebot gegen unumstöfsliches gefühlsgebot ('*Worauf sollte Gott die Welt gebaut haben, wenn nicht auf das Gefühl, was mich zu dir zieht und dich zu mir?*' ruft Albrecht). ohne zweifel ist der reiz des einzelnen bei Ludwig gröfser — wer jedoch würde, wegen der gröfseren allgemeinheit des conflictes, Hebbels jugendlich geschaffene gestalten unbeweglich nennen? zum widerspruch geneigt fühlt

man sich aber hauptsächlich, weil W. nicht deutlich unterscheidet zwischen der rein sinnlich sichtbaren bewegung der äufseren gestalt bei Ludwig und der zwingenden dramatischen bewegung der inneren gestalt bei Hebbel. trotz vieler vorzüge im einzelnen bei dem einen ist mir der andere als der gröfsere dramatiker auch der gröfsere, der geborene bühnengewaltige.

Eine einwendung allgemeiner natur habe ich endlich noch gegen W.s art der beweisführung zu erheben, die er mir zuweilen unnötig auf äufsere gründe zu stützen scheint. ich würde hier nichts aussetzen, wenn der fehler nicht am anfang und am ende der W.schen schrift hervorträte, wo man die grösten trümpfe auszuspielen pflegt. es handelt sich um folgendes. ob ein dichter vollwertige menschen schafft oder gedankliche constructionen gibt, darüber können m. e. zuletzt nur seine werke entscheiden, nicht seine äufserungen über sein schaffen oder seine selbsteinschätzungen. diese können widerholen was die werke schon sagen: ebenso gut aber kann der dichter über die eigene person irren, ebenso gut können seine äufserungen, besonders in der neueren, theoretisch ziemlich klaren zeit, trotz aller ehrlichkeit eben nur zeugnisse theoretischer klarheit über die erfordernisse wahrer dichtung sein. die dichtungen selbst müssen immer den ausschlag geben! es wäre ja schlimm, wenn (wie W. gleich am eingang sagt) die veröffentlichung von Ibsens briefen würklich unsere anschauung über Ibsens dramen 'stark erschüttern' könnte. bei Hebbel (den ich nicht so neben Ibsen stellen würde) führt es ja meist nicht zu fehlschlüssen, wenn man brief- und tagebuchäufserungen als beweis dafür anführt, dass er ein vollgültiger dichter war. aber dieser von W. an entscheidenden stellen eingeschlagene weg ist nicht der absolut sichere. so halt ich auch die am anfang und am ende des buches herangezogene schauspielerische leistung Kainzens für ein beweismittel äufserer art, das erst in zweiter linie, als bestätigung, angeführt werden darf, so überzeugend sein Kandaules wirken mochte.

Die hauptrichtung der Walzelschen schrift, ihr warmes und sonst wolbegründetes eintreten für den tragischen dichter Hebbel ist aber sicher zu begrüfsen. sie führt uns mitten in die wichtigen Hebbelprobleme und spricht sie meist klar und sympathisch durch. meine hoffnung ist, trotz meinen einwendungen W.s buch gerechter und mit mehr vertiefung in den gegenstand besprochen zu haben, als er das meine über die Flegeljahre von Jean Paul, — was freilich nicht schwer war.

Friedrich Hebbel, denker, dichter, mensch. von **Kurt Schuder.** Leipzig, Otto Weber o. j. 68 ss. 8°. — 1,20 m.

Eine sonderbare schrift, die viel zusammenträgt und bespricht und doch nur vergegenwärtigt, dass Hebbel eine sehr

interessante, problemreiche persönlichkeit ist. wie viel eine klare fragestellung wert ist, wird jedem leser dieses im ganzen verworrenen heftes deutlich werden.

Der verfasser erklärt H. auf dem gebiet dramatischer kunst für die grofse mittelstation, über die in absehbarer zeit alle bahnen führen müssen die zum endziel wollen (s. 51). dabei ist ihm H.s schaffen, dem er höchste ehrfurcht zollt, nicht ganz einwandfrei. 'er erlag der macht des gedankens' (s. 10). Sch. schliefst sich Scheunerts bemerkung an (s. 26), dass bei H. 'kein freies menschentum, sondern ein notwendiges ideentum verkündet wird'; er erklärt H. für einen 'philosophen' (s. 9), nennt aber die ausbildung seines systems einen mangel seiner natur (s. 11). dass H. dann doch trotz diesem system starke, heifsblütige menschen schafft, darin sieht Sch. die alles überragende gröfse seiner gestaltungskraft (s. 14).

Wenn Sch. nun aber mehrere dramen H.s auf ihr verhältnis zum 'system' durchspricht, so ergibt sich mir, dass er die absichten des dichters keineswegs erkannt hat. in 'Herodes und Mariamne' wird Herodes als vertreter der 'idee' betrachtet, die begehrt, das durch seine sonderexistenz schuldige individuum (Mariamne) einzuschlucken; H. soll es als ein verdienst des Herodes ansehen, dass er die Mariamne unters schwert stellt (s. 22)! in 'Gyges und sein Ring' soll Kandaules der culturell zurückgebliebene (s. 23) und wider vertreter der das individuum (Rhodope) vernichtenden idee sein, indem er sein weib den blicken eines andern enthüllt (s. 24). die constructionen Sch.s, dem die lektüre von Walzels schrift anzuraten wäre, entstellen doch einfach das bild der H.schen werke, sind torheiten; und was können da alle laut vorgetragenen Schuderschen endurteile uns gelten?

'Ich sehe die gröfse Hebbels nicht in den einzelnen dichtwerken, auch nicht einmal in den mir wertvolleren tagebüchern und den briefen, sondern in der gesamttätigkeit seines geisteslebens'. so sagt Sch. und fügt hinzu, er bewundere in diesem geistesleben eine der höchsten leistungen, deren der menschengeist fähig sei (s. 12). zum schluss wird wider verkündet: die persönlichkeit sei hier gröfser als der gestalter und denker (s. 67). einzelnes hübsche sagt uns diese schrift gelegentlich über H.s denken, dichten und menschsein, sie scheint mir aber viel zu ziellos, als dass man gültige hauptthesen aus ihr heraussuchen könnte. es wird jetzt so viel über Hebbel geschrieben, so viel prätentiös ausgerufen, dass man gediegenheit und sichere richtung von jeder neuen arbeit als erstes verlangen muss.

Hebbels stil in seinen ersten tragödien 'Judith' und 'Genoveva' von dr. **Edgar Wallberg.** Berlin, B. Behr 1909. 157 ss. 8°. — 4 m.

Dieses zuweilen (besonders im abschnitt 'Sprachstil') ermüdende buch ist doch getragen von der richtigen auffassung des kunstwerks überhaupt und des Hebbelschen im besonderen. die theoretischen grundlagen haben dem verfasser nach seiner angabe Elsters vorlesungen über stilistik und metrik gegeben; er baut seine schrift paragraphenmäfsig auf und holt aus den zwei Hebbelschen werken für jeden gesichtspunct beispiele zusammen. man fragt sich freilich leicht: wohin soll es führen, wenn etwa über alle bedeutenderen dichtungen derartige schematisch angelegte sonderuntersuchungen neben den im übrigen möglichen und auch einseitigen arbeiten über stoffverwertung, verhältnis zum leben des dichters usw. geliefert werden sollten? die vorliegende schrift ist mir denn auch für ihr ergebnis zu umfangreich und in einzelheiten nicht immer fruchtbar genug. in folgendem seh ich die wertvollsten resultate.

Wallberg nimmt Hebbel 'als realisten, der sich aber in der formgebung mancher ausdrucksmittel des idealistischen stiles bediene' (s. 14). neben einem realistischen kern (s. 14) spricht er dem dichter eine ausgleichung oder wenigstens abtönung der äufseren charaktereigentümlichkeiten zu (s. 144); bezeichnend für seine mittelstellung sei der spätere tagebuchausspruch (s. 14): '*Realismus und Idealismus, wie vereinigen sie sich im Drama? Dadurch, dass man jenen steigert und diesen schwächt. Ein Charakter z. B. handle und spreche nie über seine Welt hinaus, aber für das, was in seiner Welt möglich ist, finde er die reinste Form und den edelsten Ausdruck, selbst der Bauer*'. — in technischen dingen sei H. kein pfadfinder (s. 130), benutze noch häufig bequeme überlieferte möglichkeiten, wie monolog und beiseitesprechen (s. 139), im gegensatz zu dem in der dialogtechnik modernen Otto Ludwig (s. 145), im gegensatz sogar zu dem verehrten Kleist. dabei aber, sagt W., besafs H. ein strenges gefühl für die einheit des stiles, machte das dramatische element in seinen tragödien stets zum herschenden (s. 120). schon in den beiden ersten dramen bleiben auch die berüchtigten H.schen reflexionen in einer beziehung immer im zusammenhang mit der handlung: sie gehn nie in allgemeine sentenzen über (s. 138). es gibt für H. im drama nicht nebensächliche dinge die im schatten bleiben, die teilstücke sind mit gleichmäfsigkeit durchgearbeitet, eben als teile eines dramas (s. 146).

W. bestimmt den zt. entgegengesetzten stilcharakter beider dramen, den stilcharakter grofser scenen und den persönlichen stil der gestalten bis ins einzelne; die verteilung der bildersprache und der ausmalenden bestimmungen, die verwendung volkstümlicher, biblischer und anderer spracheigentümlichkeiten,

die ausnutzung besonderer syntaktischer figuren. alles das wird nach seinem wert für gesamtwerk. scene und handelnde person durchgesprochen.

Manche ergänzung zu den ausführungen Walzels findet sich in dieser schrift. 'unmodernen' seiten der technik gegenüber wird der durchgehnde dramatische zug hervorgehoben; W. betont, dass trotz dem allgemeinen ideenhintergrunde auch milieu bei H. sei, das er in handlung auflöse (s. 132 f), die bedeutsame briefstelle aus H.s späterer zeit wird angeführt: '*Das Drama schöpft seine eigentliche Kraft aus den Zuständen, und Charaktere, die nicht im Volksboden wurzeln, sind Topfgewächse*'.

Nicht alle teile der arbeit lassen das princip des buches gleichmäfsig stark erkennen; doch wird man schliefslich finden, dass der verfasser ein recht bestimmtes bild des dichters in sich trägt.

Berlin-Friedenau. **Karl Freye.**

Hebbels werke in zehn teilen. herausgegeben, mit einem lebensbild, einleitungen und anmerkungen versehen von **Theodor Poppe.** Berlin—Leipzig—Wien—Stuttgart o. j. Deutsches verlagshaus Bong & Co. [Goldene klassiker-bibliothek. Hempels klassikerausgaben in neuer bearbeitung.] XXXII, 334; 301; 345; 162; 329; 131; 285; 483; 499; 468 ss. 8°.

Poppes ausgabe bietet die gröfseren dramatischen und epischen werke Hebbels vollständig, die lyrik nach der eignen sammlung des dichters von 1857 nebst einer nachlese der späteren gedichte, die dramatischen entwürfe und die novellistischen versuche sowie die prosaschriften ästhetisch-kritischer art in sorgfältiger, keineswegs dürftiger auswahl. dazu sehr reichlich bemessen alles wesentliche und für den verfasser charakteristische aus den tagebüchern. der text beruht auf der historisch-kritischen ausgabe RMWerners; von ihr weicht P., mehrfach im einklang mit Krumm, nur in wenigen, stets besonders begründeten fällen ab. Werner wird in dem neuen, verbesserten abdruck seiner ausgabe, der schon für 1910 in aussicht gestellt war und, sobald er erscheint, auch in diesen blättern nach gebühr eingehend gewürdigt werden soll, gelegenheit haben, zu jenen abweichenden lesarten stellung zu nehmen.

Das hauptsächliche verdienst P.s liegt in den einleitungen und anmerkungen, die in trefflicher weise den populären zwecken seiner ausgabe dienen.

Die anmerkungen vermeiden alles überflüssige, was der gebildete, nachdenkende leser zum verständnis nicht braucht, geben aber die nötigen aufschlüsse über geschichtliche und biographische zusammenhänge, ergänzen öfters den text durch aussprüche des dichters über seine werke, durch geplante vorreden, gedichte, die bühnenfassung einzelner scenen, citate aus seinen briefen u. dgl.,

führen urteile Mörikes und anderer zeitgenossen oder bewunderer Hebbels bis auf Hugo v Hofmannsthal an und weisen so gelegentlich über den dichter selbst hinaus auf allgemein ästhetische, auch für die gegenwart bedeutsame fragen.

Die einleitungen zu den einzelnen bänden und das kurze lebensbild Hebbels, das die ausgabe eröffnet, zeigen überall gründliche kenntnis des dichters und der einschlägigen literatur, deren streitfragen mitunter nur mit einem kurzen wort in verständiger weise gestreift werden. vor allem woltuend berührt es, dass die hohe bewunderung, die P. für Hebbel empfindet, und das liebevolle verständnis, mit dem er auch manches befremdliche im wesen und leben seines autors sich zu erklären und zu rechtfertigen sucht, ihn doch nicht, wie verschiedene andere verehrer des dichters, völlig blind für einzelne mängel macht. möglichst klar deckt er Hebbels geschichtsphilosophische ideen, die psychologische begründung seiner dramatischen helden, überhaupt seine künstlerischen absichten auf; aber er deutet auch richtig an, wo die ausführung dem grofsen wollen nicht vollkommen entsprach (so zb. II 32 und 38 f über den 'Diamant', III 22 ff über das 'Trauerspiel in Sicilien' und 'Julia', IV 11 f über 'Agnes Bernauer' und öfter).

Vielleicht sollten derartige bedenken gegen das allzuconstruierte einzelner probleme und charaktere und gegen die erkältend nüchterne wirkung gewisser reden und scenen bisweilen noch schärfer ausgesprochen sein. auch hätte sich P. III 15 bei 'Maria Magdalene' den durchaus verfehlten versuch sparen sollen, Klaras hingabe an den ungeliebten bräutigam als 'trotzige pflichterfüllung' zu deuten, zu der sie sich nach den anschauungen ihres kreises und 'als die tochter ihres vaters' (!) gezwungen sah. warum nicht lieber einfach zugeben, dass das in allem übrigen tadellose meisterstück auf einer psychologisch kaum möglichen voraussetzung beruht? unter Hebbels vorgängern im Nibelungendrama war neben Fouqué und Raupach unbedingt Richard Wagner zu nennen und vornehmlich an seiner leistung die Hebbels zu messen. was sind den lesern, an die sich P.s ausgabe zunächst wendet, Fouqué und Raupach im vergleich mit Wagner? und Wagners 'Ring des Nibelungen' war als dichtung eben vollendet worden, als Hebbel 1853 jenen leidenschaftlichen ruf nach dramatischer erneuerung der alten sage ertönen liefs (V 5 ff)!

Man kann noch einige bedenken und wünsche solcher art an einzelheiten in der arbeit Poppes anknüpfen. die tüchtigkeit seiner gesamtleistung aber verdient volle anerkennung; sie wird allen anforderungen gerecht, die man mit fug an eine gute populärwissenschaftliche ausgabe stellen darf.

München. **Franz Muncker.**

LITTERATURNOTIZEN.

Wilhelm von Humboldts sprachphilosophie von **Moritz Scheinert.** sa. aus dem archiv für die gesamte psychologie. XIII bd. 3 h. Leipzig, Engelmann 1908. 55 ss. 8°. — Die lectüre der sprachwissenschaftlichen arbeiten Humboldts in der neuen grofsen ausgabe hat herrn Scheinert gezeigt, dass Humboldts sprachphilosophie 'in weiterem umfange auf der beurteilung von tatsachen' beruht, 'als man gemeinhin anzunehmen pflegt'. leider definiert Sch. dies 'man gemeinhin' nicht genauer. immerhin wäre sein versuch, die erkenntnis die er sich erworben hat auch andern mitzuteilen, zu loben, wenn ihm nicht allzuviel dazu fehlte. s. 53 wird 'der begriff der einverleibung' 'wunderlich' genannt und gesagt, dass 'wir' (auch hier wird leider verschwiegen, wer 'wir' sind) auf Humboldts 'poesievolle analogien' — wie 'einverleibung' wol eine ist — 'nicht viel wert' legen. andere meinen nun aber, dass grade das wort 'einverleibung' ein sehr glücklicher ausdruck für gewisse erlebnisse auf sprachlichem gebiete sei. um zu dieser meinung zu gelangen, muss man sich allerdings bemühen, diese erlebnisse nachzuerleben, was Sch. leider unterlassen hat, wol gar für überflüssig für das verständnis Humboldts hält.

Berlin-Lichtenrade, 22. 8. 1910. **Ernst Lewy.**

Hölle und fegfeuer in volksglaube, dichtung und kirchenlehre von **Marcus Landau.** Heidelberg, Winter 1909. XIX u. 296 ss. 4 m. geb. 5 m. — Aus einer ungeheuern literatur hat L. ein äufserst reichhaltiges material zusammengebracht, das die merkwürdigsten übereinstimmungen aus den verschiedensten zeiten und zonen aufweist. das bedürfnis nach anschaulicher ordnung hat überall genaue topographische gliederung, überall sorgfältige ethische aufteilung zustande gebracht. die nachahmung irdischer verhältnisse hat in Babylon wie bei den Negern (s. 107. 112) feierliche letzte gerichtstage halten lassen. der menschliche hass und hochmut hat eine aus ethischen motiven (s. 26 f) erwachsene vorstellung überall mit den greulichsten strafschilderungen (s. 145) und den abstofsendsten widerholungen socialer abstände (s. 26) überladen: die himmlische schadenfreude der seligen (s. 190) ist dem christlichen himmel nicht fern geblieben, und das ausdauernde rachebedürfnis hat kinder und eltern der verdammten (s. 200) nirgends verschont. das schlechte gewissen der höllenmaler macht sich dann in zerrbildern des 'totenschleppers' (s. 41) luft. die unterschiede liegen fast nur im costüm. doch weist der verf. immerhin auf einige singularitäten hin, wie (s. 159) auf die strafe für geiz gegen buddhistische priester.

Wir sind noch in einer solchen epoche naturalistischer stoffsammlung, und wenn das material wenigstens so übersichtlich geordnet und (wie es scheint) auch nicht ohne kritik gesichtet

ist wie hier, müssen wir den folkloristen danken. eine wissenschaftliche vereinfachung wird ja erst möglich sein, wenn zu der inhaltlichen vergleichung in breitem umfang ein vergleichendes studium der formen tritt. in welcher weise und zu welchem grunde sind die zahllosen einzelvorstellungen systematisch verarbeitet worden? wie weit haben dabei beobachtungen aus der würklichkeit (zb. der gerichtlichen folderungen; der krankheitsqualen; der vulkanischen ausbrüche und mephitischen ausdünstungen) mitgewürkt? wie weit die anlehnung an gegebene schilderungen? aber von diesem ideal einer kunstgeschichte der religiösen vorstellungen sind wir noch weit entfernt und waten einstweilen noch wie die verdammten in dem trüb und zäh fliefsenden strom der menschlichen bosheits- und rachertindungen, die zu selten ein mildres licht durchbricht.

Berlin 24. 3. 10. **R. M. Meyer.**

F. Ohrt. Kalevala. som folke digtning og nationalepos. udgivet med understøttelse af Carlsberg fondet. København og Kristiania, Gyldendalske boghandel 1909. 275 ss. 5 m. 25. — Ich hatte die freude, an dieser stelle s. z. Comparettis 'Kalewala' anzeigen zu können — ein epochemachendes werk, mit dem Ohrts praktisches buch durchaus nicht verglichen werden kann. (ist das der grund, weshalb es in der geschichte der Kalewala-forschung s. 71 f gar nicht und auch sonst, so viel ich sehe, nur s. 216 polemisch erwähnt wird?) aber dieser zweite band von Ohrts Kalevala — der erste, den ich nicht kenne, enthält den text — ist doch eine dankenswerte arbeit. etwa wie Finslers 'Homer' — der auch hier besprochen wurde — führt O.s buch rasch und knapp in die wichtigen probleme einer epischen hauptfrage ein.

O. erzählt zunächst, anspruchslos und einnehmend, Lönnrots leben und die entwicklung des epos von seiner ersten zu der zweiten fassung (vergleich beider s. 46). Lönnrot steht nicht allein. die erweckung des finischen volkes und seiner kunde setzen sich gleichzeitig männer wie Castrén (s. 47) und Snellman (s. 86) zur aufgabe, von denen besonders der berühmte mytholog in seiner aufnahme von Lönnrots arbeit (s. 55. 72; vgl. allgemein s. 49. 54. 77) einen stark abweichenden standpunct verrät.

Ist nun die Kalewala ein 'volksepos'? (s. 62 f). klar ist, dass Lönnrot ein solches schaffen wollte, dass Homer und Hesiod (s. 45) ihm als vorbilder vor den augen standen und Ilias und Odyssee seine dichterische tätigkeit beeinflussten (s. 68. 70). klar ist auch, dass er den rhapsoden nicht verglichen werden kann, die keine varianten zusammenstellten und kaum die schrift kannten (s. 66). aber O. unterscheidet mit recht (s. 73) mehrere stufen der tradition: derjenigen die mit der überlieferung eine bewuste weiterführung und verarbeitung verbindet, weist er (s. 71 75) Elias Lönnrot zu.

Sein verhältnis zu den quellen ist durch die neuere finnische sagenforschung (s. 72f), besonders durch die beiden Krohn, '*suna-fatarangos*', klar gestellt. auch die vorgeschichte ist ziemlich deutlich: die wanderungen der lieder (s. 76f), das alter (s. 81) sind durch eine beispiellos ausgedehnte und sorgfältige sammler- und recensententätigkeit (das Kalewala-archiv s. 64) leidlich sicher aufgeklärt. zwar gegen die späte ansetzung, durchaus in christliche zeit (s. 81), werden wir noch zweifel hegen dürfen. aber wie 'volksballaden' wandern, lässt sich durch die gunst des materials hier wie nirgends sonst studieren.

Auch die besprechung der einzelnen gesänge (s. 113f) ist, wie die nachrichten über einzelne sänger (der wichtigste Arhippa s. 109) von allgemeiner bedeutung. der typus der 'widerholungslieder' (s. 125), in denen ein verlust erst episch, dann dramatisch mit denselben worten erzählt und trost geboten wird, könnte auch für die altgermanische dichtung (nicht nur für die Thrymskvida) von bedeutung sein — vielleicht von gröfserer, als die doch immer recht zweifelhaften mythologischen beziehungen (Niord und Frey s. 120; Balders tod s. 139). übrigens hält sich O. von dem bestreben, die ganze finnische mythologie in der Kalewala zu finden (s. 204f), mit anerkennenswerter vorurteilslosigkeit frei. wichtig ist hier besonders jener widerspruch gegen Comparetti (s. 216): die magische poesie sei bei den Finnen weder uralt noch früh verbreitet und erst entlehnt.

Von mehr speciellem interesse sind die darstellungen des metrums (s. 218f) und vollends der nachwürkung in späterer finnischer kunst (s. 225f). aber sie vervollständigen das buch zu einer sehr brauchbaren 'einführung in das studium der Kalewala'.

Berlin 31. 10. 1909. **R. M. Meyer.**

Aus der heidenzeit des braunschweigischen landes. von **Th. Voges.** mit 22 abbildungen. herausgegeben vom Pestalozziverein des herzogtums Braunschweig. Braunschweig, Appelhans & co. 1910. 60 ss. 8°. 1 m. — Th. Voges in Wolfenbüttel, der sich durch eine gut orientierende abhandlung über vorgeschichtliche siedelungen im nordharzischen hügellande (im Jahrb. d. geschichtsvereins f. d. herzogtum Braunschweig bd. 6) in die prähistorische wissenschaft eingeführt hat, bestimmt dies heft in erster linie für seine collegen, die lehrer auf dem lande, in der tendenz auf eine historische vertiefung der heimatkunde. es sind lose angereihte aufsätze über bodenfunde, siedelungsgeschichte und cultur der vorzeit und frühzeit. rein belehrende artikel wechseln mit plaudereien ab die eine methodische anregung bieten, und dazwischen eingestreut sind kleine novellistische skizzen aus der urzeit, in denen eine mafsvolle phantasie waltet. ich habe das büchlein, das uns ohne strenge disposition von der eiszeit bis zum capitulare de partibus Saxoniae hinabführt, mit vergnügen gelesen; es ist in einem vortrefflichen deutsch

geschrieben: volkstümlich und gebildet, ohne wissenschaftliche prätension und doch kaum je gegen die wissenschaft verstofsend.
E. S.

Alt-Frankfurt. vierteljahrschrift für seine geschichte und kunst. jahrgang II heft 1. Frankfurt a. M., H. Minjon 1910. 32 ss. kl. fol. der jahrgang zu 4 heften 4 m. — In die lange reihe der zeitschriften die, 1887 mit dem bescheidenen 'Hessenland' beginnend, das interesse weiterer kreise für geschichte, litteratur und kunst eines engen oder weiten heimatsbezirks pflegen und wachhalten, ist mit dem abgelaufenen jahre 'Alt-Frankfurt' getreten. die leitung der vornehm ausgestatteten quartalschrift liegt in den händen des archivdirectors prof. dr RJung, und so ist das organ vor der verflachung und verunkrautung durch den dilettantismus gewis gesichert. das uns vorgelegte heft enthält zunächst eine eingehende studie von PHohenemser über den bürgercapitain JohWilhFritsch und den beginn des verfassungskampfes 1705—1712, dessen treibende kraft der wackere Sachsenhäuser gastwirt gewesen ist: interessant für die geschichte der rechtssymbolik ist darin die episode mit dem 'mantelgriff' (s. 7b). — KSimon führt aus Frankfurter museen und privatbesitz eine reihe, z. tl. höchst reizvoller porträtbüsten und medaillons des bildhauers Landolin Ohmacht vor, der den alten Strafsburgern so wolvertraut ist. ich vermisse darunter das medaillon von frau Susette Gontard geb. Borkenstein, das CCThLitzmann vor seiner Hölderlin-biographie abbildet und das sich 1890 noch im besitz des architekten Sömmering in Frankfurt befand. — methodisch lehrreich ist sodann der aufsatz von RJung über Napoleon I in Frankfurt am 31. X und 1. XI 1813 durch die kritische sichtung einer von indirecter überlieferung früh entstellten tradition. — mitteilungen über museen und ausstellungen schliefsen das heft.
E. S.

Ekkehards Waltharius. ein kommentar von **J. W. Beck**, Groningen, P. Noordhoff 1908. XXVIII u. 172 ss. — 'Ein kurzgefasster commentar, der, auf der kritischen ausgabe Streckers aufgebaut, die wesentlichen puncte der interpretation berührend, besonders auch die sprachliche (sprachl.-histor. und sprachl.-psychol.) seite beachtet, war noch immer nicht erschienen'. hier erscheint er, mit einer hilflos unselbständigen, auch unklaren einleitung versehen, der text ist der Streckersche, der commentar stark abhängig von Althofs, nur das nächste verständnis fördernd, mit einer wunderlichen vorliebe für erklärung eines schwierigen satzes durch die annahme, dass er aus contamination zweier ausdrucksweisen erwachsen sei, und mit einem guten (niederländischen) gehör für die abwandlung der altlateinischen prosodie und das metrische. den beanspruchten wissenschaftlichen wert scheint mir das büchlein nicht zu haben. aber seine ausstattung ist sauber und hübsch, nur dass die heftigen

anstrengungen des druckers. deutsches ä ö ü widerzugeben. zu sichtbar geblieben sind.

Ich füge zwei vorschläge zu den beiden schlimmsten kreuzen der interpreten hinzu. ich möchte sowol in v. 19 f des prologs als in v. 874 des gedichts die überlieferung halten.

Prol. 19 *Ludendum magis est dominum quam sit rogitandum.*
Perlectus longevi stringit in ampla diei,
Sis felix sanctus per tempora plura sacerdos.

'Hier (bei dieser lectüre) gilt es mehr, sich zu unterhalten als zu Gott zu beten'; also *dominum* abhängig von *rogitandum*. diese auffassung bestätigt mir v. 21: 'die übrige längere (der comparativ, nicht der superlativ steht da!) zeit kannst du dann wider ein glücklicher, heiliger priester sein', oder 'um so länger mögest du dann wider jene priesterliche stimmung haben!' denn dass sich auch v. 20 auf die bischöfliche langeweile beziehe, scheint mir auch durch die von Althof aus dem Wolfdietrich beigebrachte parallele hübsch bewährt.

v. 874 *cui* [*maritae*] *nec raptae spei pueri ludicra dedisti* interpretier ich: 'der du nicht einmal den trost der h o f f n u n g (die nämlich jetzt geraubt ist) auf einen knaben gegeben hast'. so erst kommt das *nec* richtig heraus, das gewöhnlich schlankweg gleich *non* gesetzt ist: den gewöhnlichen *ludicra pueri* sind die *ludicra s p e i* (scil. *raptae*) *pueri* mit steigerung entgegengesetzt.

In v. 299 halt ich mit Meyer (Zs. 43, 131) und Strecker *aurum*.

Hinter v. 1215 ist punct oder kolon zu setzen, hinter 1216 ausrufungszeichen.

Charlottenburg. **Georg Baesecke.**

Zur komposition der Egilssaga capp. I—LXI von **W. H. Vogt.** [progr. des gymn. Augustum der stadt Görlitz]. Görlitz 1909. 65 ss. 8°. — Die composition der Isländergeschichten ist eine wenig beachtete frage. der historismus hat dafür kein auge. wer mit feinerem kritischen sinn an diese denkmäler herantritt, kann lange suchen eh er einen wegweiser oder auch nur eine ermutigung findet. unter diesen umständen ist eine arbeit wie die von Vogt besonders dankenswert. dem verf. ist der charakter der Egilssaga als kunstwerk, als unterhaltungsbuch — wenn man so will — aufgegangen. er will sie aus dem geiste und der arbeitsweise ihres autors begreifen und steht somit der antiquarischen dogmatik frei gegenüber. das ermöglicht ihm einsichten, die als fortschritte in der sagabetrachtung gelten müssen. treffend bekämpft er die geistlose chronologie der jahrestafeln (s. 26), hat ein auge für die 'ausgeschriebene hand des verf.s' (s. 60), weiſs die lose eingefügten episoden als künstlerisch geforderte ruhepuncte zu würdigen (s. 32. 34. 64; sehr merkbar ist der wechsel von sturm und windstille zb. auch in Snorris Olafssaga h.), oder empfindet sie mit sicherem tact als 'vorklingende

accorde' (s. 32). derartige beobachtungen bilden ein heilsames gegengewicht gegen die allzu strengen anforderungen, die i. ü. an die geschlossenheit der composition gestellt werden. etwas reichere empirie, ja schon die herbeiziehung auch der schlusscapitel hätte hier von vornherein hemmend würken können. ich gebe V. gerne zu, dass die hand des verf.s sich gegen anfang ungleich mehr bemerkbar macht als gegen ende, glaube auch, was er über die 'zweisträngigkeit' sagt, ist hierfür nicht bedeutungslos, halte jedoch die 'einarbeitungen' für unbeweisbar. wir wissen bis jetzt eben doch zu wenig davon, wie die stoffe aussahen die der verf. verarbeitete. s. 28 f deckt V. die spuren einer älteren motivierung einleuchtend auf. aber wir wissen nicht, wieweit die 'alte volkstümliche erzählung', deren sinn hier richtig erfasst wird, als solche vor der Eigla vorhanden war.

Breslau. **G. Neckel.**

Critical contributions to early english syntax by **A. Trampe Bødtker** [Videnskabs-selskabets skrifter. II. histor. filos. klasse 1908. no. 6] Christiania, 48 ss. gr. 8⁰. — Die absicht dieser kritischen beiträge zur altenglischen syntax besteht nach des verf. einleitung darin, nachzuweisen inwieferne einige erscheinungen derselben, die man französischen einflüssen zuzuschreiben geneigt ist, sich auf heimischem boden entwickeln konnten, ob nun von fremdem gebrauch gefördert oder nicht. verf. sagt auch selbst sofort, dass seine einzelnen capitel nach anlage und ausführlichkeit sehr verschieden sind, und tatsächlich entfällt auf *of*-constructionen der löwenanteil (von 48 seiten gr. 8⁰ ganze 31) während den präpositionalausdrücken mit *at*, *by*, *to* nicht ganz 8, einigen eigenheiten von zahlwörtern, adverbien und bindewörtern nicht ganz 6 seiten gewidmet sind.

Bei den *of*-verbindungen sucht B. auf grund der belege aus den ältesten quellen nachzuweisen, wie sich aus der präpositionalen geltung allmählich die abgeschwächte nur genitivische entwickelt hat, u. zw. der reihe nach die genitivische im allgemeinen, dann die verwendung zur bezeichnung der tätigen person beim passivum, die causale, die objective geltung, die vertretung des *on*, die function als genitivus materiae und partitivus, originis, possessivus, determinativus und definitivus, qualitativus. sodann wird zusammenfassend dargelegt, dass um die mitte des 12 jh.s die *of*-ausdrücke im sinne würklichen genitivs bereits fest hafteten, und da dies nur hundert jahre nach der normannischen eroberung eintrat, schliefst verf. daraus, dass eine so tief eingreifende syntaktische änderung in der kurzen zeit nicht durch fremden einfluss habe entstehn können, sondern sich auf heimischem boden (hauptsächlich wegen der abschleifung der flexionsformen, und durch die analogie der auch sonst im germanischen beliebten *von*-ausdrücke) entwickelt haben muss. französischer einfluss könne erst später und in einigen neuerungsformen eingesetzt

haben. von denen verf. jedoch nur zwei (*of me* = 'my'; a friend *of mine*) eingehender erörtert.

In ähnlicher weise wird im II capitel der heimische ursprung verteidigt von superlativen ausdrücken mit *at* (*at the first* &c.); von distributivem *by* (*by twos and threes*), von *by* zur bezeichnung der tätigen person beim passivum, von der verbindung *by himself*, vom temporalen *by*; von *to* im sinne des dativus commodi und des possessivus (*son to* . . .) und zur bezeichnung des preises. im III capitel wird endlich ebenso die von der höchsten zahl zur niedrigsten herabsteigende wortfolge der grundzahlen (*hundtwentiz and fiftiz threo*), dann die verbindung *ofte tymes* und einige eigentümlichkeiten im gebrauche gewisser satzverbindungspartikeln (*so, and, to þerm þät, hwen þät, ʒif þät, as*) als vom französischen einfluss unabhängig dargestellt.

Die ganze erörterung ist äufserst sorgfältig, umsichtig, alle umstände erwägend und demzufolge meist glücklich zu nennen, und wenn auch nicht überall völlig überzeugend so doch unzweifelhaft interessant und belehrend.

Prag am 26 märz 1910. **V. E. Mourek.**

Beiträge zur kenntnis des sprachgebrauchs im volksliede des XIV. und XV. jahrhunderts von **Karl Hoeber.** Berlin, Mayer & Müller 1908. [Acta Germanica bd. VII heft 1] 129 ss. 8°. 4 m. — Im 1. cap. behandelt H. die lautlichen verhältnisse. ein missliches beginnen; denn wenn man nur eine ganz eng begrenzte gattung aus dem gesamten hochdeutschen litteraturgebiete heraushebt, kann unmöglich etwas brauchbares herauskommen. infolgedessen sind auch die beispiele für die lautverhältnisse im Lochheimer liederbuche, das als einheitliches werk auch eine eigne sprachliche darstellung verlangte, im ganzen capitel verstreut, unübersichtlich und nicht weiter verwertet. — die folgenden abschnitte behandeln den sprachgebrauch und die poetischen stilmittel. H. macht hier eine reihe guter beobachtungen, besonders über wortgebrauch und bedeutungswandel. aber auch hier macht sich der grundfehler des ganzen buches fühlbar, die gar zu grofse beschränkung. aus den volksliedern sind nur die liebeslieder herausgehoben worden, und die gleichzeitige oder vorausliegende dichtung ist zu wenig berücksichtigt. vor allem wären Neithart und seine nachahmer, der meistergesang und die älteren fastnachtsspiele, ferner das Mhd. wb. mehr heranzuziehen gewesen. — was zb. s. 43 von *kunnen* und *mügen* gesagt wird, ist an sich richtig, man denke an 'macht' und 'kunst'. aber die verwischung des unterschiedes, die mir von den verneinten formen ausgegangen zu sein scheint, findet sich nicht erst 'in der späteren zeit des mittelalters', sondern schon in der blütezeit; vgl. zu der pleonastischen verbindung der beiden worte: *ich soll und muss* (B 859ᵃ). über die besonders im Renner beliebten zusammensetzungen mit *affen* (s. 21) hätte das Mhd. wb. ebenso

aufschluss geben können, wie über das verhältnis von *liebe* zu *minne*. hierzu vgl. besonders die litteratur bei Michels QF. 77 s. 25. — bei der besprechung der beziehungen der volkslieder zum minnesange hält sich H. in der hauptsache an die blütezeit des minnesanges. der streit zwischen sommer und winter wird nur kurz erwähnt; da war vor allem Jantzen, Germ. abh. 13 heranzuziehen. — einer zusammenstellung des sprichwörtlichen in den volksliedern folgt eine untersuchung über die innere einheit des Lochheimer liederbuches. die offenbar nicht zu den übrigen zu stellenden lieder (2. 18. 31. 45) und das inhaltlich ganz abweichende '*Ich spring an disem ringe*' (nr 42) schaltet H. aus. aus den in den übrigen liedern immer wiederkehrenden sprachlichen wendungen und motiven weist er, Arnold Mayer folgend, auf die nahen beziehungen zum mönch von Salzburg hin und schreibt die behandelten lieder einem und demselben verfasser zu. in nr. 1 scheidet er str. 5—7 als selbständiges gedicht ab. mir scheint dieses capitel das beste im ganzen buche zu sein. hier hätte auch eine zusammenhängende darstellung des sprachlichen im LL hingehört (s. o). — als materialsammlung und als vorarbeit ist H.s buch immerhin brauchbar.

Breslau. **Konrad Gusinde.**

Studien zur tierfabel von Hans Sachs. inauguraldissertation von **Erich Ricklinger.** München, Kastner u. Callwey 1909, 61 ss. 8°. — Ricklinger untersucht HSachsens tierfabel, die spruchgedichte wie die meistergesänge. er rühmt die erreichte treue in tierkundlicher hinsicht, die zuweilen glückliche charakterisierung der menschlichen rolle der tiere, die glückliche ausnützung des komischen elementes der tiergeschichten, betont den wert der didaxis für HSachs, sein streben nach anschaulichkeit, nach kürze, die seltenheit von änderungen wegen reimzwang, und untersucht die moralien. es werden damit schon bekannte resultate bei HSachs von neuem, also auch für den mg. zutreffend, bestätigt. — in den mgg., findet R., habe die enge der weise den dichter zu abweichungen von seinen sonstigen arbeitsprincipien genötigt: er muss sich oft kürzer fassen. das schliefst aber für R. in sich eine verringerung der anschaulichkeit, der charakterisierung, eine verkürzung der moral, uä. meine beobachtungen, über die ich mich gelegentlich eingehender äufsern werde, stimmen darin nicht ganz überein. dass HSachs vielfach ohne schaden kürzen konnte ligt auf der hand. mitunter, aber nur sehr selten, dünkt mich, sei eine änderung im mg. dem spruchgedicht gegenüber zu bedauern. aber meistens, auch in den von R. als belege angeführten stellen, handelt es sich etwa um eine anhäufung von einem halben dutzend von adjectiven (bd II nr 302), wenig drastische ausmalungen (bd II nr 224), breit schildernde anfangssituationen statt directem frischem beginn (bd II nr 229), aufzählungen (bd I nr 15) usw.: wo die moral manchmal etwas

kürzer ausfällt — was gewis nichts schadet — erhöht der dichter oft auf irgend eine weise die würkung, z. b. in bd III nr 222 dadurch, dass die löwin wie in der quelle, entgegen dem spruchgedicht (bd II nr 15), nur noch kräuter fressen will: die erzählung ist hier nicht gekürzt. also wol vielfach gröfsere kürze im mg., aber, gegen R., selten zum schaden der dichtung. und wenn R. ss. 26 und 27 meint, HSachs habe sich im mg., dem spruchgedicht gegenüber, zu sehr eingeengt gefühlt, bei zahlreichen mgg. seien die kürzungen übermäfsig breiten quellen gegenüber erzwungen, so unterschätzt er den vers- und reimvirtuosen HSachs, der über 4000 mgg. auf dem gewissen hat, abgesehen von den unzählichen andern producten in gebundener form. wol gibt es fälle wo HSachs durch den zwang gehindert war, indem dann kürzungen ungeschickt ausfielen, wie bd III nr 8, nr 38, nr 203 ua., oder der form wegen, um das mafs auszufüllen, breiter ausgemalt wurde, als es der dichter sonst vielleicht getan hätte, wie in den nrr 9. 10. 15. 43. 140. 314 uaa. aber auf schritt und tritt finden wir stellen, wo die geschickte art der durch die mg.-form bedingten änderungen auffällt. — in einer ausführlichen einleitung gibt der verf. einen überblick über die tierfabel bis auf HSachs — einen ins einzelne gehenden vergleich mit HSachs verspricht er in einer besondern arbeit —, und in der schlussbetrachtung kommt er mit Karl Drescher zum resultate, dass von späterm einfluss des meistersingers HSachs nicht viel zu spüren sei. — bisweilen sind resultate schärfer formuliert als das material es zuliefs. eine recht fleissige arbeit; der verf. hat viel liebe zum dichter und diesen, aufser in den erwähnten puncten, gut aufgefasst. als störende druckfehler sind mir aufgefallen s. 50 z. 10 nr 203 (soll heifsen 302), s. 51 z. 6 nr 399 (statt 299).

Burgdorf (Schweiz). **Eugen Geiger.**

Moritz August von Thümmels roman 'Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich' von dr **Richard Kyrieleis.** [Beiträge zur deutschen literaturwissenschaft, herausgegeben von Ernst Elster. nr. 9]. Marburg, Elwert 1908. 75 ss. 8°. 2 m. — Die geschichte des deutschen romans gibt gegenwärtig das feld ab, auf dem zahlreiche dissertationen das erwünschte noch nicht angebaute plätzchen finden. fast durchgängig aber kümmern sich die neuen ansiedler nicht um ihre nachbarn. es ist, als wenn eine allgemeine verabredung bestünde, mit jeder arbeit wider von vorn anzufangen. jetzt nimmt RKyrieleis Thümmels grofsen reiseroman vor und nennt in seinem überblick über den 'stand der forschung' unglaublicherweise nicht eine von den schriften, mit denen er sich in erster linie hätte auseinandersetzen müssen. später wird auch nur Behmers arbeit über den einfluss Sternes auf Wieland herangezogen. K. bekümmert sich fast nur um die biographische litteratur und leitet

in recht interessanter weise die stimmungen der einzelnen teile des von 1791 bis 1805 erschienenen werkes aus den erlebnissen des dichters ab, schiefst freilich weit über das ziel hinaus, wenn er (s. 9) Thümmel mit Tasso vergleicht. der einfluss der ausländer, Voltaires, Rousseaus, Fieldings und Smollets, wird ausführlich und überzeugend nachgewiesen. dagegen heifst es auf s. 24 recht summarisch: 'seine landsmännischen vorläufer konnten Thümmel nicht viel anregung bieten'. dieses urteil basiert einfach auf ungenügender kenntnis der 'landsmännischen vorläufer', wie einige beispiele zeigen mögen. K. bezeichnet Wieland als den schöpfer des psychologischen romans, ohne Blankenburg zu nennen, der 1774 in seinem 'Versuch über den Roman' den 'Agathon' entzückt analysierte, aber in zukunft berücksichtigung der deutschen sitten forderte: '*Lessings Minna und die Wilhelmine mögen das übrige lehren*!' — also verlangt Blankenburg eine vereinigung von Wielands 'Agathon' und Thümmels 'Wilhelmine', dh. gerade das was K. an der 'Reise' bewundert, wenn er Thümmel preist, weil er an die stelle der leblosen griechischen scheinwelt Wielands das meisterhaft gezeichnete milieu der gegenwart gesetzt hat. wie konnte ihm diese stelle entgehn! Ferner hebt K. hervor, dass Sterne 'die besonderen zeitgeschichtlichen verhältnisse unberücksichtigt lässt', während Thümmel sie heranzieht. hier ist das vorbild der pastor Hermes, dessen reisende Sophie von den kosaken des siebenjährigen krieges entführt wird. sonderbar würkt auf s. 25 die kurze bemerkung, dass sich die durchbrechung der prosaerzählung mit versen auch 'bei Gellert, Uz, Miller, Hermes uaa.' findet. damit ist K. fertig und untersucht nicht etwa den einfluss, den das singspiel und die verserzählung bereits auf Hermes übten, sondern bleibt bei Thümmel und bespricht in aller breite (s. 60—64) die zahl der versfüfse, den umgelegten rhythmus, die reimgebilde, als ob dieses seltsame stilgemengsel classischen wert besäfse. Thümmels polemik gegen den katholicismus hat ihre vorgänger auf dem gebiete des dramas. K. nennt nur den bruder Martin im 'Götz', zieht aber weder Klingers 'Faust' noch seinen 1793 erschienenen kampfroman gegen die spanische inquisition heran. wenn K. betont, dass bei Thümmel das milieu auf die entwicklung des charakters würkt, so wird damit nur eine forderung erfüllt, die Blankenburg, JJEngel und andere in aller ausführlichkeit entwickelt und begründet hatten. zum schlusse gibt K. eine lehrreiche zusammenstellung der urteile der zeitgenossen, die mit ausnahme Schillers Thümmel bewunderten, und der nachwelt, die sich mit wenigen ausnahmen Schiller anschloss. wenn K. verlangt, dass man an die stelle der moralischen beurteilung die ästhetische treten lasse, so ist das gewis berechtigt, nur darf darüber der historische gesichtspunct nicht vernachlässigt werden. den ausländischen einwürkungen ist K. gerecht geworden, aber

er hat auf das conto Thümmels vieles gesetzt was seinen deutschen vorgängern gehört.

Leipzig. **Robert Riemann.**

Der junge Goethe und das publicum von **WRRPinger.** [University of California publications in modern philology vol. 1 nr. 1] Berkeley, University press 1909. 67 ss. 8°. — Gegenüber der herkömmlichen anschauung, Goethe habe das publicum verachtet, sucht der verf nachzuweisen: 1. dass man die für diese meinung grundlegende stelle in 'Dichtung und Wahrheit' sowie die in ihr ausgedrückte anschauung zu stark betont habe. 2. dass Goethes geringschätzung des publicums auch in diesem eingeschränkten maſs nur für seine jugend gelte. 3. dass sie auch in dieser weiteren reduction nicht seinem wesen entspreche, sondern durch fremde einflüsse (s. 47 f), besonders den Mercks (s. bes. 56. 61) ihm nahegebracht sei. — als belegsammlung für Goethes verhältnis zum volk (s. 21 f) und besonders zum publicum (s. 29 f) nicht ausreichend, vermag die arbeit in ihrer beweisführung vollends nicht zu befriedigen. von der fundamentalen tatsache, dass Goethe zwischen sich und die lesenden 'mitmenschen' die zwischeninstanz des 'kreises' einschob, wird so wenig notiz genommen, wie von den aus seinem innersten stammenden bekenntnissen im 'Tasso' und der 'Zueignung' zum 'Faust', die die theorie vom freundlichen umschwung (s. 17) allein widerlegen. zwischen der rücksicht die der praktiker und insbesondere der theaterdirector (vgl. s. 41) nahm, und seiner theoretischen überzeugung von der patriachalischen stellung des dichters (vgl. s. 38) wird nicht streng genug geschieden. auf Alb. Kösters vortrag und andere studien bei den letzten Goethefeiern ist P. nicht eingegangen. es ist ihm aber einzuräumen, dass er die notwendigkeit einer erneuten prüfung des problems dargetan hat.

Berlin, 27. 10. 10. **RMMeyer.**

Goethe und Schiller von **Fr. Warnecke.** Weimar, Böhlau 1909. 15 ss. 8°. 0,60 m. — Eine eingehende kritik der berichte beider dichter über ihre begegnung 1794 führt den verf. zu dem ergebnis, der Schillers sei vorzuziehen; wobei man zustimmen kann, ohne alle argumente (zb. die analogieen s. 11) sich anzueignen. auch dass Goethes '*Glückliches Ereignis*' ein gesamturteil über Schiller mehr als ein historischer bericht sei, wird dem scharfsinnigen kritiker zuzugeben sein. dass über die 'Metamorphose der Pflanzen' gesprochen wurde, scheint mir kein genügender grund anzuzweifeln. der irreführende titel könnte etwas bescheidener gewählt sein, wenn auch der verf. hier einen 'symbolischen fall' anzunehmen scheint. **R. M. Meyer.**

Bücherkunde der deutschen geschichte. kritischer wegweiser durch die neuere deutsche historische litteratur. von dr. **Victor Löwe.** 3 verm. u. verb. auflage. Altenburg, JohRäde 1910. 144 ss. 8°. 2,40 m. — Die altbewährte quellenkunde von Dahl

mann-Waitz ist in der neusten auflage ein so umfangreiches und kostspieliges werk geworden, dass das verlangen nach einem knappern leitfaden durch die historische litteratur wol begreiflich erscheint. und durch den erfolg des vorliegenden bändchens, das unter einem anderen titel pseudonym zuerst 1900 erschienen ist und dann weiterhin drei auflagen erlebt hat, wird dies bedürfnis gewis bestätigt. der verf. ist redlich bemüht gewesen, die neuste litteratur nachzutragen, hat auch den stoff jetzt etwas schärfer gegliedert, aber mich dünkt doch, der raum könnte noch besser ausgenützt werden: insbesondere ist ein titelregister von 28 seiten auf 116 seiten büchertitel doch ein directer nonsens. die einordnung, gruppierung und trennung ist nicht immer glücklich: so wenn Bergners Grundriss der kirchlichen kunstaltertümer (vermutlich weil er bis in den anfang des 18 jh.s reicht) s. 29 steht, Ottes Kunstarchäologie aber erst s. 105, oder wenn unter der litteratur zur geschichte der reformation (s. 40) bd. 3 der Kirchengeschichte von WMöller (-Kawerau) scharf hervorgehoben wird, ohne dass man erfährt, dass KMüllers werk (s. 28) in bd. II 1 (1902) die gleiche epoche behandelt. die charakteristiken, die ungleichmäfsig beigegeben sind, treffen nicht immer das richtige: es ist doch mindestens schief, wenn Zeufs Die Deutschen und die nachbarstämme, eine der grösten leistungen der deutschen wissenschaft, als 'eine art lexikon der völkerkunde' bezeichnet wird (s. 32). und was soll der student, der nicht ahnt, was in JGrimms Rechtsaltertümern steht, mit der bezeichnung 'classisches werk' anfangen? in den hilfswissenschaften und grenzgebieten ist die auswahl der litteratur oft zufällig oder willkürlich: wenn je ein hauptwerk über Lessing und Herder aufgeführt wird (s. 106), so fragt man, warum Goethe und Schiller fehlen. schliefslich wird bei einer neuen auflage eine sorgfältige bibliographische revision nicht zu umgehn sein: dass von einem werke nur erst die anfänge vorliegen (Rachfahl s. 45), dass ein 'teil' (Hettner s. 106) mehrere bände umfasst, dass die '2. auflage' nur eine titelauflage ist (Arnold s. 32), muss man aus einer 'bücherkunde' unbedingt ersehen. **E. S.**

Berichtigung zu s. 180: die dort besprochene abhandlung von R. Pestalozzi ist nur ein teil des XII heftes der sammlung 'Teutonia': 'Syntaktische beiträge', das aufserdem noch eine gröfsere arbeit über 'Die casus in Joh. Kesslers Sabbata' enthält und VII + 80 ss. 8⁰ stark ist. preis 3 m.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Zum Vorauer Alexander. Vom cedernwalde des berges Libanon heifst es im Vorauer Alexander (Diem. 205, 14): *diz ist noch der selbe walt, den der chunich salemon galt wider einen chunich, der hiez sigiram.* in der Strafsburger bearbeitung heifst der letzte vers (1101 Kinzel): *wider einen kuninc, der hiz Hyram.* dass das das richtige ist, kann keinem zweifel unterliegen. aber keiner der herausgeber, weder Diemer noch Weismann noch Kinzel, verliert ein wort darüber, was den dichter bewogen haben könnte, dem könig Hiram der biblischen bücher einen echtgermanischen namen zu geben; ja Kinzel bucht ganz unbefangen den namen Sigiram im register (s. 529). es scheint mir sicher, dass der Vorauer schreiber getreu seine vorlage abgeschrieben und dass diese nichts anderes gemeint hat als *der hiez sig iram*. schon an zwei andern stellen (Diem. 205, 25. 217, 13) bietet der Voraner Alexander die ältesten belege für den eigentümlichen reflexiven dativ bei *heizen*; diese dritte kommt hinzu. die schreibung *sig* ist aus der mittelfränkischen vorlage unversehrt herübergerettet: wir kennen sie aus dem dem gleichen dialekt angehörenden Annolied (41. 711) und dem legendar (vgl. Busch Zs.f.d.ph. 10, 393). für die bestimmung von Lamprechts heimat, wenn sie noch zweifelhaft sein kann (schon die erwähnung des heiligen Pantaleon halte ich für beweisend und stimme im übrigen Pfeiffers darlegungen Germ. 3, 494 völlig bei), scheint mir dieser idiotismus nicht ohne bedeutung. dass *sich* der dativ, nicht der accusativ ist, nimmt Grimm Gramm. IV 327 nach analogie der reichen ähnlichen verbindungen im as. und ags. mit recht an, wie denn überhaupt das nichtvorhandensein des dativs *sich* im mhd. eine behauptung ist die den tatsachen nicht entspricht (vgl. Alex. 5844. Eilh. 2341).

Jena, 30. okt. 1910. **Albert Leitzmann.**

LYRISCHE FEDERPROBEN. *Ein auflassregister der pfarrei Herborn für die jahre* 1416—1424 *unter den Deutschordens-acten des staatsarchivs zu Marburg weist auf der rückseite des auflasses vom j.* 1424 *die nachfolgenden federproben auf, von denen einige für die charakteristik des volksliedes jener zeit nicht ohne interesse sein mögen.* **Hans Neuber.**

Des meyen zid frawet sich der gauch
des selben glichen tun ich werlich auch.

Von unbilde mufs ich lachen
daz ich kan gemachen
daz sie meynt ich meynen sie
daz mir in myn herze qwam noch nye.

ye lenger ye liber vergifs myn nicht
libes oygelin.

	elder		erg		
ye	richer	ye	kerg		er
	edeler		ungetruw		

Taregamat ramagerat maga . . . . .

von meisterlicher mensur . .

Ich qwam in einen garten da fand ich
gamerille gamerille und ander crud
ein krutschin heifset bissen daz kan nymant
genifsen wolgemud wolgemud hufs dirn
die lange nacht bis an den tag dirdundei.

PERSONALNOTIZEN.

In Heidelberg starb am 9 december 49 jährig professor dr Bernhard Kahle, der in den letzten jahren neben seinem specialgebiet, der nordischen philologie, auch die deutsche volkskunde pflegte. — am 22 december verschied zu Leipzig im 67 lebensjahre prof. dr Gustav Wustmann.

Der privatdocent dr Walther Brecht in Göttingen wurde an Borchlings stelle als professor der deutschen sprache und litteratur an die akademie in Posen berufen. — der senat der freien und hansestadt Hamburg hat die neu begründete professur für englische sprache und cultur dem professor dr Wilhelm Dibelius in Posen übertragen.

An der universität München hat sich dr Fritz Strich für neuere deutsche litteraturgeschichte habilitiert, an der universität Leipzig dr Hans Weyhe für englische philologie.

REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

â > *æ*, *ê* fränk. A 213
accipies-bilder in incunabeln A 70 ff
additionscomposita A 155
EvAdelnburg 151
adverb als subject A 25 f. 28 f, als prädicat A 30 f
Adoniscult, grundlage der Gralssage? A 248 ff
aetiologische sagen A 141
DvAiſt 151
Albers 'Tundalus', collation u. kritik 190 ff
anekdote A 117
antern 'nachahmen' A 125
'Apokalypse', bruchst. d. mnd. gedichtes 269 ff
Arnold s. 'Reinaert'
aspiration von *p* u. *k* fränk. A 204 f
Atlakvida A 136 f
Attila, verschied. namensformen 99. 104
HvAue, zusammensetzungen m. *-bære* 78 ff, m. *-rich* 76 ff
auslautsgesetz des schlesischen A 36
avanturierroman A 175 ff
Avitus, m. Hieronymus befreundet 381 f

b afränk. A 194 f, geminiert A 198 f
b < *p* in lehnwörtern A 206
-bære in zussetzgen bei HvAue u. GvStraſsbg 78 ff
Baiern als heimat SHelbers 182 f; aussprache des lateins 183 f; *e*-laute 185 ff
MBeheim, meisterlieder, rhythmik u. melodik A 67 ff
Benrather linie A 17
'Bergmann', mhd. gedicht aus Böhmen 256 ff
betonica-recepte, Trierer hs. 175
bewerien A 123
Bibeltext, gotischer, und s. vorlage 365—386; griechischer, verschiedene classen 369 ff. 386; altlateinischer (Itala) 366
Biblia picta (pauperum) u. 'Spec. hum. salvationis' A 60 f
bilderbücher, typologische A 60 ff
bilinguen-hss. der Bibel 379
Bindelt, luxembg. ortsname A 202
bindungen, skaldische, als kriterium des alters A 47 f
Biterolf A 191
bitz A 202
Bleheris A 249
blutfluss, spruch dagegen 171. 178
Böhmen, heimat d. cod. pal. germ. 341 : 245 ff; vgl. deutsch-böhmisch
Bodensee als Rhein bezeichnet 389 f
UBoner, anfang u. schluss s. 'Edelsteins' 107—112; zu den quellen einzelner fabeln 231—244: nr 2 : 234, nr 4 : 234, nr 43 : 235, nr 48 : 236, nr 49 : 232, nr 52 : 236, nr 58 : 237, nr 74 : 237, nr 82 : 238, nr 85 : 239, nr 87 : 239, nr 89 : 231, nr 92 : 240, nr 94 : 241, nr 95 : 242, nr 96 : 243, nr 97 : 243, nr 100 : 243
RdeBorron, poet. 'Perceval' A 243 ff
brechung A 214 ff
Maximiliane Brentano geb. La Roche A 275 ff
Brixianus, codex 369. 379; prolog dazu 385 f
Brynhildpoesie der Edda A 138
GBüchner A 188 f
Burchard v. Worms, s. zeit gespiegelt in d. Nibelungendichtg 206 ff

carricaturen aus d. Franzosenzeit A 95 f
DCatonis 'Disticha' bei GvStraſsburg 349
ch u. *c* im ahd. Isidor A 205
christliche segen u. heidnische zaubersprüche 179 f. 390 ff
christmette, protestantische A 143 ff
'Christus u. die minnende Seele' A 255 ff; verfasst vom dichter d. 'Teufelsnetzes'? A 257 f; verwante dichtungen A 259
Chrysostomus, sein bibeltext 376—378. 382
circumflex am Niederrhein A 18 f
Sal. Columbus, En swensk ordeskötsel A 109
conformationen als fehlerquelle in bibeltexten 372

d afränk. A 194 ff, geminiert A 197
deutschböhm. gedichte im cod. pal. germ. 341 : 246 ff, orthographie 248 ff
Dewin in Böhmen (burggraf Hermann) 247
dialektgeographie A 7. 15 ff
dienestman (*dienen*) in d. standes-

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.





